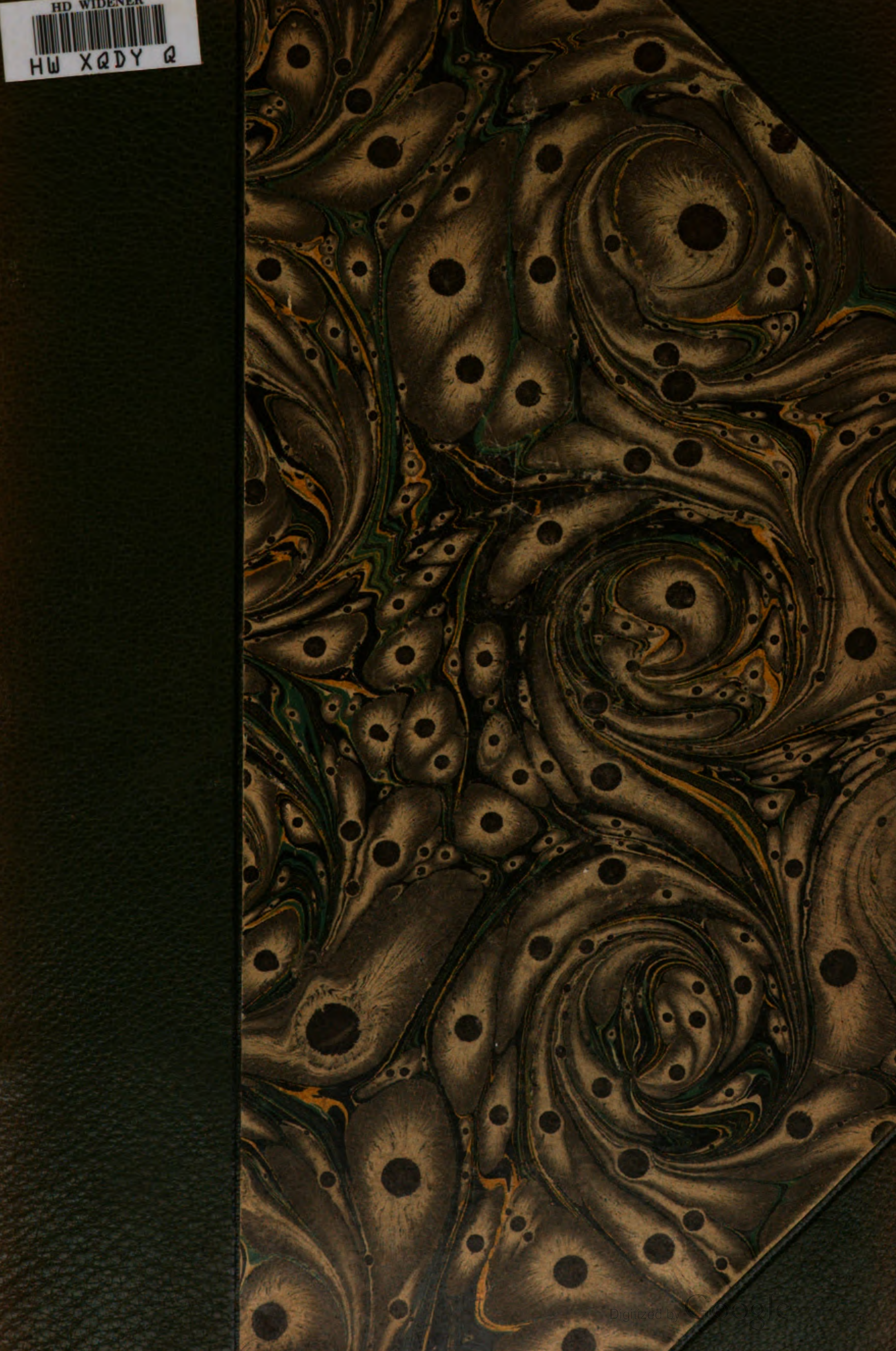
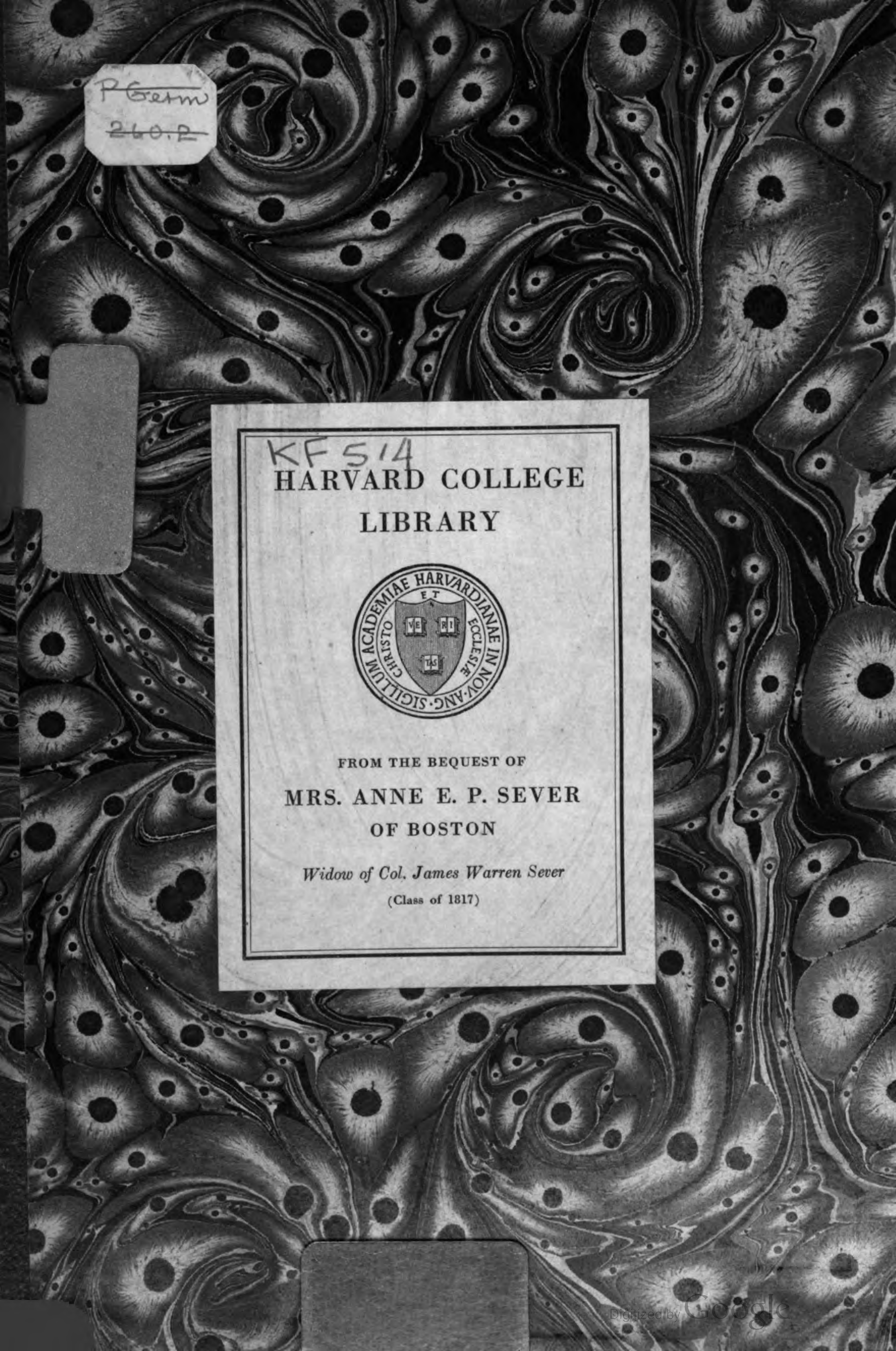
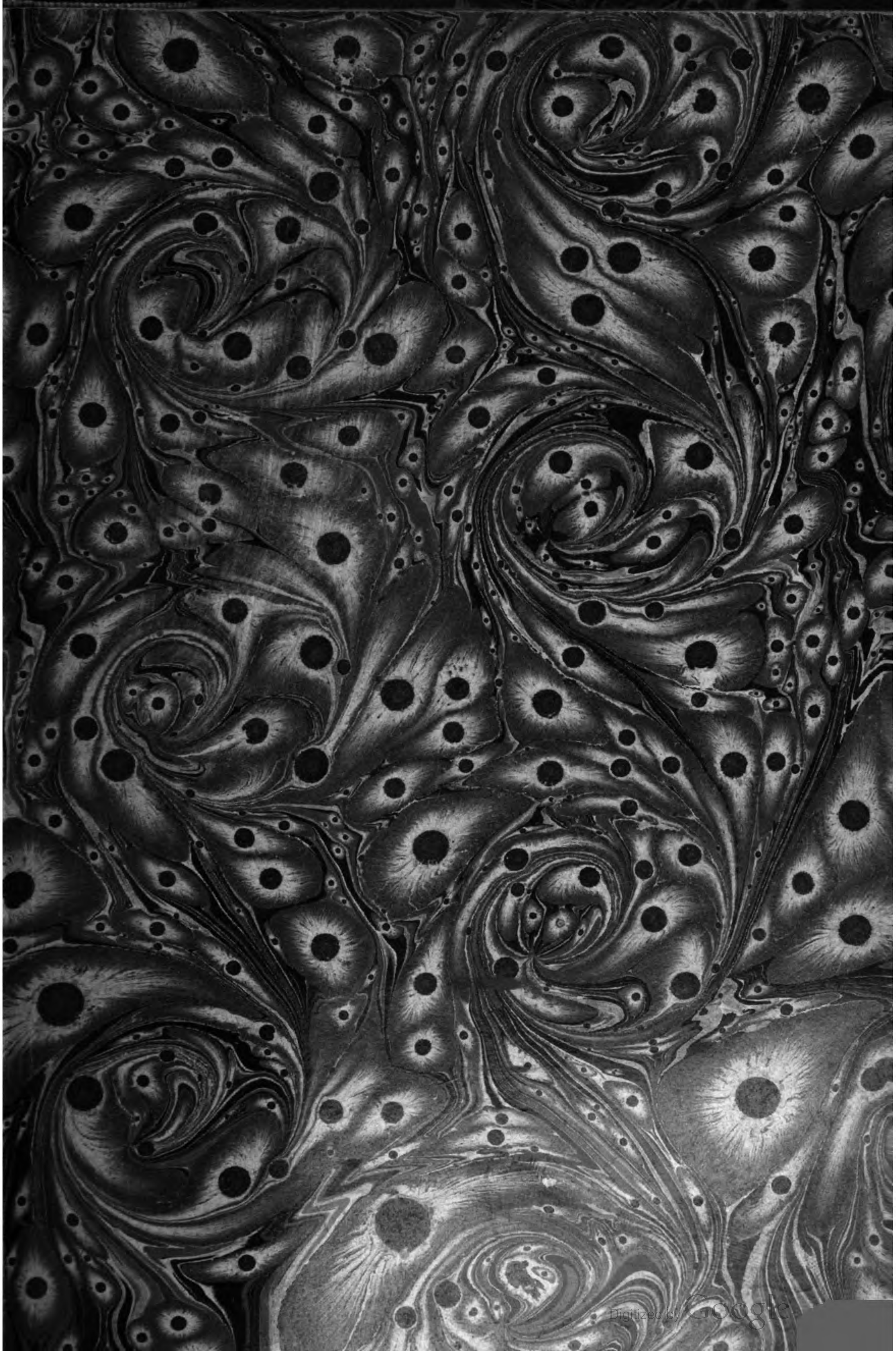




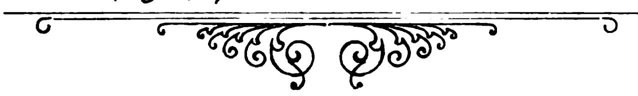





# Zeitschrift

für

## Wissenschaft, Litteratur und Kunst.



III. Jahrgang.

1901/1902.

Herausgegeben

von der




Wien und Stuttgart.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.
1902.

# Inhalt des dritten Jahrganges.

**Aufsätze:**



Für die Redaction verantwortlich: Dr. Franz Schnürer.

Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



# Joseph Freiherr von Helfert.

**Erlebnisse und Erinnerungen.**

## II.

## Ministerium Schwarzenberg-Stadion.

### 1.

Als Fürst Felix Schwarzenberg im October 1848 in Olmütz erschien galt er den Leuten, die um seine Ankunft wussten, einfach als ein General von der Armee Radetzky's, wie ja zu jener Zeit auch andere höhere Officiere in der mährischen Hauptstadt erschienen. Von einer höheren Bestimmung des Fürsten hatte im Publicum und, wie wir gesehen haben, selbst in Abgeordnetenkreisen niemand eine Ahnung. Schwarzenberg hatte damals sein 48. Lebensjahr eben erst zurückgelegt, — geb. 2. October 1800 zu Krumau in Böhmen, — er war hoch und schlank von Wuchs, soldatisch aufrecht und gerade in seiner Haltung; seine Gesichtszüge, die Feinheit seiner Hände und seiner ganzen Gestalt trugen ein ausgesprochen aristokratisches Gepräge; der kurze und schnelle und dabei leichte Schritt verrieth — diesen Eindruck hat er mir von allem Anfang gemacht — Vertrautheit mit dem glatten Boden des Hofmannes und des Diplomaten.

Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe war auch Graf Franz Stadion, um sechs Jahre jünger als Schwarzenberg, geb. zu Wien, 27. Juli 1806. Bei Stadion war alles lang, sein Gesicht, sein Hals, seine Gestalt, die sich, wie es bei hochgewachsenen Männern vorzukommen pflegt, mit dem Oberkörper etwas nach vorn neigte. Seine ganze Erscheinung war, wie sich Heinrich Clam von ihm ausdrückte, eine solche, die, in einer noch so großen Gesellschaft einmal gesehen, einen bleibenden Eindruck zurückließ. Stadion's Auftauchen in Olmütz erfuhr die gerade entgegengesetzte Deutung als jene Schwarzenberg's: alle sahen in ihm den künftigen Minister und huldigten ihm als solchem. Er selbst lehnte dies in entschiedener Weise ab, in vertrauten Kreisen wollte er höchstens als Ministermacher gelten.

Doch dies war er im Grunde nicht. Er war für den Augenblick nur Minister*sucher*: Minister*macher* war ein anderer. An demselben 19. October,

von welchem das gemilderte kaiserliche Manifest datierte und an dessen Vorabend Schwarzenberg mit Lasser, Mayer und mir das Spiel der Katze mit der Maus, nur nicht mit so grausamem Ausgang gespielt hatte, war von Se. Majestät ein Handschreiben unterzeichnet, das den Fürsten mit dem Auftrage betraute, ein neues Ministerium zu bilden. Baron Wessenberg wurde mit huldvoll gnädigen Ausdrücken seines Postens enthoben und mit dem Großkreuz des St. Stephansordens ausgezeichnet . . ., das er bereits seit dreißig Jahren besaß. Derlei Missgriffe kamen in jener Zeit, wo man vielfach ohne Prioren arbeitete, mehr als einmal vor.

Fürst Schwarzenberg, seit mehr als zwei Decennien an den Höfen von St. Petersburg, London, Turin, Neapel verwendet, war dadurch den inneren Verhältnissen seines Vaterlandes entfremdet worden, und aus diesem Grunde war ihm Stadion, der die österreichischen Zustände und Verhältnisse genau kannte, höchst willkommen und nützlich, da er ihm bei der Auswahl der Persönlichkeiten für die verschiedenen Portefeuilles behilflich sein konnte.

## 2.

Die Lage des Reiches, von den auswärtigen Verhältnissen ganz abgesehen, war damals eine nahezu verzweifelte: die Haupt- und Residenzstadt in hellem Aufstand, ein ungarisches Heer jenseits der Leitha und der March, von wo ihm die Vorrückung gegen Wien freistand, im lombardisch-venezianischen Königreich momentane Waffenruhe, die jeden Augenblick gebrochen werden konnte, Galizien und Krakau zur Noth in Ordnung gehalten, in allen anderen Reichslanden, das treue Tirol allein ausgenommen, eine gereizte, mindestens eine zweifelhafte Stimmung.

Dies galt zumal von Böhmen, das unter den derzeitigen Verhältnissen von besonderer Wichtigkeit war. Die Stimmung hier war und blieb eine getheilte: die einen für, die anderen gegen Wien.

Die deutschen Vereine, die deutschen Journale, die deutschen Städte groß und klein schwärmten für Wien. „Der Kampf in Wien", hieß es in einer Adresse der Stadt Aussig vom 16., „ist nicht, wie man uns weismachen will, ein Kampf der Wühlerei und Anarchie gegen die gesetzliche Gewalt, sondern ein Kampf der gesetzlichen Freiheit und der gerechten Entrüstung gegen die Ränke einer anti-deutschen, reactionären Hofpartei. Das Volk von Wien, Legion, Nationalgarde und Arbeiter, ist bewunderungswürdig, das Benehmen der hohen Reichsversammlung über alles menschliche Lob erhaben." Der deutsche Verein in Aussig drückte in einer Adresse vom gleichen Tage „seine tiefe Verachtung allen jenen aus, die theils in böser Absicht, theils aus Feigheit und Pflichtvergessenheit den Posten, an den sie das Vertrauen des Volkes berufen hat,

schmachvoll verlassen haben". Der Bezirksverein von Leitmeritz verlangte, dass die Abgeordneten von Trautenau (Med. Dr. Franz Reiß) und Tachau (meine Wenigkeit) ihrer Mandate verlustig erklärt und andere an ihrerstatt gewählt werden. In Reichenberg erhob der deutsche Centralverein seine Stimme gewaltig für Wien; es hieß sogar, es würden Freischaren von dort Wien zu Hilfe eilen. Uffo Horn polterte und donnerte dort. „Ist es denn noch nicht an der Zeit," fragte ein Prager Blatt, „dass Uffo Horn seinen allerorts missglückten Gastspielen ein Ende macht? Kann er denn nicht ohne Fiasco leben?!" Ähnlich gieng es in den Städten mit gemischter Bevölkerung zu, wenn die Deutschen das Übergewicht hatten; so in Pilsen, wo dem Kreisarzt Dr. Franz Škoda eine Katzenmusik dargebracht wurde, weil er den Reichstag verlassen hatte.

In der böhmischen Hauptstadt war jene Stimmung überwiegend, die in der Wiener Revolution ein slavenfeindliches Bündnis zwischen der Frankfurter Linken und dem Kossuth'schen Magyarismus erblickte Doch gab es selbst im slavischen Theil der Prager Bevölkerung immer noch einige, die gleich ihren deutschen Landsleuten mit Wien sympathisierten. Am 15. October stellte in einer geheimen Sitzung der Slovanská Lipa Jur. Dr. Witák den Antrag, die Deputierten aufzufordern, für Wien vermittelnd einzuschreiten. Sabina oder ein anderer unterstützte den Antrag: „Siegt Wien, so zerfällt die Monarchie; fällt es, dann tritt Militär-Despotismus ein!" Dr. Schebek trat dieser Auffassung entgegen: „Wien muss gedemüthigt werden; denn es hat sich die Suprematie angemaßt, und das steht mit den Grundsätzen der Conföderation und der Gleichberechtigung im Widerspruche." Rieger sagte: „Siegt Wien, dann ist es mit unserer Nationalität aus; fällt es, dann ist die Freiheit darum noch nicht begraben. Die Erhebung von Wien ist eine frankfurtisch-magyarische; auch wenn sie gebrochen sein wird, kann in Wien nicht weiter frei getagt werden; man wird den Reichstag an einen anderen Ort ver-verlegen müssen."

Witák's Antrag fiel, und es wurde auf den Antrag Franz Hawlíček's beschlossen, sich unbedingt mit den Schritten der böhmischen Abgeordneten einverstanden zu erklären. Am Tage darauf erschien eine Deputation der Slovanská Lipa in der Bürger-Ressource, wo sich unsere Abgeordneten noch immer zu versammeln pflegten, und überreichte den letzteren eine Vertrauens-Adresse: „Der Ausschuss der Slovanská Lipa hat in Erwägung der jetzigen entscheidenden Epoche und um einen einigen und einträchtigen Geist in unserer Nation zu erhalten, den Beschluss gefasst, allen in Prag anwesenden Herren Reichsraths-Abgeordneten auszusprechen, dass er mit ihrer Handlungsweise einverstanden sei, dass er die von ihnen unternommenen Schritte billige und dass er sie

in ihrem Bestreben, die nationale Freiheit zu wahren, zu unterstützen bereit sei." Palacký nahm die Adresse dankend entgegen und drückte seine Freude darüber aus, „dass ein so bedeutender Verein wie die Slovanská Lípa der gleichen politischen Meinung sei wie er und seine reichstäglichen Collegen."

Die Sicherheit von Prag blieb, wie es Windisch-Grätz in seiner Proclamation ausgesprochen hatte, der Bürgerschaft und den Studenten überlassen. Am 16. erhielten die Studenten 1500 Gewehre zu ihrer Bewaffnung und wählten den Juristen Jaroš zu ihrem Commandanten; sie baten, dass ihnen im Gebäude des Normal-Schulbücherverlags eine Räumlichkeit für ihre Hauptwache eingeräumt werde.

Auch die Slovanská Lípa nahm sich der Sache an. Einer ihrer Beschlüsse betraf die Wehrkraft des Landes: der Stadtrath möge die Regierung angehen, dass die Nationalgarde ordentlich bewaffnet werde; Wáwra und Chrudimský beantragten, einen Congress von Abgeordneten aller Nationalgarden Böhmens in Prag abzuhalten.

Unter der Studentenschaft war die Stimmung getheilt: die böhmischen Studenten hielten zu den Abgeordneten, die deutschen schwankten. In einer Versammlung der letzteren wurde die Frage berathen, ob sie ihre Wiener Commilitonen mit einer Adresse begrüßen sollten. Einige sprachen dagegen: man kenne die Ursachen und die Ziele der Wiener Bewegung nicht genau; würde man sich für dieselbe aussprechen, so würde daraus ein neuer Zwiespalt mit ihren böhmischen Collegen entstehen; auch sei ja den Wienern mit bloßen Worten nicht gedient. Andere sprachen für thatsächliche Hilfeleistung, am heftigsten ein Ausländer, ein Student aus Breslau: der Kampf des Militärs sei unconstitutionell; Jellačić habe gesagt: er folge dem Rufe der Kanonen, darum stehe er vor Wien; Windisch-Grätz habe in seinen Abschiedsworten an die Prager geschrieben, seine Pflicht rufe ihn nach Wien: „also kein Befehl, verfassungsmäßig contrasigniert, hat die beiden Generale an die Posten gestellt, die sie einnehmen!" Zuletzt entschied die Mehrheit dafür, dass die Wiener Studenten durch eine Adresse begrüßt werden. Auch der deutsche Verein in Prag sandte einige Tage später eine Sympathie-Adresse nach Wien.

3.

Was gieng in dieser Zeit in Wien vor, und wie stand es da mit dem Reichstage?! In Wien nahm der Finanzminister Baron Kraus, der einzige von allen Mitgliedern des Cabinetes Wessenberg-Doblhoff, der daselbst zurückgeblieben war, eine Stellung ein, die einen falschen Schein auf ihn werfen musste und die in der That von denen, die außerhalb standen, besonders von der conservativen Partei, den sogenannten Gutgesinnten, ihm gewaltig verübelt wurde.

Neben ihm stand in der der Revolution verfallenen Stadt der Präsident des constituierenden Reichstages, in Wahrheit des um mehr als die Hälfte seiner Mitglieder verminderten Restes desselben, an oberster Stelle. Franz Smolka, trotz seiner nordischen Herkunft eine heißblütige Natur, war vom Haus aus Revolutionär. „Wenn es nicht um Euretwillen wäre", schrieb er an die Seinen nach Lemberg, „so befände ich mich, statt hier in den Räumen der Winterreitschule zu sitzen, draußen an den Linien, um mit den Soldaten Kugeln zu wechseln." Allein er bekämpfte seine Natur, er hielt in der Stellung aus, die ihm das Vertrauen seiner Mit-Abgeordneten angewiesen hatte, und kam den mit dieser Stellung verbundenen Obliegenheiten gewissenhaft nach. In der That, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe gebieten anzuerkennen, dass der All-Minister Kraus und der vorsitzende Leiter des Wiener Rumpfparlamentes Smolka gerade dadurch, dass sie auf ihren Posten ausharrten, unabsehbares Unheil von der Stadt, ja von der Monarchie abgewendet haben. Denken wir uns den Reichstag weg, welchen Smolka mit Klugheit und maßvoller Ruhe von extremen Maßregeln fernzuhalten wusste, und denken wir uns Baron Philipp Kraus weg, der in seiner Person die ganze Regierung repräsentierte und dies mit ebenso großer Umsicht als Geschicklichkeit durchzuführen wusste, so läßt sich gar nicht absehen, was aus Wien, was aus Österreich, was aus ganz Mittel-Europa geworden wäre. Entweder gewann das Proletariat die Oberhand und es entstand eine Anarchie der wildesten Art, oder ein entschlossener Revolutionär riss die Gewalt an sich und führte eine Schreckensregierung ein, die vor keinem Blutbade zurückschauderte. Es gab Männer in Wien, selbst unter den Abgeordneten, die man solcher Handlungen fähig halten konnte!

Die Stellung Kraus' war einfach und klar: er war kaiserlicher Minister, keiner der anderen Räthe der Krone war auf seinem Platze, folglich hatte er sie alle zu ersetzen. Auch Smolka's Stellung war klar: er war erster Vice-Präsident des constituierenden Reichstages und hatte, da der Präsident nicht zur Stelle war, den Reichstag zu leiten. Die Schwierigkeit lag nur darin, dass es einen activen Reichstag eigentlich nicht gab, weil von den Mitgliedern nicht so viele in Wien geblieben waren, als man zur Beschlussfähigkeit brauchte, nämlich über die Hälfte. Denn die böhmische Rechte war es ja nicht allein, die Wien den Rücken gekehrt hatte; außer vielen einzelnen Abgeordneten aus verschiedenen Ländern waren es neun nordtirolische, die in Innsbruck dasselbe thaten, was die böhmischen in Prag. Sie versagten dem Reichstage in dessen jetziger Gestalt die Anerkennung, und mit ihnen hielten es der Ausschuss des Tiroler Landtages, die Regierungs- und Landes-Behörden, die Bürgerschaft von Innsbruck. Am 14. October

wurde eine Adresse an den Kaiser ausgefertigt. Es wurde darin Abscheu vor den Gräueln des 6. October ausgesprochen: alle Ehrfurcht gegen die geheiligte Person Sr. Majestät sei verletzt; der constitutionelle Thron sei nur dort, wo sich der Kaiser in Person befinde; Ruhe und Gesetzlichkeit könne erst wiederkehren, „bis Eure Majestät, umgeben von einem in seinen Berathungen nicht gestörten Reichstage und von freigewählten Ministern, in der Lage sein werden, Ihren treuen Völkern die zugesicherten Wohlthaten zu verwirklichen.“ Also auch von dieser Seite ein Misstrauen gegen den Wiener Reichstag und zugleich die Hindeutung, denselben aus seiner gegenwärtigen Misslage herauszuziehen. Es wurde von den Tirolern beschlossen, die Adresse durch eine Deputation nach Olmütz zu befördern.

Von den nordtirolischen Abgeordneten waren bloß zwei in Wien zurückgeblieben: Dr. Johann Georg Wörz (für Imst) und der in Wien ansässige Advocat Dr. Andreas Gredler (für Schwaz); von der böhmischen Rechten fünf: Sidon (Jičin), Sadil (Deutschbrod), Loos (Kouřim), Šembera (Pilgram) und Borrosch (Prag IV.); Dr. Eberhard Jonák (Brandeis a. d. E.) war nicht mit seinen Landsleuten nach Prag gegangen, aber auch nicht in Wien geblieben, sondern hatte sich, um neutral die weitere Entwicklung abzuwarten, in das nahe Baden — „Schwarzgelbowitz“, wie es von der Linken genannt wurde, — zurückgezogen. Dafür waren, wie schon früher erwähnt, von den Abgeordneten anderer Länder manche abgefallen, so dass die Bänke in der Winterreitschule täglich mehr Lücken aufwiesen. Bezeichnend in dieser Richtung war die Art und Weise, wie am 11. October die Präsidentenwahl vorgenommen wurde, nämlich per acclamationem. Nach der Geschäftsordnung sollte die Wahl durch Stimmzettel vorgenommen werden, und Smolka machte darauf aufmerksam; allein Adam Potocki und Pillersdorff ließen das nicht zu, wahrscheinlich weil sie fürchteten, es möchte dann zu Tage kommen, dass die beschlussfähige Anzahl nicht vorhanden war. Der Präsident und der Schriftführer gaben sich alle erdenkliche Mühe, zusammenzuhalten, was noch beisammen war. Wenn einer der Anwesenden Miene machte, den Saal zu verlassen, etwa um eines leiblichen Bedürfnisses halber, so passte der Schriftführer Wiser oder einer der anderen sogleich auf und ließ ihn nicht gehen, bevor er sein Ehrenwort gegeben, dass er zurückkehren wolle. Wenn es zu einem Beschlusse kam und sich ein und der andere nicht fügen wollte, suchten ihn die anderen einzuschüchtern. So blieb bei einer Abstimmung der Abgeordnete Dr. Ganzwohl (für Bučovic in Mähren) sitzen; da rief ihm der radicale Smreker (für Lichtenwald in Steiermark) zu: „Werdet Ihr aufstehen, Ihr Jesuit?!“; er gieng auf ihn los und würde sich vielleicht thätlich an ihm vergriffen haben, wenn nicht andere dazwischen

getreten wären. Als man erfuhr, dass Lasser im Permanenz-Ausschusse Äußerungen gethan hatte, die gegen das herrschende Treiben gerichtet waren, wurde sein Name auf die Proscriptionsliste gesetzt und empfieng er von wohlmeinender Seite den Rath, sich ein andermal klüger zu halten. In den öffentlichen Sitzungen legte sich mitunter der Präsident selbst ins Mittel. In irgend einer Angelegenheit wollte Lasser einen Antrag stellen; Smolka, der einsehen mochte, dass der Sache dadurch doch nicht geholfen würde, gab ihm von seinem Sitze herab einen Wink, sitzen zu bleiben, was denn Lasser auch that.

Überhaupt wussten unsere nach Olmütz gekommenen Collegen, wie Fischer, Neuwall, besonders aber Lasser, welch' letzterer der Reichstags-Permanenz angehörte, uns allerhand zu erzählen, was in Wien hinter den Coulissen vorgieng. Am 16. October half sich Smolka damit, dass er dem Reichstage berichtete, es seien 222 Quittungen von den Abgeordneten eingelaufen und von der Cassa 202 ausbezahlt worden, „darnach wir immer in der Lage sind, vollzählig hier zu erscheinen". Dass unter diesen Quittungen eine große Anzahl bloß eingeschickt, nicht persönlich übergeben war, wurde von ihm weislich verschwiegen. Als gegen Ende der Sitzung sich Szaszkiewicz erhob und aufmerksam machte, es sei nicht die beschlussfähige Anzahl vorhanden, wurde ihm zugerufen: „Nein, nein; das war früher, weil da mehrere weggegangen waren!" In einer der nächsten Sitzungen wollte der galizische Abgeordnete Popiel (Starasól) die Namen derjenigen wissen, die sich am 16. zu der Reichstagscassa gedrängt hätten; wie es heiße, seien es 222 gewesen und nun, da es zur Abstimmung komme, seien kaum 150 anwesend.

Reichstags-Abgeordnete waren im Ganzen 379, mehr als die Hälfte davon war zur Beschlussfähigkeit nothwendig (§ 34 der Geschäftsordnung), also 190. Wie sollte man diese Zahl zusammenbringen? Dazu waren curiose Kunststücke nothwendig! Adolphe Thiers hat einmal gesagt: die Kunst, ein annehmbares Budget zusammenzubringen, bestehe darin, die Ziffern geschickt zu gruppieren. Das wandte nun Smolka auf die Auszählung der Abgeordneten an, die er z. B. in folgender Weise gruppierte:

| | |
|---|---|
| anwesend im Saale | 160 |
| im Permanenz-Ausschusse | 23 |
| an Jellačić abgesandt | 2 |
| Deputation nach Olmütz | 10 |
| Summa | 195 |

Nun ist es ja eine bekannte Sache, dass bei Beschlussfassungen und diejenigen gezählt werden können, die persönlich anwesend sind und wirklich

ihre Stimmen abgeben. Allein im October wurde als Grundsatz aufgestellt und ausgesprochen, dass die im Dienste des Reichstages ausgesandten oder beschäftigten Mitglieder mitgezählt werden müssen. Es hieß das: aus der Noth eine Tugend machen. Dazu kam aber, dass von den Mitgliedern der Permanenz-Commission, die Smolka zu den 160 Anwesenden hinzugezählt hatte, viele, vielleicht der größere Theil, im Saale selbst waren, die auf solche Art doppelt gezählt wurden. In der Sitzung vom 17. sagte Smolka: „Nach der Zählung sind 172 anwesend, im permanenten Ausschusse sind 25, zusammen also 197". Abgeordneter Böse (Kloster-Hradisch): „Die meisten aus dem Ausschusse sind hier anwesend." Smolka sagte, er werde in den Ausschuss hinaufschicken. Borrosch: „Und ins Lesezimmer, wenn ich bitten darf." Ob diesen beiden Anregungen entsprochen wurde und mit welchem Erfolg, darüber schweigt die Geschichte.

4.

Während in solcher Weise in Wien und in Prag debattiert und deputiert, adressiert und petitioniert wurde, nahmen die militärischen Maßregeln zum Anmarsch gegen Wien ihren unaufgehaltenen Fortgang. Am 17. fuhr von Prag die Feldpresse ab, aus der Haas'schen Schriftgießerei mit Lettern für die verschiedenen Landessprachen ausgestattet. Am 18. war eine Batterie von Zwölfpfündern zur Abfahrt bereit, sie war mit Kränzen und Gewinden von Blumen geschmückt, als gienge es zu einer Hochzeitsfeier. Daneben wirkten die beiden Slovakenführer Štúr und Hurban, um zur Unterstützung der kaiserlichen Armee eine bewaffnete Erhebung in ihrer Heimat in Gang zu setzen. Auf Štúr's Antrieb wurde von der Slovanská Lípa beschlossen, eine Commission niederzusetzen, welche Mittel und Wege ausfindig machen sollte, um südslavischen Studenten, die mit Umgehung von Pest in Prag studieren wollten, bei den Bürgern Wohnung und Unterhalt zu verschaffen.

Die Truppen Windisch-Grätz', die „böhmische Armee", zogen näher und näher gegen Wien heran. Das Wiener Regiment Deutschmeister Nr. 4 bekam eine andere Bestimmung, was ja begreiflich war, da man die fidelen Lerchenfelder, Lichtenthaler, Hungelbrunner &c. nicht gegen ihre eigenen Vettern und Brüder ins Feuer schicken wollte. Das Regiment wurde auf der Nordbahn gegen Olmütz dirigiert und sollte weiter nach Troppau kommen; es hätten sich, hieß es in Wien, unter den Soldaten Sympathien für den Aufstand gezeigt. Auch auf die deutschen Truppen aus Böhmen und Mähren, sagte man weiter, könne sich Windisch-Grätz nicht verlassen. In Iglau hätten

die Officiere ihren aus Königgrätz und Josephstadt heranmarschierenden Truppen das Wort geben müssen, dass man sie nicht gegen Wien gebrauchen werde, sondern nur gegen den äußeren Feind. Es wäre daher, meinten die Wiener Journale, hoch an der Zeit, dass der Reichstag eine freisinnige Proclamation an das Militär richte.

Allein die Thatsachen widersprachen diesen Gerüchten. Die einzige Stadt in Mähren, wo sich die Sympathien für Wien nicht auf bloße Phrasen und Declamationen beschränkten, war Brünn. Dort bestieg am 18. morgens eine Anzahl Nationalgarden und Studenten — wohl solche, die sich aus Olmütz entfernt hatten — den Eisenbahnzug, um den Wienern zu Hilfe zu eilen. Allein in Lundenburg wurden sie von einer Abtheilung Khevenhüller Nr. 35, Werbbezirk Pilsen, also größtentheils Deutsche, in Empfang genommen und entwaffnet. Mit dem nächsten Zug kam nach Brünn die Nachricht davon mit allerhand gehässigem Aufputz: die kaiserlichen Soldaten seien mit den Brünnern roh umgegangen, hätten ihnen Uhren, Ringe und andere Wertsachen geraubt. Darüber entstand in den ersten Nachmittagsstunden eine gewaltige Aufregung. Haufen von Arbeitern, mit Knütteln, Holzblöcken, Hacken, Hämmern u. dgl. bewaffnet, zogen durch die Straßen, beschimpften und bedrohten die Soldaten der Garnison. Das Militär wurde in die Kasernen gezogen, die Nationalgarde wurde allarmiert, von welcher sogleich die Hauptwache und alle einzelnen Wachposten besetzt wurden. Der Nationalgarde-Commandant G.-M. Joseph Ritter von Malter erließ eine Kundmachung und sandte den Platzmajor Joseph Schmitt von Kämmerzell mit einigen Abgeordneten der Nationalgarde nach Lundenburg, um an Ort und Stelle eine Untersuchung über den Vorfall einzuleiten. Hierauf trat gegen 4 Uhr nachmittags in der mährischen Hauptstadt Ruhe ein. Doch der Vorfall zeigte nur zu deutlich, dass die Wiener Aufständischen im Irrthum waren, wenn sie auf einen Abfall von „deutschen" Truppen rechneten. In dieser steigenden Noth beschlossen der Reichstag, der Gemeinderath von Wien und die Nationalgarde eine neue Adresse an den Kaiser; einer großen Deputation dieser drei Körperschaften sollten sich Abgeordnete jener auswärtigen Wehrmannschaften anschließen, die aus Brünn, Linz, Salzburg und Graz den Wienern zu Hilfe gezogen waren.

Der Reichstag, hieß es in jener Adresse, halte es für seine Pflicht, dem Kaiser die bestimmteste Versicherung zu geben, dass die Ruhe und Sicherheit Wiens keiner Wiederherstellung bedürfe, da diese nicht im geringsten gestört seien; nur allein die in der Umgebung der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen und die feindselige Haltung derselben seien es, was die Wiener Bevölkerung in Aufregung versetze und zu Rüstungen gegen drohende

Angriffe nöthige. „Wenn Wien beschuldigt wird", sagte der Gemeinderath, „dass in seinen Mauern Anarchie herrsche, so kann nur erwidert werden, dass in Wien die Ordnung und die Ruhe einer belagerten Stadt zu finden sei." Es mögen daher die Truppen zurückgezogen, der Banus von Kroatien von Wien wegbeordert werden und die Sendung des Fürsten WindischGrätz gegen Wien unterbleiben; es möge die Garnison von Wien auf ein Minimum herabgesetzt und dabei auf „Verwendung volksthümlicher Militärkörper" gesehen werden. „Der Herr General der Cavallerie Graf Auersperg", hieß es in der Adresse der Nationalgarde, „beziehe mit seinem Militär die Garnison von Wien, deren Anzahl aber 10.000 Mann in allem nie übersteigen möge" und wovon namentlich „die Linienregimenter Nassau, Latour, sowie auch Wrbna Chevauxlegers" ausgeschlossen werden sollen. Das Militär werde auf die Verfassung beeidigt und erhalte die Weisung, dass es im Innern des Landes nur über Aufforderung der Civilbehörden einschreiten dürfe. Die Volkswehr werde durch ein vom Reichstage sogleich zu erlassendes Gesetz organisiert, und Se. Majestät möge sechs Männer aus der gesammten Nationalgarde zum Adjutantendienste in der Hofburg bestimmen. Das von Sr. Majestät zugesagte „volksthümliche Ministerium" werde schleunigst gebildet. Se. Majestät geruhe, „Sich in Ihr allzeit getreues Wien zurückzubegeben," und, „dem Drange Ihres Herzens folgend, eine allgemeine Amnestie nach dem Antrage des Reichstages zu erlassen." Schließlich gab der Reichstag „zur Wahrung seiner Würde" die feierliche Erklärung ab, „dass er niemals in seiner vollkommen freien Berathung von irgend einer Seite gestört wurde und dass er seine Verlegung an einen anderen Ort als eine Zumuthung zurückweisen müsse, als habe er seine hohe Stellung, seine heilige Pflicht jemals durch Einflüsse von außen her außer Augen gelassen oder als sei er fähig, dies in Zukunft zu thun."

Die große Wiener Deputation, eigentlich die drei Deputationen, trafen am 20. in Olmütz ein. Die Deputation des Wiener Gemeinderathes erhielt noch denselben Abend von Wessenberg den Bescheid, ihre Adresse sei Sr. Majestät vorgelegt worden; da sie aber Bitten enthalte, auf deren Erfüllung man unter gegenwärtigen Umständen nicht eingehen könne, so würde ihnen bekannt gegeben, dass man sich in allem, was die Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Wien betreffe, an den Fürsten WindischGrätz zu wenden habe; übrigens dürfe man hoffen, dass durch die Kundmachung Sr. Majestät vom 19. den billigen Wünschen der Wiener Bürger entsprochen worden sei. Auch die beiden anderen Deputationen wurden weder beim Kaiser noch beim Erzherzog Franz Karl vorgelassen; von Wessenberg empfiengen sie keinen Bescheid, sondern wurden einfach an den Fürsten WindischGrätz gewiesen.

5.

Am 20. abends waren Brauner und ich zurück in Prag, wohin wir das Manifest vom 19. brachten. Am andern Tage war es in böhmischer Übersetzung in Nár. Nov. č. 165 zu lesen; aber auch jenes vom 16., welches letztere bis dahin, soviel ich weiß, von keinem andern Prager oder Wiener Journale gebracht worden war.

An demselben Tage, 21. October, prangte die erste Kanone der Bürgerwehr vor dem Altstädter Rathhaus. Deutsche Blätter machten sich darüber lustig: „Wie viel Kanonen hat Prag?" fragten sie; Antwort: „Eine am Altstädter Ring und 36*) auf der Marienschanze!" An einem schönen Morgen, hieß es weiter; habe man unter der Altstädter Kanone eine kleine hölzerne gefunden: „Die Kanone am großen Ring kriegt Junge", spöttelte das Prager Abendblatt.

Die erste Stimme in allen Angelegenheiten, nicht bloß der Stadt Prag, sondern des ganzen böhmischen Landes, hatte jetzt so ziemlich die Slovanská Lípa. Sie hatte nach ihren Statuten zwei Sitzungen in der Woche abzuhalten; sie hielt aber jetzt alle Tage welche ab. Die bedeutendsten Männer der Hauptstadt fanden sich da ein; was von slavischen Berühmtheiten nach Prag kam, wurde bei ihr eingeführt. Sie klärte das Publicum in Placaten über die allgemeine Lage auf, berichtigte falsche Nachrichten, trat Lügen und Entstellungen entgegen. Sie zog praktische Fragen in den Bereich ihrer Erörterungen, suchte die Behörden in Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt zu unterstützen. Sie nahm Gesuche ihrer Mitbürger in allen Angelegenheiten entgegen, in denen sich diese vertrauensvoll an sie wandten, und suchte dieselben, falls sie mit dem Inhalte einverstanden war, bei den Behörden zu unterstützen und zu fördern. Es kam vor, dass selbst aus deutschen Gegenden Private oder Gemeinden sich an die Slovanská Lípa wendeten und ihr ihre Beschwerden ans Herz legten. Mitunter kamen die Pfingst-Ereignisse wieder zur Sprache. In der Sitzung vom 21. wurde eine Eingabe der Frau Honorata Zap verlesen, worin dieselbe bat, die Slovanská Lípa möge sich verwenden, dass eine Anzahl von Beschuldigten, wie Graf Potocki, Turański, Radajewski, Bürger Špaček u. A., die seit den Pfingsttagen ob dem Prager Schlosse in Haft saßen, freigelassen würden. Der Zeitpunkt für die Vorbringung einer solchen Bitte schien bei der günstigen Stimmung, die jetzt im Hauptquatier des Fürsten Windisch-Grätz gegen die Prager herrschte, nicht übel gewählt. Auch wollten Nár. Nov. (č. 167, S. 658) wissen, dass der Steckbrief, mit welchem nach den Junitagen Dr. Kampelik verfolgt wurde, zurückgenommen sei.

*) Nämlich die militärischen.

Ein wechselvolles Bild bot die Sitzung vom 22. Da kam die Reorganisation der Justiz in Frage; Jur. Dr. Kliebert sprach für Einrichtung von Collegiatgerichten, was Hofrath Wenzel Kulhanek, welcher der Sitzung beiwohnte, befürwortete; es wurde beschlossen, an alle Gemeinden Böhmens die Aufforderung zu richten, ihre Zustimmung zu diesem Beschlusse zu erklären und schriftliche Eingaben hierüber an die Adresse der Slovanská Lípa, Altstadt Bethlehemsplatz Nr. C. 258, zu richten. Hurban und Štúr sprachen für ihre Slovaken; ersterer dankte in herzlichen Worten für alles, was die Slovanská Lípa bisher in ihrem Interesse gethan und bat, ihnen diese Theilnahme auch für die Zukunft zu bewahren; Štúr hob hervor, „dass nirgends das slavische Element so blühe, nirgends die slavische Idee so zur Reife gediehen sei, wie in Prag". Dann trat Vilém Dušan Lambl auf, der, eben aus Agram heimgekehrt, freundliche Grüße der Südslaven brachte, die fortan die gleiche Politik mit den Čechen einhalten wollten. Zum Schlusse wurde Franz Ladislaus Čelakovský, seit 1842 expatriirt und als Professor der slavischen Sprache und Litteratur in Breslau angestellt, in den Saal geführt und von der ganzen Versammlung mit Zuruf und Händeklatschen begrüßt; tief ergriffen von dieser ungezwungenen Huldigung, dankte er mit warmen Worten. „Die sieben Jahre," sagte er, „die ich außerhalb meiner theuren Heimat zugebracht, erachte ich für die mageren Kühe der Bibel; ich hoffe, dass nun sieben fette nachfolgen werden, wo ich in meiner Heimat und zum Nutzen derselben werde wirken können".

In solcher Weise war die Slovanská Lípa in Prag ungefähr dasselbe, was im Frühling und ersten Sommer der Sicherheits-Ausschuss für Wien gewesen war. Sie wurde aber mit der Zeit weit mehr als dieser, weil sie sich über das ganze Land, soweit es nicht von Deutschen bewohnt war, mehr und mehr ausbreitete. In allen wichtigeren Orten entstanden Zweigvereine; ja in Prag selbst bildete sich ein solcher auf der Kleinseite, unter dessen Statuten die Bestimmung aufgenommen wurde, dass die Mitglieder des Hauptvereines auch bei den Versammlungen des Zweigvereines Zutritt haben sollten. Außerhalb der Grenzen Böhmens, im fernen Croatien, in Dalmatien bildeten sich Vereine nach dem Muster der Prager Slovanská Lípa und traten mit ihr in Correspondenz und Verkehr. Ohne Frage war dies ein ganz abnormes Verhältnis. In ruhigen, geordneten Zeiten hat alles seinen bestimmt angewiesenen Platz, seinen genau umschriebenen Wirkungskreis; da waltet die landesfürstliche Regierung und sind die Behörden in ihrer verschiedenen Unter- und Überordnung; in constitutionellen Staaten sind daneben die von der Verfassung zur Theilnahme an der Gesetzgebung und autonomen Verwaltung getroffenen Einrichtungen; Privatvereine politischen Charakters, noch dazu solche mit

weiter Verzweigung im Lande, ja über die Grenzen des Landes hinaus, die neben den Behörden und verfassungsmäßigen Organen den Beruf, sich in die innere und selbst äußere Politik zu mischen, aus ihrem eigenen Willen und Ermessen herleiten, können da nicht geduldet werden. Aber jetzt waren eben keine ruhigen Zeiten, keine nach allen Seiten geordneten Verhältnisse, und so konnte es kommen, dass ein großer Theil der Bevölkerung einer derartigen Vereinigung von Mitbürgern wie die Slovanská Lipa Dank wusste und dass die Regierungsbehörden selbst sie gewähren ließen, so lang sich dieselbe in ihrem Auftreten umsichtig und loyal hielt und sich von dem Bestreben leiten ließ, überall für Aufrechthaltung der Ordnung und eines guten Geistes zu wirken, löbliche Zwecke zu fördern und zu unterstützen.

* * *

Seit Brauner und ich aus Olmütz zurück waren, war man in Prager Kreisen schon darüber einig, dass der constituierende Reichstag nicht länger in Wien bleiben könne, und die Frage war nur: in welche andere Stadt er verlegt werden solle? Wir Abgeordnete hatten, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, ursprünglich Brünn dafür vorgeschlagen. Hawel Borowský hatte sich in seinem Nár. Nov. lebhaft dafür eingesetzt, Brauner und ich hatten während unseres Weilens am kaiserlichen Hoflager daran festgehalten. Allein die von uns vorgeschlagene vorläufige Zusammenkunft am 20. hatte in Brünn vollständig Fiasco gemacht.*)

In den leitenden Kreisen in Olmütz machte man keine Miene, auf unseren Vorschlag einzugehen, was nach den Brünner Vorgängen vom 18. niemand Wunder nehmen konnte. Auch Hawlíček kam jetzt von seiner früheren Behauptung zurück, indem er erklärte, dass sich neuester Zeit in Brünn ein den Böhmen und Slaven entschieden feindseliger Geist kundgegeben habe. So verfiel man denn auf Kremsier, ohne dass ich anzugeben wüsste, von wem der Gedanke zuerst angeregt worden. Nár. Nov. brachten die

*) In meinen Papieren findet sich folgende:

Telegraphische Depesche aus Prag eingelangt um $3^1/_4$ nachmittags.

Gubernial-Präsident an Kreishauptmann in Olmütz.

Abgeordnete Brauner und Helfert haben Zug Nr. VII morgen im Olmützer Bahnhofe zur Besprechung mit zwei Prager Deputierten abzuwarten. Es wird bemerkt, dass der Zug VII bei regelmäßigem Verkehr um 4 Uhr früh in Olmütz eintreffen soll.

Vom k. k. Telegraphen-Bureau zu Olmütz am 17. October 1848.

Pfeiffer, k. k. Telegraphist.

In meiner Erinnerung ist dieser Zwischenfall verwischt; ich denke, es waren Karl Hawlíček und ein Zweiter auf der Durchreise nach Brünn begriffen, wo sie für den 20. „Menschen" suchten, d. h. Reichstagsgenossen, aber nicht einen fanden.

Mittheilung in derselben Nummer, in welcher sie Brauner's und meine Rückkehr aus Olmütz gemeldet hatten, mit dem Beisatze, dass alle Wahrscheinlichkeit dafür spreche, dass der Reichstag nach Kremsier werde verlegt werden. Am 22. sprach davon im gleichen Tone Ranní List. č. 19. Um in dieser Sache sicher zu gehen, wurde von uns böhmischen Abgeordneten beschlossen, zwei aus unserer Mitte nach Olmütz zu senden und dem Kaiser die Bitte vorzutragen: „Er möge sobald als möglich den constituierenden Reichstag nach Kremsier einberufen". Gewählt wurden Palacký und Pinkas.

* * *

Von der böhmischen Journalistik wurden unsere Bestrebungen fortwährend unterstützt. Sie blickten voll Zuversicht einem Umschwung in der österreichischen Politik entgegen. „Die Politik des österreichischen Herrscherhauses war bisher eine ausschließend deutsche, nun wird sie eine slavenfreundliche sein." Diesen Satz behandelten die böhmischen Tagesblätter und Zeitschriften in der mannigfachsten Weise. „Man wirft den österreichischen Slaven vor, dass sie die Nationalität über die Freiheit setzten. Allein dieser Vorwurf ist ungerecht. Die Slaven lieben die Freiheit so gut, wie andere Völker; aber vor allem handelt es sich darum, das nationale Selbstbewusstsein zu kräftigen, denn erst dieses macht ein Volk für die Freiheit fähig, macht es derselben würdig. Eine Nation muss erst sein, ehe sie frei sein kann. Unsere Abgeordneten wussten sehr wohl, warum sie in Wien mit dem Ministerium giengen, dasselbe zu halten und zu unterstützen suchten; denn die Gegner des Ministeriums waren jene Deutschen, die kein Hehl daraus machen, dass ihnen an der Dynastie nichts liege, dass es ihnen nur um die Einheit Deutschlands zu thun sei, der sodann das Slaventhum der westlichen Länder zum Opfer fallen müsste, wie jenes der östlichen der Alleinherrschaft des Magyarismus. Der österreichische Deutsche ist so lange unser Feind und jener der Regierung, so lange er nicht anerkennen will, dass ein Staat wie Österreich nur in einer Conföderation seiner so vielen und verschiedenen Völkerstämme seinen Bestand und sein Ziel finden könne."

Die Nummer 165 der Nár. Nov. enthielt auch einen Leitartikel Hawel Borowský's, worin er ausführte, die Interessen des kaiserlichen Hofes und die Interessen der österreichischen Slaven seien in diesem Augenblicke auf das innigste miteinander verflochten. „Wir müssen an der Regierung halten, damit wir in Verbindung und Wechselwirkung mit unseren slavischen Brüdern bleiben." Der Hof müsse an Österreich halten, weil dies seine Kaiserkrone sei, welche von der einen Seite die Deutschen, von der anderen die Magyaren entzweibrechen wollen. Alle österreichischen Slaven, sagt Hawlíček weiter,

seien in dieser Politik mit uns einverstanden: die Südslaven, die Slovaken und Ruthenen, nur die Polen nicht.

6.

Wie sich denken läßt, war die Revolutionspartei in Wien über die Haltung der böhmischen Abgeordneten und der Prager Bevölkerung auf das äußerste erbittert; dass sie ganz offen zum Hofe hielten und mit diesem verkehrten, versetzte die Radicalen in eine wahre Wuth. Unter dem Titel „Die Dankbarkeit der Czechen“ veröffentlichte L. Hauck ein Flugblatt, worin es hieß: „Ist das der Dank, den ihr dem freisinnigen Wien, der Vorkämpferin der Freiheit, dafür abstattet, dass es, als ihr (im Juni) von Windisch-Grätz bedroht waret, euch in Wort und Schrift vertheidigte? Ihr lohnt das, wie es euch ziemt: indem ihr euch mit unseren Unterdrückern verbindet; indem ihr lügt und Thatsachen entstellt; indem ihr unsere heilige gerechte Nothwehr verläumdet!“ Hatten vordem die Czechen den Wienern als nationale Separatisten gegolten, so wurden sie jetzt des Servilismus beschuldigt, als unterwürfige Schleppträger der Dynastie bezeichnet. „Sie, die böhmischen Abgeordneten, sind die jüngste Raupe, die an der Blüte unserer Freiheit nagt. Doch zum mindesten treten sie offen auf. Wir wissen, was unser jetzt harrt: ein österreichisches Staatsministerium — in Časlau oder Leitomischl!“

In Wien kam der Reichstag mehr und mehr ins Gedränge. Am 21. brachte der „Bote für Tirol und Vorarlberg“ eine Erklärung der deutsch-tirolischen Abgeordneten: der Wiener Reichstag habe die Executivgewalt an sich gerissen und dadurch seine Befugnisse überschritten; sie für ihre Person hielten sich durch ihr Mandat nicht für berechtigt, an Beschlüssen solcher Art theilzunehmen und durch ihre Anwesenheit dieselben zu sanctionieren. Am 22. October setzte in Feistritz an der Mur der steirische Abgeordnete Edler v. Thinnfeld eine „offene Erklärung“ auf, die einige Tage später im Grazer „Herold“*) zu lesen war. Er nannte ohne Umschweife das Treiben in Wien ein anarchisches; er klagte die Übergriffe an, deren sich die in Wien zurückgebliebenen Abgeordneten als Reichstag schuldig machten; sobald einmal gesetzliche Zustände in Wien geschaffen, der Reichstag in die Lage versetzt sein werde, seine Arbeiten ungestört und mit voller Freiheit wieder aufzunehmen, werde er, Thinnfeld, nicht säumen, sich an den Ort seiner Bestimmung zu verfügen und seine Pflichten als Abgeordneter mit allem Eifer zu erfüllen.

In der That wurde der Terrorismus der revolutionären Partei in Wien immer unerträglicher. In einer Sitzung stellte Graf Adam Potocki einen Antrag, für den sich etwa 10 Mitglieder erhoben; doch unbändiges

*) Nr. 67 vom 25. October, S. 267.

Zischen von den Galerien nöthigte sie, sich wieder zu setzen. Alles Gefühl für parlamentarische Sitte und Anstand schien aus dem Reichstagssaale geschwunden. Als eines Tags, so wurde mir erzählt, eine Abstimmung durch Stimmzettel vorgenommen werden sollte, zählte man in der bekannten Weise 184 Abgeordnete; doch beim Herausziehen aus der Urne fanden sich 28 Zettel mehr. Wie war das gekommen? Ganz einfach: es hatten einzelne der Anwesenden mehr als je einen Zettel abgegeben. Einer von der Linken erzählte es nachträglich lachend: er habe drei Zettel in die Urne geworfen.

Aber noch Ärgeres kam vor. In einem Artikel der Nár. Nov. hieß es, man habe sich in Prag anfangs verwundert, wie es denn möglich sei, dass der Reichstag in Wien noch immer beschlussfähig sei: „Doch unsere Verwunderung hat aufgehört und sich in die gründlichste Verachtung umgewandelt, seit wir die Gewissheit erlangt haben, dass fremde Personen auf den Bänken der Abgeordneten sitzen und bei der Abstimmung mitgezählt werden. Wir sprechen diese Beschuldigung nicht leichtsinnig aus, wir könnten Namen nennen.“ In der That wurden mir ganz bestimmte Personen bezeichnet: der Abgeordnete Sabil habe seinen Bruder in den Saal mitgenommen; ein Kaufmann Kulka aus dem Wahlbezirke Deutschbrod, einer der Gebrüder Strabal seien unter den Abgeordneten gesessen. Aufrichtige Abgeordnete, die in Wien geblieben waren, haben nachderhand uns bestätigt, sie hätten in den Bänken Personen gesehen, deren Physiognomie ihnen ganz unbekannt war und die auch keiner ihrer Nachbarn ihnen zu nennen wusste. Der Präsident und die Schriftführer, der ungemein aufmerksame und fleißige Wiser nicht ausgenommen,*) ließen sich derlei Umstände entgehen.

In diesen Tagen der Tollheit und Verwirrung tauchten in Wien die abenteuerlichsten Gerüchte auf; die Revolutionäre suchten damit der Bevölkerung Muth einzuflößen. „Wir können es erleben, dass hinter dem Rücken des (aus Prag) abziehenden Bombardiers Windisch-Grätz eine furchtbare Erhebung stattfindet, die den schwankenden Thron vollends in Trümmer schlägt.“ Bald darauf wurde in der Stadt verbreitet, in Böhmen sei eine Revolution ausgebrochen, Fürst Windisch-Grätz habe eilig Olmütz verlassen und seine Truppen statt nach Wien gegen Prag führen müssen. „Es wird berichtet,“ war im „Studenten Courier“ zu lesen, „dass in Eger eine große Militärrevolution

*) Ich habe mir sagen lassen, dass Dr. Wiser als Schriftführer in der Octoberzeit ein genaues Tagebuch führte und darin auch die geringsten Zwischenfälle, die zu seiner Kenntnis kamen, aufzeichnete. Diese Aufzeichnungen sind, wie mir später mitgetheilt wurde, aus seinem Nachlass in das Linzer Museum oder ins Landes-Archiv gekommen, und es verlohnte sich wohl der Mühe, in dieser Hinsicht Nachschau zu halten.



ausgebrochen sei; möge der gütige Himmel ihr guten Erfolg verleihen!" Dann sprach man wieder von einem Attentat in Olmütz: auf den Kaiser, nach Andern auf den Erzherzog Franz Karl sei geschossen und derselbe verwundet worden.

Selbstverständlich brachte immer der nächste Tag die Überzeugung, dass an all' diesen Redereien kein wahres Wort war. Was von verlässlichen Nachrichten zu den Wienern gelangte, lautete ganz anders. Die große Deputation des Reichstages und des Wiener Gemeinderathes war, wie wir erzählt haben, in Olmütz gar nicht gehört, sondern einfach an den Fürsten Windisch-Grätz verwiesen worden. Als sie aber am 21. spät abends in Lundenburg eintraf, konnte sie nicht mehr vorgelassen werden und musste, da alle verfügbaren Räume vom Militär besetzt waren, die Nacht in den Waggons zubringen. Karl Bernbrunn, bekannter unter den Namen Director Carl, Gemeinderath und Mitglied der Deputation, verließ hier seine Genossen und eilte nach Wien voraus, um daselbst Bericht von dem kläglichen Ausgang ihrer Mission am kaiserlichen Hoflager abzustatten; er ahnte wohl, dass es seinen Genossen beim Fürsten Windisch-Grätz nicht besser ergehen werde. So kam es auch. Am selben Tage verlegte der k. k. Feldmarschall sein Hauptquartier nach Stammersdorf, also näher nach Wien. Die Deputierten, mit Ausnahme des Directors Carl, reisten ihm nach. Erst am 22. morgens konnten sie vor dem Allgewaltigen erscheinen. Er ließ sie kaum zu Wort kommen. „Meine Herren," sagte er im strengen Tone, „was Sie mir zu sagen haben, weiß ich alles. Sie sind, hoffe ich, Männer aus den Reihen der Gutgesinnten. Helfen Sie mir, meine schwierige Aufgabe so schnell als möglich lösen. Dazu gehört die unbedingte Übergabe der Stadt und die Ablieferung der Waffen. Geschieht dies gleich, wohl und gut; geschieht es nicht, werde ich, so schwer es mir ankommt, zu den energischesten Mitteln greifen." Als sich einer der Abgeordneten die Frage erlaubte, wie es mit den März- und Mai-Errungenschaften stehe, sagte er: „Das finden Sie in dem Manifest Sr. Majestät des Kaisers!" Dabei ließ er ihnen zwei große Paquete und ein versiegeltes Decret überreichen, mit dem sie nach Wien zurückfuhren. Doch nicht alle; einige erbaten sich Pässe aus dem Hauptquartier, um in eine der Provinzial-Hauptstädte zurückzukehren; dadurch wurde die Zahl der in Wien zurückbleibenden Abgeordneten abermals geringer. Drei von ihnen wurden in Floridsdorf vom Militär angehalten. Smolka sandte einen Eilboten in das kaiserliche Hauptquartier. Von dort kam der Befehl, sie freizulassen; es hieß: es sei ein Missverständnis gewesen.

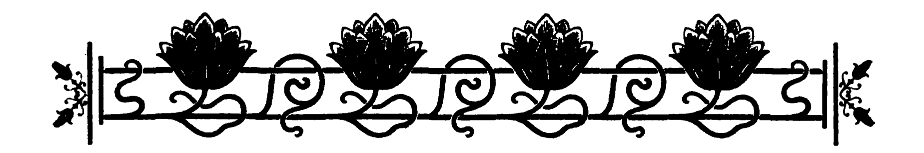
Was aber befand sich in den beiden Paqueten? Exemplare des kaiserlichen Manifestes vom 16. und eine Proclamation des Feldmarschalls, laut

deren er Wien in Belagerungsstand erklärte! Das versiegelte Schreiben an den Gemeinderath enthielt den Befehl des Fürsten Windisch-Grätz, das Manifest und die Proclamation unverweilt zu veröffentlichen, und die Erklärung, dass er den Gemeinderath für den Vollzug verantwortlich mache. Das war deutlich gesprochen; man wusste nun in Wien, wie man mit dem Feldmarschall stand!

Noch eine andere Sendschaft traf am 22. in Stammersdorf ein. Die deutsche National-Versammlung hatte den badischen Geheimrath Karl Welcker und den württembergischen Oberst Mosle nach Österreich gesandt, um daselbst „in dem Kampfe der Parteien", wie man es in Frankfurt nannte, eine Vermittlung zu versuchen. Nach Wien selbst giengen die beiden Abgeordneten nicht, sie wandten sich unmittelbar an den Fürsten Windisch-Grätz und trafen in der Nacht vom 21. zum 22. in Stammersdorf ein. Sie wurden im kaiserlichen Hauptquartier höflich empfangen. General Wyss kam, sie im Namen des Feldmarschalls zu begrüßen. Sie speisten mit den kaiserlichen Generalen, in deren Gesellschaft sie sich sehr behaglich fühlten. Sie äußerten ihre Verwunderung, so viel Truppen zu finden, „sie hätten geglaubt, alle seien in Italien". Als sie vor den Fürsten geführt und vorgelassen wurden, war ihr Empfang freilich ein anderer, als sie gehofft hatten. Sie zogen ihre Vollmacht aus der Tasche, der kaiserliche Feldmarschall erklärte, er brauche sie nicht zu sehen, sie gelte bei ihm nichts. „Es scheint fast", sagte er ihnen beißend, „dass sie für die Wiener Rebellen Partei nehmen!" Als sie sich verwahrten: das sei nicht ihre Meinung, sie seien bloß beauftragt, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, erklärte er ihnen, es gebe hier keine Parteien, es gebe nur die kaiserliche Macht und die Revolution in Wien; er brauche keine Vermittlung und dulde keine; sein eigener Kaiser vermöge das nicht. Sie glaubten sich auf das Beispiel in Prag berufen zu dürfen. „Ich bin in Prag nur zu mild verfahren", entgegnete barsch der kaiserliche Feldherr. „Damals hat man mich in meinen Vorkehrungen dreimal gekreuzt. Ich habe mir darum jetzt uneingeschränkte Vollmacht erbeten; ich würde sonst meinen Degen zu den Füßen Sr. Majestät niedergelegt haben." Es würde ihnen, sagte er zum Schlusse, darum auch nichts nützen, nach Olmütz zu gehen, da von dort nach Frankfurt eine Erklärung abgegangen sei, dass man keine Art der Vermittlung anzunehmen gesonnen sei.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)





# Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Zacharias Werner's Entwicklungsgang.

Von **Aug. Rösler.**

Der gefeierte Nationalökonom Gustav Schmoller veröffentlichte 1888 ein Werk: „Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Socialwissenschaften", eine Sammlung von Abhandlungen, unter denen die erste Stelle eine kritische Darstellung des ethischen und kulturgeschichtlichen Standpunktes Schiller's einnimmt. Auf den ersten Blick könnte es befremden, dass hier Schiller's 1795 erschienene „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen" von einem heutigen Vertreter der Socialwissenschaft auf ihren Wert für die Gegenwart geprüft werden. Allein mit Recht hat Schmoller hiermit die hohe Bedeutung der Poesie überhaupt für die Geistesentwicklung der Völker und der Menschheit anerkannt. Wer wollte auch eine Kulturgeschichte für möglich halten, ohne Homer und Sophokles, ohne Dante und Shakespeare zu erwähnen! Aus demselben Grunde möchte ich die Aufmerksamkeit auf die kulturgeschichtliche Bedeutung eines Dichters hinlenken, der zwar nicht als Stern erster Größe am Himmel der Poesie glänzt, dessen persönlicher Entwicklungsgang aber desto interessanter ist, bei dem Dichten und Leben in seltener Weise eins ist, auf Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

Merkwürdig, wie selten bei einem Manne, sind schon die äußeren Verhältnisse in Werner's Entwicklungsgange, wenn wir sie nach den geographischen Stationen seines Lebensweges verfolgen. In Königsberg 1768 geboren, verlebte er dort seine Kindheit; dort eignete er sich als einziger Sohn des Universitäts-Professors und Theater-Censors Werner den scharfen Dialekt an, der ihn auf den Kanzeln von Wien als Preußen kenntlich machte. Auf der Königsberger Universität ist er der Schüler Kant's, der seine Freundschaft gegen Werner's Vater auf den Sohn überträgt. Dort hat Werner die damals angestaunte neue Weisheit aus der Quelle getrunken. Seine zweite Lebensstation ist Warschau. Als Secretär der preußischen Domänenkammer legt er seine damaligen phantastischen, unklaren Pläne zur Reform der Welt in dem einzigartigen Drama „Die Söhne des Thals"

nieder. Nie hat kleinlicher Nationalitätsfanatismus Werner's für Deutschlands Größe begeistertes Herz eingeengt. Dort aber, in der ehemaligen Hauptstadt des unglücklichen Polen, ist sein weites Herz im Mitgefühl noch weiter geworden. Seine sonderbare, aus bloßer Herzensneigung in Warschau geschlossene Ehe mit einer Polin, die ebensowenig deutsch wie er polnisch verstand, gibt davon Zeugnis. 1805—1807 finden wir Werner in Berlin, im Mittelpunkte der damaligen Aufklärung. Hier zeigt er in der durchgängig veränderten zweiten Auflage seines Dramas „Die Söhne des Thals“ den Fortschritt seiner Ansichten und seines poetischen Könnens. Hier geht sein Drama „Martin Luther oder die Weihe der Kraft“ über die Bühne. Allein gerade hier konnte Werner's Geist am wenigsten Ruhe finden. Dieses Verlangen nach Frieden führt ihn zu Goethe nach Weimar. Goethe ist es gewesen, der Werner zur Abfassung jenes kurzen Trauer- und Schauspieles „Der 24. Februar“ veranlaſste, das ihn unter die Schicksalsdichter eingereiht hat. Auf dem Weimarer Theater wurde dasselbe unter Goethe's Leitung aufgeführt, und dieselbe Ehre widerfuhr seiner Tragödie „Wanda“, die viel mehr als „Der 24. Februar“ fatalistisches Gepräge zeigt, sogar dreimal. Bis zum Tode hat Werner für den Dichter Goethe eine begeisterte Verehrung bezeugt, obwohl bald eine unausfüllbare Kluft den „alten Heiden“ von dem „Prediger des Kreuzes“ trennte. Auf die persönliche Bekanntschaft mit dem „universellsten und klarsten Manne seiner Zeit“, wie Goethe von Werner genannt worden ist, folgt für diesen der mehrmonatliche Aufenthalt in Coppet am Genfersee bei der geistreichsten Frau jener Zeit, der Baronin v. Staël. Richtiger ist Werner bis dahin kaum von Jemand durchschaut worden, als von dieser Frau. Sie sagte ihm auch, was ihm fehle, und bezeichnete ihm Rom als den Ort, wo er finden würde, was er brauche. So kam Werner nach Rom. Der fast vierjährige Aufenthalt daselbst schließt den entscheidendsten Wendepunkt seines Lebens ein, seine am 19. April 1810 erfolgte Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses. Nach seiner Priesterweihe in Aschaffenburg hat er Wien zum Schauplatze seiner rastlosen geistlichen Thätigkeit bis zu seinem Tode 17. Jänner 1823 gemacht. —

Was ist nun Werner innerlich auf diesem Wege von Königsberg nach Warschau, von Warschau nach Berlin, von Berlin nach Weimar, von Weimar zum Genfersee, von dort nach Rom und von Rom nach Wien geworden? Das ist's, was unser Interesse fesselt und was uns seine Schriften, seine Worte und seine Sitten und seine Thaten beantworten sollen. Das ist zunächst Werner's höchst eigene Kulturgeschichte. Denn des edlen Friedr. Leop. von Stolberg Wort ist wahr: „Jeder Mensch hat seine

Geschichte zu thun, — und dass sie gut ausfalle, hängt nicht vom Talente ab, welches sich keiner gibt, sondern vom Willen, den wenige mit Lauterkeit des Sinnes und unbedingt haben wollen." Es ist wahr, dass die Naturanlagen den glücklichen oder unglücklichen Charakter der Lebensgeschichte nicht allein bedingen, aber die Verschiedenheit dieser Anlagen bewirken doch, dass jeder Mensch eine von allen anderen verschiedene Geschichte hat und manchmal einen sehr auffallenden Bildungsgang durchmacht. Von Werner's geistiger Begabung müssen wir daher ausgehen. Schwerlich kann Jemandem der Idealismus mehr angeboren sein als Werner. Kunst und Religion sind ihm, vereint mit echter Liebe, die Dreieinigkeit, von der das Heil der Menschheit abhängt. Im Gegensatz zu dem schalen Rationalismus, der das Ende des 18. Jahrhunderts geistig verödet hatte, schließt er sich daher begeistert an die Romantiker an. Die Sehnsucht nach der höchsten Wahrheit verzehrt ihn. Allein er theilt mit den Romantikern auch das unsichere Umhertappen, das unbefriedigte Sehnen, die Unklarheit der Gedanken. Er preist den Glauben und rühmt das Wissen, aber er weiß eigentlich weder von dem einen, noch von dem andern Rechenschaft zu geben. Ein pantheistisches und naturalistisches Chaos kann seine Weltanschauung genannt werden. Seine ersten Dramen versetzen unsern Geist in ein Nebelland. Hiezu kommt der ausgeprägte, stark melancholische Zug in Werner's Wesen, der sich in seiner Liebe zum Geheimnisvollen offenbart. So gestaltet sich sein Sinnen und Dichten zu einem schwärmerischen, wehmüthigen Mysticismus. „Ich halte", schrieb er damals, „Jesum Christum für den einzigen, höchsten Meister der Maurerei, halte Maurerei, Kunst und Religion für innigst verwandt, Religion als Mutter, Maurerei und Kunst als Schwestern; ich halte Kunst nicht für ein Spielwerk, sondern für das ernste, hohepriesterliche Geschäft, zugleich aber auch für die lebenslängliche holde Gefährtin der Glücklichen, denen sie sich offenbart. Ich glaube, dass der Künstler nicht bloß charmanter Gesellschafter oder Lebensphilosoph, sondern Priester des Ewigen sei, dass die durch jämmerliche einseitige Aufklärung des Verstandes so tief hinabgesunkene Menschheit nicht noch mehr aufgeklärt, sondern abgeklärt werden muss durch die Gemeinde der Heiligen nicht im groß-katholischen, sondern im veredelten, wahrhaft katholischen Sinne. Ich glaube, dass der jetzt alles unter die Füße tretende Egoismus als der wahre Antichrist durch Religion, Kunst und Maurerei gemeinschaftlich verdrängt, dass der Menschheit der ganz vernichtete Sinn für das Heilige, koste es was es wolle, wiedergegeben werden muss." Sein großes 1803 vollendetes dramatisches Gedicht „Die Söhne des Thals", dessen ersten Theil er „Die Templer auf Cypern" benannte, während der zweite Theil „Die Kreuzesbrüder" heißt, ist die Frucht dieser Weltanschauung.

Der selbstverschuldete Untergang des geheimnisvollen Templerordens wird im ersten Theile vorgeführt; allein der Geist des Ordens ist nicht untergegangen. Werner läßt denselben im zweiten Theil verklärt auferstehen.

Der Menschen Tugend unterliegt der Prüfung,
Der Menschen Bosheit trotzt in stolzer Ohnmacht,
Und beider Augen deckt die Finsternis;
Allein das Laster dient dem ew'gen Willen;
Verkläret wird die Tugend an dem Grabe,
Es straft die Nemesis, und durch die Gährung
Sieht man des Friedens schönen Stern entglühn.

Im Prologe zum zweiten Theile, dem diese Strophe entnommen ist, schildert er, wie viele tausend Zwerglein, d. i. die materialistische, rationalistische Philosophie, das alte Kreuz zu beseitigen sich bemühen. Doch diese Bemühungen mißlingen:

Da schallet ein gewalt'ger Laut von oben:
„Genug des eiteln frechen Narrentheiding!" —
Und furchterfüllt verkroch das Völklein sich.
Dann schwebte strahlend aus dem off'nen Himmel
Das große, wahre, alte Kreuz herunter.
Es schwebte unversehrt auf Taubenschwingen,
Die Fratzenköpfe schwanden in ihr Nichts.

Und eine große Kirche ward der Weltball
Auf einem ewig grünen Grabesrasen,
Und auf der Kirche stand das große Kreuz;
Die Erde ward ein Sacrament des Fleisches,
Das Meer ein Sacrament des heil'gen Blutes,
Die Zwerge wurden Riesen, denn sie huben
Die Häupter sich empor zum ew'gen Licht.

Und aus der Luft und Flamme tönt es nieder,
Und Erd' und Wasser tönten laut es wieder,
Und alle Wesen sangen den Choral:
Das Leben soll den grausen Tod bezwingen,
Der Staub hinauf zu seinem Urquell dringen,
Wenn er sich selbst verlieret und mit Freude
Sich in das große Wesenall ergießt.

Das ist „der idealistische Katholicismus", wie Werner damals das Ziel seines geistigen Ringens nannte. Aber derselbe ist so dunkel, so nebelhaft; er befriedigt weder die Gläubigen, noch die Ungläubigen. Dunkler freilich ist dieser untergegangene und wiedererstandene Templerorden, das Symbol der nach Erlösung ringenden Menschheit nicht als das, was Goethe in den beiden Theilen seines Faust darzustellen sich bemüht hat. In der That steht Werner's zweitheiliges Drama zu dem zweitheiligen Goethe'schen Faust in

merkwürdiger Parallele. Jeder der beiden Dichter hat in diesen Stücken sich selbst und seine Weltanschauung geschildert. Das Auffallendste an dieser Parallele ist nur, daſs sie bisher den Litterarhistorikern so wenig aufgefallen ist. Der gröſsere Dichter und Meister der Sprache tritt uns im Faust entgegen; in den „Söhnen des Thals" aber der tiefere Psycholog und die kraftvollere Religiosität. Der Vergleich fällt nicht zu Werner's Ungunsten aus, wenn wir mit seinen Phantasien das träumerische Zerrbild des katholisch gedachten Himmels am Schlusse von Goethe's „Faust" vergleichen und z. B. den Hymnus hören, den Goethe seinen „aufabschwebenden Pater ecstaticus" singen läſst.

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust.
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchmessert mich;
Daſs ja das Nichtige,
Alles verflüchtige
Glänzen des Dauerstern
Ewiger Liebe Kern.

Es ist freilich rhetorischer, aber auch ernster und wahrer und tröstlicher, wenn Werner in seinem Epilog selbst die Deutung der „Thalsöhne" gibt und seine eigene Unsicherheit bekennt:

O traurig Bild von armen Menschenleben!
Soll unser Loos das auch, Ihr Brüder, sein?
Soll aller Guten angestrengtes Streben
Durch plumpe Bosheit immer miſsgedeih'n?
Ward darum uns allein das Licht gegeben,
Um uns zu Staubesknechten einzuweih'n?
Der hohe Traum, die Menschheit zu vollenden,
Soll er in einem ew'gen Schlummer enden?

Ich beb', es Euch zu sagen, meine Brüder,
Was mancher wohl von Euch schon lang empfand:
Auch uns're Flamme, die vom Himmel nieder,
Die Welt zu reinen kam, — ist ausgebrannt.
Was hilft der Altar uns! — sie kehrt nicht wieder,
Sie zog von dannen in ein fremdes Land.
Vielleicht, daſs wir sie treulich nicht gehütet,
Vielleicht, daſs sie ein neues Leben brütet!

Doch was es sei, — bereitet Euch und betet;
Denn ewig stirbt es nicht, das heil'ge Licht!

Mir ist, als ob ein neuer Tag sich röthet, —
Den alten, Brüder, den erweckt Ihr nicht!
Noch wird der Urtheilsspruch gewogen, — tretet
Mit frommer Scheu vor's heilige Gericht! —
Denn das bleibt wahr: das Thal ist nicht gestorben,
Und nur im Glauben wird das Heil erworben.

Von dem Glauben aber, den er hier preist, und seinem Correlat, dem Wissen, hatte Werner damals, als er 1807 am Lätaresonntag noch die Zueignung zur zweiten Auflage seines Dramas schrieb, keine klare Vorstellung. Den Katholicismus, den er läutern wollte, rühmte er zwar damals schon nicht bloß als „das größte Meisterstück menschlicher Erfindungskraft, sondern auch, wenn er geläutert wird, als das beste unter den Erzeugnissen der Christusreligion, das allen übrigen christlichen und unchristlichen Religionsformen für ein Zeitalter, welches den Sinn der schönen Griechheit auf immer verloren, vorzuziehen sei". Allein diese Hochschätzung bezog sich nur auf den poetischen Gehalt des Katholicismus; derselbe galt ihm nur als eine wieder aufgegrabene mythologische Fundgrube.

Wie ganz umgeändert, wie klar finden wir ihn sieben Jahre später, als er, nach gründlichen Studien von Rom zurückgekehrt, in Wien die katholische Glaubenslehre verkündet! Das nebelhafte All war der Erkenntnis des persönlichen Gottes gewichen, der erdichtete Thalbund zur wahrhaften Kirche geworden, er unterschied auch jetzt noch zwischen geläutertem Katholicismus und ungeläutertem, aber er suchte den Unterschied nicht mehr in der Lehre, sondern in den Herzen, welche diese Lehre aufgenommen hatten. Werner selbst hat den Weg und die Gründe zu dieser Umwandlung dem Fürsten Dalberg also angegeben: „Von Reue über eine Unzahl früherer Verirrungen gefoltert, kam ich nach Rom. Ungleich mehr, das kann ich betheuern, als der ästhetische Pomp unseres Ritus, hat diese Reue und die Leere, die ich nach einem lebenslänglichen Jagen nach leeren Genüssen in meinem Innern empfand, gesellt zu dem für jeden consequenten Menschen Unbefriedigenden des Protestantismus und Deismus, welchen ich wie die Genüsse in seinen meisten Formen erschöpft und daher um so gründlicher verachten gelernt hatte, mich für die Gnade empfänglich gemacht. Ihr göttlicher Strahl traf mein Herz; ich gieng am Gründonnerstage als am 19. April 1810 zu Rom zum Glauben der Väter über." — Daher die Klarheit und Sicherheit, womit er jetzt in seinen Liedern wie in seinen Predigten auftritt. Über das schmachtende, süßliche Liebesträumen der Romantiker, von dem auch der edle Novalis nicht frei ist, bricht er in Aschaffenburg am 17. Februar 1813 in dem Sonett „an die modernsten deutschen und christlichen Dichterlinge" den Stab.

Dem argen Franzthum sollt ihr zwar entsagen,
Doch nicht durch schlechten Sang uns Deutsche schrecken;
Denn eure Verselei, biderbe Recken,
Ist holpricht, um selbst Satan zu verjagen.

Als tücht'ge Christen sollt ihr euch betragen,
Doch nicht im süßen Liebestrieb euch strecken,
Denn Christi Jünger waren nimmer Gecken;
Am Glauben muss Vernunft empor auch ragen!

O Gott, Du weißt und ich weiß mein Gebrechen!
Ich habe selber viel und schwer gesündigt,
Ich kann den Stab nicht über andre brechen.

Doch sagen darf ich's, frei und unverholen,
Dass, eh' dein Wort in Deutschland wird verkündigt,
Alfanzerei der Teufel erst muss holen.

Dagegen betont er jetzt immer wieder, dass der Glaube und das Christenthum alles natürlich Wahre und Schöne veredlen. Nirgends vielleicht hat er es besser gethan, als in seiner Predigt auf den heiligen Augustinus am 3. September 1815. „Das Herrlichste aller Zeitalter in sich vereinigend," sagt er, „steht St. Augustinus auf dem Gipfel aller menschlichen Bildung und widerlegt aufs glorreichste durch sein bloßes Dasein schon den ebenso scheinbaren als wesenlosen Einwurf, dass das Christenthum die freie Entfaltung und mannigfaltigste Ausbildung der edelsten Kräfte des Menschen hemme. Nein, im Strahle unserer Gnadensonne verdorren die schönsten Blüten der Menschheit nicht, sie sprießen nur umso herrlicher empor." Und indem er sich insbesondere an die Gebildeten unter seinen Zuhörern wendet und ihnen „die Theaterkritik des gebildetsten aller christlichen Weisen", nämlich des heiligen Augustinus, vorführt, fügt er bei: „Glaubt Ihr, mich treibt, das zu sagen, fanatischer Eifer? Keineswegs! Ich verwerfe die Theater nicht unbedingt; mögen von ihnen herab gescheidte Leute das Volk belehren oder sich belehren lassen, lächelnd oder weinend über das dort bildlich dargestellte trotzige und verzagte Ding, genannt Menschenherz! Aber kann der noch ungeprüften Jugend das nicht Gift sein, was der schon geprüften Erfahrung vielleicht Balsam ist? . . . Und weil ich nicht nach Eurem zeitlichen, wohl aber nach Eurem ewigen Beifall geize, so rufe ich noch einmal: Thörichte Mütter, unweise Väter und Erzieher, lasst ab, die Euch bei Eurer eigenen ewigen Verantwortlichkeit von Gott anvertrauten jungen Gemüther durch albernen Taumel zu vergiften, sondern durch schuldlose Freuden bildet sie zum Höchsten der Menschheit, dem klaren, gesunden rüstigen Ernste!" — „Bin ich", so fügt er in einer für Gebildete

bestimmten Nachschrift zu dieser Predigt hinzu, „dieser Bitte wegen etwa ein Schwärmer oder gar ein poetischer Renegat, der, weil er den Priesterrock angezogen hat, das Flügelkleid der Poesie verdammt? Nein, es gibt wohl nicht zwei Gewänder inniger vereint, als jenen Rock und dieses Kleid. Jedoch jener herrliche Talar, er ward mir über mein Verdienst geschenkt, wenn auch für die Ewigkeit! Dieses schöne Flügelkleid aber, es ward mir angeboren, und dankbar und freudig hoffe ich es, mein höchstes irdisches Gut, nicht bis zum Grabe bloß, sondern — wenn Gott mir barmherzig ist — auch am verklärten Leibe noch zu tragen! Also Ihr, die Ihr mich mein Leben lang missverstanden habt und missverstehen werdet, erlaubt, dass ich Euch, zwar wider Euren Willen vielleicht, liebe, aber doch ein wenig auch belächle!" — Das klingt nun ganz anders als die frühere mythologische, melancholische Schwärmerei; so spricht auch kein religiöser Fanatiker und in religiösem Wahn Verstrickter. So ist Werner fortgeschritten aus dem Geistesnebel zur Geistesklarheit, vom Irrthum zur Wahrheit, vom krankhaft mystischen Schwärmer zum christlichen Mystiker. Für ihn bedeutete das so viel, als von Fieberphantasien zum gesunden frischen Leben.

Viel schärfer und viel auffallender jedoch als diese intellectuelle Entwicklung ist die *moralische* von der Unsittlichkeit zu sittlicher Selbstbeherrschung. Neben dem tiefen religiösen Gefühl und im schärfsten Gegensatz dazu hatte Werner eine unheimlich glühende und frevelhaft frühzeitig zur hohen Flamme entzündete Sinnlichkeit als Naturanlage in sich. Trug ihn sein idealer, religiöser Schwung auf die höchsten Höhen des Geistes, so zerrte ihn diese gemeine Sinneslust in die tiefen Abgründe unsittlichen Schmutzes hinunter. Mit diesem Zwiespalt im Herzen steht er am 20. Juli 1808 am Rheinfall zu Schaffhausen. Er sieht in den tanzenden und tosenden Wasserwogen sein eigenes Bild, und in seinem Geiste entspinnt sich zwischen ihm und den Wogen ein Zwiegespräch, das seine hohe dichterische Begabung bezeugt:

> Gewässer, ihr rasselnden, rauschenden, rast ihr? — von wannen, wozu?
> „Entronnen aus Liebe, wir rangen und ringen zur Liebe, wie du!"
>
> Rasselnde, träumende Töchter vom ewigen Schaum,
> Nehmt mich mit aus dem Raum, aus der Arbeit der Zeit
> In die Ewigkeit! — „Was heischest Du?" — Ruh!
> Und sie lachen dazu.
> Ach, könnt' ich noch weilen bei Euch,
> Euch gleich! Ach, *könnt' ich lieben!* —

Werner stand damals im 40. Lebensjahre, als er vor den Wogen am Rheinfall über sein liebeleeres Herz klagte. Was Anakreon, Horaz, Ovid als

Liebe besungen haben, das hatte er allerdings verkostet. Aber das war eben sein Schmerz, dass er die wahre Liebe mit sinnlichem Genuss schuldvoll verwechselt hatte. Als er vier Jahre später in Florenz weilte, setzte er über folgende Sonette die Überschrift: „Am Schlusse meines 44. Lebensjahres.“

Was ich auf Erden noch zu bitten habe,
Ist wenig, und ich will es Euch erzählen;
Um Ruhm und Reichthum mag ich Gott nicht quälen,
Des Teufels Stricke sind der Stolz, die Habe.

Nur Unschuld möcht' ich wieder mir erwählen.
Doch nichts erweckt die, wenn sie gieng zu Grabe;
Der ird'schen Liebe Taumelkelch, die Labe
Von Gift, that sie dem Tode mir vermählen.

Den Wollustbecher, ich hab' ihn geleeret,
Selbst das Gelüst nach Lorbeern ist geschieden
Von mir, und matt vom Rennen, Hasten, Lärmen,

Bitt' ich nur um ein Winkelchen mit Frieden,
Wo die, wonach ich lechze, mir beschieden,
Die drei mir würden: Ordnung, Stille, Wärme.

* * *

Die regelrechte, stille, warme Hütte,
Und d'rin mein Dornenlager aufgeschlagen;
Das ist, was Gott ich darf zu bitten wagen,
Wenn aus ich mein gepresstes Herz ihm schütte.

In meines wilden Daseins Blütentagen,
Da hatt' ich wohl noch manche kühne Bitte,
Noch damals hatt' ich sie, als ich die Schritte
Beflügelnd, Rom zuerst empor sah ragen!

Doch was ich sah auf Roma's heil'gen Zinnen,
Das Gorgohaupt meines verprassten Lebens,
Versteinert mich! — Ein Todter nach Belebung

Schmacht' ich — ob tausend Lebensbäche rinnen —
Aus einem, der vielleicht mir rann vergebens,
Brüder, das ist ein schweres Wort: „Vergebung“.

* * *

Vergebung! — Ach wie soll ich Dich erstreben? —
Ihr Schwachen, denen Gift ich hab' gedichtet,
Ihr andern, deren Seufzerlast geschichtet
Auf's Herz mir ist, das nicht den Stein kann heben!

Vergebung mir? — Und ihr, die meinem Leben,
Als es noch schuldlos war zu Gott gerichtet,
Den Giftkelch reichtet, der es hat vernichtet,
Vergebung will ich, d'rum sei euch vergeben!

Der, welcher rein ist, bete mit dem Reinen
Und meide mich! Wer Sünder ist und zittert,
Ihn lad' ich ein zu meinem Haus, dem stillen!

Doch dir, Gemengsel, das nur Kitzel wittert,
Bereu'n nicht will, noch thun, nur plappernd scheinen —
Dir will ich fortan nicht mehr thun den Willen.

So hat Werner selbst seine Entwicklung vom unsittlichen Schwächling zu sittlicher Kraft, von der Sclaverei der Sünde zur Freiheit der Gnade nicht einmal nur, sondern im Übermaß oft bekundet, nicht mit Worten bloß, sondern in der That. Es war ihm schmerzlich ernst mit dem Worte, dass die Reue im Bußethun besteht, und von seiner Rückkehr zur katholischen Mutterkirche an haben auch seine Gegner ihm keinen sittlichen Makel mehr nachweisen können. Von da an hat er nicht mehr ohnmächtig geseufzt: „Ach könnt' ich lieben!" Das feige Aufgeben der Persönlichkeit, die gleichsam vor sich selber in ein unbekanntes All flüchten wollte, wurde zur besonnenen, heiligenden Entsagung der Sünde. Von Rom zurückgekehrt, hat er in Aschaffenburg 1814 in seiner „Weihe der Unkraft" seiner energischen Hinkehr zur wahren Liebe Ausdruck gegeben:

„Durch falsche Lust verlockt und durch das Spiel der Sinne,
Doch wissend, dass aus Liebe der Quell der Wesen rinne,
Setzt' ich der kranken Wollust Bild keck auf der Liebe Thron,
Und durch dies Gaukelblendwerk sprach ich der Wahrheit Hohn."

„Es ist ein Hauptmangel unserer deutschen Sprache," sagt er in einer Anmerkung zu diesem poetischen Bekenntnis, „dass wir für Charitas kein deutsches Wort haben! Ich würde vorschlagen, sie Liebe zu nennen und mit diesem so oft missbrauchten Worte sparsam umzugehen; dagegen für die sogenannte (irdische) Liebe das alte Wort Minne wieder in Curs zu setzen".

In seinem selbsterlebten, letzten Gedichte „Unstäts Morgenpsalm", worin er das Verhältnis von Natur und Gnade schildert, lässt er sich selbst anreden:

„Du altes Kind und junges Blut,
Musst kreuz und quer zur Liebe!"

Ein unbefangener Blick auf die Litteraturgeschichte zeigte uns mehr als eine Koryphäe auf dem deutschen Parnass als Werner's Genossen in der Verirrung. Ja, Werner steht, abgesehen von seinem Leben, in seinen Poesien reiner da, als die meisten; in keiner Periode findet man bei ihm ein ästhetisches Hätscheln der Sünde. Dagegen hat die Geschichte wenige litterarische Größen

verzeichnet, die aus ähnlichen Verirrungen sich so ernst herausgearbeitet haben. Die Herzenskultur ist bei Werner durch Kampf zum vollen Siege gelangt; er hat seine sittliche Geschichte wirklich gethan.

Damit hängt die fernere Entwicklung nach einer dritten Richtung hin zusammen: nämlich der Fortschritt von unthätiger Träumerei zu thatkräftiger Arbeit am Wohl der Menschheit. Werner hat nie seinen Beruf zum sittlichen Reformator und Prediger trotz aller Ungeschicklichkeit zu praktischer Thätigkeit verleugnen können. Ihm war auch sein dichterisches Talent nur Mittel zu diesem Zweck. „Ich versichere und betheuere Dir", schrieb er 1803 an seinen Herzensfreund Hitzig, „dass ich alle poetischen Lorbeerkronen für die Freude hingäbe, nicht etwa Stifter, bloß Mitglied einer echt religiösen Secte zu sein, denn ich bin überzeugt, dass, das die Hauptsache ist, warum es der Welt noth thut, und dass alle Kunst nur Propyläen zu diesem Endzweck sind. Was könnten zehn gefühlvolle, reine, begeisterte Jünglinge zu einem Zwecke verbündet, mit der Welt in religiöser Hinsicht machen, wenn sie weniger schreiben und mehr thun wollten, und wenn es möglich wäre, noch junge Leute zu finden. — Daher thut es mir in der Seele weh, wenn ich die herrlichen Kräfte der neuen Menschen, des Schlegel, des Tieck, des Schleiermacher u. s. w. verschwendet, den einen eine Komödie, den andern ein Journal, den dritten romantische Dichtungen, Sonetts und Gott weiß was liefern sehe, sie von großen Zwecken, wie die Franzosen von der Landung in England prahlen höre, und doch keine ernste Tendenz, keine verbundene Harmonie zu dem großem Ziele, keine Realisierung der göttlichen Idee einer geselligen Verbindung edler Freunde zum höchsten Zweck erblicke . . . Alles poetische Andeuten von hohen Verbindungen, anbrechender Morgenröthe u. s. w. kann nichts helfen; geben muss man der Welt, der jämmerlichen, von Gott entfremdeten Welt, das Beispiel einer solchen Verbindung in Prosa, in natura; sie mag Secte, Orden, wie sie will getauft werden, und kann ich zu einem solchen Zwecke mitwirken, so will ich gern meine poetische Feder, die mir nur dazu ein Vehikel ist, niederlegen auf ewig, dann werde ich sagen können: „ich lebe". — Als Werner bei Frau v. Staël weilte, konnte er diese seine Absicht so wenig verbergen, dass sie ihn in ihrem Werke »De l'Allemagne« (c. 24) charakterisiert hat: es habe den Anschein, als wolle er „ein geheimnisvolles System der Religion und der Liebe mit Hilfe der dramatischen Kunst verbreiten". Allein mit seiner unklaren Schwärmerei, die heute dem Leser in seinen „Söhnen des Thals" neben so viel Geistesblitzen oft genug Kopfschütteln verursacht, wäre er nie ans Ziel gekommen. Von Rom aber zurückgekehrt, entwickelt er eine fruchtbare Thätigkeit auf der Kanzel, die er kaum gesucht hatte, die aber desto mehr begehrt wurde. In

seiner ersten Predigt erklärt er das Wort Christi an die Sünderin: „Ihr sind viele Sünden vergeben, weil sie viel geliebt hat", dasselbe Wort, das nach seinem Testamente auf seinem Grabstein eingemeißelt werden sollte, und darin schildert er das Wesen der missgeleiteten Liebe, deren Folgen und deren Heilung.

So ist Werner auch hier an's Ziel gekommen; von einem unpraktischen Schwärmer, dessen phantastische Pläne mit Lachen aufgenommen wurden, hat er sich zu einem seltenen Verkünder der christlichen Wahrheit kultiviert. Seine „Kulturgeschichte", in der so viele Dissonanzen uns stören, klingt daher schließlich in einem reinen, frohen Friedensaccord aus. Nachdem er sich buchstäblich in Wien zu Tode gearbeitet, heißt es von seinen letzten Tagen auf dem Todesbette: „Seine liebste Beschäftigung während seiner letzten Krankheit war das Gebet . . . so heiter war und blieb sein Geist, dass er, obgleich von Todesschwäche niedergedrückt und unfähig irgend einer Labung oder Erquickung, dennoch Witz und Laune genug übrig behielt, um mit manchem Scherze die Herrschaft seines Geistes über alles leibliche Elend und, was unendlich mehr ist, die Gnade zu beurkunden, womit der Vater der Erbarmungen seine Seele kräftigte." —

Mit dieser Erwähnung der apostolischen Arbeiten Werner's in Wien stehen wir bereits bei der Antwort auf die Frage, was sein Entwicklungsgang für seine Zeitgenossen, für den Anfang des 19. Jahrhunderts kulturgeschichtlich bedeutet. In einem Worte ausgedrückt lautet die Antwort: Werner's Entwicklungsgang zog nach sich eine Scheidung der Geister. Sein Auftreten auf den Kanzeln von Wien bleibt auch dem nicht christlichen Kulturhistoriker, falls er nur die Wahrheit liebt, ein Phänomen. Kein anderer hat damals neben dem apostolischen P. Hofbauer so mächtig die Einwohner von Wien angezogen und in der Augustinerkirche zur Zeit des Wiener Congresses die gekrönten Häupter um seine Kanzel versammelt, wie er. Als er einmal in der Franziskanerkirche predigte, heißt es, rollten die Carossen in Unzahl vor die Kirchthüre, die Leute drängten sich massenhaft hinzu, und die Polizeiwache reichte nicht mehr aus, um die Ordnung auf der Straße aufrecht zu erhalten; es musste noch eine Wache-Abtheilung Kürassiere erscheinen. (Seb. Brunner, Clemens Hofbauer. S. 178.) Eine interessante Berichterstattung hierüber besitzen wir in einem Briefe der berühmten Tochter Mendelssohn's (II. 339), Dorothea v. Schlegel, an ihren Mann, Friedrich v. Schlegel, vom 16. März 1816. Es ist höchst interessant, die Wandlung des Urtheiles über Werner an ihr zu beobachten. Die geistreiche Frau hatte Werner's Bekehrung mit Misstrauen betrachtet. Sie geht in ihrer Kritik über die „Weihe der Unkraft", die ja Sonderbar-

keiten und Geschmacklosigkeiten enthält, bis zur Ungerechtigkeit. Nachdem sie ihn 1814 persönlich kennen gelernt hat, findet sie, dass seine Unterhaltung weit ungezwungener und natürlicher sei, als seine Schriften. Ganz unleidlich kommt ihr nur „die ungeheuere Schnupftabaksdose und der gemeine Berliner Dialect“ vor. In dem erwähnten Briefe anderthalb Jahre später aber berichtet sie ihrem Gatten Folgendes: „Werner predigt Freitag Nachmittag bei den Ursulinerinnen und Sonntag nachmittag bei den Augustinern. Die Sonntags-predigten . . . habe ich gehört und werde die drei folgenden auch hören. Bei den Ursulinen ist es immer zu voll, die Kirche zu klein. Die Predigten von Werner fahren fort, Furore zu machen; man drängt sich hinzu, dass es eine Lust ist. Leute gehen hin, die seit Menschengedenken in keiner Kirche waren; sie schimpfen auf ihn, gehen doch aber immer wieder hin; die vornehmen Leute schon um 6 Uhr abends, um nur die Predigt zu hören. Er thut sehr vieles Gute, denn nicht allein seine Predigten werden besucht, sondern auch alle anderen Prediger der Stadt und der Vorstädte, und diese geben sich mehr Mühe, da sie sehen, dass die Kirchen wieder besucht werden. Auf den Abend fragen sich die eleganten Damen und Herren: Wo waren Sie in der Predigt? wie hat Ihnen die Predigt gefallen? — so wie man sonst nach dem Theater oder Concert fragt.“ — Das ist ein Bericht über den lebenden Werner; nehmen wir hiezu den, welcher 1823, nachdem er verschieden, über seinen Tod und sein Begräbnis gedruckt wurde: „Vornehme und Niedere, Feingebildete und Menschen der gemeinen Classen drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, ja nicht durch dieses Benehmen bloß, sondern vor allen Anwesenden freimüthig zu bekennen, dass sie durch ihn wieder auf den Weg des Heiles und zur Erkenntnis der Wahrheit geführt worden seien.“

Welchen Einfluss Werner auf die Poesie seiner Zeit ausgeübt hat, kann in kurzen Worten gesagt werden. Er hörte nicht auf zu dichten, wie seine Tragödien „Kunigunde“ und „Die Mutter der Makkabäer“ bezeugen, obgleich ihm seine apostolischen Arbeiten kaum einige Stunden dazu ließen. Die Liebe zum Vaterlande und zur Religion sind die Motive davon. Vollendete Kunstwerke sind sie trotz allen echt dichterischen Geistes so wenig wie die früheren. Darin aber besteht der heilsame Einfluss Werner's, dass er, wie Friedrich Schlegel, „die Romantik ernst und consequent in sich durchgelebt hat“. (Eichendorff.)

Aber ist er nicht auch für sein Zeitalter der berüchtigte Vater des Schicksalsdrama geworden? So ist wenigstens in den Handbüchern der deutschen Litteratur zu lesen, und die meisten Gebildeten wissen von Werner kaum etwas anderes. In Wahrheit hat weder Werner selbst daran gedacht,

dem Drama diese Richtung zu geben, noch ist er darin maßgebend gewesen. Mit Recht hat Eichendorff in seiner Geschichte der poetischen Litteratur Deutschlands in dem Abschnitte über Werner (II. 83—126) diesem Gegenstande kein Wort gewidmet. Jeder Dichter, der nicht gläubig die Vaterhand der Vorsehung im christlichen Sinne anerkennt, wird unwillkürlich fatalistische Züge in das Menschenleben zeichnen, sobald er dasselbe von seiner ernsten Seite darzustellen unternimmt.

Viele wandten sich Werner infolge seines Entwicklungsganges zu; aber ebenso viele, die anfänglich ihm zugethan waren, zogen sich von ihm zurück. Durch seine entschiedene Hingabe an die Religion des Kreuzes war er selbst für Viele zum Zeichen des Widerspruches geworden. Und hierin besteht nicht minder seine kulturgeschichtliche Bedeutung für seine Zeit. Am interessantesten ist die veränderte Stellung, die Goethe gegen ihn einnahm.

Der anfänglichen freundschaftlichen Beziehungen Goethe's zu Werner in Weimar wurde schon gedacht. So grundverschieden beide auch schon damals waren, so sehr Goethe als Dichter Werner überragte, und so wenig Werner's tief-religiöser Zug dem Altmeister zusagte: Goethe konnte ihn doch gut leiden und schrieb 1808: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne dass es mir gerade zuwider ist." — Am wenigsten stieß er sich daran, dass bei Werner der sittliche Leichtsinn damals so oft mit dem idealen Streben in Widerspruch gerieth. Man kann wohl fragen, wer leichtsinniger gewesen sei. Gern disputierte Goethe mit ihm über das Christenthum. Einst richtete Werner bei solcher Gelegenheit am Hofe des Großherzogs von Weimar die Frage an Goethe, ob er zugebe, dass Gott die Liebe sei. Statt zu antworten, wandte sich Goethe an die Umstehenden und sagte: Gebe ich ihm zu, dass Gott die Liebe ist, so deduciert er mir das ganze Christenthum. Das will ich aber nicht. Zu Werner sich wendend sprach er: „Gott ist nicht die Liebe, Gott ist alles."

Die Differenz zwischen dem Pantheismus Goethe's und den christlichen Gesinnungen Werner's hob indes den Verkehr zwischen Beiden nicht auf. Ganz anders war es, als Werner, von Rom zurückkehrend, Goethe wieder besuchen wollte. Goethe schickte ihm seinen Sohn entgegen mit der Erklärung, er möge ihm nicht über seine Schwelle kommen. Werner hat auch als Katholik die Bedeutung Goethe's verstanden und lebenslänglich seinen poetischen Genius hochgeschätzt; Goethe aber konnte Werner nicht mehr verstehen. Nicht besser ergieng es Werner bei kleineren Geistern. Sein Mysticismus bildete sich, so heißt es von ihm, in Rom zur völligen Verrücktheit aus. Die selbst-

süchtigsten Motive wurden ihm unterschoben. „Es ist vielleicht kein Romantiker“, schreibt Eichendorff von ihm, „im Leben und noch im Grabe so unverständig oder boshaft verunglimpft worden, wie Werner.“ Wer die Litteratur über Werner bis heute kennt, kann das bestätigen. Wie wohlthuend ist demgegenüber das Urtheil, welches Werner's treuer Jugendfreund von Warschau her, der edle Protestant Hitzig, bald nach dem Tode Werner's 1823 in dessen Lebensabriss abgegeben hat. Sehr wenige haben Werner so gekannt wie er. „Es hat wohl“, so schreibt er über ihn, „nicht leicht einen mit herrlicheren Gaben für das geistliche Lehramt Ausgerüsteten gegeben, als Wernern, denn wie oft auch in verschiedenen Abschnitten seines Lebens er seine Ansichten änderte, immer blieb er sich doch in der Hauptsache getreu, das heißt, diese Hauptsache, Wirksamkeit im Reiche Gottes, blieb für ihn die Hauptsache; immer war er ganz erfüllt von dem, was er eben in sich verarbeitete, und immer gieng ihm der beredte Mund von dem über, wovon ihm das glühende Herz voll war. Der Verfasser kann es ihm nie genug danken, dass er in ihm, dem in alle Weltlust hinausstürmenden Jüngling, zuerst den Sinn für das Höhere anregte und dass er ihn bis an den Rand seines Grabes nicht aus den Augen verloren hat.“ Nachdem er Werner's wirkliche Fehler nicht entschuldigt, aber seinem Ringen und Streben gegenübergestellt hat, ruft er seinen unberufenen Richtern zu: „O Ihr, an die diese Worte gerichtet sind, wenn Ihr diese Blätter zur Hand genommen, um darin einige Scandale zu suchen, wie Ihr sie in Euren Theezirkeln mit geläufiger Zunge zu verarbeiten gewohnt seid, und wenn Euch Eure Scheu vor jedem ernsten Worte bis hieher hat kommen lassen, möchte Euer Gewissen Euren Augen einen Spiegel vorhalten, in dem Ihr Euer glattes und mattes Bild in seiner wahren Gestalt erblicken könnet, und in Eure schwerhörigen Ohren mit dröhnender Stimme die Worte unseres Heilandes donnern: ‚Ihr Heuchler, ziehet zuerst den Balken aus Euren Augen, darnach sehet, wie Ihr den Splitter aus Eures Bruders Auge ziehet!‘“

In der That: man kann einen hohen Preis für den aussetzen, der in Werner's Predigten oder Dichtungen nach seinem letzten Schritt zum Ziele ein Zeichen der Verrücktheit finden kann; es müsste denn sein, dass der Sucher den Glauben an Christus den Gekreuzigten selbst für Ärgernis und eine Thorheit hält. Wenn trotzdem Werner's Reue und Arbeit für Aberglaube erklärt worden ist, so ist von den Feinden des Christenthums eben seine kulturgeschichtliche Bedeutung für seine Zeit gekennzeichnet: er bahnte als Herold dem Kreuze den Weg durch seine Zeit. An das vom „Normaltyrannen“, wie er Napoleon nannte, befreite Deutschland hat er 1814 einen flammenden Aufruf gerichtet, die Zeit zu bessern.

„Hat tüchtig, dauernd, Jeder das Nächste dann gethan,
So wird die Zeit, die gute, sich wohl von selber nah'n.
Die Zeit ist nicht, nur wir sind, und wir, — wir sind die Zeit;
Drum, sind wir selbst nur gut erst, ist gute Zeit nicht weit!" —

Damit aber die Hoffnungen und Beschlüsse der verbündeten Deutschen auf eine bessere Zeit nicht ein Parturiunt montes werden, schließt er seinen Aufruf also: „Darum klammert Euch nicht an Papierballen, die zerreißen, nicht an Kanonen, die verrosten, nicht an Weib und Kind, Habe, Haus und Hof, die sterben und verderben, nicht an irgend einen Maulwurfshügel oder gar an einen Eurer fliegenden Drachen, sondern, um einen sicheren Rückhalt zu haben, an den Berg Gottes, den ewigen: an Aller (bisher von uns nicht ungestraft verlassenen, niemals, von niemandem ungestraft zu verlassenden) Gott, Heiland und Richter, unsern Herrn Jesum Christum!"

Hiermit ist der Hauptsache nach auch gesagt, was Werner's Entwicklungsgang für unsere Zeit und für jede Zeit bedeutet.

Die Wasser des Rheinfalles rauschen heute noch ebenso wie vor 92 Jahren, da Werner vor ihnen stand und sie fragte: „Gewässer, ihr rasselnden, rauschenden, rast, — von wannen, wozu?" —

Das tausendjährige Donnern und Tosen des jungen Rheinstromes über die Felsen von Schaffhausen ist aber nur ein schwaches Bild von dem donnernden „Wozu?", das jederzeit jeden denkenden Menschen bei der Betrachtung des Menschenlebens und der Menschengeschichte durchzuckt. Von der Antwort darauf hängt die Kultur ab, — und die Antwort lautet immer wie die Werner's: „Entronnen aus Liebe, wir rangen und ringen zur Liebe — wie Du!"

Das ist die Bedeutung von Werner's Entwicklungsgang für unsere Zeit.

Und sehen wir hier auf jene moderne Naturwissenschaft, wie sie sich etwa in Häckel verkörpert, und deren letztes Resumé Max Nordau mit den Worten wiedergibt: „Die Kulturmenschheit wiederholt im Großen das Vorgehen des Individuums, das seinen Kummer in der Flasche zu ersäufen sucht". (Conventionelle Lügen, S. 15), so erkennen wir erst ganz die Wahrheit von Werner's Ausspruch: „Ohne das einzig wahre Christenthum ist die Philosophie ein unlöslicher Traum, die Poesie Schaum, die Geschichte eine Lüge, das Heldenthum Tigersinn."

Wo also werden wir die Ideale suchen, da die Menschheit ohne Ideale nicht fortschreiten, geschweige denn bestehen kann? Etwa in der reinen Menschlichkeit, die angeblich Goethe in seinen mythologisierenden Phantasien geschildert hat? Wir können keine Ideale brauchen, die nicht realisiert werden können. Wie aber soll der Idealismus, den Goethe in

seinem pantheistischen Naturalismus gepredigt hat, verwirklicht werden? Es bleibt nur übrig, auf das Ideal Werner's hinzuweisen, das er von der katholischen Kirche gelernt hat, und das von Christus dem Gekreuzigten realisiert worden ist. Das ist die katholische Superiorität, welche berufen ist, den Sieg über die Inferiorität des materialistischen Zeitgeistes davonzutragen. Freilich blicken auch heute viel tausend Zwerglein, wie sich Werner vor hundert Jahren ausgedrückt hat, auf die Höhe der Kultur, die vom Kreuze ausgegangen ist und ausgeht, und weil sie dieselbe nicht zu erreichen vermögen, nennen sie dieselbe mit dem Fuchs vor den hochhängenden Weintrauben in der Fabel ‚Inferiorität'. Von ihnen gilt das Wort Werner's: „Die That ist heut ein Zwerg, das Maul ein Riese."





# Die „Dormition de la sainte Vierge“.

**Von Erasmus Nagl.**

Als im Herbste des Jahres 1898 die telegraphische Nachricht durch die Zeitungen gieng, Kaiser Wilhelm II. von Deutschland habe die »Dormition de la sainte Vierge« erworben und ergreife am 31. October 1898 davon Besitz, mag sich mancher Leser dieser Zeitschrift gefragt haben: Was ist das für eine Örtlichkeit, was hat es damit für eine Bewandtnis, dass man sich so beeilt, Europa von deren Erwerbung in Kenntnis zu setzen? Die nöthigsten Aufschlüsse konnte auch jeder sofort in der Tagespresse erhalten. Es sei ein Grundstück in Jerusalem, auf Sion (dem südwestlichen und höchsten der Hügel, auf denen die Stadt erbaut ist), außerhalb der Stadtmauer, zwischen dem sogenannten Haus des Kaiphas und dem Cönaculum westwärts, gelegen. Auf diesem werde nach einer Tradition der Sterbeort (dormitio das Entschlafen) der seligsten Jungfrau Maria gesucht. Sehr Viele mögen damals den Wunsch gehegt haben, Näheres über diese Tradition zu erfahren, zu wissen, ob wir es da mit einer aus apostolischer Zeit stammenden Überlieferung zu thun haben und welche Gewissheit ihr in dieser Hinsicht zukomme. Solchem allgemein berechtigten Wunsche zu entsprechen, wurde die Frage von verschiedenen Seiten zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht. Bis heute liegen darüber drei größere Arbeiten vor, zwei von katholischer, eine von protestantischer Seite. Die ersteren sind zu danken: Dr. Carl Mommert, Pfarrer zu Schweinitz (Preuß.-Schlesien), mit dem Titel: „Die Dormitio und das deutsche Grundstück auf dem traditionellen Zion.“ (Leipzig 1899.) und dem als Patristiker allbekannten Dombechant Dr. Jos. Nirschl in Würzburg: „Das Haus und Grab der hl. Jungfrau Maria.“ (Mainz 1900); die protestantische stammt von dem gelehrten Professor Dr. Theod. Zahn in Erlangen: „Die Dormitio Sanctae Virginis und das Haus des Joh. Marcus.“ (Leipzig 1899, Separatabdruck aus der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“.) Manchem mag die Frage noch als ungelöstes Räthsel im Herzen schlummern, andere werden eine Belehrung, wenn auch nicht gerade eine zufriedenstellende, erfahren haben.

So möchten denn auch die folgenden Zeilen eine Antwort auf diese, immer noch actuelle Frage geben.

Wenn wir an die Erforschung der angedeuteten Tradition herantreten*), so begegnen wir sogleich zwei großen Parteien. Die einen Gelehrten suchen mit der Menge der alten Zeugen Sterbehaus und Grab Mariens in Jerusalem, die anderen aber wollen, Maria habe ihr Leben in Ephesus beschlossen und dort ihr Grab gefunden. Letztere Ansicht war, wenn man von dem syrischen Schriftsteller Abulfaradsch des 13. Jahrhunderts absieht, bis in das 17. Jahrhundert unbekannt. Erstmals wurde sie verfochten von dem gelehrten und frommen französischen Abbé Tillemont in seiner Kirchengeschichte »Memoires pour servir à l'histoire ecclesiastique des six premiers siècles.« (Paris 1693.) Ihm folgten hierin Gelehrte verschiedener Länder bis in die neueste Zeit. Sie stützt sich hauptsächlich auf einige Worte eines Schreibens der Väter des Concils von Ephesus an den Clerus und das Volk von Constantinopel vom Jahre 431. Dieses Concil war zusammengetreten wegen der Lehre des Patriarchen Nestorius von Constantinopel, der die gottmenschliche Person Christi leugnete und darum Maria nicht das Attribut „Gottesgebärerin" zuerkennen wollte. In dem genannten Schreiben wollen die Väter des Concils Clerus und Volk von Constantinopel mit der Verurtheilung ihres Patriarchen bekannt machen und deuten auf ein wunderbares Walten der göttlichen Vorsehung hin, das sich darin offenbart, dass Nestorius gerade in Ephesus verurtheilt wurde, in jener Stadt, die sich besonderer Beziehung zum Apostel Johannes und zur Muttergottes erfreute. Die Art der Beziehung wird aber nicht deutlich ausgesprochen; es heißt elliptisch: „in welcher (Stadt) der Theolog Johannes und die jungfräuliche Gottesgebärerin, die heilige Maria"... Indem man nun ergänzt „gelebt haben und ihre Grabstätte gefunden", hat man das Argument. Andere ergänzen zwar bloß die Copula „sind", die im Griechischen und Lateinischen häufig ausfällt, verstehen aber die Worte in demselben Sinne. Die Möglichkeit einer solchen Sinnesergänzung geben wir ohne weiters zu. Und wenn es die einzig mögliche ist, dann ist es auch gewiss, dass in den Worten die in Rede stehende Tradition ausgesprochen ist. Aber ist es auch wirklich die einzig mögliche? Das muss entschieden geleugnet werden. Der Sinn kann vielmehr sein: wo Johannes und Maria ihre Heiligthümer haben und specielle Verehrung genießen. Denn, wie Nirschl zeigt, war es bereits damals üblich, mit dem einfachen Titel einer Kirche diese selbst zu bezeichnen, so dass „Apostel Johannes" = Kirche des Apostels Johannes. Und in Ephesus bestand thatsächlich eine Johanneskirche über dem Grabe des Apostels, und in der Marienkirche wurde das Concil gefeiert. Wenn man

*) Zur Litteratur s. Mommert und Nirschl.



jetzt hinzunimmt, dass man in Ephesus und Kleinasien weder vor dem Jahre 431, noch nach demselben von einem dort befindlichen Mariengrabe etwas weiß, so kann man nicht zweifeln, dass die Ellipse in letzterem Sinne ergänzt werden muss. Wäre eine ältere Tradition vorhanden gewesen, so müssten wir eine Spur von ihr wenigstens bei Polykrates und in dem Pilgerbericht der Silvia finden. Polykrates, Bischof und Metropolit von Ephesus, beruft sich zur Rechtfertigung der abweichenden, kleinasiatischen Osterfeier in einem Schreiben an den Papst Victor I. (192—201) auf verschiedene „große Leuchten", das heißt berühmte, heilige Persönlichkeiten, die in Asien entschlafen sind. Da er darunter den Apostel Johannes, Philippus und seine Töchter aufführt und mit historisch-traditionellen Bemerkungen nicht spart, so kann kein Zweifel sein, dass er auch Maria nennen würde, wenn sie mit Johannes in Kleinasien gewesen wäre. Denn dass Maria eine andere Observanz befolgt hätte als Johannes, der Fall verdient keine weitere Erörterung. Und eine ephesinische Marientradition konnte Polykrates von Ephesus nicht unbekannt bleiben. Er erwähnt sie nicht, also hat sie nicht bestanden. Silvia, eine fromme Aquitanerin, deren Reisebericht man seit 1887 wieder kennt, besuchte gelegentlich einer Wallfahrt in das heilige Land (385—88) auch das Johannesgrab in Ephesus. Von einem Mariengrab weiß sie nichts. Zudem haben wir andere mit dem Concilsdocumente gleichalterige Schriftstücke, die alle der Nestoriussache ihre Entstehung verdanken. In allen, namentlich aber in einer Homilie, die von Cyrill, dem Vorsitzenden des Concils, in der Marienkirche in Ephesus gehalten wurde, hätte die Tradition von dem Mariengrabe geschickt Verwendung finden können. Aber nirgends ist eine Spur davon. Dass man etwa nach dem Concil das Grab Mariens in Ephesus gesucht hätte, dafür hat noch niemand den Beweis erbracht. Unter diesen Umständen kann man in den Worten der Väter von Ephesus unmöglich die Tradition von einem dort befindlichen Mariengrabe finden, wollte man nicht etwa gar mit Zahn dieselbe von einer rasch auftretenden und ebenso rasch wieder verschwindenden Sage verstehen.

Neues Leben wollte man der Ansicht vom Ephesinischen Aufenthalte und Grabe Mariens einhauchen durch Heranziehung der Offenbarungen der Anna Katharina Emmerich. Der Versuch gieng von französischer Seite aus und fand viele Freunde. Der eifrigste und gelehrteste von ihnen ist L. Fonck S. J. Katharina Emmerich war Augustinerschwester auf dem Agnetenberg bei Dülmen und lebte nach Aufhebung dieses Klosters 1812 in klösterlicher Einsamkeit in einem Häuschen des genannten Städtchens († 1824). Seit Ausgang des Jahres 1812 hatte sie Stigmata (Wundmale an Händen, Füßen und an der Seite). Diese fromme Klosterfrau nun hat in Betrachtungen das Leben

Jesu und Mariens geschaut, die durch den bekannten Dichter Clemens Brentano aufgezeichnet wurden. Obwohl sie selbst weit davon entfernt war, ihren Mittheilungen historischen Charakter beizulegen, so glaubte man doch mit Rücksicht auf ihre seltsamen, namentlich geographisch-topographischen Kenntnisse, die stets durch historische Correctheit sich auszeichnen sollen, sie im Interesse historischer Forschung verwerten zu dürfen. Aus ihren Mittheilungen erfährt man, dass Maria ihre letzten Lebensjahre in einem Gebirgshäuschen ungefähr 3 oder 3½ Stunden südlich von Ephesus, das sie genau beschreibt, zugebracht habe und daselbst gestorben sei. Das Häuschen will man in einer Ruine auf dem Nachtigallenberg (Bulbul-dagh), 3½ Stunden südlich von Ephesus, die bei den Griechen Panhagia Kapuli (Allheilige des Thores) heißt, wiedergefunden haben. Bereits hat sich dort neben vielen Einzelpilgern ein großer französischer Pilgerzug eingefunden, um an der Stätte ihres Todes und in der Nähe ihres einstigen Grabes Maria den Tribut der Verehrung darzubringen. Wir können davon absehen, dass die Übereinstimmung zwischen dem von K. Emmerich beschriebenen Häuschen und der aufgefundenen Ruine denn doch keine so vollständige ist, stellen aber, wie es Nirschl thut, den visionären Mittheilungen K. Emmerichs die anderer Klosterfrauen gegenüber, nämlich die der hl. Birgitta von Schweden (1302 bis 1373) und der spanischen Äbtissin Maria von Agreda (1602—1665), die beide Tod und Grab Marias nach Jerusalem verlegen. Überdies weisen wir darauf hin, dass der wesentliche Inhalt von Katharinas Mittheilungen in auffälliger Weise mit der Erzählung des apokryphen Buches De dormitione b. Mariae übereinstimmt und an großen, historischen Schwierigkeiten, ja Unmöglichkeiten leidet. Um nur etwas hervorzuheben, soll Maria im Jahre 48 unserer Zeitrechnung gestorben und Jacobus der Ältere damals noch am Leben gewesen sein.*) Was über den gleichzeitigen Zustand Jerusalems gesagt wird, scheint ein voller Anachronismus zu sein und nur für die Zeit nach der Zerstörung dieser Stadt, also nach 70 unserer Zeitrechnung zu passen. Wenn wir auch zugestehen, dass die Mittheilungen Anna Katharina Emmerich's interessant und vielfach staunenerregend sind, so dass man sich des Gedankens nicht erwehren kann, vieles habe das ehemalige, arme, westphälische Bauernmädchen nur durch übernatürliche Erleuchtung gewusst, und dass es ein interessantes, kaum vollständig lösbares psychologisches Problem sei, sich im Einzelnen zu fragen, was übernatürliche Gabe sei, was unschuldiges Phantasiespiel mit Verwertung legendarischen Wissens, — aber eine Quelle historischen Wissens können wir in ihnen nicht anerkennen.

*) Nach syrisch-arabischem Texte des B. De dormitione war der bereits verstorbene Jacobus neben anderen für die Gegenwart beim Tode Marias wieder zum Leben erweckt worden.



Wir sind nach dem Gesagten aber auch nur zu sehr berechtigt, unser Interesse und unsere Aufmerksamkeit allein mehr der jerusalemitanischen Tradition zu schenken. Wir wollen aber da sogleich auf unseren eigentlichen Gegenstand losgehen und uns fragen: Wie steht es mit der Tradition, daſs Maria auf Sion gelebt habe und gestorben sei?

Der erste, der uns davon Nachricht gibt, ist Modestus; er drückt sich aber noch dunkel und geheimnisvoll aus. Deutlicher lautet die Kunde bei Sophronius. Beide Zeugen gehören dem 7. Jahrhunderte an und waren Patriarchen von Jerusalem; ersterer 631—634, letzterer 634—638. Von ihnen an hören wir dann continuierlich die Nachricht im Morgen- und Abendlande. Wir finden sie bei dem Metropoliten Andreas von Kreta, früher Mönch in Jerusalem († 720), im Chronikon des im übrigen so wenig bekannten Hippolyt von Theben (ca. 700), bei dem Sammler der patristischen Traditionen Johannes Damascenus († ca. 760). Im Abendlande sind es die Reiseberichte der Pilger, durch die sie in Umlauf kam. Das erste Mal lesen wir sie im Berichte des gallischen Bischofes Arculf, der um 670 das heilige Land besuchte und dessen Reiseerinnerungen durch Adamnanus, Abt von Jona (Hye an der Nordküste von Schottland), aufgezeichnet wurden. Wir lesen sie sodann in dem Pilgerbuche des Willibald, nachmaligen Bischofes von Eichstätt, der als Mönch von Monte Cassino an den heiligen Stätten geweilt, weiters, um von späteren zu schweigen, in dem Werke De locis sanctis, welches der gelehrte englische Benedictiner Beda († 735) auf Grund der damals vorhandenen Litteratur abgefaſst hat.

Auf Sion wird der Tod Mariens auch verlegt in einer lateinischen und der hierin sich widersprechenden arabischen Übersetzung des Schriftstückes De dormitione oder De transitu b. Mariae (Heimgang Mariä). Dieses apokryphe Buch ist ursprünglich griechich abgefaſst und erfreute sich einer weiten Verbreitung. Wir kennen davon Übersetzungen in das Lateinische, Syrische, Koptische, Arabische. Die Texte zeigen alle unter einander oft sehr bedeutende Abweichungen, und die Gelehrten sind über ihre Ursprungsverhältnisse nicht einig. Die verschiedenen Gestalten oder Berichte, deren man zwei oder drei zu unterscheiden hat, haben sehr alte Bezeugung, im 5., resp. 6. (ja vielleicht schon im 4.) Jahrhundert. Nach der wahrscheinlicheren Meinung, wie sie Zahn und Nirschl vertreten, ist die Grundgestalt des Buches Ende des 4. Jahrhundertes abgefaſst worden. Obwohl nun Sion jedenfalls nicht in diesem Urtexte gelesen wurde und es auch mehr als zweifelhaft ist, ob es auch nur von Modestus darin genannt wurde, so war dieser längere Excurs doch gerechtfertigt, da das Schriftstück für unsere Frage von großer Bedeutung ist. Denn die Nachrichten, die wir von anderwärts

her erhalten, berühren sich, wenn sie nicht direct aus ihm genommen sind, mit dem Inhalte dieses Buches auf das innigste.

Aber bei der Mehrzahl der oben aufgeführten Zeugen wird nicht nur allgemein der Sion genannt, sondern sie wissen noch Genaueres zu berichten über die denkwürdige Stätte, wo Maria gestorben sei. So schon Sophronius, der die Kirche auf dem Sion als diesen Ort bezeichnet. Ja, Arculf bezeichnet in dem Plan, den er uns von der Sionskirche gibt, noch genauer die Südostecke als die Stelle, wo Maria gestorben. Ihm folgt mit kleiner Abweichung Beda.

So schön nun diese detaillierte Nachricht ist, sie läſst uns von vorneherein doch zu keiner rechten Freude kommen, da die ganze Tradition sich auf so verhältnismäßig späte Zeugen stützt. Zahn miſst ihr darum, zumal unter den alten Zeugen noch ein Widerspruch besteht, gar keine Glaubwürdigkeit bei, und auch Mommert ist, soweit es wenigstens die Sionskirche betrifft, anderer Ansicht. Steht es wirklich so schlimm um sie? — Es scheint, daſs sie doch auf einige Glaubwürdigkeit Anspruch machen darf.

Im vierten Jahrhundert sehen wir nämlich, daſs in Jerusalem eine Localtradition über das Grab Mariens besteht. Freilich, alle Zweifel über die Wahrheit dieser Nachricht sind nicht ausgeschlossen. Denn da wir, wie gesagt wurde, die Urgestalt des Buches De dormitione nicht kennen, — und in ihm haben wir allem Anscheine nach den ersten Zeugen dieser Tradition, — so müssen wir auf seine verschiedenen Texte Rücksicht nehmen. Es sind nun griechische Textesfragmente bekannt geworden, die einer auch unter dem Namen des Bischofs Johannes von Thessalonich (vor 800) verbreiteten Textesgestalt angehören, wo die Ortsangabe über das Grab Mariens fehlt. Auch in der Erzählung des hl. Gregor von Tours († 596) über den Tod und die Verherrlichung Mariens, die mit dem wesentlichen Inhalt obigen Buches übereinstimmt, wird kein Ort genannt. Aber von diesen zwei Berichten abgesehen, wird in allen Formen des apokryphen Buches, auch in der sehr stark abweichenden koptischen Erzählung des Evodius, Gethsemane oder das Thal Josaphat als Begräbnisort bezeichnet.*) Wenn man noch dazu nimmt, daſs sich auch in einem Texte der Thessalonicher Gestalt an anderer Stelle eine indirecte, dunkle Hindeutung findet, so muſs man es als höchst wahrscheinlich bezeichnen, daſs die Localangabe über das Mariengrab schon im Urtexte enthalten war. Da nun die apokryphen Erzählungen, wie alle Dichtungen der Sage, sich gewöhnlich an einen historischen Kern, an eine wahre Begebenheit

*) So auch im koptischen „Leben Mariä“ bei F. Robinson, Coptic apocryphal gospels. Cambridge 1896, S. 128, 41; vergl. S. 207.



anschließen, durch den sie sich selber den Schein der Wahrheit geben wollen, so ist es mehr als unwahrscheinlich, dass wir es in dieser Ortsbezeichnuug mit einer bloßen Fiction zu thun haben, d. h. mit anderen Worten, wir können aus dem Buche auf das Vorhandensein einer Tradition über das Mariengrab schließen. Ihre Heimat kann nur Jerusalem gewesen sein.

Um verschiedenen Einwänden zu entgehen, die gegen sie erhoben wurden und noch erhoben werden könnten, müssen wir sie näher charakterisieren. Vor allem dürfen wir sie nicht als officielle oder Lehr-Tradition denken. Dann dürfen wir uns auch ihren Verbreitungskreis nicht gar zu weit vorstellen. Denn Bischof Eipiphanius auf Cypern († 406), der früher Mönch in Palästina gewesen, und der schon genannte Patriarch Modestus von Jerusalem stellen eine Tradition über den Tod Mariens in Abrede. Auch die Worte des noch zu nennenden Juvenal dürfen nicht anders verstanden werden. Bei solcher Auffassung verschwinden alle Schwierigkeiten. Wir begreifen leicht, warum bei älteren und bei Schriftstellern des vierten Jahrhunderts, die uns so viele historisch-topographische Kenntnisse mittheilen, ihrer keine Erwähnung geschieht. Es war eine localbeschränkte Tradition, die, ehe man das Grab Christi wieder aufgefunden und überbaut hatte, nicht das allgemeine Interesse erregte. Das Grab selbst war jedenfalls noch seit der Titus-Zeit unter Stein und Schutt verborgen.*) Wir werden es aber auch nicht mehr undenkbar finden, dass nicht alle Elemente dieser Tradition bei der ersten Aufzeichnung des Buches De dormitione Aufnahme gefunden. Muss ja auch Zahn bezüglich der an der Sionskirche haftenden Traditionen gestehen, dass sie von keinem Schriftsteller des ersten Jahrtausends vollständig aufgezählt werden.

Weitere Zeugen für das Grab Mariens bei Gethsemane haben wir an einem armenischen Brief des sogenannten Dionysius Areopagita, von dem es jedoch nicht allgemein zugegeben ist, dass er von dem Verfasser der übrigen Dionysischen Schriften herrührt (nach den Einen um 500, nach den Anderen im 4. Jahrhundert), an dem Bischofe Juvenal von Jerusalem, der sich dafür auf „eine alte und sehr wahre Tradition“ beruft (451), dessen Zeugnis, wenn auch angefochten, wahrscheinlich echt ist, und seit Ausgang des 6. Jahrhunderts in den fortlaufenden Nachrichten des Morgen- und Abendlandes. Ja es ist nicht unglaubwürdig, was Th. Zahn meint, dass eine diesbezügliche Bemerkung schon in den nur fragmentarisch erhaltenen, gnostischen Johannes-Acten des Leucius Charinus (um 160/170) enthalten war, so dass wir den Faden der Überlieferung zur apostolischen Zeit zurücklaufen sehen könnten.

*) So Nirschl.

Wenn wir es nach solcher Bezeugung wenigstens als höchst wahrscheinlich bezeichnen müssen, dass sich in Jerusalem eine örtliche genaue Tradition über das Grab Mariens erhalten hat, dann haben wir immerhin Grund zu glauben, dass auch die jünger bezeugte Nachricht, Maria habe auf Sion gewohnt und sei am Platze der späteren Sionskirche, des alten Cönaculum oder gar in diesem selbst gestorben, auf Tradition beruhe, zumal wir ja an der apokryphen Literatur des zweiten Jahrhunderts sehen, dass das Andenken und die Verehrung Mariens bis in die apostolische Zeit zurückreicht. Thatsächlich wird in den Berichten des Buches De dormitione der Sterbeort Mariens gewöhnlich im Gegensatze zu Gethsemane in die Stadt verlegt, ja in einer griechischen Textesform wird bei der Übertragung des Leichnams direct der Ausdruck „außerhalb der Stadt" gebraucht.*) Darin kann man eine Bestätigung für die Annahme der Tradition finden.

Doch wird ihre Existenz durch scheinbar directen Widerspruch gefährdet. Einmal wird in Texten der Dormitio von Maria's „eigenem Haus" (griechisch; ähnlich in der koptischen Erzählung des Theodosius) oder „ihrem Hause" (in der einen syrischen Gestalt) gesprochen; dadurch erscheint also wenigstens die Annahme einer traditionellen Beziehung zur Sionskirche umgestoßen. Dem gegenüber sei bemerkt, dass es sehr zweifelhaft ist, ob diese Bemerkung zur ursprünglichen Dormitio gehört, da sie nicht in allen Textesformen enthalten ist. In noch schlimmere Gefahr kommt sie durch den Reisebericht des Antonin von Piacenza (um 570), der zur Marienkirche bei Gethsemane bemerkt, sie solle (direct) an der Stelle ihres Sterbehauses stehen. Wohl ist auch hier wieder der Text in den Handschriften nicht fix, aber aller Wahrscheinlichkeit nach gehört die Bemerkung zur Urschrift. Eine ganz ähnliche Nachricht, wie bei Antonin, haben wir in einer lateinischen Erzählung der Dormitio. Doch auch dadurch wird unsere Annahme nicht in Frage gestellt. Denn in dieser Angabe haben wir aller Wahrscheinlichkeit nach wieder ein jüngeres, historisches Gebilde vor uns. Sein Entstehen dürften wir aus den apokryphen, griechischen Acta Joannis des Prochoros (um 500) lernen können, wo bei dem Namen Gethsemane beigefügt wird, „wo auch seine (Christus) ganz unversehrte und allheilige Mutter die Nacht zuzubringen pflegte (ηὐλίζετο)."**) Die hierin ausgesprochene Wahrheit, die ja jederzeit dem christlichen Empfinden nahe gelegen, dass nämlich Maria oftmals an den Leidensstätten ihres Sohnes geweilt habe, dürfte zu dem Gerüchte

*) Fehlt in einer Münchener Handschrift des 12. Jahrhunderts, wo aber auch andere Zusätze fehlen.

**) Diese Notiz steht zwar nur in einer der vielen Handschriften dieses Buches (Mailand, 10. Jahrhundert), aber man muss mit Zahn auch deren Echtheit erkennen.

(Nebentradition) Anlass gegeben haben, dass Maria in oder bei Gethsemane selbst gewohnt habe. Dieses Gerücht, das zu den Ohren des Pilgers von Piacenza kam, wurde in seinem Reisebericht fixiert. Die widersprechenden Mittheilungen, die ebenso über Wohn- und Sterbehaus Marias in Jerusalem gemacht wurden und die ein nur en passant anwesender Pilger nicht auf ihre Wahrheit prüfen konnte, dürften auch der Grund für das so befremdende Schweigen des wahrscheinlich afrikanischen Archidiacon Theodosius (um 530) sein. Er erwähnt in seinem Pilgerbuche die Marienkirche im Thale Josaphat, gibt aber keine nähere Erklärung. Der Bearbeiter der arabischen Dormitio aber hat beide Angaben in sein Buch aufgenommen, ohne auch nur auf den Widerspruch irgend welche Rücksicht zu nehmen.

Wenn wir also auch der Tradition, Maria habe auf Sion gewohnt und sei dort gestorben, in keiner Weise Gewissheit vindicieren können, so lässt sich auf der anderen Seite doch wieder kein Grund finden, wodurch sie um alle Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit gebracht würde.

Noch einige Worte über den Ort, auf den die Tradition lautet! Wir sehen aus den oben vorgeführten Zeugnissen, dass Wohn- und Sterbeort (dormitio) Mariens in innigster Beziehung mit der Sionskirche genannt wird, ja der Todesort der Mutter Gottes in der letzteren verehrt wurde. Mit der Sionskirche blieb diese Verehrung auch bis in das 13. Jahrhundert verknüpft. Erst im 14. Jahrhundert, als man die 1244 durch die Charesmier zerstörte Kirche wieder, und zwar in kleineren Maßstabe, aufbaute, wurde die Stätte aus der Kirche hinausverlegt, zuerst nördlich, seit dem 16. Jahrhundert meist westlich, beim griechischen Patriarchen Chrysanthus (1726) nordwestlich von der Sionskirche, in welcher Richtung auch das neuerworbene Grundstück liegt.

Letzteres hat somit auf die Verehrung der alten Christen keinen Anspruch. Nichtsdestoweniger kommt dieser Neuerwerbung doch hohe Bedeutung zu. Da es nicht möglich ist, das Cönaculum, das auch bei den Mohamedanern hohe Verehrung genießt, — dass es auf dem Grunde der alten Sionskirche steht, wird von allen zugegeben, — zu erwerben, so muss es schon hohe Befriedigung gewähren, auf nachbarlichem Boden eine Stätte zu besitzen, wo die jedem Christenherzen so theueren Reminiscenzen der alten Sionskirche verehrt werden können. Und ihrer sind viele. Denn sie war geheiligt durch Christi letztes Abendmal (daher Coenaculum), bei dem Christus das Liebesgeheimnis des neuen Bundes, die heilige Eucharistie, eingesetzt, sie war geheiligt durch die Erscheinungen des auferstandenen Heilandes, durch die Einsetzung des Bußsacramentes, sie war geheiligt durch die Geistestaufe am Pfingstfeste, sie war die Geburtsstätte der Kirche Christi und darum schon vor Alters mit dem Titel „Mutter aller Kirchen“ ausgezeichnet. Sie war

auch die erste Kirche der Christen in Jerusalem. Gerade dieser letzte Ehrenvorzug bietet für unsere Marientradition eine Bestätigung. Denn es ist sehr wahrscheinlich, dass der Bischof der Stadt und wohl auch die Apostel, solange sie in Jerusalem anwesend waren, sich in der unmittelbaren Nähe oder Umgebung der Kirche, die so voll von heiligen Erinnerungen war, niedergelassen haben. Wenigstens wird im 4. Jahrhundert Jacobus als Bischof in Verbindung mit der Sionskirche genannt.*) Da nun von Christus selbst Maria der Obsorge des Apostels Johannes anvertraut war, wo wird sie da anders Wohnung erhalten haben, als mit den Aposteln bei dem „Obergemache“ oder Abendmalssaale?

Weil es sich beim Cönaculum um einen so überaus ehrwürdigen und geheiligten Boden handelt, so mag sich auch der deutsche Verein für das heilige Land, nachdem es ihm gelungen ist, nachbarlichen Grund zu erwerben, für seine vielen Mühen genugsam entlohnt betrachten. Seit Jahren war er bestrebt, sich, wenn schon das Cönaculum nicht erwerbbar ist, wenigstens in der Nähe auf dem Grunde, der als Dormitio galt, eine Ansiedlung zu schaffen. Alle Bemühungen scheiterten, da auch dieser den Muslimen als geheiligt galt und zudem unveräußerlicher Familienbesitz war. Endlich ist auf diplomatischem Wege das Schwierige erreicht worden. Durch unmittelbares Eingreifen des deutschen Kaisers und Vermittlung des Sultan ist für mehr als 100.000 Mark das gewünschte Grundstück in den Besitz Kaiser Wilhelm II. übergegangen, der es dem Vereine für das heilige Land zur Nutznießung übergab.

Wir stimmen gern in die Freude und den Jubel ein, der die Herzen der deutschen Katholiken deshalb bewegt. Die That war ein Sieg zielbewusster, unermüdlicher Arbeit. Man ist auch bereits daran gegangen, dem Geschenke seine volle Wertung zu geben. Der Grundstein ist gelegt, und fleißige Hände regen sich, den Bau emporzubringen. Wer 1903 das Glück haben wird, die heil. Stadt zu besuchen, dem wird wahrscheinlich bereits Kirche und Kloster „Mariä Heimgang“ von Sion her als Stätte deutscher Pietät und Gastlichkeit entgegenwinken.

*) Bei dieser Annahme lassen sich auch leicht die verschiedenen Angaben, die über den ehemaligen Besitzer dieses Ortes gemacht werden, verstehen.





# Entdeckung altfranzösischer Bronzereliefs in Kew.

Von Freih. P. v. Schleinitz.

Unlängst wurden in einem Hause, welches als Dependenz zum königlichen Palast in Kew gehört, fünf alte Bronzereliefs französischen Ursprungs entdeckt, die als Kunstwerke ersten Ranges bei allen Sachverständigen und auch bei den Liebhabern ein so allgemeines Interesse erregten, dass die verstorbene Königin Victoria genehmigte, dieselben in der englischen Kunstabtheilung auf der Pariser Weltausstellung auszustellen. So wie Kaiser Wilhelm der französischen Malerei durch Darleihung seiner Watteau's eine besondere Aufmerksamkeit erweisen wollte, in ähnlicher Art gedachte die Königin Victoria die französische Bildhauerkunst zu ehren.

Kew, der Fundort des Kunstschatzes, ist bekannt durch seinen prachtvollen botanischen Garten und Park. Hier, in dem dunklen Zimmer eines zum Schlosse gehörigen Nebengebäudes, befanden sich bisher die erwähnten Reliefs, etwa zwei Meter von dem Fußboden entfernt, in die Wand eingelassen. In dem Maße, als diese Wand mit Ölfarbe gestrichen wurde, hatten die Reliefs durch den Neuanstrich mitzuleiden, und es ist nur einem Zufall zu verdanken, dass schließlich diese völlig unbeachteten Kunstwerke, die man für Gipsarbeiten gehalten hatte, im eigentlichen und uneigentlichen Sinne wieder an das Tageslicht hervorgezogen wurden.

Der Ursprung der Werke ist französisch, und die Zeit der Entstehung der in Hochrelief vollendet ausgeführten Arbeiten ist in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zu verlegen. Die Sujets sind Darstellungen von thatsächlichen Begebenheiten aus der Regierungsepoche Ludwigs XIV., im heroischen und monumentalen Stile. Der König ist als der Mittelpunkt und als die Hauptfigur aufgefasst. Es wird nicht leicht sein, ohne Weiteres zu entscheiden, ob die fünf Arbeiten als eine Folge oder wenigstens als eine in ideeller Beziehung zusammenhängende Kette gelten sollen. Die Größe der Medaillons beträgt drei Fuß im Durchmesser; ihr Gewicht pro Stück annähernd hundert Pfund. Es dürfte kaum zweifelhaft sein, dass diese Medaillons als Theile eines öffentlichen, zu Lebzeiten Ludwigs XIV. und ihm zu Ehren gesetzten Monumentes angesehen werden müssen. Wahrscheinlich wurde das Gesammt-

werk in der Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts zerstört und die fraglichen Bronzen nach England verkauft. Wie sie aber an ihren jetzigen Fundort gelangten, ist bisher völlig unaufgeklärt. Das Alter des Königs auf den Darstellungen ist auf 40—45 Jahre zu schätzen, und sowohl aus diesem Grunde, wie auch aus anderen Anzeichen kann die Entstehung der Arbeiten in das Jahr 1680 gesetzt werden. Es ist bekannt, dass kurz nach dem Frieden von Nimwegen der König in vielen Städten Frankreichs Siegesmonumente errichten ließ.

In einer der Compositionen ist der König in der Mitte seines Hofstaates dargestellt, wie er ein in Obeliskenform errichtetes Monument den Behörden übergibt. Ein anderes Medaillon stellt Ludwig XIV. im Krönungsornat dar, im Begriff, fremde Gesandte zu empfangen, von denen zwei ihm Kronen überreichen. Einer der Gesandten trägt den dänischen Elephantenorden. In den anderen Abbildungen sehen wir den König an der Spitze seiner Regimenter in eroberte Städte einziehen.

Da keine Signatur irgend welcher Art zu entdecken ist, so kommen aus inneren und äußeren Gründen wahrscheinlich nur die Bildhauer Coysevox, Girardon oder Pierre Puget als Hersteller der Werke in Betracht. Trotzdem nun hervorragende Fachmänner in Paris die beste Gelegenheit besaßen, diese kunsthistorisch wichtigen Objecte mit den Meisterwerken der drei genannten Bildhauer zu vergleichen, so vermochten sie bisher doch kein endgiltiges Urtheil zur Sache abzugeben. Coysevox (1640—1720) hätte sehr wohl Aufgaben wie die vorliegende lösen können, doch finden sich meiner Ansicht nach in seinen Werken keinerlei Anklänge an die Darstellungen in den Kewer Reliefs. Zu seinen berühmtesten Schöpfungen gehört in erster Linie das Grabmal des Cardinals Mazarin: der Cardinal kniet über dem Sarkophag, hinter ihm ein Genius, links die Bronzestatue der Klugheit, rechts der Treue und vorn des Friedens, ferner die Marmorstatue der Liebe und der Religion. Neben letzterer hat im Louvre die sehr edel ausgeführte Büste Bossuet's Aufstellung erhalten. Bekanntlich führt dieser ganze Saal im Louvre den Namen: »Salle de Coysevox«. Außerdem befinden sich hier von ihm die Porträtbüsten des Malers Le Brun, der Maria Adelaide von Savoyen als Diana und des Künstlers Selbstporträt. Seine Figuren sind ausdrucksvoll und erfüllt von Leben. Eine vorzügliche Arbeit von ihm ist endlich das Grabmal des Ministers Colbert in der Kirche St. Eustache in Paris.

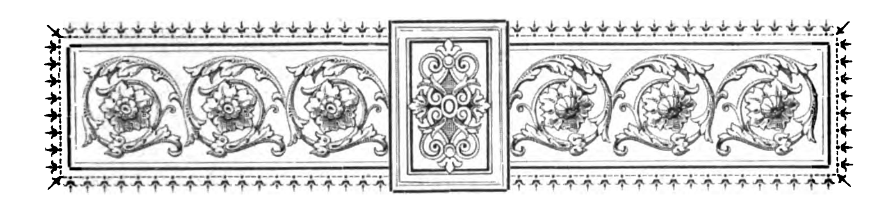
Mehr Wahrscheinlichkeit für die Urheberschaft der Reliefs bietet ein Vergleich mit den Arbeiten Puget's, der in dem Stil Bernini's seine Kunstwerke bildete. Im Jahre 1682 schuf er seine so berühmt gewordene Gruppe für den Park von Marseilles: „Milo von Kroton von einem Löwen zer-

rissen". Weiters führte er im Auftrage Ludwigs XIV. aus: „Perseus befreit Andromeda" und „Diogenes und Alexander der Große", dasjenige Werk, welches Puget wohl als Verfertiger der sogenannten „Kew-Reliefs" erscheinen lassen könnte. In den Zügen Alexanders des Großen findet sich eine gewisse Porträtähnlichkeit mit denen Ludwigs XIV., und in schmeichlerischer Weise ist dieser sehr edel, sein Gefolge dagegen mehr realistisch dargestellt. Wenn nun auch diese besonderen Eigenthümlichkeiten in den Bronzereliefs gleichfalls zum Ausdruck kommen, so gewähren sie doch keinen absolut sicheren Beweis für die Urheberschaft, da zu jener Epoche fast alle französischen Künstler, um die Strahlen der königlichen Gnadensonne auf sich zu lenken, mehr oder minder in derselben Weise schmeichelten.

Meine persönliche Ansicht neigt dazu, Girardon als den Autor der Reliefs anzuerkennen. Girardon's (1630—1715) Blütezeit fällt in die Glanzepoche Ludwigs XIV. Nach Le Brun's Tode (1690) wurde ihm die Leitung der für den Monarchen beschäftigten Bildhauer übertragen. Schon aus diesem Grunde allein wird zum mindesten sein Einfluss überall bemerkbar, so dass wir es hier vielleicht mit Werken zu thun haben, welche seiner Schule entstammen. Aber Girardon war es hauptsächlich, der die eigentlichen Monumente für Ludwig XIV. entwarf, so z. B. die berühmte Reiterstatue, welche 1699 auf dem Place Vendôme errichtet und dann 1792 zerstört wurde. Während Puget Alexander den Großen mit den Zügen Ludwigs XIV. schuf, stellte umgekehrt Girardon den König mit einer an Alexander anklingenden, idealisierten Porträtähnlichkeit dar. Diese Auffassung lassen auch die Kew-Reliefs erkennen, wie Girardon sich überhaupt am besten in die Anschauungsweise seines königlichen Auftraggebers hinein zu denken vermocht hat. Das schöne Grabmal des Cardinals Richelieu in der Kirche der Sorbonne bildet eines der vortrefflichsten Werke des Meisters. Die liegende Figur des Kirchenfürsten mit den allegorischen Nebenstatuen ruht über den irdischen Resten Richelieu's, der als Doctor der Sorbonne im Jahre 1635 den Grundstein zu dieser Kirche legte. Ihre Façade schmücken vier Statuen berühmter Kirchenlehrer, zu denen Girardon ebenfalls Zeichnungen und Entwürfe geliefert hatte. Die Wand oberhalb des Richelieu-Denkmales schmücken die Bildnisse Bossuet's, St. Bernhard's, Thomas von Aquin's u. a.

Schließlich wird der Umstand nicht uninteressant erscheinen, dass das Bronzematerial der fünf Medaillons als Kanonenmetall jener Epoche analysiert wurde, also jedenfalls von eroberten Geschützen herrührt.





# Wiener Kunstleben (Jänner bis Juli 1901).

Von Joseph Neuwirth.

Über dem Beginne des neuen Jahrhunderts strahlte der Stern der Kunstfreundlichkeit. Die erste Jahreshälfte des neuen Zeitabschnittes, in dem voraussichtlich die Bestrebungen der modernen Richtung über kurz oder lang zu einem ganz bestimmten Abschlusse gelangen müssen und aus dem Stadium des Suchens und Versuchens, bespöttelter Missgriffe und wunderlicher Schrullen auf die Pfade wahrer Kunst sich zurückfinden und bei aller Betonung des Eigenartigen geänderter Zeiten in lebendiger Fühlung mit dem wirklich Großen der Vergangenheit bleiben werden, eröffnete auf dem Wiener Boden in mehr als einer Richtung verheißungsvollen Ausblick. In einer stattlichen Anzahl größerer und kleinerer Ausstellungen konnte das Publicum wieder zum Theil sehr beachtenswerten Schöpfungen der zeitgenössischen Kunst näher treten, in welchen dem Ringen nach einem neuen Inhalte und neuen Formen unbestreitbare, wenn auch nicht immer volle Erfolge beschieden waren. Aber mit Genugthuung dürfte man die Fortschritte der Klärung und Läuterung auch in der Richtung verzeichnen, dass weitere Kreise der Bevölkerung das von vielgenannten und beifallsgewohnten Meistern Gebotene nicht mehr blindlings als unbedingt anzustaunende Offenbarung eines höheren Geistes, der dem Geschmacksurtheile Anderer alles, selbst geschmacklose Extravaganzen zuzumuthen berechtigt sei, hinnehmen und kritiklos quittieren, sondern immer mehr ihr Recht betonen und geltend machen, über das Gesehene auch ihre Meinung abzugeben. An einem solchen Verhältnisse erstarkt das Interesse für die Kunst, ohne welches eine wahre Kunstförderung nicht denkbar ist; ihrer kann das Neue ebenso wenig entrathen, als das Alte in ihr ja immer erwiesenermaßen eine Hauptstütze gefunden hat. In den Ausstellungen zog nicht allein die Mannigfaltigkeit des Ausgestellten an, sondern erfreute auch die Thatsache, dass einheimische Meister und Schulen sich auf der Höhe der Zeit zeigen, mit Ernst und vollster Hingebung für die Erreichung großer Ziele und für die Neubelebung unserer Kunstverhältnisse sich einsetzen. Reifen die jungen Talente in der ihnen durchschnittlich noch nothwendigen Selbstzucht aus und verlieren über dem Gedanken an sich weder den Blick für das Ganze, noch das Gefühl ihrer Bestimmung für dasselbe, dann braucht uns um einen wirklichen Aufschwung der Kunst in Wien nicht bange zu werden.

Die am meisten anziehenden Ausstellungen veranstaltete wieder die „Secession". Die erste galt nahezu ausschließlich der Vorführung der Werke eines in der Vollkraft seines Schaffens vom Tode dahingerafften Malers, der seiner Vaterlandszugehörigkeit nach zwar Österreicher war, aber bis zu seinem Hinscheiden eigentlich in den vordersten Reihen der italienischen Maler stand, Giovanni Segantini's. So wurde

wenigstens ein Theil der Anerkennung nachgeholt, die der große Todte von seinem Vaterlande fordern durfte; und Wien muss den Veranstaltern der Segantini-Ausstellung aufrichtig Dank wissen für die Gelegenheit, einen der bedeutendsten Alpenweltsmaler, in dessen Werken so viel anheimelnde Züge gerade den Österreicher ansprechen, genau kennen zu lernen. Nicht nur eine ganz ansehnliche Zahl von Hauptwerken, sondern auch eine Menge kleinerer Arbeiten und Zeichnungen gestatteten eine auf verlässlichste Anschauung gegründete Verfolgung des hochinteressanten Entwicklungsganges Segantini's von Frühleistungen ab bis zu dem dreitheiligen Alpenpanorama hinauf, über dessen Fertigstellung der Hand des Meisters der Pinsel entsank. Neben der wuchtigen Naturauffassung seiner nunmehr in der neuen Pinakothek zu München aufgestellten „Scholle" entzückten manche wirklich poetisch gestimmte Stücke, Zartheit der Blumen und der Pflanzenstudien, weihevolle und ergreifende Behandlung der Mutterbestimmung, die Feinheit des originellen „Ruf"-Motives, die prächtige „Heimkehr vom Walde", die Naivität der „Modelle", die Innigkeit der Scene „Beim Kreuze". Ja, es fällt fast schwer, auf die besondere Erwähnung jedes einzelnen Stückes zu verzichten, da jedem besonderer Reiz zukommt und jedes irgend einen beachtenswerthen Aufschluss über Eigenthümlichkeiten Segantini's zu geben vermag. Die Art seiner Zeichnung und seiner pikantherben Malweise wurde Vielen erst an diesem Ausstellungsmaterial überhaupt verständlich, das so überzeugend veranschaulichte, wie raffiniert und trotzdem naturtreu der Meister die Malwerte seiner Farbentöne abzuschätzen und zu verwenden wusste. Mit ihm starb ein wirklich bedeutender Maler, der zur Geltendmachung seiner kraftvollen Persönlichkeit sich zwar mühsam, aber erfolgreich durchgerungen hatte und einsamer Zwiesprache mit einer großen Natur sein Größtes dankte. Wie sich dies vollzogen, machten am besten seine Werke klar, deren Vorführung in Wien zum erstenmale das österreichische Publicum mit Nachdruck auf die Leistungsfähigkeit eines aus Österreichs Gauen stammenden, hervorragenden Künstlers hinwies. — Mit künstlerischem Feingefühle gesellte man, offenbar in der Überzeugung, dass nur wirklich Beachtenswertes der Anreihung würdig wäre, den Segantini-Werken bloß eine ganz kleine Zahl von Schöpfungen anderer Meister verschiedener Nationen bei. Unter denselben ragt besonders der Spanier Jg. Zuloaga hervor, ein Meister der Charakteristik, der einem Velasquez oder Goya zielbewusst nachstrebt und mit Beschränkung auf das künstlerisch virtuos behandelte Hauptsächliche eindringlichster Wirkung sicher bleibt, ob er nun ein Stiergefecht, die Versuchung einer Schönen, die Schauspielerin Lola oder den Dichter Don Miguel de Segovie vorführt oder uns einen Blick in das Treiben der „rue de l'amour" werfen lässt! Neben ihm sinkt das Prasselfeuer malerischer Blendeffecte Besnard's rasch zusammen; es lässt selbst im Bilde einer Réjane, die ebenso gut Nicht-Réjane genannt werden könnte, kalt. Mehr als die Arbeiten von G. Melchers, Henri Martin, Ch. Woodbury, Gust. Courtois, René Ménard oder Le Sidaner fesselte der gedankenreiche „Ulrich von Hutten" Herterich's mit den wundervollen Reflexen auf dem prachtvoll gemalten Panzer. Max Klinger böcklinisiert etwas in einem Cyklus von Landschaften, die im Hinblick auf ihre rein decorative Bestimmung für ein Stiegenhaus von dem die Ausstellungsanordnung leitenden Alfred Roller feinfühlig in die Wand eingelassen wurden. In höherem Grade als der Maler interessierte der Bildhauer Klinger, namentlich durch seine reizende „Kauernde" und die Halbfigur Assenjeff, welche durch die grünen Edelsteine der funkelnden Augen und durch die Verschiedenheit des Marmortones für Fleischtheile, Haar und Gewand sonst nicht gebräuchliche Anziehungseigenthümlichkeiten

gewinnt und denselben im Gesichtsausdrucke herrische Entschlossenheit und unersättliche Wildheit der Leidenschaft beigesellt. Während die Sculpturen Klinger's rasch Freunde und wie die „Kauernde" auch Käufer finden, bedarf es immerhin einiger Zeit und Mühe, um das Wesen der Plastik des Franzosen Rodin zu erfassen, deren verschwimmende Umrisse, z. B. an „Mond und Erde", uns zunächst vielleicht nicht behagen, aber mit ihrem Abgehen von der sonst üblichen statuarischen Strenge ein neues Stilmoment des Empfindungsausdruckes markieren. Am ergreifendsten wirkten seine „Bürger von Calais", welche bei Unterwerfung der Stadt den siegreichen Engländern ausgeliefert werden, um durch ihren Tod die Vaterstadt und ihre Mitbürger vor weiteren Bedrückungen durch die Feinde zu befreien. Die sechs mächtigen Gestalten verkörpern eine wahre Stufenleiter der Empfindungen, trotzig bewusster Aufopferung, die noch in Feindeshass aufgeht, bis zum heiß emporquellenden Schmerze des in blühender Jugend gerade dem Tode Entgegengehenden.

Die Besucher der Segantini-Ausstellung haben gewiss durchwegs die geringe Zahl der knapp 100 überschreitenden Werke als eine große, die Genussfähigkeit erhöhende Wohlthat empfunden, welche ein Vertiefen in die einzelnen Objecte wesentlich fördert. Sie verdient überall dort Nachahmung, wo man inhaltlich Bedeutendes zur Geltung und wirklichen Anerkennung bringen will; denn die Gegenstandsfülle, an welcher die allerdings größeren Ausstellungen in München oder Berlin — nicht zum Heile der Sache — immer noch festhalten, untergräbt und hemmt die Aufnahmsfähigkeit der Besucher in hohem Grade. Je mehr man ihnen wirklich vermitteln will, um so geringer wird die Zahl der Werke einer Ausstellung bleiben müssen, die mit einer solchen Beschränkung ihren kunsterziehlichen Wert wesentlich zu steigern vermag. Man kann diesem von der Secession meist glücklich festgehaltenen Ausstellungsgrundsatze, der von einer sonst gern gehandhabten Gepflogenheit abweicht, nur weite Verbreitung und Nachahmung wünschen.

Die Segantini-Ausstellung weckte begreiflicherweise den Wunsch, dass wenigstens ein Hauptwerk des Meisters — wenn möglich sein großes Triptychon der Alpenwelt — für eine der ersten Wiener Sammlungen erworben werden möchte. Es gelang der „Secession" selbst, mit Unterstützung von kunstfreundlicher Seite her die den Maler vortrefflich charakterisierenden „bösen Mütter" zu erwerben, welches Werk in der zu errichtenden „Modernen Galerie" seinen Platz finden soll. Die ungarische Regierung kaufte für die Budapester Nationalgalerie den „Engel des Lebens", und in die Berliner Nationalgalerie hielt der nach seinem Tode erst zu größerer Anerkennung gelangende Trentiner Meister eben seinen Einzug. Unter dem für ihn gesteigerten Interesse gab der „Wiener Verlag" eine mit Abbildungen reich ausgestattete Segantini-Monographie heraus. Das Ministerium für Cultus und Unterricht fasste gleichfalls in's Auge, der Würdigung des großen einheimischen Malers eine vornehme Sonderpublication zu widmen, deren Textbearbeitung dem Schriftsteller Dr. Franz Servaes übertragen wurde, indes die typographische und illustrative Ausstattung des fachmännischen Beirathes von Seite des Hofrathes Dr. Eder, der Künstler Moser und Andri, sowie des Hof- und Universitätsbuchdruckers Holzhausen sich erfreut. Mit der Ausführung dieses Werkes, dem in den besten modernen Reproductionsverfahren die hervorragendsten Schöpfungen Segantini's überwiegend mit dem Reize der Farbe selbst beigegeben werden sollen, lenkt die Unterrichtsverwaltung an der Schwelle des neuen Jahrhunderts in Bahnen ein deren Weiterbeschreiten nur mit aufrichtiger Freude und Genugthuung begrüßt werden

kann. Gar mancher österreichische Meister — und zwar nicht nur moderne — darf gleichen Anspruch auf ähnliche Würdigung seiner Werke durch eine fachgemäße Monographie erheben. An geeigneten Kräften dafür fehlt es unter dem jungen Nachwuchse der Kunsthistoriker durchaus nicht. Soll die Unternehmung aber eine wirklich volkserziehliche Bedeutung gewinnen, dann darf man freilich nicht ausschließlich Prachtwerke bringen, deren hoher Kaufpreis nur reichen Liebhabern erschwingbar ist, sondern muss darauf bedacht sein, solchen Monographien, die bei den Fortschritten der modernen Reproductionstechnik schon mit geringeren Kosten vortrefflich und instructiv illustriert werden können, auch durch eine Preisherabminderung die Kaufmöglichkeit in breiteren Schichten zu sichern. Letztere haben auf Kunstanregung und auf Belehrung über die Bedeutung der Heimat für die allgemeine Kunstentwicklung ebenso großen Anspruch wie die Begüterten. Die weite Verbreitung der Knackfuß'schen Künstlermonographien, die ganz vereinzelt österreichische Meister, wie Defregger einbeziehen, spricht am besten dafür, dass auch in weiteren Kreisen das Bedürfnis und Verlangen nach allgemein verständlicher kunstgeschichtlicher Aufklärung besteht, die zur Belebung des Heimatsgefühles, zur Würdigung und Erhaltung des einheimischen Denkmälerbestandes ganz außerordentlich viel beitragen kann.

Nach dieser Abschweifung, die wohl am naturgemäßesten an die Segantini-Ausstellung direct angeschlossen wurde, zurück zu den übrigen Veranstaltungen der „Secession“! Ihre Frühjahrs-Ausstellung, mit welcher die erste Ausstellungsdekade abschloss, war insoferne noch mehr auf den durch die unmittelbare Vorgängerin angeschlagenen Ton gestimmt, als sie zum erstenmale es unternahm, ein geschlossenes Bild der modernen österreichischen Kunst zu geben und an einer Auswahl des Besten zu zeigen, was sie bereits erreicht und auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln sie weiterzukommen strebe. Der Hauptsache nach musste diese Ausstellung einen ausgesprochenen Wiener Zug annehmen und zeigte manch' achtenswerten Fortschritt der neuen Richtung, die ebenso energisch als zielbewusst um Geltung ringt und sich in verhältnismäßig kurzer Zeit wohlverdiente Beachtung zu sichern verstand. Es hatte gewiss viel für sich, erst, nachdem das Publicum — wie das Vorwort des Kataloges versichert — vor den Emanationen fremder Kunstanschauungen seine eigenen theils berichtigen, theils festigen gelernt, vor demselben durch eine Ausstellung des Besten zu markieren, „von welchem Punkte aus die eigene Thätigkeit ihren Ausgang nehme“. Denn man gab an derselben Stelle mit vollem Rechte zu, dass mit dieser Veranstaltung noch „nicht ein erreichtes Ziel gefeiert“ werden solle, welche Bescheidenheit zwar angenehm berührt, aber nicht ganz mit Erörterungen im Anschlusse an die zehnte Secessions-Ausstellung übereinstimmt. Auch heute kann die Wiener Secession trotz manch' schöner Leistung und manches trefflichen Talentes seiner Mitglieder nicht behaupten, dass sie zu ihrem engeren Kreise einen wirklich großen, bahnbrechenden und machtvoll führenden Meister zähle, der, wie in anderen vielgenannten Kunstepochen oder an wenigen Wendepunkten des Kunstlebens, alles in den Bann seiner genialen Persönlichkeit zwingt; Aufsehen zu erregen und im Anschlusse an Kunstschöpfungen lebhaften Gedankenaustausch über dieselben und Grundsätze des Kunstgenusses, sowie über das Recht der Kritik einzuleiten, bezeugt noch nicht das Vorhandensein eines solchen Führers, sondern höchstens einer Darbietung, in deren keineswegs übereinstimmender Beurtheilung entgegengesetzte Anschauungen stark aufeinander prallen.

Dies war der Fall bei Gustav Klimts „Medicin", gleich der vielbesprochenen „Philosophie" als Festsaalschmuck für die Wiener Universität bestimmt. Im Vergleiche zu letzterem Werke lässt sich ein gewisser Fortschritt, eine gewisse Abklärung nicht verkennen. Vom Standpunkte der Farbentechnik und der Composition überragt die „Medicin" unzweifelhaft die „Philosophie"; ihre rein malerischen Qualitäten sind erheblich bedeutender. Gleichwohl stand weitaus die Mehrzahl der Besucher dem Werke mit dem Gefühle ausgesprochenen Unzufriedenseins und Missbehagens gegenüber. Nicht Vielen gelang es, ohne eingehenden Commentar sich in dem außerordentlich lebhaft bewegten Durcheinander der um den Tod gruppierten Figuren nur halbwegs zurechtzufinden und wenigstens die Hauptmotive richtig herauszuschälen. Die Feststellung dieser Thatsache soll keineswegs den Finger auf einen unter allen Umständen wunden Punkt legen. Auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten sind vielgepriesene und noch heute mit Recht bewunderte Meisterwerke weder von allen Zeitgenossen noch von späteren Generationen sofort in allen Einzelheiten verstanden und aufgenommen worden; um die Deutung mancher nicht gerade weit zurückliegender müht sich heute die kunstgeschichtliche Forschung immer wieder ab. Immerhin wird aber die leichte inhaltliche Verständlichkeit einer monumentalen Kunstschöpfung die Verbreitung der Kenntnis und Schätzung des Werkes gar wesentlich unterstützen und zur Festigung einer darin vertretenen neuen Richtung besonders beitragen. Diese Doppelaufgabe, welche für die Einführung neuer Anschauungen ausschlaggebend werden kann, hat Klimt's „Medicin" nicht gelöst. Auch sie ist ein ernstes, tüchtiges Werk des Meisters, aber kein Triumph der Moderne, die noch Besseres und Ausgereifteres bringen muss, wenn sie neben älteren, derzeit theilweise in Verruf gekommenen Richtungen einst vor dem Urtheile der Geschichte in Ehren bestehen will. Die Heilsgöttin mit dem nachdrücklichsten Hinweise auf alles dem Tode Verfallene in unmittelbarste Verbindung zu bringen, Werden und Vergehen des Menschen ihr beizuordnen, war gewiss ein nicht gerade ferne liegender Gedanke. Aus dem Gestaltengewirr um den Tod in der Klimt'schen „Medicin" über der durch die Askulap-Schlange kenntlichen Hygiea tritt er viel weniger klar zutage, als er sollte, um zu fesseln, zu überzeugen und dabei zugleich für die Art der Darstellungsweise und ihre Richtung zu gewinnen.

Dass der zehnten Secessions-Ausstellung Klimt's „Medicin" trotzdem ein Hauptzugstück wurde, lag in anderen, später noch näher zu erörternden Umständen. Was sie außer diesem Werke enthielt, ließ in den Schöpfungen der modernen Wiener viel lebendigen Schönheitssinn und oftmals einen feinen Geschmack erkennen, den Prof. Kolo Moser und die Architekten Leopold Bauer und Jos. Plečnik besonders auch in dem ganzen Arrangement der Ausstellung bethätigten. Mit einem unbestreitbaren Behagen nahm man abermals die niedrige Zahl der nur 209 Nummern umfassenden Ausstellungsgegenstände hin, die einem Genusse derselben ohne Abspannung und Ermüdung sehr zustatten kam.

Unter ihnen zog schon durch die Art der Anordnungen eine Galerie von Porträts an, in welcher List, Mehoffer, Auchentaller, Ant. Nowak, Klimt, Andri Kurzweil, Bacher, E. Lukſch-Macowsky sehr achtbar vertreten sind. Den Wiener, sprach wohl ganz besonders Bacher's — später auch in München beifällig begrüßtes — „Bildnis zweier Frauen" mit seiner liebenswürdigen Innigkeit und schlichten Vornehmheit an; auch die duftige Anmuth des von Gust. Klimt beigestellten Damenporträts, über dem ebenso viel Schalkhaftigkeit als holde Weiblichkeit lag, fand laute

Anerkennung. Sie wurde nicht minder Ferd. Andri zutheil für die packende Lebenswahrheit, mit welcher er den Bildhauer Schimkowitz vorführte. Treffliche Charakteristik gelang dem Krakauer Mehoffer in dem sonst nicht anziehenden Bildnisse eines Doctors. Sie vernachlässigt zugunsten von Farben- und Beleuchtungsspielereien, die hier gar nicht am Platze sind, der in München lebende Rud. Nißl in seinem Selbstporträt. Auch außerhalb der mit einer gewissen Geschlossenheit auftretenden Bildnisgruppe fanden sich noch mehrere tüchtige Bildnisse an anderen Stellen des Saales; außer einer Klimt'schen Dame in Schwarz mit vielen coloristischen Feinheiten ein Herrenbildnis Engelhart's, dessen „Landstreicher“, trotz gewisser Vorzüge der Auffassung, kaum über Mittelmäßigkeit hinauskommt, weil ihm die eigentliche Vertiefung fehlt.

Nächst dem Bildnisse bot die Landschaft manch' vortreffliches Stück. Mit märchenhafter Farbenstimmung verklärt Max. Lenz in seinem anmuthigen Triptychon „Am Wege zum Wunderland“ sowohl den poetischen Lichtertanz und den prächtigen Waldsee, als auch den Laubkönig. Jedes Licht- und Schattendetail steht im Dienste fein abgewogener Wirkung, bei welcher peinlich genaue Berechnung nicht so ersichtlich ist, wie bei Moll's großem Interieur, das zwar eine Fülle verschiedenartigster, glänzend beobachteter und virtuos vorgetragener Lichtwerte bietet, aber von einer gewissen unbehaglich wirkenden Gesuchtheit nicht frei ist. Weit mehr Beifall fanden desselben Künstlers „Gänsemarsch“ oder „Vergissmeinnicht“, seine „Wintersonne“ und „Sumpf“. Mehr als die in blau-violetter Dämpfung verschwimmende Abendstimmung Wilhelm Bernatzik's zieht die helle Farbenfreude Ant. Nowak's an, während sich mit der Hyper-Dachauerei, welcher A. Hölzel bis zur Unschönheit huldigt, kaum Viele zu befreunden vermochten. Wie anders versteht es da F. v. Myrbach intimen Reizen der Landschaft beizukommen, die Gustav Klimt gleichfalls in mehreren kleinen Bildern ebenso zart zu empfinden, wie malerisch festzuhalten weiß. In's Landschaftliche streiften theilweise auch die Alt-Werke „Friesach“, „Platz in Hallstatt“ und „Friedhof in Gastein“ hinüber, an denen des greisen Meisters Verehrer sich aufrichtig erfreuten. Trotz mancher Härten und Absonderlichkeiten durchdringt Franz W. Jäger's Arbeiten ein stark entwickeltes Gefühl für Wirkungen landschaftlicher Eigenart, das freilich an die Kraft des mitunter etwas derb zugreifenden A. Hänisch nicht heranreicht. Ab und zu mochte manch' Ausstellungsbesucher gerade in einzelnen Landschaften, welche ein vielfach erfolgreich und ehrenvoll gepflegtes Genre der österreichischen Kunst nur glücklich weiter zu vertreten schienen, vergebens die eigentlichen Secessionsqualitäten oder das, was die Menge schlechthin dafür hält, suchen. Es zeigte sich gerade in dieser Gruppe, dass des Trennenden durchaus nicht so viel ist, um erfreuliche Berührung mit andern unbedingt auszuschließen.

In seiner Art einzig stand F. v. Myrbach, dessen Vielseitigkeit auch ein von J. Backhausen ausgeführter Knüpfteppich bezeugte, mit seinem Schlachtenbilde da, das dem heldenmüthigen Vorgehen des 54. Infanterie-Regimentes „Alt-Starhemberg“ bei Sommacampagna am 24. Juli 1848 gewidmet ist. Mit dem geschichtlich bekannten „Držte se Hanaci“ feuert der Oberstlieutenant Baron Sunstenau, dessen Tochter Frau Edith von Mauthner-Markhof das Bild dem Regimente spendete, die Mannschaft zum Sturme an. Der ehemalige Officier im Maler hat hier mit feinfühliger Beschränkung auf alles Wesentliche, mit einer selbst bis in die Pferdehaltung dringenden psychologischen Vertiefung, mit der dunstigen Hintergrundstimmung der Landschaft ein ganz vortreffliches Schlachtenstück geschaffen, das da zeigt, dass es uns nicht an Malern mangelt, welche große Momente unserer Armeegeschichte voll

zu erfassen und wirkungsvoll darzustellen wissen. An innerer Geschlossenheit der Composition wie in den Farbenwerten steht Myrbach's Schöpfung erheblich über dem im vorigen Herbste im Künstlerhause ausgestellten „Cavalleriekampfe bei Střezetitz" von Sochor, obzwar letzterer weit prunk- und geräuschvoller auftrat, was allerdings die Mängel des Werkes nicht zu verdecken vermochte. Das wirklich Bedeutende behauptet auch im schlichteren Gewande mit seiner Naturwahrheit immer seinen Wert.

In seinen acht Compositionen zum Märchen „Der gestiefelte Kater" hat Max Liebenwein ein Werk voll naiver Frische, köstlicher Laune und einer in das Wesen des deutschen Märchens glücklich eindringenden Charakteristik beigestellt, dessen Beachtung wirklich wohlthat. Ein herber Zug geht durch den Cyclus „Die Pest" von dem Prager Felix Jenewein, der menschlichem Elende tief in's Auge geschaut haben muss um demselben so herzbewegende Töne abzugewinnen; nicht jeder ist ganz rein, aber das Ganze packt, obzwar Einzelheiten etwas Quälendes und Gequältes besitzen. Als Meister der Radierung erweist sich wieder Ferdinand Schmutzer, ob er nun die Züge Paul Heyse's mit vorzüglicher Charakterisierungskraft festhält, den Bildhauer Korschann in seinem Atelier vorführt, harmlose Vorgänge des Alltagslebens behandelt oder mit feinem Blicke sportliche Eleganz einer jugendlichen Reiterin mit ihrem Rosse zum Gegenstande künstlerischer Darstellung wählt. Jettmar's „Stimmungen" sind nur zum Theil recht gelungen, Kolb's „Apokalypse" wird des Motives nicht ganz Herr. Manches Unbeholfene boten die Buchschmuckblätter von Hans Przibram; die Arbeiten von M. Kurzweil und G. v. Kempf fanden freundliche Beachtung, deren sich auch die flotten Entwürfe von A. Hynais für Zwickelbilder im böhmischen Landesmuseum zu Prag erfreuten.

Unter den Sculpturen war nächst der Herz Jesu-Statue von Othmar Schimkowitz „Der Wanderer" von Richard Luksch, einem noch jungen, viel versprechenden Meister, die bedeutendste Schöpfung, deren Gedanke nach Angabe des Künstlers auf das Gedicht »Sombre Eglogue« zurückgeht. Die Last quälender Gedanken ruht mit schwerer Wucht auf dem Nacken des zögernd und argwöhnisch Dahinschreitenden, der sich schwer auf den Hirtenstab stützt. Der Pole Bol. Biegas wird immerhin noch einige Zeit brauchen, bis ihm die künstlerisch vollendete Herausarbeitung großer Ideen, für die er eine gewisse Vorliebe bekundet, wirklich gelingt. Den „Weltanfang" oder „Das Ende der Welt" bewältigt er keineswegs. Das angstvolle Gestaltendurcheinander des letzteren erschöpft durchaus nicht das grandiose Thema. Auch das „Gespräch der Gedanken" bietet direct unschöne Verzerrungen, in welchen noch Sturm und Drang der Künstlerseele etwas ungeberdig durcheinanderwogen. Mag auch viel gesunde Kraft, Ursprünglichkeit der Empfindung und Gefühlsstärke in diesen Arbeiten stecken, so braucht doch das Publikum nicht alle Unarten und Absonderlichkeiten, die keineswegs allein das Wesen der „Moderne" ausmachen, ruhig hinzunehmen oder dankend anzustaunen. Jede Ungeberdigkeit, die in anerkannt guter Gesellschaft zur Geltung kommen will, muss — ohne dass sie sich dabei selbst vollständig zu verleugnen braucht — dem in derselben herrschenden Brauche gewisse Zugeständnisse machen. Bloße Naturwüchsigkeit wird einfach abgelehnt. An dem Fehlen der Biegas-Werke hätte die Secessions-Ausstellung nichts verloren; in dem ihnen zugefallenen Halbdunkel sind sie glücklicherweise ohnehin kaum allzusehr beachtet worden. Treffliches Eingehen auf das Wesen einer Persönlichkeit zeigte Richard Jakič in der Porträtbüste des Componisten Pater Hartmann, R. Tautenhayn in jener Rud. Braun's

Die Architektur vertraten Otto Wagner, Leopold Bauer und Josef Plečnik. Mehr als des Ersteren Kapuzinerkirche und Kaisergruft interessierte sein Project für das historische Museum der Stadt Wien, durch das der Ansatz zu einem großen Zuge geht. Eine wirklich große Architektur im Sinne bahnbrechender Schöpfungen anderer Stilepochen ist es nicht; noch weniger Bauer's Entwurf für das Rathhaus in Jägerndorf. Gerade in der Baukunst läſst sich bei der Sprödigkeit des Materiales das Neue durchaus nicht so rasch meistern wie auf den übrigen Kunstgebieten; so sind denn alle Bestrebungen für einen neuen Baustil bisher nicht über bald mehr, bald minder glückliche Versuche hinausgekommen.

Theilweise ganz vortreffliche Formen bieten die Silbergegenstände Otto Wagner's, an deren Ausführung auch die Architekten Emil Hoppe, Karl Fischl, Karl Grünanger und der Maler Karl Ederer sich betheiligt haben Hier vereinigen sich praktische Nutzbarkeit, die aus dem Zweckmäßigkeitsgefühle der Constructionsübung erwächst, Gediegenheit und Vornehmheit. Unter den kunstgewerblichen Objecten fielen ein den Biedermeierstil wieder aufnehmender, aber auf die Moderne stimmender Bücherschrank Moser's, eine Briefpapiercassette und ein Rauchkästchen von Leopold Bauer, eine Vitrine von J. Hoffmann ansprechend auf; ihre Ausführung stammt von Portois und Fix.

Die Thatsache, daſs die zehnte Secessions-Ausstellung in ihrer Gesammtheit nur von österreichischen Künstlern beschickt war, also eine österreichische im engsten Sinne des Wortes genannt werden muſste, rechtfertigte hierorts ein etwas näheres Eingehen auf ihre Darbietungen, die bestimmt waren, einen Überblick über die Bestrebungen der Moderne — vorwiegend gerade auf dem Wiener Boden — zu geben. Das Gesammtniveau des Erreichten ist immerhin recht achtenswert; oftmals geben Geschmack und lebendiger Schönheitssinn den Grundton an. Mit München, Berlin oder Darmstadt braucht die Wiener Secession den Vergleich nicht zu scheuen. Was sie in wenigen Jahren zu leisten vermochte, wird kein wahrer Kunstverständiger und Kunstfreund mit mitleidigem Achselzucken ablehnen, sondern als Beweise ernsten Strebens, mit neuen Mitteln und mit einer neuen Auffassungsweise Bedeutendes zu erreichen und einen neuerlichen Aufschwung der Kunst anzubahnen, näher in's Auge fassen müssen. Eine Kunstrichtung, die bereits der vollen Beachtung des Auslandes sich erfreut und in angesehenen ausländischen Fachblättern, wie im Londoner „Studio" oder im „Figaro Illustré", ernstliche Würdigung und viel Beifall findet, verdient wenigstens, daſs jeder, dem ein frisches Kunstleben Herzenssache ist, seine Stellung zu der Moderne nicht bloß mit ostentativer Negation des Ausstellungsbesuches markiere. Nirgends thut für ein verläſsliches, selbständiges Urtheil persönliche Anschauung so noth, als in Fragen der Kunst.

Man braucht trotzdem das gute Recht anderer Meinung, ja selbst vollständiger Ablehnung nicht preiszugeben. Blindlings in Kunstfragen unbedingt Gefolgschaft leisten, ist einfach Kopflosigkeit. Gerade bei der zehnten Secessions-Ausstellung zeigte das Wiener Publicum, daſs es sich seine Urtheilsberechtigung nicht verkürzen lasse. Klimt's „Medicin" erfuhr in weiten Kreisen, deren Besuchermenge gerade durch die an das Bild anknüpfende erregte Discussion in den Tagesblättern und durch eine Interpellation im Parlamente noch wesentlich gesteigert wurde, eine ausgesprochene Ablehnung; alle gegentheiligen Behauptungen können diese Thatsache nicht aus der Welt schaffen. Für jeden, der Kunstfragen vorurtheilsfrei gegenübersteht, gibt es keinen Zweifel darüber, daſs die Interpellation v. Skene's und Genossen gegen das Klimt'sche Bild und die

durch dasselbe vertretene Richtung ebenso wenig am Platz war, wie die Erklärung des Secessionsobmannes Karl Moll, welche die doch weitaus den größten Theil des Besucherpublicums bildenden Laien bloß zum Genießen der Kunstwerke, sonst aber zum Schweigen verpflichten will und das Urtheil über dieselben der Nachwelt zuweist. Weder eine parlamentarische Körperschaft, noch eine behördliche Verfügung kann die Fortentwicklung von Kunstrichtungen dauernd beeinflussen, welche, wie der Unterrichtsminister Dr. von Hartel in der Interpellationsbeantwortung sehr zutreffend bemerkte, „durch tieferliegende Wandlungen des gesammten materiellen und geistigen Lebens bedingt werden.“ Im Zusammenhange damit hob der Unterrichtsminister mit Recht hervor: „Der geläuterte Geschmack des kunstsinnigen Publicums, in welchem eine gesunde Kunstrichtung allein auf die Dauer ihren Halt findet, scheint ein verläslicherer und gerechterer Richter, als es eine Behörde zu sein vermöchte.“ Gesunde Kunst und Läuterung des Geschmackes des Publicums stehen in unbestreitbarer Wechselbeziehung. Eine Geschmacksläuterung kann sich aber nur vollziehen, wenn Anschauung eines Kunstwerkes und anregender Gedankenaustausch über dasselbe innig Hand in Hand gehen. So gut die Kunst die Freiheit des Schaffens als ihre Lebensbedingung in Anspruch nehmen darf, wird ein gesunder Geschmack jederzeit das Recht uneingeschränkter Erörterung über Kunstwerke und Kunstfragen für sich beanspruchen dürfen. Wer stolz an die Stirn seines Hauses setzt „Der Zeit ihre Kunst — der Kunst ihre Freiheit“, muss auch den Zeitgenossen das volle Recht der Meinungsäußerung über Kunstwerke lassen, ohne welches eine gesunde Kunstrichtung einfach undenkbar ist. Ihnen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts zuzumuthen, sich betreffs des Wertes von Kunstschöpfungen mit einer erst von der Nachwelt einzulösenden Urtheilsanweisung zu begnügen, sonst aber in ehrfürchtigem Schweigen zu verharren und an der Bedeutung ausgestellter Kunstwerke nicht zu zweifeln, geht entschieden viel zu weit. Dass die Kunst unserer Zeit, wie Moll behauptet, der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten fremd bleibe, entspricht nicht den Thatsachen. Die alljährlich in so vielen Städten veranstalteten Ausstellungen, ihr wachsender Besuch, die mannigfachen, auch in Privathäuser wandernden Ankäufe bestätigen gerade ein Zunehmen des Kunstinteresses im Vergleiche zu früheren Zeiten. Dasselbe ist ohne freies Aussprechen über Kunstwerke nicht möglich; letzteres läst sich nicht einfach hinwegdecretieren, wenn man sonst regen Besuch der Ausstellungen, Ertheilung von Aufträgen, Ankäufe erwartet, bei welchen Veranlassungen es den Künstlern doch gewiss lieber sein muss, überwiegend ein Publicum vor sich zu haben, das sich bestrebt, eigenes Urtheil zu besitzen. Eine noch um Geltung ringende Richtung sollte etwas mehr Duldsamkeit beweisen; allerdings beobachtet man, dass meist neue Strömungen im Kunstleben gleich rücksichtslos gegen ihre Vorgängerinnen und ihre Zeit gewesen sind. Wer aber selbst Duldung und unbedingte Freiheit für sich in Anspruch nimmt, darf sie nicht gerade demjenigen wesentlich beschränken wollen, an dessen Genussfähigkeit für die edelsten Darbietungen des Menschengeistes seine eigenen Schöpfungen appellieren. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten! Das Joch stummen Genusses läst unsere Zeit sich nicht mehr auflegen. Der Streit um Klimt's „Medicin“ hat auch noch andere Behauptungen aus Künstlerkreisen gezeitigt, die zu widerlegen den Rahmen dieser gedrängten Übersicht weit überschreiten würde. Nur eine sei noch erwähnt. Therese Feodorowna Ries erklärt: „Der furchtbare Feind, der sich zwischen den schaffenden Künstler und das Publicum drängt, sind die Galerien, die Museen.“ Gewiss, ohne das erhaltene Große vergangener Zeiten käme das Bedeutende, vielleicht sogar das

Mittelmäßige der Gegenwart viel rascher zur Geltung, weil man es als einzige Offenbarung hinnehmen würde. Wirklich Hervorragendes und Geniales wird sich allzeit seinen Platz neben großen Schöpfungen der Vergangenheit erobern und dieselben als Maßstab für seine eigene Bedeutung nicht missen wollen; denn es muss einem großen Meister nur erwünscht sein, dass durch Vergleichung der Werke vor aller Welt offenkundig werde, um wie viel Haupteslängen er die Besten aller Epochen überrage. Würde Klimt heute einstimmig der Vorrang vor einem Michelangelo oder Rubens oder einem der großen Venezianer zuerkannt, so wäre es fraglich, ob noch jemand aus Künstlerkreisen die Galerien und Museen als furchtbaren Feind der schaffenden Künstler bezeichnen würde. Man machte für den Fall Klimt eben alle Abwehrmittel aus der Entschuldigungsrüstkammer mobil. Selbst ein Leseabend der „Concordia" wurde von Hermann Bahr zu einer „Rede über Klimt" benützt, in welcher der geistreiche Conferencier mit den Gegnern des Klimt'schen Bildes ziemlich streng in's Gericht gieng und zum Schlusse sogar auf die Eventualität anspielte, dass die Führer der Secessionsbewegung den Auswanderungsgedanken — vielleicht nach dem der Moderne so freundlich gesinnten Darmstadt — erwägen möchten. Dagegen fand der Schriftsteller Paul Wilhelm den gewiss schön anstehenden Muth, in einer anderen Conférence die Secession „als ein durch die Zeit gehendes Fieber" zu bezeichnen und dem Künstler einen hohen Grad von Pietät, Anschluss an die künstlerische Tradition zu empfehlen und ihm überhaupt vorzuhalten, er stehe leider heute nicht auf dem Standpunkte, dass er „der Menschheit gegenüber gewisse Verpflichtungen" habe. Das Maß der Reclame für die Secession machte endlich voll die Confiscation jenes Heftes der Secessionszeitschrift „Ver Sacrum", das Skizzen zu einem öffentlich ausgestellten Kunstwerke (Klimt's „Medicin") brachte; erfolgte auch die Aufhebung der Beschlagnahme, so war doch das Heft, wie das Werk nur noch interessanter geworden.

So hat die zehnte Ausstellung der Secession, welche das neue Jahr mit einem prächtigen Kalender begrüßte und zu dessen Ausschmückung fein stilisierte Beiträge verschiedener Mitglieder geschmackvoll vereinigte, auch die Erörterung wichtiger Grundsätze für das ganze Kunstleben in Fluss gebracht und mit derselben eine Steigerung des Kunstinteresses und Kunstverständnisses erzielt. Letztere sei uns an dem Beginne des neuen Jahrhundertes ein verheißungsvolles Anzeichen für Hebung des Kunstlebens in der Zukunft. Je reger die Discussion, desto ferner die Stagnation!

Wie nach dem Sturme die Wogen allmählich sich wieder beruhigen, so folgte auch der eben erörterten Erregung mit der elften Ausstellung der Secession eine zwar beachtenswerte, aber nicht Außergewöhnliches bietende Veranstaltung. Sie führte die Werke des ordentlichen Mitgliedes Josef Victor Krämer, besonders seine künstlerische Ausbeute einer längeren Reise nach Ägypten, Syrien und Palästina, vor. Einzelne Stücke ließen überzeugend die besondere Anlage des Meisters erkennen, in die Sonderheiten fremder Länder und ihrer Bewohner sich feinfühlig zu versenken. Aber auch die sonstigen Arbeiten, welche sich diesem interessantesten Theile anreihten, bezeugten ebenso viel ernstes Streben als ein mit hoher Auffassung der Aufgabe ausgebildetes schönes Talent, von dem wir noch Reiferes erwarten dürfen.

Die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens eröffnete das 20. Jahrhundert mit einer sehr anregenden und lehrreichen Aquarellisten-Ausstellung im Künstlerhause, welche mit der früheren Zeichnungs-Ausstellung der Secession den Vergleich nicht zu scheuen braucht. In sieben Säle waren nahezu 400 Nummern vertheilt, darunter ganz reizende Sachen, welche viele Besucher wirklich

freuten und gerade die österreichischen Meister auf einer höchst anerkennenswerten Stufe der Beherrschung des Aquarells zeigten. Dieselbe tritt ganz besonders in den Landschaften zutage, auf jenem Gebiete, für welches die Maler Österreichs durch das ganze 19. Jahrhundert einen ganz außerordentlich geübten Blick, feinen Geschmack und tüchtige Schulung bekundet haben. Die Auswahl der Motive ist vorwiegend gefällig; fast nirgends regt sich ein schaustellerisches Naturburschenthum in aufdringlicher Weise, eher vereinzelt etwas conventionelle Zahmheit, der die Rücksicht auf feine Gesellschaftskreise vorschwebt. Darüber kann allerdings ab und zu die Wahrhaftigkeit des Verhältnisses zur Natur selbst leiden und auch ein Stück lebhafteren Künstlernaturells geopfert werden, wenn man sich zu dem Zugeständnisse bewegen lässt, die Natur nicht so zu bieten, wie sie thatsächlich ist, sondern sie gewissermaßen auf einen conventionellen Ton zu stimmen. Das Zarte, Duftige und Sonnige hat's den Landschaftsmalern Österreichs angethan. Charlemont's „Bäume am See", Simony's „Blick in's Marchfeld", Darnaut's „Sonniger Herbsttag" vertreten diese Richtung, der sich auch tüchtige Arbeiten Hermann Göbl's anschließen, aufs glücklichste. Ribarz, Zetsche, Ludwig Hans Fischer, der impressionistisch angehauchte Heinrich Tomec bleiben hinter ihnen nicht zurück. David Kohn erhebt sich bereits zu einer ebenso ausdrucksvollen wie eindringlichen Wiedergabe des persönlich Charakteristischen, in welcher ihn Leo Bernhard Eichhorn mit seinen Bauernköpfen noch um ein gutes Stück überragt. Bernt bewegt sich mit seinen „Alten Häusern am Neuen Markte in Wien" erfolgreich in den Bahnen, auf welchen Rud. Alt so viel Anerkennung geerntet hat. In das Volksleben des Wurstelpraters und aus dem Wiener Walde greift Joh. Nep. Geller mit geschickter Hand hinein, welches das hastende Alltagstreiben mit manchen Kunstgriffen der modernen Pariser, mit verschiedenen Wagnissen der Farbengebung behandelt, ohne überall die volle Beweglichkeit der dargestellten Personen zu erreichen Noch mehr von Paris beeinflusst ist Theodor Bruckner; mit seinen Farbenspecialitäten werden sich nicht zu Viele näher befreunden können, obzwar manches in seinen Porträtstudien recht gelungen genannt werden muss. Sie zogen das Publicum weniger an als die Porträts von Karl Fröschl, unter welchen das zweier kleiner Mädchen besonders den Beifall der Damen fand, aber inhaltlich merkwürdig leer bleibt. Dies Schicksal theilt es mit anderen Fröschlwerken, die sich damit begnügen, nur das Oberflächliche in glatter Manier zu geben, ohne auf die Herausarbeitung des Seelischen sich näher einzulassen. Ferd. Brunner's „In der Einsamkeit" sprach ebenso an wie die Zeichnungen Josef Sturm's oder die Holzschnitte Steinmann's nach Marold'schen Aquarellen. Unter den deutschen Künstlern fesselte nächst Hans v. Bartels, dessen Meisterschaft sich ganz besonders in raffinierten Beleuchtungseffecten bei der Darstellung holländischer Fischermädchen zeigte, über kühnen Farbenspielen aber die Vertiefung in das Wesen stark zurückstellt, ganz besonders der Karlsruher Karl Mutter mit der herzerquickenden Innigkeit seines Verhältnisses zur Natur und mit der schlichten Wärme seiner Vortrages; wie anheimelnd weiß er die Reize alter Städtchen zu behandeln! Herkomer's Prunkschild „Der Triumph der Stunde" mit seinem Dutzend in Email ausgeführter Allegorien, in deren Compositionen mehr klügelnde Künstelei als wahre Kunst steckt, ist wohl ein prahlendes Schaustück, aber keine wirklich künstlerische Leistung gewesen. Er zog die Aufmerksamkeit auf sich, ohne thatsächlich zu interessieren, wie es ja bei Decorationsarbeiten so oft der Fall ist. Viel mehr sagten uns die feinen Zeichnungen des hochbegabten Gysis zu, auch Bazzani, Fragiacomo, die Franzosen Boutet de Mouvel, Raffaelli u. A. waren gut vertreten. Der Aquarellisten-Club durfte seine

15. Ausstellung mit Recht als in der Hauptsache gelungen und ihren Zweck erfüllend betrachten.

Bei der 28. Jahresausstellung im Künstlerhause beeinträchtigte zunächst die fast auf 700 gestiegene Zahl der Ausstellungsobjecte sowohl die Annehmlichkeit eines leichten, nicht ermüdenden Genusses als auch die Beachtung der Kunstwerke selbst, denen sich ein nicht durch die Fülle bedrängter Ausstellungsbesucher mit mehr Ruhe und Interesse widmet. Gegen frühere Ausstellungen ist die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens auch in diesem Punkte bereits rigoroser geworden. Sie wird aber in Hinkunft manche das Mittelmaß nicht überragende, einer persönlichen Note entbehrende Leistung ruhig zurückweisen dürfen, ohne befürchten zu müssen, dass in ihren Ausstellungen irgend eine wesentliche Lücke empfunden würde. Hat bei einer künstlerisch keineswegs hervorstechenden Arbeit der Maler nicht einmal etwas persönlich Interessantes zu sagen, dann lasse man getrost Werke beiseite, die weder über das Können noch über das Individuum einen weiteren Kreisen wünschenswerten Aufschluss bieten. Die Ausstellungsanordnung verrieth sonst guten Geschmack.

Diesmal trat in der Gesammtheit der Aussteller die Gruppe der österreichischen Künstler mit erfreulichem Nachdrucke in den Vordergrund, gewissermaßen das in der zehnten Secessions-Ausstellung gebotene Bild unserer einheimischen Kunstbestrebungen erweiternd und abrundend. An ihre Spitze stelle sich der Tiroler Egger-Lienz mit seinem vortrefflich aufgestellten Gemälde „Das Kreuz“, das eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809 behandelt. Wie von einer Windsbraut getrieben, wälzt sich dem Beschauer die Menge der zum Angriffe losstürmenden Bauern entgegen, wetterharte, zum Äußersten entschlossene Gestalten, deren Führung die beiden Alten mit hocherhobenem Kreuze übernommen haben. Vor ihnen rast der unerbittlich dahinraffende Tod einher, versinnbildlicht durch den fanatisierten Alten, in dessen Knochenhänden die bluttriefende Sense Verderben bringend droht. Die ihn erfüllende Wuth, Entschlossenheit und Erbitterung reißt den hinter ihm mit Waffen aller Art hinstürmenden Haufen zur äußersten Aufopferungsfähigkeit mit, die für die Vertheidigung der Freiheit unter dem Schutze des Höchsten das Herzblut zu verspritzen bereit ist. Ein großer Zug geht durch das auch in der Farbenbehandlung ungemein ernst gehaltenen Bild, in dem die Monumentalkunst der Gegenwart sich wieder zu ansehnlicher Höhe emporschwingt. In dem „Büßer“ und dem „Heil. Grabe“ wird die Farbe etwas düster und hart; gute Charakteristik zeichnet das historische Bild Josef Speckbacher's aus, und durch das „Waldinnere“ weht feine Stimmung. Alle Arbeiten bezeugen ebenso ernstes Streben, wie ausreifendes, noch Größeres verheißendes Können. In die Gruppe des Historienbil`es zählt auch das Werk von Paul Joanowits „Herzog Ferry IV. von Lothringen führt Elisabeth von Habsburg heim“, ganz in der Art mittelalterlicher Gemälde aufgefasst, aber in den Gestalten modern empfunden und mit manch moderner Malwirkung bedacht. Wie der Meister sich aber dabei bemüht, im Gesammteindrucke Werken der Zeit gleichzukommen, in welcher die Scene sich abspielte, lehrt insbesondere die Farbenfreude dieser Schöpfung; sie klingt an die oft so bunten Töne der Buch- und Tafelmalerei des ausgehenden Mittelalters an. Auf einem anderen Bilde hat Joanowits den Typus eines „Albanesen“ ungemein lebenswahr festgehalten. Durch feinen Farbenvortrag zeichnet sich Wilda's „Anbetung der heil. drei Könige“ aus, in welcher das aus der Hütte hervorquellende Licht die Gruppe der Anbetenden wirkungsvoll umspielt. Auf religiöses Gebiet wagt sich diesmal auch der bekannte Plakatkünstler Alfons Mucha mit einem Vaterunser-Cyklus, der

ganz in der aufgeblasen hohlen Phraseologie eines Doré sich bewegt, weder ergreift noch zur Andacht stimmt. Wo diese Wirkung versagt bleibt, ist die Behandlung dieses eigentlich darauf abzielenden Stoffes künstlerisch verfehlt. Man kennt Mucha's Art sonst zu gut, als dass man ernstlich daran glauben könnte, er habe hier sich gerade selber gegeben. Weit mehr ergreift in der Darstellung desselben Stoffes der Pole Josef Mencina Krzesz, der zwischen den Bitten des Vaterunsers und dem Volksleben innige Fühlung herzustellen sich bemüht, ab und zu in einer Einzelheit sich zwar arg vergreift, im Ganzen aber durch Innigkeit der Empfindung Erbauung und Glauben an den Helfer von oben zu beleben weiß, obzwar seine Farbenexcesse manches Abstoßende haben. Unter den österreichischen Landschaftern interessierte ganz besonders Aug. Schaeffer durch seinen an einem Novembernachmittage aufgenommenen „Blick auf den Schafberg-Gebirgsstock am Wolfgangsee", in welchem Wasser, Luft und Gebirge gleich meisterhaft behandelt sind. In dem „Heiteren Apriltage im Wienerwalde" bewegt sich der schaffensfrohe Künstler, dessen „Motiv bei Breitensee" gleich einem zart gestimmten „Waldesdunkel" freundlich anmuthete, wieder erfolgreich auf einem erst durch ihn in seiner eigenartigen Schönheit erschlossenen Boden. Auch Hugo Darnaut hat abermals einige vortreffliche Stücke beigesteuert, so die durch Kraft der Farbentöne ausgezeichnete „Birkenpartie", die hübschen Motive der „Waldstraße", „Aus einem alten Parke" und des „Nordischen Bauernhauses". Jansa's „Pappelallee" hält gleichzeitig die Stimmung vor dem Losbrechen eines Gewitters recht geschickt fest. Heinrich Tomec bot außer dem prächtigen Gouachestück „Auf der Einschicht" und dem Ölgemälde „Am Abend" ein durch zarte Lichtnuancen wirklich hervorragendes großes Werk „An der Donau". Um die „St. Nepomuk-Statue bei Salzburg" weiß Leo Reiffenstein ein schönes Stück gut gesehener und farbenkräftig wiedergegebener Natur glücklich zu bannen. Sie befriedigt mehr als das Landschaftliche in den Bildern des auf den Wiener Ausstellungen sonst meist recht annehmbar vertretenen Pragers Ant Hudeček, obzwar über denselben viel poetischer Hauch liegt, der aber in dem „Abend" durch Stumpfheit der Farbe etwas verliert, weil letztere nicht so sehr die Abendstimmung erreicht, sondern herabdrückt. In der „Psyche" wie im „Elfentanz" bringt er die Gestalten, die für das Bild gar nichts zu sagen haben und ebenso gut fehlen könnten, nicht über eine schablonenhafte Pose hinaus. Eduard Veith's Naturempfindung tritt im „Herbstbeginn" ganz annehmbar zutage; Adolf Ditscheiner wählt für seine Bilder Motive aus der Gegend von Traismauer und Langlebarn und erschließt sehr ansprechend die Reize der Heimat; ihnen geht auch Eduard Zetsche, z. B. in seinem Bilde „Aus Stein a. d. Donau", in den Motiven „Aus dem Waldviertel" und „Bei Lichtenwörth" verständnisvoll nach. Das Bildnis war ziemlich gut vertreten. Pochwalski hat sowohl den Grafen Koziebrodzki, als auch den ehemaligen Minister Madeyski lebenswahr charakterisiert; desgleichen stellte László Tüchtiges bei, so die Porträts Ihrer königl. Hoheit der Erbprinzessin von Hohenzollern oder der Gräfin Csekonics, während das sehr conventionelle Bildnis des Grafen Harrach im Toison-Ornate von L'Allemand ganz kalt lässt und mehr ein Repräsentationsstück als eine Kunstleistung bleibt. Weit wirkungsvoller präsentiert sich da das Selbstporträt des Krakauer Malers Josef Mencina Krzesz. Über Glätte der Behandlung gehen die Bildnisse von Karl Fröschl und R. v. Mehoffer nicht hinaus; sie können durch die Art ihrer Auffassung für die betreffenden Persönlichkeiten kaum einiges Interesse erwecken. Viel besser gelingt dies Frau Marie Rosenthal-Hatschek, deren Männerbildnis neuerlich das tüchtige Können der Künstlerin bezeugt. Stark an das Porträt-

artige streifen einige Repräsentationsbilder, wie die „Eröffnung des Berndorfer Kaiser Franz Joseph-Theaters am 27. September 1899" von Hans Temple, der „Besuch Sr. Majestät des Kaisers bei Herrn Arthur Krupp in Berndorf" von Rudolf Swoboda und die „Huldigung der Waidmänner Österreichs" von Zygmunt Ajdukiewicz, der außer einer Anzahl von Porträtstudien auch die Bildnisse der Erzherzoge Franz Ferdinand von Österreich-Este und Franz Salvator ausgestellt hatte. Die Ausführung solcher, bestimmten Feierlichkeiten geltender Werke stellt an den Künstler hohe Anforderungen in der Beschränkung seiner Eigenart, auf die es dem Auftraggeber weniger ankommt, als auf eine möglichst bildnistreue, rein äußerliche Aneinanderreihung der Festtheilnehmer. Letztere mag in den genannten drei Werken immerhin so weit erreicht sein, um mäßigen Ansprüchen zu genügen, aber es steckt in ihnen soviel Steifheit und Trockenheit der Darstellungsweise, dass daran die Lebendigkeit der Bewegung fast erstickt. Derselben dürfen auch Vorwürfe, denen die Beobachtung eines gewissen Ceremoniells bestimmte Grenzen zieht, niemals entrathen. Je besser der Meister den Standpunkt künstlerischer Freiheit mit einer solchen Rücksichtnahme zu vereinen weiß, um so größer wird die Wirkung seiner Arbeit sein. Wie haben doch die Meister anderer Zeiten und Völker ähnliche Vorgänge lebensvoll wiedergegeben! So lange unsere Künstler sich nicht zu ihrer Auffassung bekennen, werden ihre vielfach ans Schablonenhafte streifenden Zeitschilderungen immer abfallen. Ganz Vortreffliches bieten dagegen die kleinen Porträts von Isidor Kaufmann, der den armen polnischen Juden auf den Grund der Seele sieht, sich in die volle Erfassung des Individuums vertieft und bei seiner Darstellung sich persönlich erwärmt. Den Typen des Wiener Volkslebens wendet sich Hans Larwin mit Glück zu; ebenso interessierte Geller durch Localcolorit in seinem „Nachmittag der Pfingstwoche im Prater zu Wien" und in einer „Wiener Marktscene." Auf denselben Boden führte Carl Pippich mit seinem „Karlsplatz" und „Schwarzenbergplatz", dem „Parkring" und „Naschmarkt" in Wien oder mit seiner „Demolierung der Franz Josephs-Kaserne". Nicolaus Schattenstein läſst uns auf einem ins Eigenthum des Krakauer Nationalmuseums übergegangenen Werke sogar einen Blick „In Untersuchungshaft" thun, in welcher die Verhafteten mit Schachspielen sich die Zeit vertreiben.

In der Gruppe der Plastik, in welcher Johann Benk mit den Porträtbüsten des Barons Bezecny und des Hofrathes Professor Kaposi vertreten war, fesselte Walther R. v. Hopfgartner durch die Gipsgruppe „Lamia", bei welcher namentlich der schöne Knabenkörper vortrefflich gelungen ist. „Orestes" und ein „Irrsinniger" von Anselm Zinsler verriethen seine Beobachtung des Seelenlebens; Hans Bitterlich charakterisierte in der im Auftrage der Commune Wien für die Pariser Weltausstellung ausgeführten Marmorbüste seinen „Grillparzer" ein wenig zu sehr bureaukratisch. Tüchtige Porträtbüsten waren von Richard Kauffungen beigestellt. Die Arbeiten der Ciseleure und Medailleure boten fast ausnahmslos Beachtenswertes und hielten sich auf der Höhe des Rufes, dessen dieser Kunstzweig sich mit Recht erfreut. Die Meisterschaft Rudolf Marschall's trat namentlich in den Bronzeplaquetten mit den Porträts Sr. Majestät des Kaisers und des Schriftstellers Karlweis zutage. Scharff traf in einer Denkmünze den Kopf des um die Förderung des Wiener Kunstlebens hochverdienten Nicolaus Dumba ungemein lebenswahr. Die Bronzegedenktafel zur Erinnerung an die Einweihung des Theaters in Berndorf, welche für Herrn Arthur Krupp ausgeführt wurde, entbehrt auch in dem von Rudolf Bernt stammenden architektonisch-decorativen Aufbau des höheren Kunstwertes. Franz

Pawlik zeigte seine Vielseitigkeit in einem geschmackvoll ausgewählten Tableau mit Guss- und Prägemedaillen. Peter Breithut's Bronzeplaquetten „Porträt" und „Automobilclub" reihten sich in diese Gruppe vollkommen gleichwertig ein.

Mit Befriedigung sei hervorgehoben, dass auch die Architekturstudien und Entwürfe diesmal etwas mehr Platz fanden als sonst und manches Interessante enthielten. Am augenfälligsten war der Concurrenzentwurf von Rudolf Dick für eine Universität in Californien. Ein großer Zug geht durch das Ganze, dessen Einzelheiten jedoch nicht durchwegs gleichmäßig gelöst sind. Franz Freiherr v. Krauß und Joseph Tölk, Wilhelm Jelinek, Max Hegele, Karl und Julius Mayreder, Heinrich Wolf, Oskar Neumann, Arthur Baron, Karl Troll und Alfred Castelliz erbrachten den Beweis, dass es noch eine stattliche Reihe von Architekten gibt, welche nicht jäh mit aller Überlieferung brechen, ohne dabei geschmacklos jede Berücksichtigung moderner Bestrebungen abzulehnen. Wie immer, fesselte Anton Weber durch eine Anzahl von Entwürfen, die wieder für sein feines Stilverständnis sprachen.

So konnten die in der 28. Jahresausstellung des Künstlerhauses vertretenen österreichischen Meister neben der zehnten Secessions-Ausstellung auf allen Gebieten mit Ehren bestehen, wenn auch keines ihrer Werke eine öffentliche Discussion hervorrief, welche so viel Aufsehen erregte, wie die durch Klimt's „Medicin" veranlasste. Die Künstlerhaus-Ausstellung enthielt aber neben der österreichischen Abtheilung, die bei einer größeren Geschlossenheit der Anordnung wohl noch etwas nachdrücklicher zur Geltung gekommen wäre, gar manche Schöpfung ausländischer Künstler, vor welcher man gerne verweilte.

Es war ein lobenswerter Gedanke, der Erinnerung an Arnold Böcklin eine Vorführung einer größeren Anzahl seiner Werke zu widmen. Leider ließ sich bei der Kürze der Zeit und bei der ablehnenden Haltung einiger Bildeigenthümer nicht gerade viel zusammenbringen. Aber unter den zehn Böcklin-Bildern war immerhin so viel Interessantes, dass das Böcklin-Cabinet ein besonderer Anziehungspunkt der Künstlerhaus-Ausstellung wurde. Graf Karl Lanckoronski hatte in bekannter liebenswürdiger Zuvorkommenheit aus seinem reichen Kunstbesitze einen „Triton" beigestellt, der zu den köstlichsten Meeresbildern Böcklin's zählt. In ihnen hat bekanntlich der Meister theilweise das Beste seiner selbst gegeben. Auch hier hat er die Einöde und das Brausen des Meeres, über welche der behaglich auf der Klippe hockende Triton die Klänge seines Muschelhornes hinziehen lässt, grandios zur Darstellung gebracht. Die phantastisch-frohe Künstlerlaune spricht nicht minder aus dem „Fischenden Pan" und dem „über einen Abgrund springenden Centaurenpaare", die allerdings dem „Triton" nicht gleichkommen. In die Gruppe der von Böcklin so oft und gerne gebrachten Villen am Meere gehört die „Ruine am Meere" (im Besitze von Ph. Thorsch in Wien), zu deren trübseliger Monumentalität die ganze Landschaft in einer wunderbar herben Strenge wirkungsvollst gestimmt ist. Welch' Gegensatz der Auffassung zu diesem Werke spiegelt sich in der reizenden „Frühlingshymne" (Eigenthum des Dr. v. Bleichroeder in Berlin) mit ihrer anziehenden Farbenpracht, in der wirklich ein ganzes Jubellied des Lenzes erklingt! Hier zeigt sich der Colorist Böcklin ebenso poesievoll, als technisch groß. Wieder ein anderer Geist geht durch die Dr. Camill Lederer in Wien gehörige „Kleopatra", deren Züge jenen der Gattin des Künstlers entlehnt sind; auf ihnen liegt der Schatten des Todes, auf dessen Herannahen sowohl der Fleischton, als auch die um das Handgelenk ringelnde Schlange hindeutet. Zu voller Größe erhebt sich Böcklin, dessen zwei Porträts vom

Standpunkte wirklicher Bildnismeisterschaft recht mittelmäßig genannt werden konnten in seinem letzten Werke „Der Krieg". Es thut dem Werte der Schöpfung keinen Eintrag, dass es in der Auffassung mit den berühmten apokalyptischen Reitern Dürer's sich eigentlich nahe berührt. Auf einer Mähre, an deren Halse die das Unheil einläutende Schelle baumelt, jagt der ordengeschmückte Todesschnitter mit der Sense einher; ihm folgen die himmelstürmende Wuth und die rücksichtslos dreinschlagende Zerstörung. Sie brausen über der in Frühlingspracht gebetteten Stadt dahin, deren ahnungslose Bewohner und Wohlstand ihrem erbarmungslosen Ritte zum Opfer fallen sollen. Die Wirkung des Ganzen ist zweifellos bedeutender, als auf dem bekannten Bilde Stuck's in der Münchener Pinakothek, mit welchem ein Vergleich sich geradezu aufdrängt. Böcklin's Reitertrias verkörpert viel gewaltiger die Leben und Besitz verheerenden Wirkungen der Geißel der Menschheit, obzwar die Farbenbehandlung von einer gewissen Roheit nicht frei ist, die freilich gerade hier von dem Meister mit Absicht in den Dienst des Ganzen gestellt sein mag. Selbst bei der geringen Anzahl der in recht beschränkter Zeit auftreibbaren Werke war Böcklin im Wiener Künstlerhause immerhin gerade nach den charakteristischen Seiten seiner Thätigkeit derart vertreten, dass jedem Besucher klar werden konnte, wie viel unsere Zeit mit dem Heimgange des Meisters verloren.

Mehr durch die Geschlossenheit des Auftretens, als durch einige ganz besonders hervorragende Bilder wirkten die Karlsruher, deren Reichthum an Landschaften sich über drei Säle verbreitete, aber keineswegs überall durch die Macht des Motives und seiner Behandlung so zu fesseln vermochte, dass nicht ab und zu eine gewisse Eintönigkeit empfunden wurde. Gustav Schönleber beschränkt sich nicht nur auf die zutrauliche Anmuth schwäbischer Städtchen mit ihren lauschigen Gassen und Winkeln, sondern geht auch den Reizen Italiens und anderer Länder offenen Blickes und mit farbensicherer Hand nach; in der Wiedergabe dahinschießenden Wassers entfaltet er eine besondere Meisterschaft, die Nebelstimmungen gleich feinfühlig gerecht wird. Er ist die bedeutendste und stärkste Kraft der Karlsruher, neben welcher Hans v. Volkmann, Friedrich Kallmorgen, Franz Hein, Adolf Luntz, Max Lieber sich in vorderster Reihe zu behaupten wissen. Viel Temperament entfaltet Albert Haueisen besonders in der „Heimkehr vor dem Gewitter". Die Leistungen der Karlsruher Damen Bertha Welte, Emilie Stephan, Helene Stromeyer überragen durchwegs nicht das Mittelmaß und könnten ganz fehlen, ohne dass der Eindruck, den die Werke der für die Beurtheilung der Karlsruher Gruppe in Betracht kommenden Meister hervorrufen, irgend eine beträchtliche Einbuße erleiden würde. Angesichts der sonstigen Fülle der Karlsruher wäre der Verzicht auf Dinge, die ja recht nett ausgeführt sind, darüber hinaus jedoch nichts Besonderes zu sagen haben, niemandem schwer gefallen.

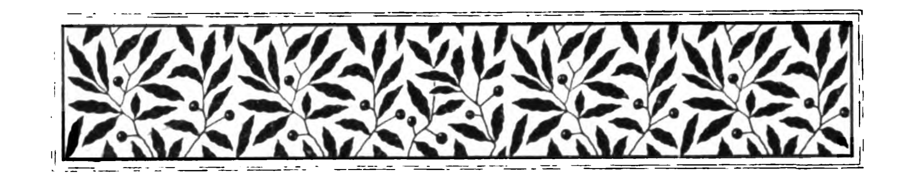
Die Worpsweder Heinr. Vogeler, Otto Modersohn, Hans Am Ende und Fritz Overbeck waren wie immer sehr vortheilhaft vertreten. Auch Willy Hamacher erwarb sich neue Freunde. Ant. v. Werner's Bild „Kaiser Wilhelm I. bei den Lichterfelder Cadetten" erhebt sich in nichts über die oben besprochenen Werke Temple's, Swobodas und Ajdukiewicz', sondern bleibt vielmehr hinter diesen künstlerisch keineswegs erfreulichen Darbietungen noch um ein gut Stück zurück; ihm mangelt die lebendige Beziehung der Einzelheiten zueinander und compositionelle Abrundung fast ebenso, wie wirklich malerische Empfindung, die mit der Zeit zu gehen weiß, ohne dass sie irgend welche gewagte Seitensprünge mitzumachen braucht. Für die Gruppe der Berliner Meister haben

A. Normann, Ernst Otto, Hugo Vogel, Ernst Hausmann, Franz Bombach, Eugen Bracht, Alfred Scherres, Ernst Hildebrand u. A. manch' gutes Bild beigesteuert; ab und zu wäre eine harmonischere Farbenzusammenstimmung erwünscht, die Vortragshärten zu meiden versteht. Sehr lebendig gestaltet Wilhelm Kuhnert seine vor einem Steppenbrande flüchtenden Elephanten, die dem ihnen auf dem Fuße folgenden Verderben gewissermaßen mit voller Erkenntnis der Gefährlichkeit der Situation zu enteilen streben. Die Wucht des Dahinstürmens des entfesselten Elementes, wie der geängstigten Thiere packt unwillkürlich. Paul Meyerheim's „Umzug der Kunstreiter" hält wirkungsvoll lebenswahre Typen fest. Die „Haidelandschaft" und „Böhmerland" von dem Münchener Charles J. Palmié, dessen „Haus im Walde" ungemein anheimelt, sowie der „Birkenwald", die „Alte Mühle" und der „Buchenwald" von Peter Paul Müller wetteifern miteinander in der Darbietung feinsinnig abgelauschter landschaftlicher Schönheit. Vier Porträts von Lenbach's Hand, unter welchen der Persönlichkeit nach das des Hofrathes Dr. Theodor Gomperz am meisten fesseln mochte, im Kunstwerte aber nicht das bedeutendste war, zeigten aufs neue manches von des Meisters bekannten Vorzügen. Ulpianos Checa's „Der Untergang Pompejis" ist in seinen Dimensionen ein großes Bild, dessen künstlerischer Inhalt trotz einer ansehnlichen Fülle von Motiven uns merkwürdig wenig sagt. Sie würde für eine monumentale Geschichtsdarstellung von so packender Grausigkeit voll ausreichen, wenn sie mit weniger theatralischer Hohlheit behandelt wäre.

Die Ausstellung im Künstlerhause war reich in Preisen bedacht. Außer dem für weitere fünf Jahre bewilligten Kaiserpreise von 400 Ducaten für einen österreichischen Künstler und drei Karl Ludwigs-Medaillen, die dem Karlsruher Schönleber, Pochwalski und Paul Joanowits zufielen, kamen nächst den großen und kleinen goldenen Staatsmedaillen der Reichel-Künstlerpreis von 3200 Kronen, zwei vom Truchsess Fritz Dobner v. Dobenau gewidmete Ehrenpreise von je 1000 Kronen, ein gleich hoher Königswarter-Preis und der Preis von 20 Kronen von der Schützengilde der Wiener Künstlergenossenschaft selbst zur Vergebung.

(Schluss im nächsten Heft.)







# Der Verräther.

**Novelle von E. v. Handel-Mazzetti.**

Si ceciderit lignum ad austrum aut ad aquilonem, in quocumque loco ceciderit, ibi erit. (Eccl. XI. 3.)



„O Herr, erbarme Dich meiner!“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist Mario Valentini, der Comödienspieler aus Toscana, zuletzt Secretär des englischen Atheisten Mac Endoll, der seinen Herrn in Berlin verrathen hat an die evangelische Synode, verrathen bis aufs Blut, verrathen bis auf Strang und Schwer das ist Mario Valentini, der da im Schlattmannhaus gegenüber dem Bärischen sitzt, die heiße Stirne in beide Hände vergraben, die krüppelhafte Brust an die Knie gedrückt, betend: „O Herr, erbarme Dich meiner!“

Unten auf der Straße lärmt die tausendköpfige Menge, deren Wuth er nur durch ein Wunder entkommen ist, und wenn aus dem wilden Stimmengewirr ein Name heraufschlägt, hält er sich die Stirn fester und betet er lauter: „Herr erbarme Dich meiner!“

Die allernächste Gefahr ist zwar vorbei; aber der Todesschrecken liegt ihm von früher noch in den Gliedern, und darum betet er.

Schrecklich war's. Wie er vom Schwanen kommend, vorm Rathhause, darin sein verrathener Herr die Folter litt, ausschwatzte — verdammter Wein! —, dass er seinen Herrn aus Hass und nicht aus christlichem Eifer überliefert und dies und das auf ihn gelogen hätte; die Leute hören's; starre Gesichter — große Augen dann plötzlich . . . . .

Valentini schüttelt sich, seine Haut rieselt, als stünde neben ihm der Tod.

. . . . Dann plötzlich schrie das rothe Mädchen mit durchdringender Stimme: Du! Du! Du Schurke, Du! Hu! Das Mädchen! Kein Mädchen, eine Rachegöttin, ein trompetenblasender Gerichtsengel! — Er war mit einmal nüchtern. „Was hab' ich gesagt? Ich hab' nichts gesagt!“ Und auf und fort wollte er — aber drei, fünf sieben Männer, eine ganze Meute setzte ihm nach, hetzte ihn die Spandauische Straße hinauf, o Herr, erbarme Dich! Kraft und Athem verließen ihn schon, da fügt es Gott, dass aus der Klandersgasse ein Wagen zwischen ihn und seine Verfolger fährt; er stürzt blindlings in's nächstbeste offene Thor; hört die wilde Jagd vorbeirasen, dankt Gott für seine Rettung, und sobald ihm die zitternden Beine wieder parieren, lauft er Stiegen auf und auf bis unter Dach in eine Kammer, wo Kisten

und Kasten, Stricke und Stränge, allerhand Kram beisammen ist, setzt sich da in einem Winkel auf einer Kiste nieder und redet sich vor, dass er lachen kann, weil's noch so wohl gerathen hat.

Wenn er nur lachen könnte! Will er loslachen, so hört er von der Straße aus dem Lärm deutlich seinen Namen, und dann kommt ihm wieder das Zittern und das Beten.

Es fängt an ihn zu wurmen, und er redet sich zu: »Via coraggio! Besser sie fluchen dir drunten, als sie suchen dich heroben und henken dich. Fandonie! Wofür wollten sie mich henken? Was ist meine Sünde gegen seine? Das bisschen, was ich auf ihn gelogen habe, trägt's nicht aus; die Hauptschuld, derentwegen er sterben muss, die hab' nicht ich auf ihn gelogen, die schwur sich der Narr selbst auf sein Haupt mit seinem hirnwüthigen: Deum non esse probo. — Um das muss er sterben, und das freut mich ... Freut mich!" knirschte der Mensch, schier wüthend, dass ihm's nicht vom Herzen kam. „Oder soll ich vielleicht weinen, wenn der zu Grunde geht, der zwischen mir und meiner Liebe stand?" — Liebe! Sehr gut! An die Liebe denken, so kommt der Hass von selbst. Er denkt und denkt.

O Du Jahr siebzehnhundertsieben!

Da fuhr Francheftin mit seiner Truppe von Paris, wo sie im königlichen Schauspiel agiert hatten, über den Canal und gab Vorstellungen in London und der Umgegend. Valentini spielte die Bösewichter, seine Geliebte Isoard mit der göttlich schlanken Taille die sentimentalen Heldinnen. Von Frogmore kamen sie auf das Schloss des Augustus Mac Endoll, eines neugebackenen Edelmannes in der Grafschaft Surrey.

Die Halle ist groß und luftig, von Wachskerzen und Lampen erleuchtet, die Zuschauerschaft sind bei dreißig schwarze Herren von der Londoner Akademie und eine weiße Dame.

O weiße Dame! O weiße Taube! Ihr Antlitz war weiß wie Lilien, auf die die Morgensonne scheint, ihr Nacken und ihre Hände waren weiß wie Alabaster; sie hatte kein fleischliches Fleisch, sondern eines aus höherer Substanz. Ihre Haare dufteten und schimmerten unter dem Puder; zwei kleine Löckchen küssten ihre Stirn — welche Augen! Ach, und das Grübchen im Kinn .....

Auf dem Theater agierten sie Tartuffe.

»Et si vous condamnez l'aveu que je vous fais,
Vous devez vous en prendre à vos charmants attraits.
Dès que j'en vis briller la splendeur, plus qu' humaine,
De mon intérieur vous fûtes souveraine.«

Valentini-Tartuffe sagt es zu seiner Partnerin Isoard, aber er meint es weder ihr, noch Elmire, sondern der weißen Dame im Parkett. Und er empfindet ein wildes Gähren des Blutes, wie der Mann, der neben ihr sitzt, den Arm auf ihre Stuhllehne legt. Der Mann ist der Herr des Hauses, und die Dame ist seine Frau, eine Gräfin aus Preußenland. O weiße Dame! Sie ist die Unschuld selbst, und ist doch an allem schuld. Sie ist schuld, dass Valentini den Tartuffe, in der Wuth seiner neuen Liebe, die ihn wie ein fliegendes Fieber überfallen hat, so passioniert spielt, wie noch nie; so ausgezeichnet, dass ihn der Herr des Hauses nach dem Spiel zu sich bescheidet und ihn mit einem Mäcenatenlächeln fragt, ob er nicht Lust hätte, für immer auf dem Schloss zu bleiben — als Leibcomicus, Kammerbuffo — der Name thäte nichts

zur Sache; sie ist schuld, dass Valentini auf dem Schlosse bleibt, wiewohl ihm sein Gewissen — er hatte damals noch eins — sagt, dass er hier mehr sündigen wird in Gedanken, als er mit der Isoard in der That gesündigt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Madonna, Ihr, Ihr seid an allem schuld. Wenn Ihr nicht von mir geliebt sein wolltet, warum ward Ihr denn so schön? Nein! Nicht Ihr seid schuld an allem, der andere ist schuld. Wenn er nicht gewesen wäre — heilige Maria! so hätte ich Euch ja besitzen dürfen.

O Jahr siebzehnhundertundsieben!

Sie sitzt auf dem Saal mit einer Arbeit. Es ist eine Tapisserie, ein kleiner Amor, für ihren Herrn. Ihre Hand fliegt emsig auf und nieder, ihr Gesicht ist etwas erhitzt von der Arbeit, und schön! Die Scheere fällt ihr hinunter. Ihr Herr sitzt neben ihr, liest, — der Blitz soll ihn erschlagen! — rührt sich nicht. Valentini springt nach der Scheere. Mit einem holdseligen Lächeln, einem Lächeln, wie's kein Maler malen könnte, nimmt sie die Scheere. »Grazia!« — »Grazie«, corrigiert ihr Herr. Dann lacht er und meint, sie sollte italienisch lernen — bei seinem Famulus Valentini. Nun weiß Valentini doch, wozu er in Toscana geboren ist und nicht in Astrachan. Dass er sie das Verb amare lehren kann, darum ist er in Toscana geboren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie sind mitsammen allein. Nur ihr Knabe ist noch da; der spielt beim Fenster mit ihrem Papagei. Valentini lehrt ihr das Verb amare conjugieren und glüht sie dabei mit heißen Blicken an, die sie verstehen muss, ist sie nicht ein pures Kind. Aber sie ist ein Kind und versteht ihn nicht. Oder ist's vielleicht, dass sie ihn wegen seiner Missgestalt barmherzig nicht verstehen will? »Io amo — il mio caro Agosto«, conjugiert sie und lacht dazu, — lacht wie ein Kind, das einen hässlichen Vogel im Spiel todtdrückt. Der Vogel ist sein armes Herz.

Sie quält ihn öfters so, ohne etwas Böses zu meinen. Denn in das liebste und süßeste Geplauder, das in seiner Brust bange Wollust weckt, bringt sie den Mann hinein, den er hasst und den er erwürgen möchte, fürchtete er nicht, dadurch auch sie zu tödten. — Blitz über ihn! — Kommt er herein in seinem Heldenschritt, schaut er, den Arm auf ihre Stuhllehne gelegt, in ihre Bücher — den Arm auf der Stuhllehne, mehr erlaubt er sich nie ..... Blitz über ihn! Einmal nur hat er sie geküsst; als er sie in Thränen und den Lehrer halbrasend vor Wuth über die fehlerhafte Construction ihres Schulsatzes: »Anzi il mio Agosto è il mio paradiso« fand. »Bisogna studiare di più«, sagte er damals zu ihr, und zum Lehrer: »Si vuole pazienza«.

Du hast gut reden, du Satan! Pazienza! Ja, pazienza! Stunden in Deiner Schreibstube sitzen, nicht wahr, und Deine hirnverbrannten Speculationen dictando-schreiben, und daneben schlägt sie mit zarten Fingern die Clavecymbel und singt die neue galante Arietta, die in ihrem Mund ein Engelhymnus wird:

„Hat David selbst, der weltberufne Krieger,
Es denen Weibern nicht verdacht —“

und dass Du dann, wenn Du die Feder in der Hand des armen Schreibers zittern siehst, vielleicht noch fragst: „Valentini, stört Dich die Musik?“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einmal haben sie Gesellschaft auf dem Schlosse, viele Gelehrte und auch schöne Frauen. Valentini sagt seiner Herrin bei Tisch unter der Blume eines Sonetts,

dass sie die Schönste ist, und dass er sie liebt. Sie blickt ihn bestürzt an, aber der Herr Gemahl findet den Vers allerliebst und lacht sie aus ihrer Verlegenheit heraus. Er kennt keinen Argwohn und keine Eifersucht; als ihr Ralph Thoresby, der Gedichte auf sie machte, das Gürtelband küsste, lachte er auch. Ralph Thoresby, der Königin Chirurg, ein Adonis; was ist denn Valentini! Schon sein Buckel bringt ihn außer Frage.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

O Jahr siebzehnhundertundsieben! Es war doch schön das Jahr, trotz allem Liebeselend. Herr Gott, wie ganz anders elend wurde er seitdem!

Durch's Bodenfenster des Schlattmannhauses schaut ein wilder, schwarzer Himmel herein. Die Sonne hat sich hinter schweren Wolken versteckt. O Louise Friederika, meine Sonne, auch Du giengst unter!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihre Stunde kam, von der sie nimmer genesen sollte. Sechs Monate, sechzehn Monate, zwei Jahre siecht sie dahin. Oft schleicht Valentini an ihre Thür, horcht, hört sie stöhnen oder schwächlich husten; oft wirft er sich vor ihrer Thürschwelle hin und küsst den Boden. Einst trifft ihn so ihr Mann und fragt ihn freundlich, ob er etwas verloren hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der arme Valentini hat ihr Schmerzenszimmer nur wenige Male betreten dürfen. Einmal, wo er ihr von der Reise und den seltsamen Abenteuern ihres kleinen Junkers Bericht abstatten musste. Gespannt auf den Elbogen emporgerichtet, lauscht sie seinen Worten. So verfallen sie aussieht mit den dunkelumrandeten Augen, eingefallenen Wangen, todtenhaft vortretenden Zähnen, so ist sie doch noch immer schön; schöner als die rothen Göttinnen, die sich auf der gewirkten Tapete hinter ihr mit ihren rohen Reizen brüsten.

„Dank, lieber Herr Valentini, für Eure Gutheit gegen meinen Jungen", spricht sie leise und fährt ihm mit der Hand über die Wange, auf die ihn laut seinem Bericht das Kind geküsst hat. Sie meint's dem Kind, aber in ihm flammt die Begier rasend auf, und jetzt ist's gut, dass ihr Mann ins Zimmer kommt und den Valentini mit seinem gnädigen „Schreiben wir jetzt" erinnert, dass Valentini nichts ist, als ein Bedienter Seiner Gnaden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Monate darauf muss der Bediente Seiner Gnaden in der Halle bei den Akademikern aushalten, die vom kleinen Tatler und großen Homerus schwatzen, indes drüben die Herrin stirbt.

Und woran stirbt sie? Der Blitz soll ihn erschlagen! An ihrer Liebe zu ihm, an seinem Kusse. — — — — — — — — — — — — — —

Da ist er, der echte, rechte toscanische Hass, schlägt durch wie der Puls dreier kräftiger Männer, und da ist die rechte satanische Lust am Rachewerk. Sterben muss er jetzt, wie ein Wurm, der Erhabene; und es geschieht ihm recht und es freut mich... Für die Rache habe ich gelebt, soll sie mich reuen? Was wäre ich für ein Mann? Hab mir die Rache sauer werden lassen. Er denkt und denkt. — Es stand ihm ja nach ihrem Tode frei, sein voriges Zigeunerleben wieder anzufangen, sich eine neue Liebe zu suchen; er that's nicht; er blieb bei ihrem Mann. Er kroch vor ihm und diente ihm mit dem inbrünstigen Wunsche, ihm einmal schwer zu schaden. Er schrieb ihm seine Scharteken unermüdlich ab, er machte ihm den Reisemarschall, den Kammer-

diener und Vertrauten. Der Herr schwur nicht höher als bei seiner Ergebenheit und Treue. Und der Treuergebene kleidete den Herrn keinen Tag an oder aus, er überlegte denn, wo an seinem Leib die angemessenste Stelle für einen Todesstich wäre; er bestieg auf der Reise kein Schiff und keinen Thurm mit ihm, er dachte denn, ihn zu ertränken oder in die Tiefe zu stoßen; er hatte tausend meuchlerische Pläne, und dass er sechs Monate verstreichen ließ, ohne einen einzigen auszuführen, das kam einzig davon, dass ihm gegen seinen Willen die unschuldigen Kinder jenes Menschen erbarmten; der blonde Knabe zumal, der immer wieder mit seiner holden Mutter Stimme den Racheteufel in Valentini's Brust einschläferte.

Aber der böse Geist war stark und wachte allemal wieder auf. Einmal, um nimmer einzuschlafen. Das war dahier in Berlin. Der Herr hatte durch allerlei tugendhafte Gemeinplätze und dadurch, dass er — Valentini bildete sich ein, prahlerisch — vom Liebestod seiner Dame sprach, den welschen Knecht bis zur Tollwuth gereizt. Nun kamen die Prediger und verlangten Zeugnisse wider den Atheisten, der ihnen durch seine gottlose Schrift in spe sehr gefährlich zu werden drohte. Valentini gab die Zeugnisse, die sie verlangten, und noch andere, lügnerische, die sie nicht verlangt hatten, aber gut gebrauchen konnten, und lieferte so seinen Herrn an's Messer, wie Judas that .....

Pfui! Welcher Vergleich! Ein blasphemischer Vergleich. Judas, der Verräther des Sohnes Gottes, und Valentini, das Werkzeug der göttlichen Gerechtigkeit dem Gottesfeind gegenüber. Das klingt wenigstens schön, ist's auch nicht wahr. — Gottesfeind, so sagen die evangelischen P r i e s t e r hier. Ich sage m e i n Feind. Blute Du da drinnen nur zutod. Mir ist's nicht leid. Leid ist mir nur, dass ich mein halbes Zeugnis im Rausch widerrufen habe. Kann ich's, so stell' ich's noch ganz her und mach Dich Gottesleugner doch noch zu einem — hahaha!

Der Welsche lachte, und diesmal fast vom Herzen. Dann stand er auf, weil er eine Unruhe in sich hatte, gieng ans Bodenfenster und spähte gegen das Rathhaus. Da begab sich nichts, und er zweifelte nicht, dass sie drinnen seinen Herrn, trotz des entlastenden Zeugnisses der Metze, weiterpeinigten. Oder vielleicht hatten sie die Metze gar nicht hineingelassen?

Der Altan des Bärischen Hauses zog plötzlich seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine stattliche Frau, die er als die Bischöfin*) kannte, stand auf dem Altan, den rechts der steinerne Glaube mit dem Kelch, links die steinerne Liebe mit dem Herzen flankierte, und spähte neugierig nach dem Rathhaus.

Diese Weiber! Auch die geistliche Frau Bischöfin schminkt sich das Gesicht, -- wohl nur, um dem Herrn Bischof zu gefallen. Der tritt soeben aus der Thür zu ihr heraus. „Calotte und Mozett hat er wie ein Monsignore", denkt sich Valentini und lacht in sich hinein, „das Äußere ist recht römisch, aber — eine Bischöfin muss er doch haben."

Der Bischof frug mit leicht umflorter Stimme auf die Straße hinunter, was mit dem armen Mann im Rathhaus sei, man solle ihn doch endlich entlassen, nachdem sich ja der Teufelspact als eine Lüge seines Dieners qualificiert habe.

Ein Bürger antwortete ehrerbietig: „Von der Folter gelassen, Euer Würden und Gnaden, sagen sie, ist er schon, aber er liegt drinnen in Ohnmacht. Sie haben grad den Geistlichen zu ihm geholt."

---

*) Gemahlin des Superintendenten.

Der Bischof und seine Frau verließen eilig den Balcon. Valentini kroch von seinem Ausguck in die Kammer zurück. Ein wüstes Gefühl zwang ihn, sich wieder auf die Kiste zu setzen.

Den Geistlichen geholt. Drinnen liegt er in Ohnmacht. Das hört sich kläglich an. Er hat so vieles gelitten, stolz und aufrecht. Und jetzt liegt er in Ohnmacht. Wie geht das zu?

In den Kerker gieng er stolz und aufrecht, und vor den Richtern stand er heut morgen ganz wie ein Heros in der Apotheose. Die schmutzigsten Anschuldigungen, die böseften Drohungen der Richter, das Anathem der erzürnten Priester und zuletzt die Ausantwortung seines edlen Leibes an den Henker, das alles trug er stolz und königlich, und jetzt soll er schwach geworden sein, ohnmächtig drinliegen. Ach Gott!

Die leiblichen Schmerzen allein haben das nicht gethan, die brechen einen Menschen mit festem Willen nicht so schnell. Vielleicht that es die Scham über so tiefe Entwürdigung; vielleicht .... vielleicht that es das Herzleid, dass ihn gerade Valentini in dieses tiefste Elend gestoßen hatte; sein lieber Valentini, dem er soviel Gutes gethan .....

„Gutes? Nie!"

„Leugne es nicht ab!"

„Ich leugne es, und Du lügst!" streitet der Sünder gegen die Mahnstimme in seiner Brust. Aber er bringt sie nicht zur Ruhe.

„Gutes soviel!" fängt sie wieder an. Es ist eine Altemannsstimme, der Alte stößt widerlich mit der Zunge an. „Was denn Böses?"

„Übergenug!" schreit Valentin so wüthend, als redete er mit einem Menschen von Fleisch und Bein. „Dass er ..." — Zum Henker, warum fällt ihm kein vernünftiges Argument ein?

„So? — Was denn? Dass die schöne Dame sein war, war das ein Unrecht gegen Dich? Dass er ihr einen Kuss zuviel gab, weil sie ihn bat, war das an Dir gesündigt? Du aber, Du solltest nicht begehren Deines Nächsten Weib!"

Die Stimme nimmt jetzt Wesen an. Der Mensch steht da, dem sie einmal gehört hat; er kommt aus dem Grabe, knöchern und lang, sein Fleisch ist an den Knochen angetrocknet, er bleckt die zahnlosen Kiefer. „Kind, Kind, was hast Du gethan! Denk an Deine Sünden, fiolo, denk' an Deine Sünden! Nicht bloß das schöne Weib hast Du ihm missgönnt, sondern alles, was er an Leib und Seele mehr und besser hatte als Du. Neidisch warst Du wie der Teufel!"

So spricht der Padre Gianantonio, der Kinderlehrer aus Fano, der dem verlassenen Findelkind Mario ein Vater gewesen, bevor's in die Welt gerieth und von der Welt verdorben wurde; oder vielmehr, so spricht, in der Bildung des alten Kapuziners, das Gewissen des Unglückseligen, das lang ein todter Sumpf war, aber nun ein paar helle Wasserblasen wirft, — gute Gedanken, wie sie Gott auch dem durchteufeltsten Menschen einmal im Leben gibt.

„Dein feines Gewand, Dein voller Beutel, Dein gutes Leben, das Du nun drei ganze Jahre führst, wem dankst Du's? Wer hat für alle Deine Bedürfnisse gesorgt und alle Deine Launen ertragen? — Mario, was bist Du für ein Mensch!"

„Lass mich in Ruh! Geschehen ist geschehen! Fort muss ich, das ist die Hauptsach', von dem vermaledeiten Pflaster!" bricht Valentini aus. Ganz laut, um die Stimme zu übertönen. „Ist da unten erst alles vorbei, so mach' ich mich fort.

Hab' ich Geld genug auf ein Pferd, das mich bis Prag und von dannen bis Wien und über den Brenner bringt? Wo ist mein Wechsel auf die Lippmann?"

Ungeduldig, mit manch gemurmeltem Fluch sucht er seine Taschen aus. In der Manteltasche steckt sein Portefeuille. Es ist Pariser Arbeit, weißes Leder, und trägt die mit Tinte geschriebene Devise »Le vray amy sait pardonner«. Eine Geschichte hängt daran. Ob er will oder nicht, er muss jetzt an die Geschichte denken. In Leipzig zerwarfen sie sich über eine in Kupfer gestochene Danaë. Valentini fand sie schön, sein Herr Augustus aber fand sie frech; und im Wortgefecht kam dem Augustus die harte Rede aus: Du hast einen lasterhaften Geschmack. Die Rede that ihm nachher leid, er kaufte das Portefeuille, schrieb die Devise darauf, gab es seinem Buffo, legte ihm die Hand begütigend auf den krummen Rücken und sprach dazu: »Senti ti chieggo perdono ....«

Das ist die Geschichte, — nicht viel daran; und doch kehrt sie jetzt dem Verräther das Innerste um und um. Und wann er aller Wohlthaten, die jener Mann ihm erwiesen, ohne Scham und ohne Reue zu denken imstande wäre: dies sanfte »Senti ti chieggo perdono«, eine Abbitte der Tugendstrenge an die Wüstheit, die ihr, in gebrechlichem Körper wohnend, Mitleid einflößt, — diese schöne, brüderlich liebkosende Hand — die treiben ihm das heiße Blut ins Gesicht und machen, dass er plötzlich aufstöhnt: „Hätt' ich es nicht gethan!"

Er ermannt sich. Es ist ja noch nicht alles geschehen. Das Ärgste ist noch nicht geschehen. Das kann man noch verhüten.

Ti chieggo perdono ....

Wie lieb er das sagte. Und die Hand, die Hand ... Mario fühlt mit einemmal eine Art Leidenschaft für diese Hand. Nein, sie soll nicht modern, diese gütige Hand! der Mann soll nicht sterben! Mario will kein Mörder sein.

Vom Pact und von der satanischen Unzucht hat ihn Mario im Rausch ledig gesprochen; von der Gottlosigkeit spricht er ihn nüchtern vor dem Collegio los. — Sprechen wird er morgen schon; und er wird sprechen wie ein Buch und all ihre Sophismen überwinden.

„Theure gelehrte Herren, ich schwöre es Euch heilig (Meineid ist besser als Mord), das Buch von der Ratio ist nicht aus seinem Kopf; dem Vannio, Pomponatio und Spinoza ist es abgestohlen. Also müsste man diese, aus deren Schriften er nur als Curiosa die verwogensten Sätze entnahm, statt seiner hinrichten. Das könnt Ihr nimmer, weil sie todt sind, ihn aber müsst Ihr leben lassen, so Ihr gerecht seid, — denn das und das und das hat er Gutes gethan. Kann denn ein Gottloser tugendhaft sein? Nein. Die Tugend kommt ja von Gott her. Ergo!"

Ja, so muss es gehen. Droben im dunklen Himmel erscheint ein Glanz, die Sonne kommt aus den Wolken, schießt blitzartige Strahlen um sich herum. Und in Valentini's Seele wird's auch licht. Er hat die erste Gutthat seines dunklen Lebens vollbracht, — hat den Herrn vom Tod gerettet, — und wie leicht das noch dazu gieng!

Was wird der Herr thun, wenn sie ihn freigegeben haben? denkt Valentini, blickt gegen's Rathhaus; es quält ihn, dass sich da noch immer nichts regt. Halt! Jetzt kommt etwas. Der Priester; er kommt von links gekeucht; ein blutbeschmierter Junge, wohl von den Freimannsleuten einer, rennt neben ihm.

»Festina lente!« sagt Valentini. Sein Mund ist hart und trocken; ihn schaudert, weil sie so eilen. Sobald sie im Rathhausthor verschwunden sind, redet er sich ein, er hätte sich die Eile nur eingebildet, und spinnt seine Phantasien weiter.

Was thut der Herr, wenn sie ihn freigelassen haben? Er wird wohl viele Wochen liegen bei seiner Schwieger oder im Wirtshaus, denn krank und wund wird er sein am Leib und an der Seele. Wie nun? Wagt es sein reuiger Knecht, ihn heimzusuchen, ihm seine Dienste auf's neue anzutragen?

Er wagt es. Er rutscht auf seinen Knien ins Krankenzimmer zum Bette, wo sein Herr in Schmerzen liegt, und bittet ihn: „Verzeiht, ich habe gesündigt vor Gott und an Euch; ich bin's nicht wert, Euer Knecht zu sein, nehmt Ihr mich aber dennoch auf, so sollt Ihr Wunder der Treue sehen, wie vordem Wunder der Tücke."

Der Kranke wendet sein dunkles Haupt im Kissen verachtungsvoll ab. Alles kann ein edler Mann verzeihen, alles, nur nicht Niedertracht .... Soll nun Valentini verzweifeln? Nein. Er fleht das süße blonde Kind an, dass es soll beim Vater für ihn bitten. Und das Kind bittet: „Vater, verzeih dem armen Valentini! Er hat's nicht so gemeint. Er wird's nicht wiederthun!" Gesegnet seist Du, nichts ahnende Unschuld! — Der Vater ist gerührt. Er wendet sich im Kissen wieder herum, — mühsam, — lächelt. Aus den Decken und Verbänden streckt sich eine abgezehrte Hand. „Mario, es ist gut, ich verzeihe Dir, Du bleibst bei mir."

Das ist Größe. Corneille's Augustus verschwindet dagegen. Was, Corneille's Augustus ist ein geschwollener Declamator.

»O siècles, o mémoire,
Conservez à jamais ma dernière victoire!«

Das sind Worte, Worte, hohles Pathos. Aber: „Mario, Du bleibst bei mir", — nach allem, was geschehen ....

Ha! Was ist da unten wieder los? Feuerlärm?

Valentini blickt aus dem Fenster, — ängstig, zögernd. Die Straße voll, — an den Fenstern, auf den Altanen Leute, ein wüstes Concert von Stimmen... das plötzlich in Murmeln erstirbt. Militärischer Commandoruf theilt die Menge. Nun kommt der traurige Zug. Voran eine Kutsche im Schritt, hintennach die von vier Soldaten getragene Bahre. Unter dem dünnen Zeug, womit sie überdeckt ist, sieht man die Umrisse einer Mannsgestalt mit breiten Schultern, schlanken Hüften. — Diese Schultern und Hüften, wie hat sie ihm der bucklige Wicht geneidet! Die Bahre schüttert, aber der Mann regt sich nicht. Ist er wirklich nur ohnmächtig oder ... Bis zum Halse schlägt dem Späher im Schlattmannhaus die wilde Herzensangst.

O nicht todt! Nur nicht todt!

Die Bahre ist jetzt unter dem Schlattmannhaus angekommen und hält da, weil der vorauffahrende Wagen beim Bärischen Haus stehen geblieben ist, wo der Bischof am Thore wartet, um mit den Leuten im Wagen zu sprechen.

Der Hauptmann, der mit noch sechs Mann die Bahre begleitet, hat große Mühe, das herzudrängende Volk abzuwehren. In diesem Kampf geschieht's, dass die Decke von der Bahre heruntergerissen wird. Ein Schreckensschrei geht durchs Volk. Es sieht das Werk seiner Priester, und Valentini sieht sein Werk.

Sieht seinen Herrn daliegen reglos, bleich, starr, untrüglich vom Tod gezeichnet; ja, Verräther, schau Dir die Augen aus, je mehr Du schaust, je besser siehst Du's, wie ihn der Tod gezeichnet hat vom Kopf bis zu den Füßen; und trägt sein weißes Antlitz auch mehr den Ausdruck des Sieges als der Leiden, so öffnen dafür an seinem entblößten Leib die Geißel- und Zangenwunden, an denen der Herrliche verblutet ist, ihre scharlachrothen Lippen und schreien wehe! wehe! über

seine Mörder, vor allem aber wehe über den falschen Valentini, den er aus dem Staube aufgelesen, dem er mit so freigebiger Hand Geschenke über Geschenke machte, und jener hat's ihm wölfisch gelohnt.

„Ich muss fort!" ächzt Valentini, „fort nach Prag, nach Wien, nach ... fort! Ich kann das nicht anschauen! Es macht mich verrückt! Warum decken sie ihn nicht zu? Die Frauen sollten doch — O Madonna, Madonna santissima!"

Äfft ihn der Satan? Es sind ja zwei. Neben dem Mann liegt, auf seinen Kleidern gebettet, ein Kind. Es schmiegt den Blondkopf an seine blutige Brust. Traurig sieht das aus, über alle Maßen. Das Kind ist sein Kind, sein Kind, das sie zur Zeugenschaft wider ihn pressen wollten, die Hunde, weil — ja, weil Valentini ihn so hündisch verläumdet hatte. — Valentini, ihr Kind! Ach, und bleich! »Viole a gigli miste«, wie Tasso sagt — oder Ariosto — wer immer. Und die Augen, sonst zwei Stückchen lachenden Himmels, lichtlos, wie todtes Wasser .....

Vor Valentini's Augen drehen sich Himmel und Erde; rinnen Menschen und Häuser in ein graues Meer zusammen. „Der Mann todt und das Kind? Herr Gott, nur das, nur eins, nur das Kind lass nicht todt sein!"

Er ist von Sinnen. Er weiß nicht, was er thut. Er lehnt sich mit Kopf und Achseln weit aus dem Fenster und schreit hinunter: „Sie sind nicht beide todt, nein, nicht beide?"

Über den Ruf schauen die Leute unten einander an, schauen rechts, links, mit offenen Mündern und Glotzaugen. „Was war das? Warst Du's? Warst Du's? Nein, es kam von da oben ....."

Auf einmal eine Zeterstimme: „Der Welsche! Schaut wie der da sitzt, das Beest!" Nun bricht ein Tumult los, und aus dem Tumult gellt wieder der Zeter: „Der Mann ist todt und das Kind, und Du bist schuld, und Du musst hangen!"

Valentini bricht vernichtet in die Knie.

„Der Mann ist todt, das Kind ist todt! Du, Du, Du Mörder Du! Trompete des Gerichtes! Den Vater hast Du gemordet, das Kind hast Du gemordet! Verdammter, verzweifle!"

Was sich jetzt auf der Straße begibt, das immer wachsende, furchtbare Todgeschrei des Pöbels, das Aussteigen des Hausvoigtes aus der Carosse, sein rasches Verhandeln mit dem Hauptmann und das Losschreiten des Hauptmannes und seiner Leute aufs Schlattmannhaus, in dessen Thor sie verschwinden: all dieses hört und sieht Valentini mit stumpfsinniger Gleichgiltigkeit; aber wie sie den todten Dulder und sein blondes Engelchen wieder zudecken und forttragen, da wird ihm entsetzlich weh, und er fängt an zu schluchzen.

»Fandonie!« macht er plötzlich und lacht schwächlich vor sich hin. Weinen nützt nichts, wozu weint er denn? Lasst Jungfern und Krokodile weinen. Kain, Judas, und weinst Du Blut, für Dich ist keine Gnade hier und dort, Verdammter, verzweifle!

Er schleppt sich vom Fenster weg nach der Kiste. Da hängen Stricke und Stränge, und in der Wand steckt ein Eisenhaken. Das richtigste Zugerüst für einen, der den Judastod sterben will. Sterben muss und will er. — Via coraggio .... Es ist ja nur ein Augenblick! Ja! Aber der ist schrecklich. Kalter Schweiß bricht ihm aus. Schrecklicher Tod! ... Und das andere Land, von dem die Priester immer reden .....

Über die Holztreppe klirren Schritte. Wer ist's? Früher kamen Leute zum Thor herein, wer sie waren, weiß er nimmer, er weiß überhaupt gar nichts, sein Kopf ist ganz verwirrt, er kann an nichts mehr denken, als an weißes, leuchtendes

von dunkelrothen Wunden zerrissenes Fleisch und an blaue Kindesaugen, die glanzlos zum Himmel starren, und an die Bocksbörner und den Ochsenschwanz des Teufels in einem gewissen Gemälde.

Die Thür der Bodenkammer springt auf. Der Officier steht da im Kürass und Mantel, mehrere Männer hinter ihm.

Er tritt auf den Welschen zu und spricht im Dienstton, aus dem man aber die Entrüstung des ehrlichen Mannes gegen den Schurken gut heraushört: „Herr Valentini, Ihr werdet's wohl nicht leugnen, dass Ihr's seid, dieweil wir uns vom Collegienhaus kennen." Er legt ihm die Hand schwer auf die verkrüppelte Achsel: „Muss Euch bitten mit hinabzukommen. Ihr seid in Sr. Majestät Namen verhaftet."

Die Soldaten schauen den schwarzen Unhold schadenfroh an. Der bringt kein armes Wort herfür. Er nickt und folgt dem Officier aus der Bodenkammer die Holzstiege hinab. Auf der Stiege fragt er ihn:

„Was geschieht mit mir?"

„Ihr kommt auf den Kalandshof", entgegnet der Officier. Nach einer Pause fragt der Welsche aufs neue: „Was geschieht dann mit mir? Werde ich dann gehenkt?"

„Ihr verdientet's. Warum habt Ihr diesen armen Menschen so schändlich verläumdet? Pfui über Euch!"

„Aber . . . auf die Tortur komme ich doch nicht?" fragt Valentini kaum hörbar, lehnt sich dabei matt an die Wand, dass es dem Officier beinah erbarmt.

„Ich weiß nicht, wie die Herrn das halten wollen. Wenn Ihr alles gesteht . . Freilich, wann's recht gienge, sollte man Euch plagen wie den andern."

„Ja", stöhnt Valentini.

Sie waren im Halbstock angelangt. Ein paar Mägde und ein Mann in Hembärmeln standen da, gafften und tuschelten.

„Herr Hauptmann", bat Valentini, „erlaubt Ihr, dass ich noch einmal hinaufgehe, meinen Hut zu holen? Ich möchte nicht ohne Hut auf die Straße."

„Euer Herr, als wir ihn arrestierten, musste barhaupt und mit gebundenen Händen durch die halbe Stadt gehen", sagte der Hauptmann.

„Aber ich sehe so zigeunerisch aus, liebster Herr, ich schäme mich!" beschwor ihn Valentini.

„Lasst schauen. Meiner Treu, Ihr seht mechant aus; sind Euch droben die Fledermäuse in den Kopf gekommen? — Dennwitz, der Herr will seinen Hut holen, den er oben gelassen hat. Du begleitest ihn hinauf und achtest mir auf ihn. — Ich muss Euch aber bitten, Euch zu sputen, mein Herr Valentini."

Dennwitz ließ den Welschen vorangehen. Der hastete die Treppe hinan, als gelte es sein Leben. Der Soldat folgte ihm, immer zwei Staffeln nehmend, auf den Fersen.

An der Bodenthür blieb Valentini stehen. „Herr Dennwitz", sagte er zu seinem Wächter, rasch und heiser athmend, „wollt Ihr mir eine große Lieb' thun?"

„Bei meiner Seele, nein", entgegnete der Soldat.

„Kennt Ihr —" der Welsche zog mit zitternden Fingern das Portefeuille aus dem Busen und entnahm ihm ein Papier, „die Susanna Lippmann hier?"

„Lipp — ja. Vom Sehen. Ist Sr. Majestät Hofjüdin, wohnt da drunten —" der Mann wies mit dem Daumen über die Achsel nach rechts. „Was ist mit der?"

„Seht das Papier da. Wann Ihr das der Lippmannin zeigt, zahlt sie Euch hundert Thaler auf die Hand. — Ich schenk Euch das Papier, und Ihr lasst mich gehen und allein meinen Hut suchen."

„Darf ich nicht. Ihr könntet Euch umbringen oder auskneifen."

„Auskneifen! Mio Dio! Durchs Fenster auf die Straße? Bin ich eine Katz? Umbringen sollt' ich mich? Warum denn? Ich leb' von Herzen gern, wann nur ihr mich leben lasset. Übrigens ist jeder Eigenmörder ein Narr, wie Josephus in seinen Antiquités judaïques haarscharf beweist. — Ich will allein sein, weil — Ihr sagt's ja nicht weiter — weil ich beten will. Ich bin ein großer Sünder, und Gottes Zorn... Da — so Ihr auf Papier nicht geht — vier gute goldene Gulden."

Der Soldat lacht. Valentini's Rede ist ihm dunkel, nur das vom Beten leuchtet ihm ein, und noch mehr — am meisten — das gute Gold.

„Nun so geht", sagt er hastig, „aber macht schnell — der hustet drunten schon. Und das Papier für die Frau Lippmannin gebt mir nur noch drauf."

Indes der Wackere beides, Wechsel und Gold, sorgsam in seinem Stiefel unterbrachte, eilte Valentini in die Bodenkammer, zog die Thür hinter sich zu; gieng nach der Ecke, wo die Kiste stand und die Stricke hiengen; riss einen langen Strick herab, knüpfte eine Schlinge hinein, sprang auf die Kiste, befestigte das Seil an dem Haken oberhalb derselben und legte sich die Schlinge mit schlotterigen Fingern um den Hals.

„Was thust Du, Valentini?" fragt eine schwache Stimme in sein Ohr. Noch einmal die Stimme des alten Kapuziners Gianantonio: „Ist das der Weg? Den will Gott nicht, Gott will . . . . ."

Mehr sagt die Stimme nicht, denn ein Körper, der über sie gewälzt wird, drückt sie todt. Es ist der weiße Körper eines Mannes, mit grässlichen rothen Wunden bedeckt.

„Das hab' ich gethan, dafür gibt's keine Gnade. Via coraggio! Fahr' ich zum Teufel, so fahr' ich zum Teufel, bin selbst ein Teufel, hab' den Mann ermordet, der mir Gutes that, und sein armes Kind dazu. Felice notte, Signori! Das ist das End."

Er läßt die Füße über den Rand der Kiste hinab. Zwei Augenblicke lebt er noch. Zwei Augenblicke, aber die sind über jede Vorstellung furchtbar. Die körperliche Todesnoth ist nichts. Was er sieht und hört, wie seine leiblichen Sinne schon erstorben sind, das, das ist Qual über Todesqual.

In einem Glanzmeer, das plötzlich in die Ohnmachtsfinsternis hineinflutet, sieht er den weißen Körper mit den rothen Wunden, schwebend; vier Engel tragen ihn flügelschlagend und allelujasingend auf ihren Schultern empor, höher, immer höher, bis er nur mehr wie ein Alabastersplitter erscheint und die Engel wie vier winzige goldene Vögel. Nur singen hört man sie noch — ganz leise. Ach, schön . . . wie . . .

Jäh verschlingt ein Getöse das Lied. Erdbebendonner, Heulen, Schakalsgelächter. Vier Engel schwirren heran. Greuliche Engel mit Fledermausflügeln und Gesichtern wie Pestleichen. — Valentini! — Sie fassen ihn, reißen ihn mit sich in die blutrothe Nacht, in den Abgrund. Und aus dem Abgrund der Hölle schauen ihm zwei schreckliche Augen unter mächtigem Bocksgehörne unverwandt entgegen. So fahrt er zum Teufel, wird selbst ein Teufel, und das ist das End.

* * *

Der Soldat Dennwitz hatte ruhig an der Thür gewartet, solang er drin Geräusch hörte. Als dies verstummte, wurde er stutzig. Ob denn der Cujon wirklich betete? Ob er nicht etwa — Gott behüt' uns — doch ausgekniffen war über die Dächer wie eine Katz? — Der Mann stieß rasch die Thüre auf und sah in die Kammer. Und kaum hatte er hineingesehen, so that er einen mörderlichen Fluch, denn gerade ihm gegenüber hieng der Welsche an einem Haken, den Kopf auf die linke Schulter geneigt, und war schon schwarz im Gesicht. — — —

Es nützte Dennwitz nichts, dass er sich vor seinem Hauptmann auf den höllischen Halsverdreher weiland des Herrn Obristen von Vinter ausredete; er musste in Arrest. Der Hauptmann selber gieng, nachdem er die Leiche hatte abschneiden und in eine Stube schaffen lassen, ziemlich schweren Herzens unbegleitet auf die Gasse hinaus, dem Hausvoigt das Geschehnis mitzutheilen. .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Hausvoigt wartete schon und rief von weitem: „Habt Ihr den Halunken?"

„Gott hat ihn, Euer Gnaden, oder wahrscheinlicher, der Satan, er ist sein eigener Richter und Henker worden, indem er sich wie Judas mit einem Strick erhängte. Ich bin daran nicht schuld, wie ich Euer Gnaden gleich erzählen werde."

„Theurer Heiland!", rief der Hausvoigt, „was Ihr mir sagt! — Heut geht's ja schier wie im Lied: Der Mann erhenkt sich in dem Stall, die Frau da in den Brunnen sprang". „Drei Mordthat an einem Morgen", ergänzte der Kriegsmann, der das Schelmenlied kannte. Der Hausvoigt sah ihn betroffen an und schüttelte langsam den Kopf.

„Todfälle müsst Ihr sagen, nicht Morde. — Ist er auch wirklich todt? Das ist sehr schade. Ich muss ihn besichtigen, denn die Sach' muss in die Acten dieses unglückseligen Processus da. Habt die Gewogenheit, mich zu begleiten."

Der Hauptmann schlug die Haken zusammen. „Euer Gnaden Diener. — Euer Gnaden werden sehen, dass er so todt ist, wie ich sagte."

„Er hätt' seine Seel' noch retten können," perorierten Seine Gnaden, als beide mitsammen durch die Menge, die laut murrte und grollte, weil sie um das Spectakel einer Hinrichtung betrogen war, nach dem Schlattmannhaus schritten.

„Hat nicht jener arme Unglückselige, den wir heute für seinen Gottesfrevel — wohl zu hart — gezüchtigt haben, durch einen Seufzer in letzter Stund' seine Seele salviert? Ich wenigstens hoff' zu Gott, dass ihn Gott begnadete."

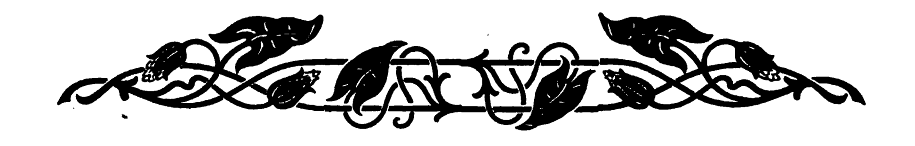
„Ach Gott ja," rief der Hauptmann, „ich glaub' es fest! Wenn ich ein solches Marterthum so heldenmäßig ausstehe . . . . ."

„Bitte nichts von Marterthum!" belehrte ihn der Alte. „Non poena facit martyrem, sed causa. Wenn er gerettet wurde, ist's nicht durch seine Marter, sondern durch sein letztes Gebet. Die Leute freilich werden sagen, das war nichts wert, weil wir's aus ihm herausgefoltert haben. Das ist aber ein brutales Raisonnement. Was wär' denn das Gebet des rechten Schächers, den sie auch ans Kreuz henken mussten, bevor er in sich gieng? — Wir haben, Herr Hauptmann, heute den rechten und den linken Schächer sterben gesehen. Wie so wahr sagt doch der Weise: Nur einer, damit niemand vermessen werde . . . Wer sagt doch so?" unterbrach sich der Alte in seinem Redestrom. „Ich mein, ein Kirchenvater? Herr Hauptmann, es intriguiert mich, wisst Ihr's nicht?"

Der Officier that ein kurzes Lachen. „Ich! Euer Gnaden spassen. Wir armen Kriegsleute sind froh, wann wir unsern Namen schreiben und einen Biedermann von einem Schelmen unterscheiden können . . ."

„Ihr seid bissig. Ha, nun fällt er mir bei. Augustinus! Und der Spruch heißt genau: Nur einer, damit keiner vermessen werde, einer, damit niemand verzweifle."





# Rundschau.

Gefälschte alte Manuscripte. — Bis vor wenigen Jahren wurden in Kaschgar gefälschte alte Manuscripte in großer Zahl in den Handel gebracht und zwar vorzugsweise in der Stadt Khotan. Die Manuscriptbücher bestehen aus Blättern, die von Prägestempeln aus Birnbaumholz bedruckt sind, wobei viele der Buchstaben allerdings echten alten Documenten entlehnt sind. Das von den Fälschern angewandte Verfahren ist im großen Ganzen folgendes. Nachdem man die Blätter bedruckt hat, hängt man sie in den Rauchfang, bis sie das erforderliche alte Aussehen bekommen, und heftet sie dann mit kupfernen Nägeln und Kupferplatten zusammen. Hierauf werden die Blätter leicht befeuchtet und mit Sand bestreut, die Kupfernägel und Platten mit einer Säure behandelt, um Grünspan zu erzeugen, und endlich vergräbt man das so entstandene „alte" Buch in der Wüste, dort, wo es gefunden werden soll. Zur Zeit, als Kapitän Deasy sich zum erstenmal in Khotan aufhielt (1898), wurden ihm weder echte, noch gefälschte Bücher angeboten, woraus er schließt, dass das Geheimnis verrathen worden war und dass deshalb auch die Besitzer echter Handschriften damit zurückhielten, aus Furcht, dass man ihren Besitz für Fälschungen halten könne. Deasy nennt den Namen eines Mannes in Khotan, Islam Akhun, der fast alle europäischen Reisenden in den Städten Ost-Turkestans und sogar den gefürchteten russischen Generalconsul in Kaschgar, Petrowsky, mit gefälschten Manuscripten beschwindelt hat und auch dafür bestraft worden sein soll. Sven Hedin hat 1895 in der Wüste Takla Makan mehrere Manuscripte gefunden, und zwei davon auf Seite 53, Band II seines Reisewerkes abgebildet; der schwedische Forscher gibt ihnen ein Alter von 1300 Jahren. Sie scheinen, nach dem abgelegenen Fundort zu urtheilen, echt zu sein. Auch auf seiner jetzigen Reise hat Sven Hedin alte Handschriften in östlichen Wüstentheilen Ost-Turkestans gefunden. Über den Wert dieser offenbar sehr verschiedenartigen alten Schriftdenkmäler wird erst eine genauere Untersuchung Aufschluss geben können, die gleichzeitig die Spreu vom Weizen sondern müsste. J. F. B.

* * *

Deutsche Litteratur in Frankreich. — Der häufig gegen die Franzosen gerichtete Vorwurf, sie bekümmerten sich nicht genügend um die ausländischen Kulturen und Litteraturen, beginnt, wie man der „Post" aus Paris kürzlich schrieb, hinfälliger zu werden, besonders soweit die Universitäten in Betracht kommen. Auf diesen erfreut sich die deutsche Litteratur in all ihren Kundgebungen bis zu den allermodernsten und allerkühnsten einer außerordentlichen Beachtung und Pflege, wie sich vorzüglich aus dem für die verschiedenen Hochschulen von dem Unterrichtsminister erlassenen Programm für die Lizentiaten-Dissertationen erkennen läßt. Wir finden in diesem Programm für die Jahre 1902 bis 1904 den jungen Philologen außer den Werken unserer Klassiker für ihre Arbeiten zur Auswahl gestellt: Storms „Aquis submersus", Busse's Sammlung „Neuere deutsche Lyrik" mit Gedichten von Annette v. Droste-Hülshoff,

Mörike, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Henckell, Dehmel, Liliencron u. s. w., ferner Sudermann's „Ehre", „Es war" und „Glück im Winkel", Hauptmann's „Weber" „Versunkene Glocke" und „Fuhrmann Henschel", Ebers' „Homo sum", Benedix' „Sonntagsjäger" und „Procefs", Scheffel's „Ekkehard" und „Trompeter von Säckingen", Wagner's „Tannhäuser" und „Meistersinger von Nürnberg", Gottfried Keller's „Romeo und Julia auf dem Dorfe" u. a. m. Ein weitherzigeres Programm läfst sich gewifs kaum denken, selbst in Deutschland nicht.

* * *

Autographenhandel. — Autographen dürften wohl nirgends so hohe Preise erzielen wie in London. So wurde unlängst bei einer Auction in Englands Hauptstadt ein Autograph von hohem historischen Wert, nämlich ein Brief des Henkers Samson, in dem er die von ihm vollzogene Hinrichtung Ludwigs XVI. schildert und den hohen Mut des unglücklichen Monarchen rühmt, für 625 Francs ugeschlagen. Ein anderes von Ludwig XVI. am 5. Juli 1792 an den Präsidenten der Nationalversammlung gerichtetes Schreiben erzielte 500 Francs. Ein Brief der Mme. Roland vom 2. Januar 1785, worin sie ihre Reise nach London beschreibt und die in Frankreich gegen die Engländer herrschende feindselige Stimmung auf's tiefste beklagt, wurde für 275 Francs erstanden, sowie ein Schreiben Robespierre's, datiert vom 27. December 1793, für 425 Francs.

* * *

Professor Max Müllers Bibliothek, die 15.000 Bände, 81 Sanskrit-Handschriften, darunter mehrere Unica und viele illustrierte Werke umfafste, ist nach Japan verkauft worden. Dafs sie nach Japan wanderte, anstatt in England zu bleiben oder nach Deutschland verkauft zu werden, mufste Befremden erregen; die Sache soll indessen folgendermafsen zusammenhängen. Nach der Bestimmung des Verstorbenen sollte die Bibliothek als ein Ganzes verkauft, zusammengehalten und, womöglich mit seinem Namen versehen, untergebracht werden; dem Verkaufspreis (70.000 Mark) hatte er eine vor etwa sechs Jahren vorgenommene Schätzung zu Grunde gelegt. Zwei grofse englische Bibliotheken in der Provinz liefsen sich den Katalog kommen, fanden aber, dafs sie bereits mehr als die Hälfte der darin aufgeführten Bücher besafsen und konnten für die andere Hälfte den für die ganze Sammlung festgesetzten Preis nicht erlegen, sich auch nicht mit 8000 oder mehr Doubletten belasten. Eine andere englische Bibliothek hätte die Sammlung gern erworben, konnte das aber nicht, weil sie für angewandte Wissenschaften gegründet worden war. Ein grofser Londoner Buchhändler erklärte schliefslich, die Hinterbliebenen würden nie imstande sein, die Sammlung als ein Ganzes zu verkaufen. Soviel für England. Was Deutschland betrifft, so hätten zwei bedeutende deutsche Buchhändler den Katalog etwa fünf Monate in Händen gehabt, ohne dafs sie ein Gebot übermittelt hätten. Allerdings machte eine deutsche Bibliothek ein Gebot, aber dieses lautete nur auf die Hälfte des Schätzungswertes. Inzwischen war von Japan ein Angebot gekommen, auf das die Hinterbliebenen, da sie die Bibliothek weder in England noch in Deutschland zu annehmbaren Bedingungen verkaufen konnten, eingiengen. Die Japaner nahmen die Bibliothek, ohne die Übersendung des Kataloges abzuwarten, zum Schätzungswert. Die Universität Tokio baut eine besondere Halle für die Bücher, die den Namen „Max Müller-Bibliothek" führen wird. Ein reicher Japaner Baron Iwasaki, trägt die sämmtlichen Kosten und macht der Universität die Bibliothek zum Geschenk. B.-B.

* * *

Was ein Lied wert sein kann. — Dass ein einfaches Lied sich unter Umständen als wahre Goldgrube erweisen kann, das belegt einer der ersten Londoner Musikverleger in einer englischen Zeitschrift durch ein paar interessante Beispiele. Es sei daraus folgendes wiedergegeben: Ich kann versichern, schreibt er, dass viele Goldbergwerke, die durch ein großes Capital in Gang gebracht werden, nicht so viel von dem kostbaren Mineral ergeben, wie ein einziges glückliches Lied, das der Componist vielleicht in einer halben Stunde produciert hat. Ich könnte aus dem Stegreif ein Dutzend Lieder nennen, die jedes einen Ertrag von 200.000 Mark abgeworfen haben. Da ist z. B. Mascheroni's vorzügliche Ballade „For all Eternity". Ich kann zwar nicht genau sagen, wieviel dieses Lied schon abgeworfen hat, aber vor nicht zu langer Zeit wurde das Verlagsrecht auf 44.800 Mark geschätzt, eine Summe, für die es verkauft wurde. Gerade dieses Lied wurde ursprünglich einem Londoner Verleger für 200 Mark angeboten, und er schlug das Angebot aus. Man darf natürlich nicht das Risiko der Verleger vergessen. Thatsächlich ist von je hundert Liedern, die mir angeboten werden, kaum eins die Druck- und Verlagskosten wert. Unter den Liedern, die einen Nutzen von mehr als 200.000 Mark gebracht haben, ist in erster Linie Sullivan's weltberühmtes „Lost Chord" zu erwähnen. Dieses Lied wurde thatsächlich in weniger als einer Stunde componiert, und für diese einstündige Arbeit erhielt der Componist 200.000 Mark an Abgaben. Damit verglichen sind Bezahlungen, wie Rudyard Kipling sie erhält, zu unbedeutend, um erwähnt zu werden. Das Lied „In Old Madrid" muss seinem Verleger fast 400.000 Mark gebracht haben, denn seine Beliebtheit war viele Jahre sehr groß. Zu den „Goldminen" würde ich auch rechnen „The Better Land", „The River of Years", „For ever and for ever" „Good-bye", „The Devont Lover", „Nancy Lee", um nur ein halbes Dutzend zu erwähnen, deren Gesammtertrag nicht weniger als 1,200.000 Mark betragen haben kann. Unter den jetzt beliebten Liedern, die jedoch die älteren nicht verdrängen, versprechen „The River of Life" „The Flight of Ages" und „Beauty's Eyes" eine für Componisten und Verleger gleich reiche Ernte.

* * *

Preisaufgabe. — Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte hat für 1901 bis 1906 folgende Preisaufgabe gestellt: „Eine kritische Geschichte der sächsischen Bisthumsgründungen in der karolingischen Zeit." Der Preis beträgt 3300 Mark.

* * *

Preisaufgabe. — Die philosophische Facultät der Universität Göttingen stellte für das Jahr 1904 aus der Benecke'schen Preisstiftung folgende Preisaufgabe: „Die Facultät wünscht eine historische und beschreibende Darstellung der neulateinischen weltlichen Lyrik Deutschlands während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts und im Anschluss daran eine Untersuchung des Einflusses, den diese Lyrik auf die in deutscher Sprache verfasste Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts ausgeübt hat. Die außerdeutschen Neulateiner, insbesondere der Niederlande, werden dabei ausgiebig berücksichtigt werden müssen; dagegen liegt die Epigrammendichtung und die rein didaktische Poesie nicht im Rahmen der Aufgabe." — Bewerbungsschriften sind bis 31. August 1903 an die Facultät einzusenden. Der erste Preis beträgt 3400 Mark, der zweite 680 Mark.

---

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



# Altnordische Dichtkunst.

Von Dr. **Richard v. Kralik.**

Die altnordische Litteratur zeichnet sich nicht nur durch eine unvergleichliche lyrisch-epische Poesie und durch eine ebenso originale Prosadichtung aus, sie steht auch durch die Ausbildung einer poetischen Technik fast ohne Vergleich da. Höchstens bei den Indern kann man, besonders was die Technik des Dramas betrifft, eine gleich ausgebildete Theorie finden. Das, was uns das classische Alterthum hinterlassen hat, ist in dieser Beziehung viel unzulänglicher. Die Poetiken und Rhetoriken des Aristoteles, Horaz, Cicero, Quintilian bieten weitaus nicht die Klarheit und Sicherheit, womit unsere altnordischen Quellen das Wesen der Poesie im Kern erfassen und dem Schüler zu unmittelbarem praktischen Gebrauch überliefern. Ich vermuthe zwar, dass ähnliche Techniken auch dem griechischen und römischen Dichter zur Hand waren; sonst ließe sich die meisterliche Sicherheit der lyrischen und dramatischen Kunstübung kaum erklären. Aber wir haben nichts mehr davon erhalten.

Dagegen will es die Laune der Überlieferung oder auch ein wenig der Charakter dieser urgermanischen Kunstauffassung, dass uns die altnordische Poesie wesentlich in didactischem Sinn und Rahmen erhalten wurde. Gegen das Ende der großen und fruchtbaren Skaldenzeit hat man nämlich das, was bisher auch nur mündlich und lebendig im Bewusstsein des Volkes und seiner Wortführer war, schriftlich fixiert und gesammelt. Am Ende dieser Reihe steht der berühmte Isländer Snorri Sturluson (1179—1241), der Verfasser oder Redactor der Edda und Skalda. „Edda“ soll ja so viel wie „Poetik“ bedeuten, und diese Sammlungen wurden zusammengestellt zu dem Zweck, als Vorbilder, als Lehre zu dienen.

In drei Theile zerfallen diese Arbeiten und geben so dem Jünger in wünschenswerter Klarheit die drei Hauptlehren seiner Kunst: 1. die Lehre vom poetischen Stoff, als welcher mit richtiger Schärfe ausschließlich die „Sage“ im höchsten Sinn erkannt wird, 2. die Lehre von der poetischen Sprache und 3. die Lehre von den Strophenformen.

Den ersten Theil kann ich hier übergehen, denn ich setze die öfters verdeutschte prosaische Edda als bekannt voraus. Nicht so bekannt sind die

Vorreden zu dieser Sagensammlung, die eine Anknüpfung und Ausgleichung der germanischen Göttersage mit der Bibel und der griechischen Götterwelt auf theils euhemeristischer, theils allegorischer Grundlage suchen. Die Schöpfung Adams und Evas, die Noaflut wird erzählt und der Abfall der Menschen vom wahren Glauben. „Aber nichts destominder gewährte Gott irdische Gaben und Weisheit, so dass sie verstanden alle irdischen Dinge und alle Erscheinungen, die sie sehen konnten in Luft und Erde. Das bedachten sie und wunderten sich, wie das zugienge, dass die Erde und die Thiere und die Vögel hätten gleiches Wesen in manchen Dingen und doch ungleich in der Art. Berg und Stein verglichen sie mit Zähnen und Beinen der Lebenden. Sie schlossen aus Wachsthum und Welken, dass die Erde lebend wäre, freilich fürchterlich alt und mächtig. Zu ihr als ihrer Gebärerin zählten sie ihre Geschlechter zurück. Auch schlossen sie aus dem verschiedenen Gang der Himmelszeichen, dass ein Steurer derselben da sein müsse. Diesem und allen Dingen gaben sie Namen auf mannige Weise, so wie die Völker sich schieden und die Zungen sich veränderten." Von Zoroaster, dem Erbauer des babylonischen Thurms, erhub sich der Irrthum der Götterverehrung. Er nannte sich Baal. Sein Irrthum wurde vom kretischen Saturnus erneuert, der vor seinem Sohne Jupiter nach dem Norden floh und sich Njördh nannte. Er lehrte da die Menschen pflügen und Wein pflanzen. Odhinn floh dann vor Pompeius und behauptete, der alte Priamus zu sein. Phrygia hieß nach seiner Frau Frigg. Thorr war der Sohn Memnon's, Sif die Sibylle, Thrudheim ist Thrakien. Diese Asen fuhren nach den Nordlanden, wo König Gylfe sie besucht. Nun setzt das Hauptstück der Edda, Gylfe's Täuschung (Gylfaginning) ein. In einem Zwischenwort wird noch Ulixes mit Loki verglichen. Dann folgen „Bragi's Reden", und endlich mahnt noch ein Nachwort: „Aber dies ist nun zu sagen jungen Skalden, die nach der Skaldschaft, ihrer Wortfülle und den alten Benennungen begehren, dass dies Buch nur zu ihrer Belehrung zu verstehen ist, nicht, um an die heidnischen Götter zu glauben."

Nur das Allegorische, das Tropische, die Personificationen, die poetische Verlebendigung der Natur und Geschichte sollte man als ein unumgängliches Ingrediens der poetischen Gestaltung aus der Mythologie lernen, die ja auch einmal aus dem Allegorismus entstanden war. Nur die cultliche Verehrung, die Abgötterei sollte als irrthümlich vermieden werden. Also gereinigt erschien die Mythologie nicht mehr schädlich, sondern sogar geeignet, zum Schmucke christlicher Gegenstände zu dienen. Es ist dieselbe Erscheinung, die bei der Verwendung antiker Motive in der christlichen Kunst durch das ganze Mittelalter, und auch in der Poesie z. B. bei Dante, Sannazaro auftritt.

Damit schließt der erste Theil der altnordischen Poetik, die Edda, und es beginnt die eigentliche Skalda, die Skaldschaftsrede (Skaldskaparmal), die Lehre vom poetischen Ausdruck. Auch sie wird, wie das Vorhergehende, in dialogischer Weise abgehandelt. Der Dichtergott Brage ist es, der dem Meergeist Aegir auf seine Fragen die ganze Theorie auseinandersetzt. Ich gebe aus diesem bisher meines Wissens nicht übersetzten Tractat im folgenden einen Auszug des Wichtigsten nach einer Übersetzung, die ich vor Jahren angefertigt habe nicht in philologischem, sondern in rein sachlichem, praktischem Interesse.

Es wird mit Beispielen kennzeichnender Umschreibung begonnen. Zuerst kommen die verschiedenen aus dem Mythus zu erklärenden Umschreibungen für die Dichtkunst. So sagt z. B. Arnor Jarlaskald:

> Es braust das „Bier Allvaters" (=Dichtung):
> Deine Thaten, Herrscher,
> Treibt es mich zu künden,
> Meine Brust erleichternd.

Oder so spricht Ref:

> Der treue Gott, der oftmals
> Mir kam zum heiligen Becher
> Des Asengotts der Raben,
> Weicht dem traurigen Dichter.

Und so sang Eywind, der „Skaldentödter":

> Und Siegfried, der den Schwänen einst
> Des Lastengotts (Odhin's) das Bier gereicht,
> Verlor den Leib u. s. w.

So Ulf Uggason:

> Der weitberühmte Ruhmesgott
> Reitet zu des Sohnes
> Hohem Scheiterhaufen, —
> Der Sang fließt mir vom Munde.

Dunkler singt Kormak:

> Der Erdenherr, der Bären
> Bändigt, schmückt des Dichters
> Stirne. Rinda's Liebe
> Wich dem Zauber Ygger's.

Einfacher sagt Steinthor:

> Ich freue mich am wenigen,
> Doch wunderalten Methe
> Des krieggebietenden Freundes
> Jener holden Gunlad (d. i. Odhin's).

So Ref:

Hehrer Walgoth du,
Der Himmelswölbung König,
Dir allein verdanken
Wir die Kraft zur Dichtung.

So Einar Skalaglamm (Schallspeer):

Mein Amt ist's, des Heergottes (Odhin's)
Trank dem Herrn der Schiffe (dem König)
Freudig zuzutrinken
Nicht der Freia gönn' ich's.

So sagt Thorwald Blönduskald:

Nun hab' ich manches
Gemischt in den Meth
Des von Bör gebornen,
Bure's Erben (d. i. Odhin's).

Oder so Orm Steinthorsson:

Bringt die Biergefäße
Und meines Todten Leiche
Zusammen in eine Halle!
Hört Dwalin's Trank, ihr Menschen!

So wieder Ref:

Der Trank des Steinbergvolkes (der Zwerge)
Erregt den Geist des Thorstein.
Es rauscht der Quell der Bergfrau'n.
Zu hören befehl' ich den Menschen.

So Egil:

Gastlich war der Fürst mir;
Drum sing' ich sein Lob.
Ich brachte Odhin's Meth
Auf Englands Boden.

So Glum Geirason:

Männer, hört! Vom Trank der
Asen will ich trinken.
D'rum gebiet' ich Schweigen.
Kriegssang sollt ihr hören.

So Eywind:

Ich wünschte Gehör
Für das wonnige Lied,
Bis dass ich berichtet

Gilling's Rache,
Bis dass seine Abkunft
Von den Göttern ich sagte
Im Kesseltrank
Des Galgengetragenen (Odhin's).

So Einar Skalaglamm:

Den Seewolf (Schiff) lenkt das Gebot des Königs.
Mir gefällt des Fürsten Absicht.
Hoch schlägt Odhrörir's Woge (der Dichtertrank)
An des Sanges Klippen.

Ähnlich derselbe:

Nun wächst die Woge des Kessels;
Ihr Helden in der Halle,
Horchet auf und lauschet
Dem Schiff der Felsenwohner!

So Eilif Gudrunarson:

Sei Richter du der Freundschafts-
Gaben, wenn der Same
Des Kessels zu Königs Ehren
Im Feld des Geistes aufwächst.

So sagt Wölu-Stein:

Egil von Glaumberg! Höre
Den Strom des Freundes Mimer's!
Er rauscht um die Klippen des Gaumens;
Thund's (Odhin's) Fund ward mir gegeben.

So Orm Steinthorson:

Meine Lieder treffen
Keinen; Spott nicht misch' ich
Zu dem Sang des Widur;
Bin ein bied'rer Sangesschmied.

So Ulf Uggason:

Des Kriegsgotts Trank berauscht
Olaf's Geist, des milden
Und klugen Herrn. Den will ich
Laden zu Grimner's (Odhin's) Gabe.

Alle diese Umschreibungen erklären sich von selbst aus dem sinnreichen Mythos vom Dichtertrank, den die Zwerge zuerst aus Kwaser's Blut mischen, den dann die Riesen rauben und in drei Kesseln durch Gunlödh verwahren lassen, den endlich Wodan diesen nach manchen Gefahren und Arbeiten entlistet.

Daher heißt die Dichtung noch: Kwaser's Blut, Zwergenschiff, Zwergenmeth, Riesenmeth, Suttungsmeth, Odhinsmeth, Asenmeth, Vatergeld der Riesen, Saft Odhrörir's und Boden's und Son's (der drei Kessel), Saft der Hnitberge, Fang, Fund oder Last und Gabe Odhin's u. s. w.

Nun folgen die Umschreibungen der Asen, die ich übergehe, da sie in Simrock's Übersetzung der Hauptsache nach, aber ohne die citierten Skaldenstrophen, vorliegen. Durchsichtiger als in diesen Götterbenennungen erscheint die Allegorie in einigen anderen, vielgebrauchten Begriffen. So wird der Himmel als Hirnschale des Riesen Ymer, als Arbeit oder Bürde der vier Zwerge, als Helm Westri's, Austri's, Sudri's, Nordri's bezeichnet, als Erde der Sonne, des Mondes, der Sterne und der Stürme oder der Sternbilder, des Wagens u. s. w., als Helm oder Haus der Luft, der Erde, der Sonne. Einige Beispiele aus der Skaldenpoesie: Des Königs Milde war berühmt unter der alten Hirnschale Ymer's (Arnor Jarlaskald). Es zerlechzt die Arbeit Austri's (ders.). Der Erde Sohn (Thor) fuhr zu Wagen zum Eisenspiel; der Weg des Mondes aber erbebte unter ihm (Thiodolf v. Hwin). Wie immer auch mich, o Dise (Frau), der Herr der Zwergenbürde aufnehmen wird, er lenkt das Reich des Wagenweges; ich weiß, dass er ein mächtiger König ist. — Jener, der da warf die Augen des Vaters der Schlittschuhdise (Thiassi, Vater der Skadhi) in die weite Schüssel der Winde über manniger Menschen Sitze. — Es fehlt viel, dass ein besserer Menschenschützer wachse am Grund der Windschüssel, umgeben vom tönenden Meer. — Den heiligen Herrn des hohen Erdenzelts ruf' ich eher zum Richter an für diesen Gesang, als die Menschen; denn jener ist hehrer. Das Lied beginne! (Stein Herdisarson). — O theuerer König der Erde des Tages, hilf dem theuren Hermund! (Arnor Jarnaskald). — Derselbe: O wahrer Herr der Sonnenzelte, hilf du dem muthigen Rögnwald. — Hallward: Knut wehrt das Land, wie der allmächtige Gott den glänzenden Saal der Berge. — Arnor: Der weise Michael schätzt das, was unrecht, und alles, was gut scheint. Darauf scheidet der König des Sonnenhelms auf dem Richtstuhle die Menschen. — Wie man sieht, mischen sich hier rein christliche Anschauungen in die allegorische Sage.

Die Erde wird umschrieben als Fleisch des Urriesen Ymer, Mutter des Thor, Tochter Onar's, Braut Odhin's, Nebenbuhlerin Frigg's und Rinda's und Gunlödh's, Schwiegermutter Sif's, Boden und Grund des Windsaals, See der Thiere, Tochter der Nacht, Schwester Aude's und Tag's. Zwei Beispiele von Hallfred Vandrädaskald, dem „schwierigen Skalden“: Der Rath glückte; so geschah es, dass jener schnellrathende Freund des Königs darauf die einzige Tochter Onar's, die mit Bäumen bekleidete, heimführte. Oder noch

kühner: Es gelang dem Helden, der die Raben reizt, die Braut des Flammaugs, die breitköpfige, durch die Rede des Stahls zu sich zu locken (d. h. ein Land zu erobern).

Die See wird umschrieben als Ymir's, des Weltriesen, Blut, als Gemahl Ran's und Vater der neun Ägirstöchter, auch Erde derselben und der Schiffe, der Fische, des Eises, Weg der Seekönige, Ring der Eilande, Haus des Sunds, des Tangs und der Klippen, Erde der Fischangel, der Seevögel und des Windes z. B. (Orm von Barrey): Fahrt wohl! Draußen an der Küste rauscht Ymir's Blut. — Ref: Gerade trägt das Weltthier seine wogenumdrängte Brust durchs Meer von Westen; das Dach der Walfische wird in die Höhe geworfen: ich erwarte Land vor dem Schiffschnabel. — Svein: Als die heftigen und rauchenden Bergwirbel, die frostgenährten, aufhoben und auseinanderjagten die Ägirstöchter, die sturmfrohen. — Ref: Gymer's (= Ägir's) kalte Wala (= Ran) wirft oft den Bären der Schiffsseile (das Schiff) in Ägir's Rachen, wo die Woge mit Brausen brandet. — Derselbe: Doch das Roſs der ungeheuren Wogen (= Schiff), mit Wasser bespritzt, hob die Brust, die rothbemalte, aus dem Rachen der schäumenden Ran. — Einar Skulason: Das Roſs des Schwanenfelds (= Schiff) macht den Seegrund in Wirbel versinken. — Derselbe: Die rauschende Erde der Angel umwallt die Küsten. Oder: Die Holmfessel (= See) treibt den Seemannsraben (= Schiff). Oder: der Holmrand (= See), in Herbstkälte schaudernd, warf den dichten Schlittschuh der See (= Schiff). Oder: Der stramme Gürtel der kalten Lande springt auseinander vor dem Bord. — Snäbjörn: Sie sagen, die menschenfeindliche Mühle der Klippen (= See) werde außerhalb des Randes der Erde aufgerührt von jenen neun Meerschwestern, die das Lager, darauf die Schiffe zu ruhen pflegen, vor langem zerschlagen haben. Der Ringvertheiler (= König) durchschneidet Hamleth's Mühle (= See) mit dem Schiffsbord.

Nun folgen Umschreibungen der Sonne. So sagt Skuli Thorsteinson: Glen's strahlende Gattin, die götterklare, beschreitet schnell die Gemächer der Göttin; da kam das gute Licht des weißgekleideten Monds. — Einar Skulason: Wo immer die hohe Flamme des Luftsaals über unseren hehren Freund, den goldgebigsten (König) dahinschreitet.

Der Wind heißt Fornjot's Sohn, Bruder Ägir's und des Feuers, Brecher der Bäume, Schaden, Verderben, Hund oder Wolf der Segel und Bäume; z. B. Svein: Zuerst fiengen Fornjot's Söhne an, den Schnee zu treiben.

Das Feuer heißt Bruder des Winds und Ägir's, Tödter und Schaden der Bäume und Häuser, Sonne der Häuser.

Der Winter heißt Windkühl's Sohn, Tödter der Würme, Zeit der Stürme, z. B.: Ich rathe dem blinden Manne, dass er hier zufrieden mit Windkühl's Sohne lebe (Orm Steinthorsson). Oder Asgrim: Der Siegerringer, der Freigebige (König) durchlebte jenen Schmerz der Schlange (den Winter) darauf in Thrandheim.

Der Sommer dagegen ist Süßwind's Sohn, Fruchtzeit, Glück der Wärme; z. B. (Egil): Röther des Wolfzahns (König)! Schwingen wir unsere hehren Schwerter! Große Dinge müssen wir vollbringen in dieser Freudenzeit der Schlangen.

Eine große Rolle bei den altnordischen Skalden ebenso wie bei Dichtern anderer Zeitalter und Völker spielt das Gold; es wird nach bekannten Mythen umschrieben als Feuer Ägir's und Ran's, der Meergötter, in dessen Saal es statt des Lichtes leuchtet, als Laub des Haines Glasir, als Haar der Göttin Sif, als Hauptband Fulla's, Thränen Freia's, Mundrede, Sprache oder Wort der Riesen, weil diese einst mangels anderer Instrumente das Gold bei einer Erbtheilung mit dem Munde maßen; als Tropfen, Regen oder Schauer des Wunderrings Draupner oder der Augen Freia's, als Otterbuße, Wehrgeld der Asen, Feuer der Wasser oder der Hand, Klippen oder Blinken der Hand 2c.

Einige Beispiele. So sagt Brage: Beim Trinkgelag erhielt ich vom König das Feuer des fischreichen Meeres; das gab mir der Fürst für den Trank Fiölnir's (die Dichtung).

So Eywind der Skaldentödter: Die Sonne, scheinend in Fulla's Band, glänzte während Hakon's ganzer Zeit den Skalden auf den Bergen, die Uller's Schiff (den Schlittschuh) tragen.

So sagt Skuli Thorsteinson: Viele Kämpfer, mit Mordfeuer schadend, erhielten am Morgen viele „Thränen der Freia", weil wir den Mann vertrieben hatten; da waren wir dabei. Einar Skulason singt: Die harte Wacht des Meeres brachte neulich mir den Schnee der Schüsseln (Silber). Oder noch kühner: Der kriegskühne Held, der, Odhin's Versammlung (das Heer) umdrängend, Streit erregt, gab mir die Tochter der Wanenbraut, die übermächtige (Freia's); jener mächtige Lenker der Schwerterversammlung führte die Tochter der Gefn (Freia's), besprengt mit den Kohlen (Gluten) des Weges, der von Gautrek's Schwänen betreten wird, in das Bett des Skalden. Das heißt einfach: der Dichter ist gut bezahlt worden. Oder: Ich hörte, die Mägde Frodhi's hätten eifrig gemahlen das Kissen der Schlange (Gold). Dies Mehl Fenja's tragen die reichen Seiten meiner Axt in Holz eingelegt. Des milden Königs Gut macht den Dichter angesehen. —

Thiodolf und andere Skalden benennen das Gold nach König Krake, der es einst, um die verfolgenden Feinde aufzuhalten, auf der Flucht ausgestreut hatte: Der König besäet seinen Mannen das reichtragende Ackerfeld der Ringe, die es lieben, an den Gliedern zu bleiben (d. i. die Hand), mit dem Samen von Yrsa's Geschlecht; der lasterfliehende Herr des Reichs bestreute mir selbst das Feld des Habichts, das mit warmen Fleisch bedeckte (die Hand), mit der lichten Saat Krake's. Im alten Bjarkamal werden die Benennungen des Goldes also gehäuft:

1. Jener freigebigste König gab seinem Gefolge der Fenja Werk, Fafner's Mittgard, Glasir's Glühlaub, Grane's schöne Bürde, Draupner's theuren Schweiß, die Daunen Grabwolf's (des Drachen).

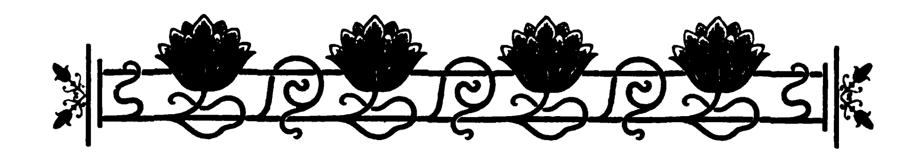
2. Es gab der milde König, die Mannen empfiengen: Sif's Haar, Eis der Hand, Otter's erzwungene Buße, die Zähren der Mardall (Freia), das Feuer Orona's, Yde's (des Riesen) glänzende Reden.

3. Wir giengen schöngeschmückt mit Thiasse's Verhandlungen. Der Kriegsweise erfreute viele Männer mit des Rheines Rotherz, dem Streit der Nibelungen; jenen kampfkühnen König schütze der schweigende Balder!

Einar Skulason nennt Silber und Gold zusammen: den Schnee und das Feuer des Beutels. Er singt auch: Die Flamme des Meeres (Gold) bleibt täglich über dem weißen Schnee der Schüssel (Silber); doch der König, den Schnabel des Seerosses (Schiffes) mit Schilden schmückend, hegt freigebigen Sinn. Nie kann der Schnee der Schüsseln schmelzen wegen des Feuers des tönenden Aalweges. Den König, der die goldenen Spiralringe austheilt, nennen die Skalden Goldbrecher, Goldwerfer, Goldfeind; z. B. singt Ottar der Schwarze: Ich bedarf des Wohlwollens der hehren Mannen des Goldbrechers; hier innen ist die starke Schar beim kriegskundigen Fürsten." Oder Einar Skalaglam: „Der Goldsender läſst den Herrn der Erde Ygger's Trank genießen. Seine köstlichen Geschenke empfieng ich." Oder Thorwald Blandaskald: „Der Goldfeind wirft die Kohlen des Armes; der König gibt rothe Schätze; der Vernichter der Übelthäter streut die Last Grane's."

(Schluſs im nächsten Heft.)





# Über flüssige Luft.

**Von Prof. Th. J. Hartwig.**

Walter Scott schildert in einem Roman die ungläubige Verwunderung eines Orientalen, als ein Kreuzfahrer von seiner kalten Heimat berichtet, dass das Wasser im Winter hart und fest werde und in Stücke geschlagen werden könne. Und jener Orientale glaubte an die Wunder von Tausend und eine Nacht.

In unseren Tagen lassen die greifbareren Wunder der modernen Technik uns manches Seltsame gewöhnlich erscheinen; dennoch werden wir wohl kaum ein ähnliches Staunen unterdrücken können, wenn wir zum ersten Male hören, dass es gelungen ist, die Luft in den flüssigen Zustand überzuführen.

Der technisch-amerikanische Geist spricht bereits von einem anbrechenden „Jahrhundert der flüssigen Luft" und sinnt in hundert Köpfen der praktischen Verwendbarkeit des neuen Mediums nach, wir guten Europäer aber denken langsamer und müssen die seltsame Kunde zunächst intellectuell verarbeiten, um unser Denken gleichsam an neue Sitten und Gebräuche zu gewöhnen.

Wir erinnern uns an die vier Elemente des Empedokles: Luft, Wasser, Erde, Feuer als Repräsentanten des Trockenen, Feuchten, Kalten und Warmen. Wenn wir auch längst in der Chemie diese Unterscheidung fallen gelassen und uns mit etlichen 70 bis 80 Elementen vertraut gemacht haben, ist doch in unserer Vorstellung etwas von der alten Denkweise zurückgeblieben, und es ist uns ein unsagbar fremdartiger Anblick, wenn wir die Luft in einem Becherglas als eine hellblaue, wässerige Flüssigkeit vor uns haben, welche auf die kalte Erde gegossen, aufzischt und verdampft, „wie wenn Wasser mit Feuer sich menget." Wir werden an die Shakespeare'schen Hexensprüche erinnert, denn das Trockene scheint nass und das Kalte gleichzeitig warm zu sein; deutlicher konnte Empedokles nicht widerlegt werden.

Einst schrieb Keppler seinen Traum vom Mond, um seinen Zeitgenossen klar zu machen, dass einem Mondbewohner das Weltall ganz anders als uns Erdenwesen erscheinen müsste. In neuester Zeit erörtern verschiedene Physiologen mit großem Scharfsinn die Frage, wie uns die Welt erscheinen würde, wenn wir von Natur aus mit anderen Sinneswerkzeugen ausgestattet wären, z. B. statt zweier Augen nur ein einziges besäßen u. s. w. Ebenso

erwähnt Du Prel in seinem Buch „Der Spiritismus", welch reicher und seltsamer Empfindungszuwachs aus einer — immerhin denkbaren — nervlichen Verbindung unseres Gehörorganes und des Gesichtssinnes resultieren würde. Wir müssten dann nothwendigerweise die verschiedenen Farben als aufeinanderfolgende Töne hören und umgekehrt die Tonleiter als Farbenscala sehen.

Wozu aber diese phantastischen Speculationen? Unser Vorstellungskreis ändert sich doch schon in der bestehenden Constellation kosmologischer und organischer Lebensbedingungen beinahe mit jeder neuen naturwissenschaftlichen Errungenschaft. Auch die Verflüssigung der Luft muss unser Weltbild verändern.

Wir stehen vor einer Thatsache: die Luft, die wir athmen, die unsere Erde als gasförmiges Meer umhüllt und gegen den Weltraum abgrenzt, ist bei einer Temperatur von ungefähr 200° Celsius unter Null als flüssig vorzustellen. Die Luft kann nun nicht mehr als der Generalvertreter des gasförmigen Zustandes gelten, den man bisher auch völlig zutreffend als „luftförmigen" charakterisieren durfte. Die Luft ist vielmehr als der Dampf einer Flüssigkeit zu betrachten, die bei — 200° siedet. Der Ausdruck „sieden" scheint allerdings für eine solche tiefe Temperatur unpassend gewählt zu sein, da wir unwillkürlich an die 100° Wärme des kochenden Wassers denken müssen. Doch haben wir jede Wärmeangabe als eine bloß relative anzusehen, und jeder Körper von gewöhnlicher Temperatur ist heiß gegenüber der kalten flüssigen Luft.

Wir werden danach begreifen, dass ein beliebiger Gegenstand, in flüssige Luft geworfen, ein Aufzischen verursacht, wie wenn ein glühender Stahl in kaltes Wasser getaucht wird. Kein Experiment könnte uns anschaulicher die Relativität der Naturvorgänge verdeutlichen.

Man hatte früher Dämpfe und Gase strenge gesondert. Als unterscheidendes Merkmal nahm man an, dass ein Dampf durch Druck zu verflüssigen sei, was für ein Gas nicht galt. Später, als es gelang, die Kohlensäure durch großen Druck zu condensieren, unterschied man noch sogenannte coërcible und permanente Gase. Zu den letzteren, die auch einem Druck von mehreren tausend Atmosphären*) widerstanden, rechnete man die Luft, d. h. Stickstoff und Sauerstoff, ferner Wasserstoff u. a.

Da lieferte Andrews im Jahre 1869 endlich eine befriedigende Lösung. Er zeigte, dass es für jeden Dampf eine „kritische Temperatur" gäbe, oberhalb welcher derselbe bei noch so großem Druck gasförmig bleibe.

*) 1 Atmosphäre = 1 Kilogramm pro Quadratcentimeter.

Wir können uns dieses, auf den ersten Blick anscheinend merkwürdige Verhalten auf folgende Weise einfach erklären. Das Sieden einer Flüssigkeit bedeutet die Umwandlung derselben in den Dampf- oder Gaszustand. Der entstehende Dampf hat, um aus der Flüssigkeit entweichen zu können, den auf derselben lastenden Luftdruck zu überwinden. Wenn wir daher sagen, das Wasser siedet bei 100°, so meinen wir damit, daſs der bei 100° entwickelte Wasserdampf eine Spannkraft besitzt, die gerade so groß ist, wie der äußere Luftdruck, der normal einem Barometerstand von 760 Millimeter entspricht. Ist daher der auf der Wasseroberfläche lastende Druck ein geringerer, so muſs das Sieden bereits bei einer niedrigeren Temperatur beginnen. Thatsächlich kann man unter der Luftpumpe das Wasser schon bei 80° zum Sieden bringen, wenn die Luft auf die halbe Dichtigkeit gebracht wird, bei 60°, wenn der Druck nur mehr $^1/_5$ Atmosphäre beträgt u. s. w.

Umgekehrt aber wird bei steigendem Druck das Sieden nur bei erhöhter Temperatur eintreten. Unter zwei Atmosphären Druck wird das Wasser erst bei ungefähr 120°, unter 10 Atmosphären Druck bei etwa 180° sieden, d. h. bei 180° besitzt der Wasserdampf eine Spannkraft von 10 Atmosphären.

Erhitzt man nun Wasser in einem geschlossenen Gefäß, so daſs der Dampf nicht ins Freie entweichen kann, dann wird dieser selbst schließlich durch seine Spannkraft das weitere Sieden verhindern. Der Dampf ist dann der vorhandenen Temperatur entsprechend „gesättigt“.

Bei weiterer Erwärmung geht abermals etwas Wasser in Dampf über, wodurch die Dampfdichte und der Dampfdruck immer größer wird, die Dichte der restierenden Flüssigkeit aber stetig abnimmt. Es muſs daher endlich eine Temperatur erreicht werden, bei welcher die Dichte des Dampfes gerade so groß ist wie jene des Wassers, und diese nennen wir eben die „kritische Temperatur“.

Sie beträgt für Wasser 365°. Oberhalb derselben würde das Wasser in flüssigem Zustande eine geringere Dichte als der gesättigte Dampf besitzen, d. h. die vorhandene Masse würde ein größeres Volumen flüssig, als dampfförmig einnehmen. Das ist aber unmöglich. Denn die herrschende Dampfspannung ist bei 365° auf 200 Atmosphären gestiegen, und die Substanz wird sich naturgemäß in jene Form verwandeln, welche diesem hohen Druck am meisten widersteht, und das ist die Form des kleinsten Volumens und der größten Dichte: die Dampfform, d. h. oberhalb der kritischen Temperatur muſs die Flüssigkeit vollständig in Dampf übergehen.

Im Grunde genommen läſst sich in diesem kritischen Zustande überhaupt ein strenger Unterschied zwischen Flüssigkeit und Dampf nicht fassen. Wir ziehen den letzteren Namen nur vor, weil die Substanz bei Abnahme

des Druckes immer mehr die Eigenschaften eines Gases zeigt. Und als Gas werden wir nunmehr jeden Körper oberhalb seiner kritischen Temperatur bezeichnen, während er unterhalb derselben in coërcibler Dampfform auftritt.

Die Kohlensäure, welche schon bei der kritischen Temperatur von 31° Wärme unter 75 Atmosphären verflüssigt werden kann, ist demnach für gewöhnlich geradezu als Dampf anzusehen, nur über + 31° ist sie — vergleichsweise gesprochen — ein permanentes Gas.

Mendelejeff hat in diesem Sinn auch die kritische Temperatur den absoluten Siedepunkt einer Flüssigkeit genannt, da bei dieser Temperatur das Sieden ohne Rücksicht auf den äußeren Druck erfolgt. Was wir gewöhnlich als Siedepunkt bezeichnen, zeigt nur jene Temperatur an, bei welcher eine Flüssigkeit unter dem normalen Luftdruck von 760 Millimetern in Dampf übergeht.

Dieser Siedepunkt liegt natürlich tief unter der kritischen Temperatur. Der Siedepunkt des Wassers liegt 265° tiefer, denn erst über 365° wird der Wasserdampf permanent. Der Siedepunkt der Kohlensäure liegt bei —78°, woraus erklärlich wird, warum wir diesen Körper für gewöhnlich als „Gas" ansprechen.

Wir können überhaupt Gase als überhitzte Dämpfe ansehen, die sehr weit von ihrem Sättigungspunkt entfernt sind, d. h. deren Siedepunkt sehr tief liegt.

Auf diese Weise können wir die Relativität der Aggregatzustände gedanklich feststellen. Um den Gedanken zur That werden zu lassen, bedürfen wir allerdings noch der Herstellung von sehr tiefen Temperaturen.

Wir gehen von zwei sehr bekannten Erscheinungen aus. Wir befeuchten die Hand mit Wasser, Alkohol oder Äther und führen durch rasche Bewegung das Verdunsten der Flüssigkeit herbei. Wir verspüren in der Hand ein starkes Kältegefühl. Die Flüssigkeit hat beim Verdunsten Wärme verbraucht und seiner nächsten Umgebung, der Handfläche, entzogen. Es entsteht sogenannte Verdunstungskälte.

Die zweite Erscheinung kann leicht beobachtet werden, wenn man durch Blasen einen kalten Luftstrom erzeugen will. Wir spitzen zu diesem Behufe die Lippen, um einen möglichst kleinen Spalt herzustellen, und pressen die Luft aus unseren Lungen in die Mundhöhle, wodurch sie comprimiert wird und nun durch die enge Mundöffnung unter starkem Druck ins Freie tritt. Hier tritt nun eine plötzliche, durch den verminderten Luftdruck bedingte Entspannung ein, die Luft dehnt sich aus, leistet gegen den äußeren Widerstand eine Arbeit, wozu sie Wärme bedarf, und die Temperatur des sonst warmen Athems wird bedeutend erniedrigt. Diese beiden alltäglichen Er-

scheinungen enthalten die Grundprincipien der anzuwendenden Abkühlungsmethoden.

So gelang es im Jahre 1877 Cailletet, verschiedene „permanente" Gase zu verflüssigen. Er verdichtete zunächst das Gas in einer engen Röhre auf einige hundert Atmosphären und kühlte diese Röhre durch verdunstende schweflige Säure auf — 30° ab. Dann ließ er das comprimierte Gas durch einen engen Hahn ins Freie treten, wodurch die Temperatur unter den kritischen Punkt gelangte, wonach Nebel- und Tropfenbildung eintrat.

Zu gleicher Zeit stellte Pictet größere Mengen der flüssigen Gase dar, indem er statt der schwefeligen Säure, die bei — 10° siedet, flüssige Kohlensäure verwendete, deren Siedepunkt, wie bereits erwähnt, viel tiefer liegt. Um die Verdunstung derselben zu befördern, wurden Pumpen verwendet, welche einerseits das verdampfende Gas rasch beseitigten, andrerseits neue flüssige Kohlensäure zuführten. Dadurch wurde das innere Gefäß bereits auf eine Temperatur von — 130° gebracht. Ähnliche Methoden rühren von Dewar und Hampson her.

Die fabriksmäßige Herstellung der flüssigen Luft ist aber erst 1895 durch einen Apparat von Professor Linde möglich geworden. Seine Methode beruht auf einem Kreisprocess, bei dem Luft allein in Anwendung kommt. Der Vorgang ist in kurzen Zügen folgender: durch eine zweicylindrige Compressionspumpe wird Luft auf 200 Atmosphären verdichtet und durch Anwendung einer Kältemischung auf — 10° gebracht. Diese Luft wird expandiert, dadurch bedeutend abgekühlt und neuerlich der Compressionspumpe zugeführt. Durch diese continuierliche selbstthätige Abkühlung gelangt man bald zu jener Temperatur, bei welcher Luft unter normalem Druck flüssig wird. Die Röhren des Apparates sind durch Schafwolle gegen die Einwirkung von äußerer Wärme möglichst isoliert. Von Zeit zu Zeit kann die flüssige Luft durch einen Hahn in ein Dewargefäß abgelassen werden.

Dieses offene Gefäß ist doppelwandig und an der Innenseite mit einem Silberspiegel bedeckt, der alle auftreffenden Wärmestrahlen reflectiert. Dadurch erhält sich die Luft verhältnismäßig lange flüssig, weil die an der Oberfläche verdunstende Luft eine solche Kälte hervorruft, dass die darunter befindlichen Schichten in dem flüssigen Zustand verharren.

Gießt man die flüssige Luft in ein gewöhnliches Becherglas, so beginnt sie lebhaft zu kochen, während das Glas sich rasch durch die Feuchtigkeit der umgebenden Luft mit einer dichten Reifschichte bedeckt und an den aufsteigenden Luftdämpfen — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — der atmosphärische Wasserdunst zu dichten Nebeln sich condensiert, so dass die flüssige Luft zu rauchen scheint und eher den Eindruck einer heißen Substanz macht, was zu der Eis-

schichte am Glase seltsam contrastiert. Hält man einen glimmenden Span in das Glas, so beginnt er lebhaft zu brennen und verkündet so die Anwesenheit des Sauerstoffes.

Genauere Untersuchungen haben nun gezeigt, dass die flüssige Luft eine andere Zusammensetzung besitzt als die Atmosphäre. Diese enthält neben 4 Theilen Stickstoff 1 Theil Sauerstoff. Die flüssige Luft ist erheblich sauerstoffreicher, es kommen 2 Theile Sauerstoff auf nur 1 Theil Stickstoff. Dies rührt daher, dass der Sauerstoff schon bei — 183°, der Stickstoff aber erst bei — 194° flüssig wird.

Damit ist aber zugleich eine praktische Anwendung gegeben. Es kann die flüssige Luft als solche — weil sauerstoffreicher — zur Verbesserung der Luft in Wohn- und Krankenzimmern Verwendung finden. Andererseits kann durch eine geeignete Vorkehrung bei der Verflüssigung nahezu reiner Sauerstoff erzeugt werden.

Mit diesem flüssigen Sauerstoff sind die hübschen Versuche möglich, die Dewar ausgeführt hat. Er ließ einen Wasserstoffstrom in flüssigem Sauerstoff aufsteigen und verbrennen. Das bei der Verbrennung entstehende Wasser steigt als Schnee an die Oberfläche: Schnee als Asche wirkt immerhin verblüffend.

Eine ähnliche Überraschung bieten Leuchtgas oder Acetylen, welche, in flüssige Luft geleitet, in weiße Flocken erstarren und in dieser Form als Schnee angezündet werden können.

Flüssige Luft auf Wasser gegossen, formt sich in Kügelchen, die auf dem Niveau wie auf einer glühenden Herdplatte tanzen und verdampfen, während die darunter befindliche Wasserfläche zu Eis erstarrt. Eine Bleiglocke kann durch flüssige Luft zum Tönen gebracht werden, da das Blei bei der tiefen Temperatur hart und spröde wird.

Das sind aber nur Demonstrationsversuche. Die Chemie zieht wichtigere Vortheile aus der flüssigen Luft. Durch rasche Verdunstung derselben wird eine so große Kälte erzeugt, dass auch der Wasserstoff verflüssigt werden kann. Umgekehrt kann man wieder mit Hilfe dieses condensierten Wasserstoffes die Luft sogar zum Gefrieren bringen. Man kann nun dadurch aus der Luft jene Stoffe ausscheiden, welche schwerer als diese flüssig werden. Professor H. R. W. Ramsay ist in London es auf diesem Wege gelungen, in der Atmosphäre fünf neue chemische Elemente zu entdecken: Argon, Helium, Krypton, Neon und Xenon, von welchen nur die ersten zwei bisher näher bekannt waren. Vorzugsweise aber wird die flüssige Luft zur Untersuchung der chemischen Reactionsfähigkeit dienen, welche bei so großer Kälte stark herabgemindert ist.

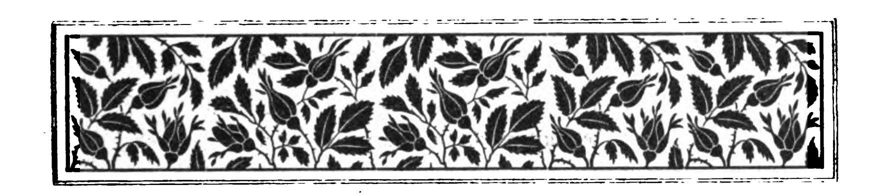
Die größte Umwälzung verspricht man sich für die Technik. Charles Tripler in New-York machte Versuche, um die flüssige Luft als treibende Kraft für Maschinen zu verwenden, da sie den Vortheil bietet, ohne Erzeugung von Hitze zu arbeiten. Sie soll ferner zur Speisung von Kälteöfen Anwendung finden, wie dies bereits im vergangenen heißen Sommer versucht worden sein soll, und endlich hat die flüssige Luft Eingang in die Sprengtechnik gefunden, z. B. beim Bau des Simplontunnels. Die Vortheile dieses „Sprengmittels der Zukunft" liegt in der geringsten Entwicklung von Gasen, in der Möglichkeit, die Patronen an Ort und Stelle zu erzeugen und in der Vermeidung von verspäteten Explosionen und unbeabsichtigten Zündungen, weil die Zersetzung des Sprengmittels ausgeschlossen ist.

Damit eröffnet sich ein neuer Weg für den Bergwerksbetrieb, ein Beitrag zur Lösung der Schlagwetterfrage.

Wir haben in all' diesen Anwendungen hauptsächlich zwei Momente hervorzuheben: die tiefe Temperatur und den Sauerstoffgehalt der flüssigen Luft. In diesem Sinne hat auch die Medicin von dem neuen Medium Besitz ergriffen. Die amerikanischen Ärzte White und Pearce berichten über die Verwendung der flüssigen Luft bei chirurgischen Eingriffen, zur Desinfection und für Nervenschmerzen. Allerdings liegt uns zur Beurtheilung dieser Frage noch zu geringes Material vor.

Jedenfalls aber hat die flüssige Luft die stille Werkstätte des Chemikers längst verlassen und nimmt ihren Weg durch die Fabriken und Krankenzimmer. Der grübelnde Theoretiker hat sie wie eine müßige Frage aufgestöbert und wie ein Spielzeug den wissenschaftlichen Idealisten geschenkt. Und wie schon manches andere wissenschaftliche Spielzeug gewinnt auch dieses nun plötzlich für die Praktiker und Realisten durch die Möglichkeit einer einfachen Erzeugung im Großen an Ernst und Bedeutung. Wir aber gedenken nunmehr in dankbarer Erinnerung der Arbeiten eines Faraday, der rein platonisch noch jene Wege betrat, die zu dem chemischen Nordpol führen, jener Temperatur von 273° Kälte, die wir den absoluten Nullpunkt nennen und der wir durch die flüssige Luft wieder um ein gutes Stück näher gekommen sind.





# Joseph Freiherr von Helfert.

## Erlebnisse und Erinnerungen.

## II.

## Ministerium Schwarzenberg-Stadion.

### 7.

Am 23. October empfieng ich ein vom 22. datiertes Schreiben des Ministers Wessenberg, mich „in möglichst kurzer Frist zu einer nothwendigen Besprechung in Olmütz einzufinden". Ich konnte mir denken, um was es sich handeln werde! So nahm ich denn von meinem lieben Weibchen, kaum dass ich wieder ein paar Tage mit ihm zugebracht hatte, noch denselben Abend Abschied und bestieg den Eisenbahnzug, der mich nach der alten mährischen Hauptstadt führen sollte. Denselben Zug benützten Palacký und Pinkas, die somit meine Reisegefährten wurden.

Olmütz war damals der politische Mittelpunkt des Reiches. Da der Kaiser dort sein Hoflager aufgeschlagen hatte, nahmen auch die Gesandten der befreundeten Mächte daselbst ihren zeitweiligen Wohnsitz. Aus allen fremden Staaten, aus allen österreichischen Ländern gab es ein fortwährendes Kommen und Gehen. Einzelne Vertrauensmänner und ganze Deputationen von politischen Körperschaften, Städten und Ländern erschienen jeden Tag. Vom alten Feldmarschall in Italien war Graf Huyn, k. k. Major im Generalstabe, abgeschickt, um sich über den Stand der Dinge nordwärts der Alpen zu informieren und darüber an das Haupt-Quartier nach Mailand zu berichten. Am 21. war Huyn in Olmütz eingetroffen und noch am selben Tage von Sr. Majestät empfangen worden. Er hatte dem Kaiser die Ansichten Radetzky's über die Lage in Italien vorzutragen und des Kaisers weitere Befehle einzuholen; er hatte auch die Versicherung zu erneuern, dass die Armee in Italien in unerschütterlicher Treue verharre und dem Allerhöchsten Kriegsherrn unbedingten Gehorsam bewahre. Mit sichtlicher Freude vernahm der Kaiser diese Worte; er ließ die Kaiserin zu sich entbieten und forderte Huyn auf, in ihrer Gegenwart das Gesagte zu wiederholen. Der Kaiser reichte der Kaiserin die Hand und sprach mit tiefer Rührung: „Das

habe ich von Meinem Marschall und von dieser braven Armee erwartet.“ Die Kaiserin dankte dem Officier mit feuchten Augen für die freudige Botschaft . . .

Eine Freude andern Charakters, ein wahrer Trost in ihrer traurigen Lage wurde dem Kaiserpaare zutheil. Tag für Tag erschienen bald aus diesem, bald aus jenem Bezirke Banderien berittener Bauern, um dem Hofe ihre Huldigung zu bezeugen. Sie zogen zwei und zwei, oft in langer Reihe, vor den fürsterzbischöflichen Palast und hielten gewöhnlich unterhalb des Balcons über dem Hauptthore; der Anführer in Begleitung eines oder zweier aus ihrer Mitte verfügte sich in den Saal, um vor den Majestäten einige Worte des Dankes und der Ergebenheit zu sprechen. Zumeist war eine geschmückte Bäuerin dabei, die dem Kaiserpaare ländliche Gaben überreichte: Hühner und Eier oder ein fleckenloses Lamm, einen landesüblichen Kolatsch u. dgl. Manchmal geschah es, dass der Kaiser, nachdem er die Gabe empfangen und den Redner gütig angehört, demselben die Hand reichte, und wenn es dieser tief ergriffen den Seinen unten erzählte, dann fielen diese über seine Hand her, die sie mit Küssen bedeckten, gleichsam um auch etwas von dem kaiserlichen Händedruck zu haben. Mitunter fielen wohl auch komische Scenen vor. So soll eines Tages eine Bauerndeputation erschienen sein, die den Kaiser, als ihnen dieser versicherte, von der Aufhebung der Robot solle nichts zurückgenommen werden, in aller Unterthänigkeit bat, er möge ihnen darauf seinen Handschlag geben. Eine boshafte Version lautete: er möge es ihnen, damit sie der Sache ganz sicher wären, auf einem Stempelbogen bestätigen. Thatsächlich hatten viele dieser schlichten Leute von den neuen Einrichtungen sonderbare Begriffe. „Ich bitte dich, was ist denn das, Constitution?“ fragte ein Hanák den andern. „Weißt', das ist, wenn der Kaiser in Pension geht.“

Die großartigste dieser Banderien war am 21. in Olmütz eingezogen, also gerade an dem Tage, wo die letzte Deputation aus Wien daselbst weilte. Mehr als tausend Bauern bildeten den Zug und eine Deputation überreichte dem Kaiserpaare einen riesigen, mit Blumen und allerhand Flitter geschmückten Kolatsch, einen jener Monstre-Kuchen, bei dessen Anfertigung der Backofen auseinandergeworfen wird.

Es war das an einem Samstage. Auf den Sonntag darauf, 22. October, fiel die sogenannte Kaiser-Kirchweih im ganzen Reiche. Niemals noch war diese vom Landvolk mit freudigeren Gefühlen begangen worden, besonders in der gesegneten Hana! Aus allen Schenken ertönte Musik, auf den Tanzböden drehte man sich, hüpfte und sprang man, an vielen Orten gab es festliche Aufzüge. „Das ist heuer eine Kirchweih,“ sagten die frohen Leutchen, „wie wir und unsere Väter noch keine erlebt haben, eine wahre

Kaiser-Kirchweih, weil wir den gütigen Kaiser in unserer Mitte haben, der uns die Robot geschenkt hat!"

Und noch ein Geschenk machte ihnen der Kaiser durch ein Patent, das er an diesem Tage in Olmütz unterzeichnete.

* * *

Am Morgen des 24. kamen Palacký, Pinkas und ich am Olmützer Bahnhofe an. Als wir in den Wartesaal traten, waren da einige Bürger von Kremsier, die uns mit freudestrahlenden Gesichtern mittheilten, wie sie erst als Gerücht vernommen hätten, dass der Reichstag nach Kremsier solle verlegt werden; wie sie es gar nicht hätten glauben können, dass ihrer Stadt solches Glück und so hohe Ehre und Auszeichnung solle beschieden sein; wie sie aber jetzt in Olmütz ganz sicher vernommen hätten, es sei in der That so beschlossen, und wie sie nun nach Kremsier zurückeilten, um ihren Mitbürgern diese überraschende Kunde zu bringen... Was also Palacký und Pinkas vom Hofe erbitten sollten, war bereits entschieden, und sie hätten darum gleich am Bahnhofe bleiben und auf den nächsten Gegenzug warten können, der sie nach Prag zurückbrächte. Allein der mündliche Bericht der Kremsierer reichte doch für sich allein nicht aus, und dann sollten ja die beiden Prager Abgeordneten erwirken, dass der Reichstag „so bald als möglich" zusammenberufen werde, worüber sie keine Gewissheit hatten. So fuhren denn wir drei zusammen im Wagen in die Stadt und stiegen in demselben Gasthause ab, das wenige Tage zuvor Brauner und mir zum Absteigequartier gedient hatte. Es standen nur zwei Zimmer zu Gebote, in deren einem Palacký und ich gemeinschaftlich Unterkunft fanden. Es war so früh am Morgen, dass wir noch ein wenig der Ruhe pflegen konnten, ehe wir uns für unser Tagwerk rüsteten.

Aus welchem Grunde ich nach Olmütz berufen worden, darüber konnte ich wohl nach dem, was Stadion mit mir schon in Prag verhandelt, und nach der Weise, wie er mich während meines letzten Aufenthaltes in Olmütz an sich gezogen hatte, kaum in Zweifel sein. Auch war es ja allgemein bekannt, dass die Bildung eines neuen Ministeriums im Werke sei, und mein Name war in jüngster Zeit zu wiederholtenmalen genannt worden. Schon am 17. October hatte im Wiener Reichstage folgende Ministerliste die Runde gemacht: Inneres Stadion, Justiz Helfert, Handel Bruck, öffentliche Arbeiten Brauner, Krieg Windischgraetz, Äußeres Graf Ferdinand Colloredo. Einige Tage später brachten Wiener Blätter eine andere Liste, worin die ersten vier Namen sich gleich blieben, für den Krieg aber neben Windischgraetz auch Welden genannt wurde; ferner: Wessenberg als Ministerpräsident ohne Portefeuille, Palacký für Unterricht; die Namen für Finanzen und Äußeres, hieß es, seien noch nicht bestimmt. Andere Blätter nannten Wessenberg für das

Äußere, Bach für die Justiz, Kraus für die Finanzen, Cajetan Mayer für das Innere. Stadion selbst hatte, da Brauner und ich in Olmütz waren, uns ersucht, ihm jene Namen aufzuschreiben, auf welche unsere Partei ihre Aufmerksamkeit gerichtet hätte. Die böhmischen Abgeordneten hatten schon in Prag die Sache wiederholt besprochen, aber ihr Urtheil nicht festgestellt. Für das Äußere war unter uns Colloredo genannt worden, aber auch der k. k. Gesandte Graf Eduard Woyna in Brüssel und Oberst v. Hauslab, für das Innere Bach und Cajetan Mayer; für den Krieg wieder Hauslab, und weiter die Generale Schönhals, Frank; für die Justiz Lasser oder Brauner; für die öffentlichen Arbeiten Oberst v. Mayern, nach ihm der Staatsbahnen-Inspector Alois Negrelli; für die Finanzen Kraus, nach ihm Baron Stifft d. ä., für den Handel Hornbostel; auf dem Brouillon, der noch in meinen Händen ist und von Brauner herrühren dürfte, ist von einer fremden Hand — die Schriftzüge sind die Stadion's — zuletzt hinzugefügt: „Unterricht?", wofür wir keinen Namen aufgeschrieben hatten. Außerdem waren aber in unseren Kreisen noch verschiedene Namen und mit wechselnder Bestimmung genannt worden: Wessenberg als Präsident ohne Portefeuille; Schmerling für Inneres oder Justiz; Stadion für das Innere, mit Mayer, Fischer oder Brauner als Unterstaatssecretär; Bach für die Justiz mit Lasser als Unterstaatssecretär; Bruck oder Herzig für den Handel; Doblhoff für öffentliche Arbeiten mit dem galizischen Abgeordneten Smarzewski als Unterstaatssecretär; Palacký für Unterricht mit Exner oder Szaszkiewicz als Unterstaatssecretär; Stametz-Mayer für die Finanzen, Graf Bubna für den Krieg. Unser Bestreben war dahin gerichtet, möglichst die verschiedenen Länder zu berücksichtigen und zwar Abgeordnete zu nennen, denen wir die Eignung zutrauten. Über diesen Kreis hinaus mangelte uns die Personenkenntnis; für das Äußere und den Krieg nahmen wir Namen vom bloßen Hörensagen, wir tappten bei unserer Wahl sozusagen auf das Gerathewohl herum.

Meinen Namen hatten die Unseren nicht genannt. Ich war ihnen wohl zu jung, und darin hatten sie nicht Unrecht. Allein bei Stadion war gerade dieser Umstand meine Empfehlung. Wie er selbst ein Original war, so liebte er auch bei seinen Manoeuvres das Überraschende, das Ungewöhnliche. Ein Minister von kaum 28 Jahren, das war gerade nach seinem Geschmack.

Der Name Felix Schwarzenberg fand sich in keinem dieser Programme; an ihn dachten weder wir, noch sonst jemand in Wien oder Prag. Eine besondere Schwierigkeit war es mit Bach. „Wenn man ihn nur fände!" hieß es ironisch in einem Blatte; „verliert sich der große Rheinstrom im Sande, warum nicht der kleine Bach?!" In der Reichstagssitzung vom 23. war ein Schreiben Bach's verlesen worden, worin er als „Mitglied der con-

stituierenden österreichischen Reichsversammlung" sich mit Unwohlsein entschuldigte, das ihn hindere, seinen Sitz im Reichstage einzunehmen. „Von wo ist die Zuschrift datiert?" rief man aus den Bänken der Abgeordneten; „Den Ort anzeigen!" Darauf Smolka: „Die Zuschrift ist vom 17. October 1848 datiert, der Ort ist nicht angegeben."

* * *

Sobald der Tag so weit vorgerückt war, dass man jemand aufsuchen konnte, gieng ich zu Wessenberg, von welchem ich die Einladung nach Olmütz empfangen hatte, und zu Stadion, der mir am nächsten stand. Von ihnen erhielt ich die Bestätigung dessen, was uns heute früh die Kremsierer gesagt hatten: Se. Majestät habe am 22. ein Manifest unterzeichnet, laut dessen der constituierende Reichstag von Wien nach Kremsier verlegt und für den 15. November dahin einberufen sei.

Stadion führte mich gleich zum Fürsten Schwarzenberg und sagte mir unterwegs, um was es sich handeln werde. Schwarzenberg saß an einem kleinen Schreibtisch, erhob sich, uns zu begrüßen und nahm, nachdem sich Stadion entfernt hatte, seinen Platz wieder ein; mich bat er einen Sessel zur Seite des Schreibtisches einzunehmen. Ich war nun, Antlitz gegen Antlitz, mit dem Manne allein, der in der nächsten Zukunft die entscheidende Rolle in Österreich übernehmen sollte. Er kannte mich wohl zumeist nur aus dem, was ihm Stadion über mich gesagt hatte. Er hatte mich, wie man sich erinnern wird, an jenem Abend mit Lasser und Mayer bei sich gesehen; aber er schien doch nicht recht sicher, wie er mich eigentlich zu nehmen habe. Er war mir gegenüber trocken und gemessen, und setzte mir nur die Grundsätze auseinander, die das künftige Ministerium zu beobachten gedenke: von den Persönlichkeiten, die es bilden sollten, sprach er nichts: er wusste sie zur Stunde wohl selbst noch nicht.

Man gehe, so setzte er mir in längerer Rede auseinander, bei der Bildung des Ministeriums von dem Streben aus, mit einem offenen Programme hervorzutreten; dieses sollte in allen Hauptfragen klar den Weg darlegen, den man einzuschlagen gesonnen sei und von dem man nicht abweichen werde. Das künftige Ministerium wolle das verdeckte Spiel gänzlich aufgeben, welches das frühere in gewissen Angelegenheiten, wie in der kroatisch-ungarischen, für gut befunden habe. Das künftige Ministerium wolle nicht Personen vertreten, die um alles in der Welt ein Portefeuille haben wollen, sondern Principien, mit deren Anerkennung oder Ablehnung es stehe oder falle; falls das Ministerium die Mehrheit des Reichstages für sein Programm nicht gewinnen könne, werde es einfach zurücktreten. Worauf das Ministerium in seinem eigenen Kreise halten müsse, das sei uneingeschränktes

Vertrauen seiner Mitglieder gegeneinander, aber zugleich strenge Verschwiegenheit nach außen, bis nicht der geeignete Zeitpunkt zu sprechen oder zu handeln gekommen sei.

Das war der Hauptsache nach, soweit ich mich erinnere und aus meinen sehr fragmentarischen Vormerkungen aus jener Zeit entnehme, alles, was mir Schwarzenberg für's erste mittheilte. Mein Eintritt in das Ministerium wurde von ihm nicht berührt; ebenso wenig bezeichnete er das Portefeuille, das man mir zugedacht habe. Näheres theilte mir Stadion mit, mit dem ich nun sehr viel beisammen war. „Was die Wahl der Personen betrifft," sagte er mir ungefähr, „so ist man von der Idee abgegangen, ein sogenanntes Coalitions-Ministerium — mit Berücksichtigung der verschiedenen Ländergruppen und Nationalitäten — zu bilden. Den Eintritt böhmischer Parteimänner hält man für bedenklich, und dies umso mehr, als die Verlegung des Reichstages in eine mährische Stadt ohnehin Anlass genug bieten wird, die deutsche Partei in Unruhe zu versetzen." Als ich Palacký's Namen nannte, machte Stadion im wesentlichen dieselbe Einwendung, die Palacký selbst in unseren Kreisen wiederholt angeregt hatte: sein Name trage so ausgesprochen den Stempel der Partei der er angehöre, dass dieser Umstand dem künftigen Ministerium nur schaden könnte und seine eigene Wirksamkeit darin lähmen müsste. Minder entschieden sprach sich Stadion über Brauner aus, obgleich er, wie ich bald entnehmen konnte, auch diesen nicht wünschte. Ihm galten die böhmischen Parteimänner insgesammt für Separatisten, deren Tendenzen sich mit der Bildung eines großen und starken Österreich nicht in Einklang bringen ließen. Denn unter einem großen und starken Österreich dachte sich Stadion ein gleichförmiges, in gleiche Theile und Untertheile zerlegtes Ganzes, worin ein böhmisches Staatsrecht, ja ein Königreich Böhmen keinen Platz hätte.

Über die Besetzung des Ministeriums des Innern war man noch im unklaren. Gegen Doblhoff waren Schwarzenberg und Stadion durchaus gestimmt, und das war nach seiner Haltung im Wiener Reichstage sehr begreiflich; Mayer hatte das Anbot entschieden abgelehnt und sich allenfalls für das Ministerium der öffentlichen Arbeiten angeboten. Für die Finanzen sollte Kraus bleiben, für die Justiz Bach, dafern er sich finden ließe; sonst Graf Breda, k. k. niederösterreichischer Landrath, der sich in Wien bei einigen öffentlichen Strafverhandlungen beliebt gemacht hatte. Für den Handel war Karl v. Bruck in Vorschlag. Für das Ministerium des Krieges hatte Stadion einen eigenen Plan. Er wollte keinen General; auch hatten mehrere, denen man das Portefeuille angeboten, die Annahme entschieden verweigert. „Warum sollte man nicht", erklärte mir Stadion, „zu einem System greifen, das in England oftmals mit bestem Erfolge angewendet wurde? Das Departement

der Militärverwaltung hat ja mit der Leitung der Operationen im Felde nichts zu thun, warum sollte man es nicht in die Hände eines Nicht-Militärs legen?" In der That wurde Hofrath Ritter v. Schöllhaimb, der den Ruf eines der tüchtigsten Beamten des Kriegsministeriums hatte, nach Olmütz berufen; auch erklärte sich dieser bereit, jeden Posten anzunehmen, auf den man ihn zu stellen finde.

Mir war das Portefeuille des öffentlichen Unterrichtes zugedacht. Ich säumte nicht, Palacký, als ich mit ihm in unserem Gasthofe allein war hievon zu benachrichtigen. Er zeigte sich diesem Vorhaben nicht gerade abgeneigt, machte mich aber gleich auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, mit denen jedermann auf diesem Posten zu ringen haben werde, dem es Ernst sei, die nationale Gleichberechtigung durchzuführen. „Der Mann," meinte Palacký, „der jetzt die Leitung des öffentlichen Unterrichtes in Österreich übernimmt, wird seine ganze Kraft zusammennehmen müssen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden. Denn er wird es nicht bloß mit dem gewohnten Schlendrian, mit bureaukratischen Vorurtheilen, mit der eingewurzelten Josephinischen Tradition zu thun haben. Die Bevölkerung selbst wird ihm Schwierigkeiten machen, weil bei vielen Eltern das Bewusstsein noch nicht erwacht ist, was ihnen zukomme und was für die Zukunft ihres Nachwuchses geboten sei. Diese werden darum die ersten sein, Weherufe ertönen zu lassen und den Minister anzuklagen, der sie nach seiner Überzeugung den rechten Weg führen will". Ich konnte Palacký nicht Unrecht geben, er besaß Erfahrung, ich keine. Jedenfalls stand es bei mir fest, mich vorerst mit meinen Prager Genossen zu berathen; ich hatte mich seit dem 7. October so eng an sie angeschlossen, dass ich nicht glaubte, einen so wichtigen Entschluss fassen zu können, ohne ihrer Zustimmung und Unterstützung sicher zu sein.

In diesem Sinne sprach ich mich auch gegen Stadion aus. Stadion suchte mir diesen Gedanken auszureden. Er sah überhaupt meine rege Verbindung mit den Matadoren des böhmischen Volkes nicht gern. Er kannte mich als Anhänger der groß-österreichischen Idee, und mit dieser, meinte er, stünden die Absichten der böhmischen Politiker in Widerspruch. Ich meinerseits wollte das nicht zugeben; so oft ein Anlass dazu kam, suchte ich ihm begreiflich zu machen, dass dasjenige, was er böhmischen Separatismus nenne, diesen Namen keineswegs verdiene.

Stadion musste meine Bedenken Schwarzenberg mitgetheilt haben. Denn als ich bald darauf diesem auf der Straße begegnete, nahm er mich unter den Arm und begann mit mir ein Gespräch. Er war nun viel freundlicher, ich möchte sagen zutraulicher gegen mich und redete mir unverkennbar zu dem Zwecke zu, mich für das künftige Ministerium festzuhalten. Es war die

Straße, die gerade auf das Hauptthor des fürsterzbischöflichen Palastes führt, — ich glaube Frauen- oder Marienstraße heißt sie jetzt, — und in dieser giengen wir nun auf und ab. Vor dem Eingang der Residenz standen Schildwachen, die, so oft die Generalsuniform in ihre Nähe kam, das Gewehr präsentierten, was aber Schwarzenberg gar nicht zu bemerken schien. Er sprach fast allein, mich Schüchternen dabei immer unter dem Arm haltend, während ich nur dann und wann eine Einwendung machte oder eine Frage dazwischen warf. Von dem Gespräche, das zwischen uns geführt wurde, ist mir nur ein Punkt im Gedächtnisse geblieben. Ich hob nämlich hervor, dass sich die öffentliche Meinung in den Widerspruch nicht werde zu finden vermögen, Wessenberg und Kraus in einem Ministerium zu sehen, — Wessenberg, der seit Wochen als alleiniger Minister um die Person des Kaisers fungire, und Kraus, der seit dem 6. October in Wien Hand in Hand mit dem Reichstage gehe. Schwarzenberg suchte mich darüber zu beruhigen: man werde, sagte er, diesen Widerspruch zu beseitigen wissen. Er erklärte sich aber nicht, ob Wessenberg oder ob Kraus weichen solle, und vermied es überhaupt auch diesmal, positive Mittheilungen zu machen.

So hatte denn die lange Unterredung — sie mochte eine halbe Stunde gedauert haben — für beide Theile kein bestimmtes Ergebnis. Denn auch ich sagte weder bestimmt zu, noch lehnte ich bestimmt ab. An meine Frau aber schrieb ich am 27.: „Dass wir nach Kremsier müssen, wirst Du schon wissen. Ob ich als einfacher Deputierter hingehen werde oder in anderer Stellung hier bleiben muss, weiß ich nicht: ich habe mich noch nicht erklärt, aber schon halb geliefert. Weiß Gott, ich habe nicht darnach gestrebt und wäre froh, wenn ich so frei zurückreisen könnte, als ich frei hergekommen bin. Armes stilles Čelakovic, wann werde ich dich wieder sehen?!“ Denn es hatte in unserem Plane gelegen, dort einige Wochen in ruhiger Abgeschiedenheit zuzubringen.

8.

Nach des Tages Geschäften und Mühen war des Abends in der Regel gesellige Zusammenkunft im Gasthause, entweder ebenerdig „zum Goliath“, oder im ersten Stocke des anstoßenden Gebäudes „zum Lauer“. Es war da ein lebhaftes Ab- und Zugehen, alte Bekannten trafen sich, neue Bekanntschaften wurden gemacht. An einem und demselben Tische saßen friedlich untereinander Personen der verschiedensten Art, Civil und Militär, Radicale und Conservative, Deutsche und Slaven; denn Politik wurde in den Gesprächen vermieden oder in munterer Weise, ohne den Andersdenkenden zu verletzen, berührt. Unter den Gästen war ein polnischer Fürst von jenseits unserer Grenzen, wenn ich nicht irre ein Sulkowski, eine Art Revolutionär, dessen

Name in den letzten Ereignissen mehrfach genannt worden war; jetzt in Olmütz war nichts dergleichen an ihm zu beobachten. Auf mich machte er den Eindruck, als ob er sich hieher geflüchtet hätte, um vor Verfolgungen sicher zu sein.

Eine Bekanntschaft ganz andern Charakters erwarb ich durch Leopold Neumann. Es war der früher erwähnte Graf Huyn, eine echte Soldatennatur, die auf mich den besten Eindruck machte. Er sprach kurz und entschieden, so dass man gleich wusste, woran man mit ihm war. Aus den Revolutionären machte er sich gar nichts. Seine Haltung, der Ausdruck seines Gesichtes, seine Rede, alles trug den Stempel militärischer Bestimmtheit und Entschlossenheit.

Auch den Legationsrath Hübner lernte ich kennen, aber nicht im Gasthaus; er war viel zu sehr Hofmann, um sich in eine Gesellschaft zu mischen, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt war. Er war zuletzt Generalconsul in Leipzig gewesen, aber noch vor dem Ausbruche der Revolution vom Fürsten Metternich nach Wien berufen und dann nach Mailand geschickt worden, jetzt die rechte Hand Schwarzenberg's. Eine feine Gestalt, sehr höflich, aber ohne alle Wärme. Er machte geschmeidig und zuvorkommend denen die Honneurs, die beim Fürsten zu- und abgiengen. Ob er etwa eine höhere Bestimmung hatte, war nicht bekannt.

Seit mehreren Tagen weilten Welcker und v. Mosle in Olmütz. Sie erschienen manchmal in unserer Gesellschaft beim „Lauer“, und da traf es sich, dass eines Abends sie und ich mit Hawlíček an einem Tische saßen. Er war nach Olmütz gekommen, um sich als Journalist in der Nähe zu besehen, wie es denn im jetzigen Hauptpunkte des Reiches stehe und was da vorgehe. Er war in der muntersten Laune und unterhielt mit seinem lebhaften Gespräch, seinem Witz, seinen naiven Äußerungen die ganze Tischgesellschaft. Als ich mich entfernte, giengen die beiden Reichs-Commissäre mit mir. „Hören Sie“, sagte auf der Straße Mosle zu mir, „ist denn das derselbe Hawlíček, von dem in unseren Zeitungen so fürchterliche Dinge zu lesen sind?!“ „Derselbe ist es!“ „Aber, das ist ja ein prächtiger Bursch“, rief Mosle darauf. Ich erwiderte ihm: „Freilich ist er's. So geht es wohl oft, dass die Dinge in der Nähe anders aussehen, als sie einem aus der Ferne erscheinen, und nun gar im Gerede der Leute und in den Parteiblättern!“

Die beiden deutschen Reichs-Commissäre waren in Olmütz, wie ich kaum zu bemerken brauche, um hier ihre Mission zu erfüllen, nachdem dieselbe in Stammersdorf gescheitert war. Windischgraetz hatte ihnen wohl gesagt, sie würden am kaiserlichen Hoflager und beim Ministerium nichts ausrichten, da er allein die ganze Vollmacht habe. Gleichwohl meinten sie auch diesen Schritt nicht unversucht lassen zu sollen, und dies umso weniger, als das Präsidium

des Wiener Reichstages sie dringend aufgefordert hatte, beim kaiserlichen Hofe „möglichst für Vermittlung und Versöhnung zu wirken". Sie wurden in Olmütz höflichst aufgenommen, wiederholt von Wessenberg empfangen, auch zur kaiserlichen Tafel gezogen. Allein in der Sache selbst hatten sie nicht den geringsten Erfolg. Man sagte ihnen in Olmütz dasselbe, was sie in Stammersdorf gehört hatten, nur in milderer Form. Vergeblich bemühten sie sich zu zeigen, dass die Annahme der Vermittlung der deutschen Reichsgewalt für Österreich in zweifacher Beziehung von Vortheil sei: einmal, weil die Aufständischen in Wien sich einer solchen Vermittlung leichter fügen würden, und dann, weil dadurch das innige Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland einen neuen verstärkten Ausdruck erhielte. Man dankte ihnen für ihre wohlmeinende Gesinnung; man fand in dem, was sie vorbrachten, viel Wahres; allein man bedauerte von den gegen Wien beschlossenen Maßregeln nicht ablassen zu können. In diesem Sinne sprach Wessenberg; in diesem Sinne beschied sie der Kaiser, bei welchem ihnen Wessenberg eine Audienz erwirkte; in diesem Sinne sprachen Erzherzog Franz Karl und die anderen Mitglieder des Kaiserhauses, mit denen sie an der kaiserlichen Tafel in Berührung kamen. Se. Majestät, sagte man ihnen, hätten Selbst die Kraft gefunden, der Unordnung in Ihren Staaten zu steuern.

Dessenungeachtet ließen die beiden Reichs-Commissäre von ihrem Vorhaben nicht ab. So oft ihnen über die Ereignisse bei Wien eine neue Nachricht zukam, richteten sie an Wessenberg eine Note, welche dieser schriftlich beantworten musste; denn sie wollten nach Frankfurt urkundliche Beweise darüber bringen, was und wie sie verhandelt hätten. Dabei kamen sie immer darauf zurück, es sei die deutsche Sache, um die sie sich annehmen müssten; denn es sei Gefahr, dass in Wien das Deutschthum dem Slaventhum unterliege. Diese Auffassung konnte Wessenberg nicht zugeben. „Die Revolution", entgegnete er ihnen, „hat ein deutsches Gewand angelegt, die deutschen Farben in Wien sind die Abzeichen der Partei des Umsturzes. Es ist kein Kampf der Nationalitäten, es handelt sich um keine Umbildung der Monarchie in ein slavisches Österreich. Die Maßregeln der Regierung haben nur einen Zweck: Bekämpfung der Anarchie und Herstellung gesetzlicher Zustände. Es ist ein Kampf der gesetzlichen Gewalt, ohne die es keine Regierung gibt, gegen die Schreckensherrschaft, ein Kampf der Erhaltung gegen den Umsturz." Als bekannt wurde, dass der Reichstag nach Kremsier verlegt werde, kam man in Frankfurt in neue Unruhe. „Es hat", schrieb ihnen Schmerling, „am Sitze der deutschen Reichsgewalt Missbilligung gefunden, dass ein Ort mitten in einer slavischen Bevölkerung als Sitz des Reichstages gewählt worden ist; wie ich die Verhältnisse kenne, wäre Linz ein viel geeigneterer

Sitz des Hofes sowie des Reichstages." Allein auch in diesem Punkte war nichts zu machen; die Vorstellungen Welcker's und Mosle's blieben ohne Erfolg. Am 26. October fuhren Wessenberg und der Olmützer Fürst-Erzbischof Maximilian Joseph Frh. v. Sommerau-Beckh nach Kremsier. Hier besaß der Erzbischof eine prachtvolle und weitläufige Sommer-Residenz, die er dem constituierenden Reichstage und den verschiedenen Ministerien zur Verfügung stellen wollte. Alois Jelen, der allgewaltige Reichstags-Ordner, wurde aus Prag berufen, um die Adaptierung der verschiedenen Räumlichkeiten zu leiten.

* * *

Am selben Tage war eine abermalige Deputation von Wien abgegangen, es war nun schon die vierte oder fünfte, wenn man die Sendung Hornbostel's dazu rechnet. Der Kampf tobte bereits an den meisten Linien, als Pillersdorff, Prato, Fischhof und Adam Potocki Wien verließen. Am 26. abends trafen sie in Olmütz ein und verfügten sich sogleich zu Wessenberg, damit er ihnen für den morgigen Tag eine Audienz bei den Majestäten verschaffe. Wessenberg versprach es ihnen, machte sie aber zugleich aufmerksam, dass sie auf einen Erfolg nicht zu rechnen hätten: es sei, fügte er bei, in höchstem Grade zu bedauern, dass es so weit habe kommen müssen; er hege den lebhaftesten Wunsch, dass es ein Mittel gäbe, den furchtbaren Streit auf gütlichem Wege auszugleichen; allein das liege nicht in seiner Macht, da der kaiserliche Feldmarschall die uneingeschränkte Vollmacht habe, nach seinem Ermessen vorzugehen.

Am 27. verfügten sich die Wiener Abgeordneten zuerst zu den beiden Reichs-Commissären, um dieselben über die Lage in Wien aufzuklären und ihnen den Zweck ihrer Sendung mitzutheilen. In der neuen Adresse legte der Reichstag „im Angesichte von ganz Europa und mit dem heiligen Ernste unverbrüchlicher Wahrheitsliebe" die neuerliche Versicherung ab, dass gegenwärtig weder Anarchie noch Empörung in Wiens Mauern herrsche; solche Zustände könnten aber eintreten, „wenn die Bevölkerung durch die Vertagung des Reichstages ihren letzten Haltpunkt verlöre" und wenn sie durch Gewaltmaßregeln zu einem Verzweiflungskampfe getrieben würde. Unter solchen Umständen halte es der Reichstag „für ein Gebot seines Gewissens und der Nothwendigkeit," auf seinem Posten auszuharren und hoffe, dass Seine Majestät Seine Zustimmung zu diesem „einmüthigen Beschlusse geben werde". Zum Schlusse glaubte der Reichstag den Kaiser an das Versprechen vom 6. October erinnern zu dürfen, ein „Euer Majestät wie dem Volke gleich ergebenes Ministerium" zu berufen.

Für denselben Vormittag hatten die in Olmütz anwesenden Abgeordneten des Reichstages eine Versammlung verabredet, die in der Wohnung Balthasar Szábel's eines einheimischen Olmützers, stattfinden sollte; die vier Mitglieder der Wiener Deputation waren gebeten, an dieser Versammlung theilzunehmen. Es war ein sehr großes Zimmer, in weitem Kreise waren Stühle hergerichtet, auf denen wir Platz nahmen. Es waren: der Hausherr, Karl Herzig, Alois Fischer, Fedor Kromer (für Böhm.-Kamnitz), Johann Dvořák (für Kunstadt in Mähren), Cajetan Mayer, Karl Wagner (für Mähr.-Neustadt), Palacký, Pinkas, Karl Hawliček, Stadion und ich, dann Prato, Fischhof, Potocki und Pillersdorff.*) Es herrschte anfangs eine gedrückte Stimmung. Niemand wollte mit der Sprache heraus, und das war sehr begreiflich. Die Tage in Wien mussten berathen werden, und die darüber zu verhandeln hatten, waren von einer Seite solche, die bis zum letzten Augenblick in Wien ausharren wollten, von der andern Seite jene, die dem Aufstande den Rücken gekehrt hatten oder doch jetzt nicht mehr gesonnen waren, nach Wien zurückzukehren. Endlich machte einer den Anfang, es folgte ein zweiter, ein dritter. Allein so vorsichtig sie ihre Worte stellen mochten, um den andern Theil nicht zu verletzen, so konnte es zuletzt doch nicht ausbleiben, dass zwei einander so schroff entgegenstehende Parteien hart aneinander geriethen. Die Mitglieder der Wiener Deputation sprachen von einem Kampfe der Tyrannei gegen die Freiheit, auf deren Unterdrückung es abgesehen sei; von der heldenmüthigen Vertheidigung Wiens, die man unterstützen müsse, u. dgl. Mehrere der Wiener Ausreißer pflichteten ihnen bei, allerdings in sanfterer Tonart, weil man ihnen ja vorhalten konnte: Wenn Ihr so sehr für die Wiener Erhebung seid, warum bleibt Ihr denn in Olmütz, warum geht Ihr nicht dorthin, wo Euer Herz ist? Die von der böhmischen Partei blieben ihren Gegnern die Antwort nicht schuldig; sie bemühten sich mit großer Schonung vorzugehen, allein Ausdrücke wie „Anarchie", „Aufstand", „Empörung", von der Nothwendigkeit, die gesetzliche Ordnung herzustellen u. dgl. konnten doch nicht ausbleiben. Jetzt nahm Fischhof das Wort und goss eine Flut von Verwünschungen über die böhmischen Abgeordneten: sie seien es gewesen, die der Sache der Freiheit den ersten Stoß versetzt; sie hätten den Fürsten WindischGraetz zum Zuge gegen Wien aufgefordert, hätten ihn vor seiner Abreise mit einem Fackelzuge ausgezeichnet rc. Der heftigen Rede folgte eine nicht minder heftige Erwiderung, wenn ich nicht irre von Pinkas, bis sich Adam Potocki von seinem Sitze erhob und,

*) Ich meinte, auch Dr. Anton Beck (für Wittingau) habe an dieser Versammlung theilgenommen, da er um diese Zeit ab und zu nach Olmütz kam; er hat mir aber auf das bestimmteste versichert, er sei nie in Szábel's Wohnung gewesen.

einen Blick auf die Abgeordneten aus Böhmen werfend, sagte: „Wo solche Ansichten herrschen, habe ich nichts weiter zu thun". Damit schritt er, ohne den Hausherrn oder sonst jemanden zu grüßen, mitten durch unseren Kreis dem Ausgange zu: gemessenen Schrittes, das Haupt stolz erhoben, das Antlitz von Leidenschaft geröthet. Er war ein schöner Mann, und ich habe nie den Ausdruck männlichen Zorns und Entrüstung in einer vornehmeren Form gesehen: er erschien mir in diesem Augenblicke wie ein Löwe, der mit stolzer Ruhe aus der Mitte seiner Feinde, die ihn nicht anzugreifen wagen, sich zurückzieht.

Bald nach Potocki's Abgang erhoben sich Prato, Pillersdorff und Fischhof, da die Stunde heranrückte, wo sie zur Audienz beim Kaiser erscheinen sollten. Wir anderen blieben beisammen und obwohl der Vorfall mit Potocki eine arge Verstimmung zurückgelassen hatte, so kamen jetzt die inneren Angelegenheiten zur Sprache, und Palacký ergriff das Wort, wobei er „die Rechte der böhmischen Krone" erwähnte. Stadion, der neben mir saß, gab mir einen leichten Stoß und sagte leise: „Da sehen Sie's, wie er es mit Österreich meint!" Ich konnte mich hier in keine Auseinandersetzung mit ihm einlassen und zuckte nur mit den Achseln, zum Zeichen, dass ich sein Bedenken nicht theilte. Stadion freilich, wie er sich die Neugestaltung des Staates dachte, konnte sich ein großes, starkes und einiges Österreich, in welchem doch „die Rechte der böhmischen Krone" anerkannt werden sollten, nicht denken.

Die Audienz der Wiener Deputation bei den Majestäten fiel aus wie alle früheren. Der Kaiser und die Kaiserin schienen tief ergriffen von der Schilderung, welche ihnen die Abgeordneten von der Lage in Wien machten. Zuletzt aber zog der Kaiser aus seiner Brusttasche ein Papier und las ihnen die Antwort vor: Er werde, was sie Ihm im Namen des Wiener Reichstages vorgebracht, in reifliche Erwägung ziehen, Seine Entschließung werde er nachträglich bekanntgeben.

Die Abgeordneten eilten zu Wessenberg, der ihnen nur wiederholen konnte, was er ihnen am Abend zuvor gesagt hatte. Dann giengen sie zu Welcker und Mosle, die ihnen versprachen, sich nochmals für die Sache Wiens zu verwenden, aber ihnen nicht verhehlen konnten, es werde, nachdem die Sache schon so weit gediehen, kaum etwas fruchten. Potocki war ungeheuer aufgeregt. Als er auf der Straße mit Alois Fischer zusammentraf, rief er: „So lang nicht ein Dutzend Köpfe fallen, wird es nicht besser!"*)

In der That richteten die beiden Reichs-Commissäre eine neue Note an Wessenberg. Schon am gestrigen Tage, hieß es darin, habe man von fern

*) Als ihn Fischer 1861, wo beide im Wiener Reichsrathe zusammentrafen, an jene Worte erinnerte, sagte Potocki: „Ich war damals wohl sehr jung!"

her große Feuersbrünste in der Richtung von Wien gesehen, heftigen und anhaltenden Kanonendonner von dorther vernommen, ihnen selbst sei eine Proclamation des Fürsten Windisch-Graetz vom 23. zu Gesicht gekommen, die darin gesetzten harten, ja maßlosen Bedingungen müssten die höchste Gereiztheit der Wiener hervorrufen und sie zum heftigsten Widerstande entflammen; es sei darum höchste Zeit, den Feldmarschall von den äußersten Maßregeln zurückzuhalten. Wessenberg antwortete den Beiden noch an demselben Abend: Nicht der Feldmarschall sei der angreifende Theil gewesen, sondern er habe zwei gegen seine Truppen gerichtete Angriffe zurückgeschlagen; dennoch habe er die Frist zur Niederlegung der Waffen um weitere 24 Stunden verlängert: „dass übrigens Empörungen solcher Art, wie die der Proletarier in Wien, nicht leicht ohne Zwangsmittel unterdrückt werden, haben noch neuerlich die Ereignisse in Frankfurt bewiesen.“ Letzteres war ein argumentum ad hominem für die beiden Herren Reichs-Commissäre.

Pillersdorff, Potocki, Fischhof und Prato reisten noch denselben Abend nach Wien ab. Herzig, Kromer, Wagner und Dvořák, die in ihren Anschauungen mehr oder minder mit ihnen sympathisierten oder wegen ihrer Wähler sympathisieren mussten, fuhren mit ihnen, aber nur bis Floridsdorf. Sie meinten der Sache Wiens besser nützen zu können, wenn sie in ihre Wahlbezirke giengen; es sei von Wichtigkeit, dass sie sich mit ihren Committenten ins Einvernehmen setzten und diese über die Lage der Dinge aufklärten, ihnen die Bedeutung des Reichstages auseinandersetzten.

* * *

An dem Abend des vielbewegten Tages gieng ich in Begleitung Hawlíček's vom „Lauer“ nach Hause. Hawlíček kam auf die Prager Junitage zu sprechen und machte mir interessante Mittheilungen. Er und seine Partei, sagte er, hätten es als ein Unglück angesehen, dass so viele Polen zu dem Slaven-Congress erschienen seien; die Polen seien ihnen von allem Anfang wie Sturmvögel erschienen, die ein Unwetter voraussehen ließen. „Und ich versichere Sie“, sagte er zuletzt, „ich, Brauner und Rieger, wir haben in unserem Inneren gewünscht, dass Windisch-Graetz siege; denn jene unbesonnenen Leute würden das größte Unglück über unser Land gebracht haben.“

In diesen Tagen kam mein Cousin Adolf Schreiner durch Olmütz. Mein Onkel Professor Franz Gustav Schreiner in Graz war Abgeordneter in Frankfurt; seine beiden Söhne Adolf und Moritz redigierten in seiner Abwesenheit die „Grazer Zeitung“. Sie waren beide ultra-deutsch, und ich erinnere mich noch an den traurigen Ton, mit welchem Adolf, als wir abends

aus dem Gasthause heim giengen, zu mir sagte: „Also ist es wahr, was ich lang nicht habe glauben wollen, was ich aber jetzt aus den Gesprächen an Eurem Tische vernommen habe? So soll die deutsche Sache preisgegeben, so soll der Reichstag nach Kremsier verlegt und dadurch czechisiert werden!?“

Mir kamen nun viele Briefe zu, meistens nach Prag adressirt, von wo sie mir nachgeschickt wurden. Auf diesem Wege erhielt ich von meinem Reichtags-Collegen Anton Stark aus Falkenau zwei Schreiben. Er war ein wenig Schwarzseher und schilderte mit düsteren Farben die Stimmung, die in den deutschen Gegenden Böhmens die Oberhand hatte. „Es scheint mir, dass Emissäre herumgehen und aufreizen. Allgemein sympathisiert man mit den Wienern, weil die Leute aus Nationalitätsgefühl in der Wiener Rebellion nur das Ankämpfen gegen Slaven und Reaction sehen wollen. Von Reichenberg werden Aufforderungen an die Städte geschickt, den Wienern zu Hilfe zu kommen, und von Eger sollen an 100 Mann gehen wollen... Ich erfahre eben,“ setzte er in einer Nachschrift dazu, „dass Studenten aus Wien als Emissäre die Leute aufwiegeln, und es ist auch einer nach Falkenau gekommen, wo seine Eltern sind. Es ist sehr zu fürchten, dass in Böhmen ein Nationalitätskampf ausbricht, wenn die Sache in Wien nicht bald entschieden wird.“ In einem späteren Schreiben aus Tschemin theilte er mir mit: „In Ihrem Wahlbezirke sollen Placate aus Wien circuliren, welche das Volk auffordern, den Wienern zu Hilfe zu ziehen, weil, wenn Wien unterliegt, mit 1. Januar die Robot und alle Giebigkeiten wieder in Wirksamkeit treten.“ Er erinnerte mich an mein Vorhaben, einen offenen Brief an meine Wähler zu richten. Übrigens hielt Stark treu zu unserer Partei, der er sich seit seinem Abgange von Wien angeschlossen hatte. „Das Unheil“, schrieb er mir, „haben jene Deputierten zu verantworten, die in Wien geblieben sind und damit der Rebellion den Anschein eines Kampfes für die Freiheit gegen die Unterdrückung gegeben haben. Die Proclamationen des Reichstages, das Reden von Freiheit und vom Kampf für dieselbe rc. machen die Leute stutzig; statt den scheußlichen Mord des Latour öffentlich zu missbilligen, statt dass der Reichstag sogleich seinen Abscheu und Verdammung über diese unbezeichenbare Gräuelthat ausgesprochen hätte, hat er vom Siege des Volkes und der Freiheit gesprochen! . . . Also vom 24. d. M. an binnen zehn Tagen haben wir im Reichstag zu erscheinen, oder es werden neue Wahlen ausgeschrieben. Ich für meinen Theil protestire nicht dagegen und bitte auch Sie, nichts in ähnlichem Sinne für mich zu thun. Es wäre überhaupt gut, wenn unsere Zeitungen nichts als bloß Leitartikel brächten; was von czechischen Deputierten ausgeht und bekannt gemacht wird, wird nicht geglaubt.“

Was mir Stark aus den deutschen Landstrichen Böhmens schrieb, das wurde mir aus anderen Gegenden bestätigt. Dr. Franz Harant war seiner Zeit Assistent meines Vaters an der Prager Universität für canonisches Recht gewesen und hatte es, wie er mir später erzählte, vorzüglich dieser Verwendung zu danken, dass ihn das Stift Zwettl, wo die Stelle des Bezirksrichters erledigt war, allen anderen Bewerbern vorzog; er hat darum meinem seligen Vater stets ein dankbares Andenken bewahrt. Harant nun theilte mir aus dem niederösterreichischen Waldviertel mit, dass die dortige Bevölkerung, mit Ausnahme einer geringen Zahl, durchaus mit dem Wiener Aufstande sympathisire: „Man flößt dem Volke Hass gegen alle Anhänger der Dynastie ein, und man muss auf alles gefasst sein. Ich kämpfe mit dem Entschlusse, mich der Armee anzuschließen, welche die Anarchie bekämpft, um mitzukämpfen. Es wäre mir nicht möglich, ruhig zuzusehen, wenn mein Vaterland dem Abgrunde zueilen sollte."

Von Lubomirski kam mir ein Schreiben aus Freiwaldau zu. Der Schmerz in seiner rechten Hand hinderte ihn noch eigenhändig die Feder zu führen, und so schrieb sein Privatsecretär J. Serwatowski in seinem Namen. Er verlangte hundert Exemplare jenes Manifestes, das ich ihm in Olmütz vorgelesen hatte, da er in den Wiener Zeitungen nur das vom 16 gefunden habe, von welchem ich ihm doch erklärt hätte, dass es unterdrückt werden und in anderer Fassung erscheinen solle. Er sprach seine Befürchtungen über die „traurigsten und schrecklichsten Folgen" aus, welche die Veröffentlichung jenes Manifestes in der ursprünglichen Fassung namentlich in Galizien haben werde. Er sah im Geiste, wie bereits „ein dem Jahre 1846 gleicher Aufstand gegen die polnische Intelligenz" im Werke sei und bat, wir böhmischen Abgeordneten möchten „alle Mittel" versuchen, „um die schlechten Folgen dieses Manifestes abzuwenden". Zuletzt fügte er mit eigener unsicherer Hand die Worte bei: „Ich sehe bloß Unglück über unserem Lande schweben. Um Gotteswillen helfen Sie! Sie nur in Böhmen können es! Das Manifest des Kaisers, das des Reichstages bezwecken nur eines, d. i. Landsturm!! Wohin wird das führen?"

Heiterer lautete ein Schreiben meines Freundes Köstler aus Krakau. Ich hatte ihn gebeten, meine Geldangelegenheiten in Krakau zu besorgen, namentlich meinen Gehalt zu beheben. Hierauf schrieb er mir in seiner stets jovialen Weise: „Für November, sagte mir der hiesige Controlor, bekommst Du einen D . . . ., nachdem deine Gage hier eingestellt ist und Du ohnedies als Deputierter 150 fl. monatlich umsonst beziehst." Der Brief schloss mit einem Gruße an meine „göttliche Gemahlin" und „lebe recht wohl, Du mein Augapfel; es küsst Dich Dein — Bankier Köstler."

9.

Wie sah es in der Zeit, da Palacký, Pinkas und ich in Olmütz weilten, in unserem goldenen Prag aus?

In den ersten Tagen nach unserer Abfahrt befand sich alles noch so ziemlich auf dem alten Flecke. Štúr und Hurban weilten noch immer in Prag und warben für den Freischarenzug, den sie in ihre Slovakei unternehmen wollten, Sympathien, Geldbeträge und Freiwillige. Daneben liefen Gaben für die Kroaten und Serben ein und „Nár. Now." brachten von Zeit zu Zeit Verzeichnisse der empfangenen Beiträge. Havel Borovský (Karl Havlíček) harrte tapfer an unserer Seite aus und vertheidigte mit ebenso warmem Eifer als großer Geschicklichkeit unsere Haltung. Am 19. October hatte die Krakauer „Jutrzenka" einen heftigen Artikel gebracht, worin die Politik der Böhmen angegriffen und verhöhnt, dagegen jene der Polen in den Himmel erhoben wurde; die Polen, hieß es, seien die wahren Vorkämpfer und Retter der Freiheit, die Stützen des Slaventhums. Gegen diesen Ausfall erschien nun in den „Nár. Now." Nr. 167 vom 24. ein Artikel „Poláci", worin Havlíček die Meisterschaft seines naturwüchsigen Genies entfaltete. Mit unerbittlicher Schärfe der Logik und des Ausdruckes zeichnete er jene verwerfliche Politik, die sich in den Schein der Freisinnigkeit und Volksthümlichkeit hülle, die gemeinsame Sache der Slaven und des polnischen Volkes zu vertreten vorgebe, in Wahrheit aber mit plumpem Egoismus bloß den Vortheil des polnischen Adels im Auge habe und für diesen kämpfe.

In einem Leitartikel vom folgenden Tage charakterisierte er in scharfer Weise den Stand der verschiedenen nationalen Parteien in Österreich. „Wir österreichischen Slaven", hieß es darin, „haben das erreicht, was uns vor allem Noth thut, nämlich die Gleichberechtigung mit allen anderen, wir wollen fortan keine Revolution, weil wir überzeugt sind, dass wir auf friedlichem Wege im Reichstage erkämpfen werden, was uns von Nutzen ist ... Was wollen dagegen die anderen? Die Magyaren wollen Lostrennung und tyrannische Alleinherrschaft. Der polnische Adel will das alte Polen mit der Oberherrschaft der polnischen Race über die russische und litauische und der Aristokratie über das gemeine Volk. Die Italiener streben Losreißung von Österreich und ein einiges Italien, die Frankfurter Unterwerfung der österreichischen Bundesländer als unterthänige Provinzen und ein einiges Deutschland an. Sie alle stehen mit einander im Bunde, sie wollen kein Österreich, sie machen Revolution um es zu zertrümmern, uns schreien sie als Reactionäre, als Regierungsknechte aus; doch im Grunde wollen sie nur, dass wir nach ihrer Pfeife tanzen. Wir werden uns hüten, uns durch ihren Hohn und ihre trügerischen Phrasen von unserem Wege abbringen zu lassen. Dass wir jetzt

mit der Regierung und mit dem Hofe halten, thun wir nicht um dieser Willen und aus Kriecherei, sondern um unsertwillen und in der Überzeugung, dass in dieser Politik gegenwärtig unser Aller Vortheil liegt".

Als dieser letztere Artikel aber erschien, hatte die bisherige politische Stimmung sowohl in Prag, als auch in vielen Gegenden des böhmischen Landes umgeschlagen. Am 22. October hatte Banus Jellačić, der Stolz der österreichischen Slaven, ein Schreiben an die Slovanská Lípa gerichtet. Er sprach sich darin über die Stellung und Aufgaben des Slaventhums in Österreich aus und setzte die Beweggründe auseinander, die ihn zu dem Marsche gegen Pest und dann gegen Wien veranlasst hätten, diesen beiden Hauptherden der Slavenfeindlichkeit, und spendete dabei der Politik der Böhmen warmes Lob. Ohne Zweifel würde das Schreiben die größte Begeisterung hervorgerufen haben, nicht bloß im Schoße der Slovanská Lípa und in den Kreisen der böhmischen Abgeordneten, sondern in allen Gauen des böhmischen Landes, wenn es nicht mit einer andern Nachricht zusammengefallen wäre. Denn zur selben Zeit, da es in Prag eintraf, wurde die Proclamation des Fürsten Windisch-Grätz vom 23. aus Hetzendorf bekannt, und nun war alles starr vor Staunen und Schrecken über die Forderungen, die darin ausgesprochen waren: Bedingungslose Unterwerfung, Ablieferung aller Waffen, Sperrung der Aula, Auslieferung der Häupter der akademischen Legion und von zwölf Studenten als Geiseln, Unterdrückung aller Journale mit Ausnahme der „Wiener Zeitung".

Im Grunde musste sich jeder besonnene Politiker sagen, dass einer in hellem Aufstande begriffenen Stadt gegenüber nichts anderes für den Augenblick gethan werden konnte, als Gewalt gegen Gewalt. Allein in Prag erinnerten diese Forderungen nur zu sehr an das, was man vier Monate früher selbst erfahren hatte und womit niemand einverstanden gewesen war, als die bekannten Siebenundsechziger in ihrer Adresse. Auch jetzt waren es fast nur diese Siebenundsechziger, die das Vorgehen des kaiserlichen Feldmarschalls ganz natürlich, durch die Lage der Dinge in Wien geboten fanden. Bei allen anderen, Böhmen wie Deutschen ohne Unterschied, war Feuer im Dach. Die Radicalen hatten mit einemmal die Oberhand gewonnen. In allen Körperschaften und politischen Vereinen, in Gast- und Caffeehäusern, auf den Straßen wurde gegen das „unconstitutionelle Verfahren" des Fürsten Windisch-Grätz gesprochen, peroriert, declamiert, geflucht und geschimpft. Wehe dem, der ein Wort dagegen wagte! Von der Regierung geschah nichts, um den Sturm der Leidenschaften zu beschwichtigen. Windisch-Grätz war fort, der kräftige Leo Thun war in die Ecke gedrückt, und sein Nachfolger Baron Mecséry war ohne Kraft und daher ohne Ansehen. Er

verstand es nur, mit kleinen Mitteln zu operieren. Als sich in diesen Tagen unter den Arbeitern das Gerücht verbreitete, von den Stadtverordneten wolle die Frage der Maschinen berathen werden, was am 25. die Leute in große Aufregung versetzte, so dass ein neuer Aufstand drohte, ließ Mecséry unter die Arbeiter Geld austheilen*), und so kam es von dieser Seite zu nichts ernsterem.

Um so heftiger gährte es wegen der Wiener Frage in den Gemüthern, und zwar nicht bloß in der Hauptstadt und den größeren Städten, sondern auch auf dem Lande. Selbst in stockböhmischen Gegenden trieben sich Leute herum, welche das Vertrauen der Bevölkerung in ihre Abgeordneten zu erschüttern suchten. Es seien in Wien, schrieben die Hetzer, Abgeordnete, aber auch andere Herren gewesen, die sich hätten bestechen lassen, um das böhmische Land und Volk zu verrathen; Strobach allein habe zwei Millionen erhalten. In Wiener Blättern wurde die Mission von Palacký und Pinkas nach Olmütz und deren dortiges Zusammentreffen mit den Wiener Deputirten in der gehässigsten Weise dargestellt, was auch in Böhmen böses Blut machte. Unsere Abgeordneten veröffentlichten gegen solche Entstellungen eine offene Erklärung; allein das Misstrauen im Publicum war einmal angeregt und ließ sich so leicht nicht zerstreuen.

Das Losungswort war jetzt: eine Adresse an den Kaiser, die eine Deputation nach Olmütz bringen sollte, um dem martialischen Vorgehen des Fürsten Windischgrätz Einhalt zu thun. In der Abend-Sitzung vom 25. wurde von der Slovanská Lípa beschlossen, den deutschen Verein zu begrüßen, auf dass er in dieser Angelegenheit Hand in Hand mit ihr gehe. Für den 26. wurde eine Volksversammlung auf die Sophien-Insel berufen, wo die Lage Wiens besprochen werden sollte; der Ausschuss der Slovanská Lípa sollte darüber wachen, dass alles in Ordnung vor sich gehe: jeder, der sprechen wolle, habe sich vorerst bei den Ausschüssen einschreiben zu lassen und im allgemeinen zu bezeichnen, worüber er reden wolle ꝛc. In der Prager Bevölkerung rief dieser Beschluss mannigfache Besorgnisse hervor; allerhand Gerüchte liefen umher. „Will man“, sagten die Furchtsamen, „die Leidenschaften abermals wie in den Pfingsttagen heraufbeschwören?!“ Indes verlief die Volksversammlung in aller Ruhe und Ordnung.

Mittlerweile war die Adresse an den Kaiser abgefasst und die große Deputation nach Olmütz gewählt. Sie bestand aus Vertretern des Stadt-

*) Fürstin Schönburg schrieb über Mecséry am 27. aus Prag an ihren Schwager im Lager vor Wien: „Du warst sein Fischbein, depuis votre départ ist er ein Mord-Lakirer geworden, et s'est même vanté d'avoir fait distribuer de l'argent parmi les ouvriers, ce qui me paraît ein gefährliches Palliativ.“

verordneten-Collegiums, des Verwaltungsrathes der Nationalgarde und der akademischen Legion, zusammen 28 Köpfe, mit dem Bürgermeister Dr. Wanka an der Spitze. Ihre Aufgabe war, im Namen der Stadt Prag Fürsprache „für das Schicksal ihrer Schwesterstadt Wien" einzulegen: „Soll eine Bevölkerung von 400.000 Menschen einem namenlosen Elende preisgegeben werden? Nein, das kann Ferdinand der Gütige nicht wollen! An Ihn wenden wir uns mit der vollen Zuversicht, dass die äußersten, zur Verzweiflung führenden Maßregeln nicht in Anwendung gebracht werden, bevor nicht alle Mittel erschöpft sind, die zu einer friedlichen Lösung führen könnten."

An demselben Tage, an dem die Deputation nach Olmütz abgehen sollte, 29. October, war Fahnenweihe ob dem Vyšehrad. Fürstin Schönburg schrieb an den Fürsten Windisch-Grätz: „Heute wird teuflisch aus der einen Kanone geschossen, qui forme l'artillerie de la Nationalgarde."

* * *

In Olmütz herrschte in diesen Tagen keine geringere Aufregung als in den verschiedenen Kreisen Prags. Auch bei uns bangte man wegen der Entscheidung vor Wien, nur in anderer Art. Der Telegraph arbeitete ununterbrochen. Minister Kraus war für einige Stunden nach Olmütz gekommen; nachmittags am 28. reiste er wieder ab und traf abends nach fünfstündiger Fahrt in Wien wieder ein. Veröffentlicht von amtswegen wurde in Olmütz nichts, und das machte uns die Sache bedenklich. Denn das wussten wir ja, und wusste alle Welt, dass der Kampf bereits begonnen hatte. Wir lebten in fortwährender Spannung, eine Stunde um die andere drohte etwas neues zu bringen. So oft wir konnten, eilten wir auf den Bahnhof hinaus, nachzufragen, ob keine neue Post eingetroffen sei. Wer von Wien kam, wurde umringt und befragt, besonders Officiere. Was diese aussagten, konnte unsere Zweifel nicht beschwichtigen. Es sprach keine Siegeszuversicht aus ihren Worten: der Kampf sei ein sehr erbitterter, die Stadt scheine zu ernstem Widerstande entschlossen, schon habe das Militär viele Verluste erfahren, niemand könne sagen, wie der Ausgang sein werde. Gerüchte gab es in Menge, eins löste das andere ab. Auch private Mittheilungen kamen uns zu; denn fortwährend trafen Personen ein, die unmittelbar aus Wien kamen und die Zustände dort mit eigenen Augen gesehen hatten: der Terrorismus habe den höchsten Grad erreicht, selbst ganz deutsche Abgeordnete hätten darüber zu klagen. Von Messenhauser war in der Stadt nicht viel zu hören noch zu sehen; um so mehr zu lesen, denn alle Tage erschienen Maueranschläge von ihm, mitunter endlose Satzschriften. Der eigentliche Leiter der Vertheidigung war der kleine Bem, der jedem mit dem Erschießen drohte, der nicht gleich parierte: seine Worte zündeten, seine Rede entflammte den

sinkenden Muth. Der Abgeordnete Friedrich Thiemann (für Rumburg) hörte ihn eines Tages, als Bem, wenn ich nicht irre am Graben, die Leute anredete und ihnen Befehle gab; Thiemann schilderte mir später den Eindruck, den Bem's Wesen auf ihn gemacht: „Der Mann“, sagte er, „besitzt eine dämonische Gewalt, die Anderen hinzureißen und sich dienstbar zu machen.“ Eine andere Gestalt war der Grazer Dr. Emperger. Wie ein Fradiavolo gekleidet, mit langem Mantel, Pistolen im Gürtel, den entblößten Säbel in der Rechten, eilte er im Sturmschritt durch die Straßen, dass die Leute vor ihm wie vor einem Verrückten scheu auseinander stoben.

Wien war öd und leer. Von den besseren Ständen war schon lange niemand mehr in der Stadt; in den eleganteren Stadttheilen standen ganze Häuser ohne Inwohner; nur die Hausbesorger waren noch da. Dafür waren alle kleineren Städte im Lande und in den Nachbarländern von Wiener Flüchtlingen überfüllt: in Linz, Znaim, Brünn, selbst in Prag waren viele. In der Nähe von Wien war am meisten Baden von ihnen angefüllt, das dafür den Spottnamen „Schwarzgelbowitz“ erhielt; denn „schwarzgelb“ hieß damals alles, was nicht mit der Revolution hielt. Auch die kaiserlichen Ämter standen fast leer, selbst in den Ministerien hielten nur Wenige auf ihren Posten aus. Von dem Unterrichts-Ministerium, dessen Leitung ich übernehmen sollte, waren nur die Ministerialräthe Exner und der Edle von Bergenstamm an ihrem Platze; der letztere, ein Vertrauensmann des Unterstaatssecretärs Feuchtersleben, war binnen einem halben Jahre vom Ministerial-Concipisten zum Ministerialrath avanciert, ein Mann von beschränkten Fähigkeiten und in seiner Gesinnung der Empörung nicht sehr abgeneigt. Baron Feuchtersleben selbst, der das Ministerium leiten sollte, hatte sich aus der Stadt verloren, und man sprach, er wolle sein Amt niederlegen. Es hieß, er sei durch die Drohungen der Chirurgen geschreckt, da man wusste, er wolle die chirurgischen Anstalten aufheben und den Stand der Chirurgen aussterben lassen. Zu den „Chirurgen“ zählten sich aber jetzt auch einfache Barbiere, die in der medicinischen Legion sehr stark vertreten waren und dort den Ton angaben; denn auch von den Studenten waren die besseren Elemente zahlreich geschieden. Selbst der Bürgermeister Seiller und der Vice-Bürgermeister Dr. Zelinka waren aus Wien geflohen, und zwar, wie man ihnen spöttisch nachsagte, so eilig, dass sie sich am Semmering zum erstenmal umsahen.

Von den Wiener Zeitungen waren die kleineren fast alle eingegangen, die größeren mussten alle in den Ton der Aufständischen einstimmen. Selbst die „Wiener Zeitung“, damals von Rudolf v. Eitelberger redigiert, schrieb von den Aufständischen als den „Unseren“, so dass eigentlich Windischgrätz und seine Generale die „Rebellen“ waren, wie in der That Bem von der

belagernden Armee nicht anders als von den „Rebellentruppen" sprach. Der „Österreichische Lloyd", an dessen Spitze der geistvolle Warrens stand, befand sich durchaus unter dem Terrorismus der Radicalen, wahre Schand-Artikel musste er aufnehmen. Auch die größeren Provinzblätter waren mehr oder minder radical, manche hetzten ganz offen für den Aufstand; in Olmütz selbst bestand, wie früher erwähnt, Hölzel's „Die neue Zeit", regierungsfeindlich über die Maßen. Es that daher dringend noth, für die Regierung und für die Grundsätze und Ideen, die sie leiten sollten, ein verlässliches Organ zu schaffen; ihre Freunde wie ihre Gegner verlangten in dieser kritischen Zeit authentische Nachrichten aus dem thatsächlichen Mittelpunkte des Reiches. Da war es Dr. Anton Beck, Reichstags-Abgeordneter für Wittingau, Erzieher im Hause des Fürsten Johann Adolf Schwarzenberg und von daher seit Jahren mit dem Fürsten Felix, aber auch mit dem Grafen Stadion bekannt, der den Gedanken eines publicistischen Regierungs-Organes anregte, das in Olmütz erscheinen sollte. Schwarzenberg und Stadion griffen mit beiden Händen zu, verlangten aber von ihm, er selbst möge die Leitung übernehmen. Er erbot sich dazu, obwohl die Aufgabe gewiss keine leichte war. Die ihm zur Verfügung gestellten Gelder waren knapp, die Informirung seitens der Regierung war dürftig und ängstlich; die Druckerei Skarnitzl, wo „Die neue Zeit" gedruckt wurde, zeigte sich einem conservativen Unternehmen anfangs abgeneigt. Überdies fehlte es in der Stadt fast an allen für die Herausgabe eines großen Blattes nothwendigen Hilfsmitteln: literarische Verbindungen, Correspondenten in den wichtigsten Orten mussten erst gesucht werden. Es gehörte in der That unter solchen Umständen nicht gewöhnlicher Muth und eiserne Ausdauer dazu, ein solches Unternehmen zu arrangiren und durchzuführen. Gleichwohl war Beck mit seinen Vorbereitungen bald so weit, dass am 28. October die Ankündigung erfolgen konnte. Titel der neuen Zeitung war: „Österreichischer Correspondent"; Beck's Name war nicht genannt. Er hatte anfangs nur einen Mitarbeiter, dann zwei, von denen der eine kränklich war, der zweite sich später als geheimer Republikaner entpuppte. Die Leitartikel schrieb Beck in der ersten Zeit allein, die ganze Redaction lastete auf ihm, dazu die Administration in vollem Umfang. Erst als es ihm gelang, den Dr. Constantin Wurzbach zu gewinnen, gieng die Sache flotter.

Der 28 October vergieng uns in Olmütz in trüber Stimmung und voll banger Sorgen. Am 29. wurden zwei telegraphische Depeschen durch Placate veröffentlicht, sie meldeten Fortschritte des Militärs. Jetzt begannen selbst Mitglieder der Linken an dem Siege des Aufstandes zu zweifeln und mit

Bangigkeit die Folgen zu erwägen, die sich für sie einstellen könnten. Aus dem Permanenz-Ausschusse wurde mir ein tragisch-komischer Auftritt erzählt. „Was wird der Windisch-Grätz mit uns machen?“ klagte der hagere Umlauft. „Was er mit uns machen wird?“ sagte Hubicki, einer der Radicalsten im Reichstage; „aufhängen wird er uns lassen!“ „Machen Sie jetzt keine schlechten Witze! Ihr Polen seid das Aufhängen gewohnt — aber wir?!“ Er gieng mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und boshafte Leute wollen bemerkt haben, dass er sich dabei unwillkürlich öfters an seinen langen Hals fühlte.

Umlauft war übrigens nicht der einzige von der Linken, dem es nicht recht geheuer zu werden anfieng. Sie hatten in den früheren Monaten den Mund gewaltig voll genommen, jetzt wurden sie auf einmal kleinlaut. Löhner, ein Redner von großer Begabung, aber kein Mann von großem Muth, war schon lang nicht im Reichstag erschienen. Auf der Straße war er manchmal zu sehen, ein gewaltiges Schwert an seiner Linken, um sich die eigene Furcht vom Leibe zu halten; zuletzt war er wie verschwunden, er hatte ein Classenzimmer im Spital bezogen, um da als Kranker für alle Fälle sicher zu sein. Eine Geschichte weiß ich aus sicherer Quelle, die einen meiner ehrenwerten Collegen von der Linken betraf, dessen Namen ich unterdrücken will. Als das Einrücken der kaiserlichen Truppen bevorstand, erschien er in dem Hause eines ihn seit Jahren verachtenden Mannes und bat ihn um schützende Aufnahme. „Wie können Sie elender Schuft sich einbilden“ sagte ihm dieser, „dass Ihnen ein ehrlicher Mann Unterstand biete!“ Diese derbe Abweisung hielt jenen nicht ab, noch dringender zu bitten; es war nicht das erstemal, dass er ähnliche Ehrentitel aus dem Munde des Andern empfangen hatte. Als er hartnäckig abgewiesen wurde, empfahl er sich, fand sich aber unten beim Hausmeister ein und sagte diesem, der Herr lasse ihm sagen, er solle ihm einen Keller aufsperren. Der Hausmeister that, wie ihm geheißen ward, und jener hatte seinen Zweck erreicht: einen Schlupfwinkel in einem Hause zu finden, wo niemand die Anwesenheit eines „Rothen“ vermuthen konnte.

* * *

Am 30. October traf die große Prager Deputation in Olmütz ein. Am selben Tag war bereits bekannt, dass sich Wien ergeben hatte und die Truppen des Feldmarschalls sich anschickten, die innere Stadt zu besetzen. Welcker und Mosle richteten ein letztes Schreiben an den Minister Wessenberg, welchem sie anzeigten, dass sie ihre Mission als geendet betrachteten und dass sie daher keinen Grund hätten, länger am kaiserlichen Hoflager zu weilen.

Nicht so die Prager Deputation. Diese meinte jetzt erst recht ihr Fürwort einlegen zu müssen. Am 31., um $^{1}/_{2}$1 Mittags erschien sie vor dem Kaiser und sprach die Hoffnung aus, „dass der ausnahmsweise Zustand, in welchen Wien getreten, vorübergehen und die Besorgnisse, welche die Prager Bevölkerung hege, bald völlig werden beiseitigt werden.“ Die Antwort des Kaisers lautete ausweichend: Er fühle sich nicht in der Lage, jetzt schon einen bestimmten Ausspruch zu thun. — Unbefriedigt von diesem Bescheid, setzten die Prager Abgeordneten noch am selben Tage eine neue Adresse auf: „Es kann wohl nicht der Wille Eurer Majestät sein, die Deputirten der treuen böhmischen Nation in einer das Gesammtwohl der Monarchie berührenden Angelegenheit ohne eine beruhigende Antwort zu entlassen.“ Zum Schlusse stellten sie die Bitte, „dass im Falle der militärischen Besetzung von Wien mit Vermeidung jedes ausnahmsweisen Zustandes die Civilautoritäten ungesäumt wieder in die volle Wirksamkeit treten.“ Ob sie mit dieser zweiten Adresse vor den Kaiser gelassen wurden, weiß ich nicht, bezweifle es aber. Am 1. November wusste man bereits von dem kriegerischen Einfall der Ungarn in Niederösterreich, von dem Capitulationsbruch Messenhauser's, von der siegreichen Schlacht bei Schwechat, von der neuerlichen Beschießung der Stadt, und am 2. November reiste die Prager Deputation, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von Olmütz wieder ab.



Im letzten Hefte hat sich Seite 7, Zeile 2 von unten, ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen statt „und“ lies „nur“.

# Darwin und das Überleben des Passenden.

Von Anton Marquis Tacoli.

In einem christlichen Blatte den übrigens weniger von Darwin selbst, als von den Darwiniden verfochtenen Grundsatz von der Stammesgleichheit des Menschen mit dem Affen widerlegen, hieße Eulen nach Athen tragen. Hier kann die Nothwendigkeit einer solchen Besprechung nicht vorausgesetzt werden. Was aber die übrigen darwinistischen Theorien betrifft, welche sich thatsächlich oder a prima vista mit positivem Glauben immerhin vereinbaren lassen, so herrscht noch in den meisten christlichen Kreisen eine gewisse gedankenlose Gutmüthigkeit, in der man — da man schon gezwungen ist, manches von sich zu weisen — froh ist, wenigstens einen Theil als Entschädigung anzunehmen.

So ist gerade der Fundamentalsatz des Darwinismus vom Überleben des Passenden eine auf oberflächlichen Blick recht einleuchtende Theorie, welche von vielen positiv Gläubigen, wie von allen Materialisten als nahezu unumstößliche Wahrheit angenommen wird, von den ersteren natürlich unter Voraussetzung des Schöpfungsactes, von den letzteren als Surrogat desselben.

Wir behaupten schlechthin, dass dieser Satz von den Materialisten am allerwenigsten anerkannt werden sollte; denn er verläſst geradezu die materialistische Basis, enthält aber dessenungeachtet auch für die Vertreter der dualistischen Weltauffassung um kein Jota mehr Wahrheit.

Zumal gerade dieser Satz als ein Grundstein des materialistischen Ideengebäudes gilt, so ist er einer kurzen Untersuchung wohl wert.

Wenn Darwin vom »Survive of the fit est« spricht, so könnte er unter »fit« trotz der einzigen Deutung des englischen Sprachgebrauches immerhin dreierlei verstehen, nämlich fit soviel wie „bereits passend", ein Begriff der im Worte liegt, oder fit soviel wie „sich erst anpassend" oder endlich fit soviel wie „zweckmäßig".

Verstehen wir unter dem Überleben des Passenden die Fortdauer des bereits Passenden, weil Stärkeren, gegenüber dem Untergehen des nicht Passenden, weil an physischer Kraft und Ausdauer Schwächeren, so behält

der Satz einen so schlichten Sinn, dass wir ihn fast als Axiom betrachten, seine Wahrheit mithin keineswegs bezweifeln und ihn höchstens als Einleitung zur logischen Begründung des Kampfes ums Dasein einer Beachtung würdigen können. Dieser Sinn war keineswegs von Darwin in seinen Satz hineingelegt worden.

Begreifen wir ferner unter fit das sich erst unter veränderten Umständen Anpassende, so haben wir den Begriff der Accomodation des Organismus, welche aber, wie leicht einzusehen, erst stattfinden kann, wenn der Organismus in allen seinen Theilen und Functionen auf die früheren Umstände passend bereits existiert. Ein Pferd, welches in sehr kaltem Klima kein Winterhaar ansetzen würde, gienge zu Grunde; nun sich sein Haar der Temperatur anpasste, überlebt es ein theoretisch angenommenes, dessen Haar sich nicht verdichtet hätte. Aber auch Darwin weiß, dass in der Jetztzeit alle Organismen im Principe angepasst sind. Sprach er also von einem Überleben, so meinte er geologische Vorzeiten, in denen sich dieser Process abgespielt habe. Er meinte nicht die Accomodation, die er nur als Theil der praktischen Bethätigung seines Satzes betrachtet, und mit seinem Satze wollte er eben viel mehr erklären, nämlich die jetzt bestehende Zweckmäßigkeit der Organismen und mit ihr überhaupt ihre Existenz.

Wir kommen daher durch den von Darwin selbst in seinen Satz hineingelegten Sinn auf die oben angedeutete dritte Bedeutung des Ausdruckes fit, nämlich gleich zweckmäßig, obzwar rein sprachliche Bedenken dagegen obwalten mögen.

Darwin meinte mithin, um überhaupt mit seiner Hypothese die oben bezeichnete Frage nach dem Ursprung der zweckmäßigen Organismen berühren zu können, unter seinem Satze folgendes: „Das bereits Zweckmäßige, respective Accomodationsfähige überleben“ oder: alles sei so lange zugrunde gegangen, bis etwas dermaßen Modificiertes entstand, dass es den Anforderungen genügen und den Zweck erfüllen konnte. Dieser Process, der sich in der Vorzeit vollzog, habe nun folgerichtig den heutigen Zustand der allgemeinen Zweckmäßigkeit zum Resultat.

Das Zugrundegehen des nicht Zweckmäßigen kann nun entweder als zufällig oder als eine naturnothwendige Folge seiner Eigenschaft des nicht Zweckmäßigen betrachtet werden.

Ein zufälliges Zugrundegehen der nicht zweckmäßigen Organismen, welches gewissermaßen den zweckmäßigen unerwarteter Weise den Platz zum Fortbestande freiließ, wäre eine ganz willkürliche und ebenso phantastische Annahme. Man stelle sich nur vor, wie geringe Chancen nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung der Tod sämmtlicher Organismen hat, deren Zahl, da

sie ja wieder ihre Combination dem Zufalle verdanken, fast gleich unendlich zu setzen ist.

Übrigens war dies von Darwin auch keineswegs gemeint, da er doch seine These als ein entdecktes Naturgesetz, folglich als eine in der Theorie auch heute noch geltende Regel aufstellte.

Wir müssen uns überhaupt in Erinnerung behalten, dass ein Naturgesetz — und das soll der Satz vom Überleben des Passenden sein — weder räumlich noch zeitlich eine Ausnahme verträgt, ebensowenig wie die Schwerkraft jemals oder irgendwo ohne Wunder eine Ausnahme aufweisen kann.

Das Überleben des Zweckmäßigen, respective das Untergehen des nicht Zweckmäßigen muss also, da es nicht zufällig sein kann, noch nach Darwin zufällig sein soll, den Grund in der Natur des Zweckmäßigen oder nicht Zweckmäßigen als solchen haben.

Hier liegt die unüberbrückbare Kluft, in welche das ganze darwinistische Gebäude zu stürzen droht oder vielmehr bereits gestürzt ist.

Die Wahrheit des scholastischen Satzes »actio in distans impossibile« lassen wir, was den räumlichen Sinn anbelangt, dahingestellt (vielleicht wird der Schein, der dagegen spricht, durch kommende Physiker einmal gründlich beseitigt). Wer aber, ob Dualist, Spiritualist oder Materialist, wird ernstlich behaupten wollen, dass die Materie im zeitlichen Sinne auf Distanz wirken könne oder ein nur in der Zukunft als bloße Idee existierendes Etwas auf die Materie zurück?

Dies hat Darwin nicht bedacht, als er das Untergehen der einen Kategorie von Organismen aus der ihr innewohnenden Eigenschaft des nicht Zweckmäßigen erklärte. Der Zweck liegt doch in der Zukunft und kann nur manchmal von einer Intelligenz im voraus geahnt werden. Es kann also immer noch die Gelegenheit zum Versuche kommen, denselben zu erfüllen. Wir fragen: wann ist der Zeitpunkt gekommen, in dem der unzweckmäßige Organismus sich als solcher constatiert und unterzugehen hat? Und kann nicht der zweckmäßigste Organismus manchmal ohne die Gelegenheit zur Bethätigung seiner Zweckmäßigkeit existieren? Es müsste also jeder Organismus im Momente seines Werdens sofort seinen Zweck erfüllen, um existieren zu können.

Es gibt darauf immerhin eine Antwort; der Zweck eines Organismus kann in ihm selbst liegen, in seiner eigenen Erhaltung. Er liegt thatsächlich auch öfters ausschließlich darin. Dann lautet aber der Fundamentalsatz Darwin's, jeder Gelehrtenfloskel entkleidet, schlechthin folgendermaßen: „Nur das lebt, existiert, was so gestaltet ist, dass es leben, existieren kann“. Dieser

Satz wäre evident, und sinnlos wäre es folglich, ihn aufzustellen. Jedenfalls darf dann auch Darwin nicht vom survive, vom Überleben sprechen; denn ein Organismus, der die Fähigkeiten zum Leben im Principe nicht besitzt, beginnt nicht, oder wenn man so sagen darf, versucht nicht einmal zu leben, braucht also gar nicht unterzugehen.

Wir glauben damit nicht nur für uns die Haltlosigkeit des darwinistischen Satzes dargethan zu haben, wir haben auch gezeigt, dass nach diesem Satze der Materie Eigenschaften beigelegt werden, welche nicht einmal die menschliche Seele besitzt und welche gerade von den Materialisten unter keiner Bedingung anerkannt werden.

Als scheinbarer Nachweis der Richtigkeit der These vom Überleben des Passenden schien uns selbst einmal das Phänomen, welches mit dem Namen Mimikri bezeichnet wird.

Niemand leugnet das Bestehen der Neigung der Natur, Thiere in die Farben ihrer Umgebung zu kleiden. Ist jedoch diese Erscheinung ein Theil der thatsächlichen Folgerungen des besprochenen Satzes und angeblichen Naturgesetzes, so muss sie selbst ein Naturgesetz sein und vertrüge, wie oben angedeutet, keine einzige Ausnahme. Dem ist bekanntlich nicht so; es gäbe keine bunten Käfer im Grase, keine rothgefiederten Papageien in den saftiggrünen Baumkronen.

Dass der Schutz der betreffenden Thiere, wie Darwin behauptet, der Zweck dieser Erscheinung sei, ist bereits von Autoritäten widerlegt worden, insbesondere unter Hinweis auf die keines Schutzes bedürftigen Pflanzen, ja Mineralien, deren Farben oft in auffallender Weise derjenigen ihrer Umgebung nachgestimmt sind.

Wenn wir eben dieses Phänomen vereinigen mit denjenigen Analogien in der Natur, aus denen die Materialisten ihre Abstammungstheorie folgern, so ermöglicht uns das eine ebenso plausible als edle Auffassung. Lassen wir Darwin im beschränkten Maße seine Entwicklung der Arten (wie sie auch vor ihm nicht bezweifelt wurde), im großen und ganzen aber gewöhnen wir uns, in den Harmonien und Analogien der Natur jenen einheitlichen Stil zu sehen, den wir gerne den Baustil Gottes nennen würden, den so einheitlichen Gedanken, der sich bei der Schwäche unserer Auffassung in tausende von Erkenntniswegen verzweigt. In Wirklichkeit liegt in diesem Gedanken das ideale Ende aller Wissenschaft. Dieser ist eine logische Gleichung und nicht eine chemische Formel, oder volksthümlicher ausgedrückt, der eminent logische Wille Gottes, der außerhalb der Materie steht.





# Die heilige Poesie der Hebräer.

Von Prof. Dr. P. Nivard Schlögl.

II.*)

65. (64.) Psalm: Danklied für Gottes Wohlthaten.

### 1. Strophe.

2. Dir ziemt Lobgesang, Jahwe, in Sion,
Und Dir bezahl' man Gelübde, 3. Du Gebetserhörer!
Zu Dir kommt alles Fleisch 4. Der Sünden wegen.
Groß sind wohl unsre Vergehn, allein Du sühnst sie.

### 1. Gegenstrophe.

5. Heil uns, die Du erwählt, zu wohnen bei Dir,
Uns zu sätt'gen mit Deines Hauses Segensgütern!
6. Mit hehren Thaten des Heils erhörst Du uns,
Du Hort aller Erdenbewohner, auch der fernsten Inseln.

### Wechselstrophe.

7. Der kräftig die Berge hält, mit Macht gegürtet;
8. Der des Meeres Brausen besänftigt, wie das Tosen der Völker.
9. Es zittern der Erde Bewohner, vor Deinen Zeichen.
Die Reiche des Morgens und Abends machest Du jubeln.

### 2. Strophe.

10. Heimgesucht hast Du das Land und es reichlich gesegnet,
Mit dem Gottesbach, voll des Wassers, sein Korn bereitet.
Denn also bereitest Du es: 11. seine Furchen bewässernd,
Seine Schollen senkend durch Regen, machst Du es erweichen.

### 2. Gegenstrophe.

Du segnest sein Wachsthum 12 und krönest das Jahr mit Güte.
Dein Geleise, triefend von Fett, 13. machte triefen die Steppe.
Dass laut frohlocken die Hügel 14. im grünen Gewande
Und die Thäler im Golde der Saaten froh jauchzen und singen.

Psalm 96, 97, 98, 93, 100, 99**), ein großes Chorlied: Preislied Jahwes, des Gottkönigs.***)

### 1. Strophe. (I).†)

96, 1. Singt Jahwen neue Lieder, | singt Jahwen alle Lande, | 2. singt Jahwen, preist seinen Namen!
Verkündet sein Heil alle Tage, | 3. erzählt jedem Volk seinen Ruhm, | den Heiden all' seine Wunder!

---

*) Vergleiche den Aufsatz in dieser Zeitschrift, II. Jahrg., S. 442—454. — Die Silbe, deren Vocal in Lateinisch gesetzt ist, trägt den Ton. — In I. ist zu Ps. 45,5 („Die Kultur", II. S. 448) zu ergänzen: Wohlan, fahre glücklich, | schaff' Wahrheit und Recht; || dann zeigt Dir, o Held, | Deine Rechte Wunder.

**) Vulgata: 95—97. 92. 99. 98.

***) Dass diese Lieder Bruchstücke größerer Gesänge sind, zeigt schon der Mangel an Überschriften. Nur Psalm 98 hat die Aufschrift „ein Psalm" und Psalm 100: „ein Dankpsalm". Der Stil ist jesajanisch. Das Chorlied ward eigens für den Gottesdienst gedichtet.

†) Die lateinischen Nummern bezeichnen die Wechselchöre. Möglicherweise haben nur zwei Chöre das Lied abwechselnd gesungen.

4. Denn groß ist Jahwe und preislich, gar furchtbar über die Götter;
5. Denn der Heiden Götter sind Götzen, Doch Jah*) hat den Himmel geschaffen.
6. Hoheit und Glanz sind sein Herold, Macht und Pracht seine Wohnung.

### 1. Gegenstrophe. (II).

7. Bringt Jahwen, ihr Völkergeschlechter, | bringt Jahwen Ruhm und Preis, | 8. bringt Jahwen die Ehr' seines Namens!
Betretet mit Gaben den Vorhof, | 9. betet an im heiligen Schmucke, | betet vor Jah, alle Lande.

10. Sagt den Heiden: „Jahwe ist König, er hat gefestigt den Erdkreis".
11. Es freue sich Himmel und Erde, es brause des Meeres Fülle
12. Es jauchze des Feldes Gethier, es juble des Waldes Dickicht:

### Kehrverse. (I. II.)

13. Vor Jahwe, denn er kommt, ja er kommt, zu richten die Erde,
Zu richten nach Recht den Erdkreis, nach Billigkeit alle die Völker.

### 1. Wechselstrophe. (I—VI.)

97, 1. I. Jah ist König! Es freu' sich die Erde, es juble der Inseln Menge.
2. II. Dunkles Gewölk ist um ihn her, auf Recht ist gestützet sein Thron.
3. III. Feuer geht vor ihm her und umzingelt seine Schritte.

4. IV. Seine Blitze erhellen den Erdkreis, die Erde sieht es und bebt.
5. V. Die Berge zerschmelzen wie Wachs, vor dem Herrn der ganzen Erde.
6. VI. Die Himmel verkünden sein Rechtthun, alle Völker seh'n seinen Ruhm.

7. I. Beschämt sind die Bilderanbeter, Die sich der Götzen rühmen.
II. Es huldigen ihm alle Götter, 8. Sion hört es und freut sich.
III. Und Judas Töchter frohlocken ob Deiner Gerichte, Jahwe.

10. IV. Wer das Böse haßt, den liebt Jahwe, seiner Frommen Seelen bewahrt er.
11. V. Ein Licht geht auf dem Gerechten, und Freude den Herzgeraden.
12. VI. Freut euch, Gerechte, in Jahwe, und feiert sein heilig Gedächtnis!

### 2. Strophe. (III.)

98, 1. Singt Jahwen neue Lieder, denn Wunder hat er gethan.
Ihm half nur seine Rechte, seinen heiligen Arm 2 that er kund.
Gezeigt hat Jahwe sein Heil, seine Gerechtigkeit vor den Völkern.
3. Seiner Huld für Jakob gedacht' er, seiner Treue, gen Israels Haus.
Es sah'n alle Enden der Erde das Heilswerk unseres Gottes.

### 2. Gegenstrophe. (IV.)

4. Jauchzt Jahwen zu, alle Lande, brecht aus in Jubel und spielet,
5. Spielet Jahwen zur Zither, zur Zither, mit lautem Gesange;

---

*) Jah = Jahwe.

6. Mit Trompeten und Hörnerschall | jauchzt laut vor Jahwe, dem König!
7. Es brause des Meeres Fülle, | der Erdkreis und seine Bewohner.
8. Klatschet Beifall, ihr Ströme, | jubelt, ihr Berge, zumal:

**Kehrverse.** (III. IV.)

9. Vor Jahwe, denn er kommt, | ja er kommt zu richten die Erde,
Zu richten nach Recht den Erdkreis, | nach Billigkeit alle die Völker.

**2. Wechselstrophe.** (III.—VI.)

93, 1. III. Jah ist König! In Hoheit gekleidet, | gegürtet mit Macht ist Jahwe. | 2. Von Ewigkeit bist Du, Jahwe.
3. IV. Mögen Ströme erheben, Jahwe, | mögen Ström' ihre Stimme erheben, | mögen Ströme erheben ihr Brausen:
4. V. Hehrer als brausend Gewässer, | hehrer als Meeresbrandung, | ja hehrer ist Jah in der Höhe!
5. VI. Gar verläſslich sind Deine Zeugen, | Heiligkeit ziemt Deinem Hause, | Jahwe, für alle Zeiten!

100, 1. III. Jauchzt Jahwen zu, alle Lande, | 2. Dienet Jahwen mit Freuden, | kommt vor sein Antlitz mit Jubel!
3. IV. Wisset, daſs Jahwe Gott ist; | Da er uns gemacht, sind wir sein, | sein Volk, seiner Weide Schäflein.
4. V. Geht ein durch sein Thor mit Dank, | mit Lob in seinen Vorhof, | danket ihm, preist seinen Namen!
5. VI. Danket Jah, denn er ist gut, | denn seine Huld währet ewig, | für und für seine Treu'!

**3. Strophe.** (V.)

99, 1. Jah ist König, zittert ihr Völker, | vor dem Kerubthroner, ihr Lande!
2. Jahwe ist groß in Sion, | über alle Völker erhaben.
3. Preis Deinem großen Namen, | Denn hehr und heilig ist er!
4. Ein rechtlicher König bist Du, | Du hast Heil geschaffen in Jakob.

**Kehrvers.** (V. VI.)

5. Erhebet Jah, unſ'ren Gott, | fallet nieder vor seinem Schemel, | denn heilig ist Jah, unser Gott!

**3. Gegenstrophe.** (VI.)

6. Moses und Aaron, die Priester, | und Samuel riefen ihn an.
Sie riefen zu Jah, und er hörte, | 7. aus der Wolke, sprach er zu ihnen.
Da sie Deine Satzungen hielten, | 8. Jahwe, erhörtest Du sie.
Ein vergebender Gott warst Du ihnen, | der all ihre Sünden verzieh.

**Kehrvers.** (V. VI.)

9. Erhebet Jah, unſ'ren Gott, | fallet nieder vor seinem Schemel,
Denn heilig ist Jah, unser Gott!

Annas Lied (1. Sam. 2, 1—10 c)

**1. Strophe.**

1. Es jauchzet mein Herz in Jahwe, | mein Gott hat mein Horn*) erhöht.
Ich trotze nun meinen Feinden, | deiner Hilfe mich freuend;
2. Wo ist ein Heil'ger wie Jahwe? | wo ein Fels, so wie unser Gott?

*) Horn = Macht, Ansehen.

### 1. Gegenstrophe.

3. Redet nicht immerfort groß! Euer Mund spreche nicht Vermess'nes!
Denn ein wissender Gott ist Jahwe, ein Gott, der die Thaten prüft.
4. Zermalmt sind die starken Schützen, mit Kraft gegürtet die Schwachen.

### Wechselstrophe.

5. Die Satten dienen um Brot, die Hungernden sind nun frei.
Die unfruchtbar war, hat geboren, verwelkt ist die Kinderreiche.

6. Jahwe macht todt und lebendig, den Scheol öffnet und schließt er.
7. Jahwe macht arm und macht reich, Sturz und Erhöhung wirkt er.

### 2. Strophe.

8. Aus dem Staube erhebt er den Dürft'gen, aus dem Kothe zieht er den Armen,
Sie den Fürsten gleichzustellen, auf Ehrenstühle sie setzend.
Der Erde Angeln sind Jahwes, Denn er hat den Erdkreis gefestigt.

### 2. Gegenstrophe.

9. Er behütet der Frommen Füße, in Finsternis fallen die Frevler
Nicht aus eigener Kraft sieget jemand, 10. nur Jahwe bezwinget den Feind.
Der Höchste im Himmel zermalmt ihn, Jahwe richtet die Erde.

Habakuk 3, 2–19.

2. Jah, ich vernahm deine Kunde, mit Entsetzen sah ich dein Werk.
Vor Ablauf der Jahre vollführ' es, | vor Ablauf der Jahre zeig' es, | im Zorne gedenk' der Erbarmung!
3. Gott wird kommen von Theman, der Heil'ge vom Berge Paran.
Den Himmel bedeckt seine Hoheit, seiner Herrlichkeit voll ist die Erde.
4. Und sein Glanz erscheint wie das Licht | Strahlen gehn von ihm aus, | darunter birgt seine Macht sich.
5. Vor ihm geht her die Pest, und die Seuche folgt seinen Schritten.
6. Er steht auf und macht beben die Erde, er schaut und macht zittern die Völker.
Es zerstieben die ewigen Berge, | es versinken die Hügel der Urzeit, | nur seine Wege sind ewig.
7. In Noth sind die Hütten von Koschan, es zittern die Zelte von Midjan.
8. Gilt wohl den Bergen, Jahwe, | oder den Strömen dein Zorn | oder den Meeren dein Grimm,
Dass du herjagst auf deinen Rossen, auf deinen Wagen des Heiles?
9. Gewaltig schwingst du den Bogen, | mit Pfeilen gefüllt ist dein Köcher; | du spaltest die Ströme zu Trocknem.
10. Es seh'n dich mit Zittern die Berge, es weichet des Wassers Strom.
Der Abgrund schreit laut auf, die Höhe ringet die Hände.
11. Die Sonne tritt in ihr Zelt, | als Licht geh'n daher deine Pfeile, | als Glanz dein blitzender Speer.
12. Im Zorne durchziehst du die Erde, im Grimme zertrittst du die Völker:

13. Du ziehst aus zum Heil deines Volkes, | zu retten deinen Gesalbten.
Doch des Frevlers Haupt zerschellst du, | sein Haus vom Grund aus entwurzelnd
14. Seine Fürsten strafft du gewaltig, | die tobend den Mund aufsperren, | zu verschlingen den Armen im Schlupfloch.
15. Du lenkst durch das Meer deine Rosse, | dass schäumen die Wassermassen.
16. Ich vernahm's — doch nur pochenden Herzens, | ich hört' es — mit bebenden Lippen.
Fäulnis durchdrang mein Gebein, | und die Kraft verließ meine Füße.
Doch am Tage der Noth werd' ich still sein, | wenn er anbricht dem Volk, das uns drängt.
17. Dann wird die Feige nicht blüh'n, | und der Weinstock bringt keine Früchte.
Des Ölbaums Frucht bleibet aus, | auch die Felder bieten nicht Nahrung.
Aus den Hürden sind fort die Schafe, | der Rinder Ställe sind leer.
18. Doch ich werde jubeln in Jahwe, | frohlocken im Gott meines Heiles.
19. Ist doch Jahwe, der Herr, meine Kraft; | er machet mich flinker denn Hinden, | läßt seine Höh'n mich ersteigen.

Davids Klage um Saul und Jonathan (2. Sam. 1, 18—27).

### 1. Strophe.

18. Vernimm, Juda, grausame Kunde,
Deine Höhen sahen Erschlag'ne,
19. Israel, härm' dich, ja härm' dich!
ach, wie sind die Helden gefallen!

### 1. Gegenstrophe.

20. Nichts sagt in den Straßen von Gath, | nichts meldet in Askalon!
Sonst freu'n sich die Philisterdirnen, | sonst jubelt der Unreinen Brut.

### Wechselstrophe.

21. Verdorre, Gilboa, | nicht falle Thau || noch Regen auf Euch, | ihr Truggefilde! || Denn dort ward betrogen | der Schild der Helden.
War der Schild des Saul | nicht gesalbt, wie mit Öle, || 22 vom Blute Erschlagner, | vom Marke der Helden?!
23. Jonathan, Saul — | die Geliebten und Holden, | im Leben und Tod nicht getrennt, || waren schneller als Adler, | stärker denn Löwen.
22 b. Jonathans Bogen | wich niemals zurück, || und das Schwert des Saul | kehrte leer niemals heim.

### 2. Strophe.

24. Israels Töchter, | weinet um Saul, || der gekleidet Euch hat | in Scharlach und Sindon, || der Goldschmuck geheftet | auf Eure Gewänder.
25. Wie fielen die Helden! | Dahin ist der Putz! || Jonathans Tod | hat mein Herz auch getroffen!

### 2. Gegenstrophe.

26. Mein Herz hieng an Dir, | Bruder Jonathan! || Wie warst Du mir lieb, Gefallener, Du! || Deine Liebe war süßer | denn Frauenliebe!
27. Wie die Mutter den Sohn, | liebt' ich Dich, Jonathan! Wie fielen die Helden! | Dahin ist die Rüstung!

Der 37. (36.) Psalm: Der Gottlosen scheinbares Glück.*)

### 1. Strophe.

1. Eifre nicht mit den Bösewichten, sieh nicht scheel auf Übelthäter!
2. Denn sie verwelken wie Gras, und wie Kraut vertrocknen sie.
3. Vertrau' auf Jah und thu' Gutes, bewohne das Land und üb' Treue
4. Und ergötze an Jahwe Dich, so wird er Deine Wünsche erfüllen
5. Überlass nur Jahwe Dein Schicksal, vertraue auf ihn, er wird's machen,
6. Dein Heil wird erstrahlen wie Licht, und Dein Recht wie der helle Mittag.
7. Trau nur ruhig dem Herrn, er ist gut, und harre auf ihn, denn er hilft Dir.
   Eifre nicht mit dem Manne des Glückes, mit dem Manne, der Ränke schmiedet.

### 1. Gegenstrophe.

8. Lass ab vom grimmigen Zorn, eifre nicht, denn es ist nur zum Bösen;
9. Denn die Bösewichter vergeh'n, wer auf Jahwe hofft, der erbt das Land.
10. Im Nu ist der Gottlose nicht mehr; suchst Du, nicht findest Du ihn.
11. Die Duldsamen erben das Land und ergötzen am Frieden sich.
12. Der Gottlose hasst den Gerechten, und knirscht wider ihn mit den Zähnen: —
13. Doch der Herr, er spottet sein denn er sieht, dass sein Tag wird kommen
14. Die Gottlosen zücken das Schwert Und spannen bereits ihren Bogen: —
15. Doch ihr Schwert dringt ins eigene Herz, und ihr Bogen — zertrümmert ist er.

### Wechselstrophe.

16. Des Gerechten Armut ist mehr wert als der Gottlosen großer Reichthum;
17. Denn der Gottlosen Macht wird gebrochen, die Gerechten jedoch stützet Jahwe.
18. Er kennet der Redlichen Tage, ihr Erbe bestehet für immer.
19. In der Noth werden nicht sie zuschanden, zur Hungerszeit werden sie satt.
20 a. Doch die Gottlosen gehen zugrunde, 25 c. ihr Same muss betteln um Brot.
20 b. Jahwes Feinde sind Brände, die allzumal aufgehn in Rauch.
21. Der Gottlose borgt und bezahlt nicht, der Gerechte übt Milde und schenkt.
22. Wer gesegnet von Jah, erbt das Land, wem er flucht, der wird ausgerottet.

23. Jahwe geleitet den Mann, dessen Wandel ihm wohlgefällt.
24. Wenn er fällt, wird er nicht zerschellt, denn Jahwe stützt seine Hand.
25 Ich war jung und bin alt geworden: den Gerechten sah nie ich verlassen.
26. Allzeit leiht er mit Milde, und sein Same gereichet zum Segen.
27. Meide das Böse, thu' Gutes, so wirst ruhig Du wohnen auf ewig.

---

*) Von David.

28. Denn Jahwe liebet das Recht — und verläßt seine Frommen nicht.
Die Verkehrten werden vertilgt — und der Gottlosen Same vernichtet;
29. Die Gerechten erben das Land — und bewohnen es ruhig für immer.

## 2. Strophe.

30. Des Gerechten Mund redet Weisheit, — und seine Zunge spricht Recht.
31. Seines Gottes Gesetz wohnt ihm inne, — nicht wanket jemals sein Schritt.
32. Der Gottlose haßt den Gerechten — und lauert, um ihn zu tödten: —
33. Doch Jahwe verläßt ihn nicht, — nicht läßt er verurtheilen ihn.
34. Mit Vertrau'n wandle Jahwes Wege, — so läßt er das Land Dich erben.
Wahrlich, Du selbst wirst es seh'n, — an der Gottlosen Ende Dich weidend!

## 2. Gegenstrophe.

35. Den Gottlosen sah ich erhöht, — hoch ragen wie Libanons Cedern: —
36. Da kam ich, und sieh', er war nicht mehr, — ich suchte und fand ihn nicht.
37. Wahre Redlichkeit, übe Geradheit, — den Friedlichen winket die Zukunft;
38. Doch die Sünder werden vertilgt, — der Gottlosen Zukunft ist trostlos.
39. Den Gerechten kommt Hilfe von Jahwe, — der ihr Schutz ist zur Zeit der Noth.
40. Ja, Jahwe hilft ihnen und schützt sie, — er rettet sie, weil sie vertraut.

Der 40. (39) Psalm: Auf Gott vertrau'!*)

## 1. Strophe.

2. Fest vertraut' ich auf Jahwe, — und er langte nach mir
3. Und zog mich empor aus dem Abgrund, — aus schlammigem Sumpfe,
Und stellte auf Felsen mich, — daß ich sicher nun schritt,
4. Und lehrt' mich ein neues Lied, — ein Loblied auf ihn.
Viele sahn's und fürchteten Gott — und vertrauten auf Jahwe.

## 1. Gegenstrophe.

5. Glücklich der Mann, der Vertrauen — auf Jahwe gesetzt hat,
Der nicht den Lärmenden folgt, — noch den Lügendienern.
6. Zahlreich, Jah, unser Gott, — sind Deine Wunder
Und Deine Pläne für uns: — — nichts ist Dir gleich.
Verkünden möcht' ich sie laut, — doch unzählbar sind sie.

## Wechselstrophe.

7. Nicht verlangst Du Opfer und Gaben, — Du grubest mir Ohren.
Nicht begehrst Du sühnende Opfer, — 8. da sprach ich: hier bin ich!
Ich habe im Buche gelesen, — was mir darin gilt.
9. Deinen Willen zu thun verlang' ich. — Dein Gesetz wohnt mir inne.

## 2. Strophe.

10. Jah, verkündet hab' ich Dein Heil — in großer Versammlung.
Siehe, nicht verschließ' ich den Mund, — Du weißt es wohl.

*) Ein Lied von David.

11. Dein Recht verbarg ich nicht in meinem Herzen.
Deine Treue und dein Heil verkündete ich.
Nicht schwieg ich von Gnade und Wahrheit vor großer Versammlung.

## 2. Gegenstrophe.

12. So verschließe auch Du nicht, Jahwe, Dein Erbarmen vor mir;
Deine Gnade und Wahrheit mögen mich stets behüten!
13. Denn es umringen mich Leiden sonder Zahl;
Meine Schulden trafen mich hart, dass ich's nicht mehr ertrage,
Übertreffen an Zahl meine Haare; muthlos bin ich.

Der 49. (48.) Psalm: Das räthselhafte Glück der Gottlosen.

## 1. Strophe.

2. Hört es, ihr Völker alle, vernehmt es ihr Erdenbewohner,
3. Mögt hoch oder niedrig ihr sein, Reiche und Arme zumal.
4. Mein Mund will Weisheit lehren, Einsicht mein sinnendes Herz,
5. Einem Spruche will leihn ich mein Ohr, auf der Zither lösen mein Räthsel.

## 1. Gegenstrophe.

6. Warum muss ich Unglück erleben, während Glück den Verkehrten zutheil wird,
7. Die auf eigene Macht nur vertraun und auf ihre Reichthümer pochen?
8. Und doch kauft keiner sich los, noch wird Gott sein Lösegeld zahlen.
9. Ja, zu groß ist der Preis seiner Seele, verzichten muss er 10. aufs Leben.

## Wechselstrophe.

11. Sieht er doch Weise sterben und Thoren und Narren vergehn.
Ihr Vermögen lassen sie andern, 12. das Grab ist ihr Haus auf ewig,
Ihre Wohnung durch alle Geschlechter, sie, die Länd'reien benannten:
13. Doch der Mensch in Ehren versteht's nicht, dem dummen Vieh wird er gleich.

## 2. Strophe.

14. So geht's den Zuversicht'gen, so enden, die ihnen folgen:
15. Schafen gleich gehn sie zum Scheol, auf dass der Tod sie dort weide;
Geradewegs gehn sie ins Grab, das sie einschließt, den Scheol zu füllen.
16. Doch mich wird Jahwe erlösen, wenn der Scheol mich will erfassen.

## 2. Gegenstrophe.

17. Fürchte nichts, wenn einer reich ist, wenn groß seines Hauses Ruhm;
18. Denn stirbt er, so nimmt er nichts mit, noch folgt ihm sein Ruhm ins Grab.
19. Mag er im Leben sich segnen, sich preisen, weil es ihm gutgeht; —
20. Er kommt doch zu seiner Sippe, Die ewig das Licht nicht schauet.

Der 51. (50.) Psalm.

## 1. Strophe.

3. Sei gnädig mir, Jahwe, in Huld, hab' Erbarmen, tilg' meine Schuld.
4. Wasche mein Herz vom Schmutze, reinige mich von der Sünde.
5. Denn ich gesteh' meine Schuld, meine Sünde hab' stets ich vor Augen.

### 1. Gegenstrophe.

6. An Dir nur, Jah, hab' ich gesündigt — und gethan, was böse vor Dir,
Dass gerecht sich erweise Dein Wort — und siegreich erscheine Dein Recht.
7. Sieh, in Schulden bin ich geboren, — in Sünde empfieng mich die Mutter.

### Wechselstrophe.

8. Siehe, Huld und Treue liebst Du, — D'rum thust Du mir kund Deine Weisheit.
9. Entsündigst Du mich, werd' ich rein, — und weißer denn Schnee, läuterst Du mich.
10. Sättige mich mit Wonne, — lass freuen mich nach meinem Leiden.
11. Siehe nicht an meine Sünde, — ja, all' meine Schulden tilge.

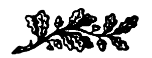
12. Ein reines Herz schaffe mir, Jah, — und den Starkmuth erneu're in mir.
13. Stoße mich nicht von Dir, — und den heiligen Geist nimm mir nicht.
14. Gib mir wieder die Wonne des Heils, — und mit Großmuth rüste mich aus.
15. Dann lehr' ich die Frevler Dein Recht — und führe die Sünder Dir zu.

### 2. Strophe.

16. Jah, wehre dem Blutvergießen, — dann preis' ich Dich als gerecht.
17. Du öffnest, o Herr, meine Lippen, — mein Mund verkündet Dein Lob.
18. Wenn Du wolltest, brächt' ich Dir Opfer, — doch Brandopfer wünschest Du nicht.

### 2. Gegenstrophe.

19. Zerknirschung ist Jahwes Opfer, — ein demüthig Herz achtest Du.
20. Schmücke doch Sion gnädig — und baue Jerusalems Mauern:
21. Dann empfängst Du gerechte Opfer, — dann wirst Du Brandopfer wünschen.





# Wiener Kunstleben (Jänner bis Juli 1901).

Von **Joseph Neuwirth.**

(Schluss.)

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie trat in das neue Jahrhundert mit einer Ausstellung der Werke Walther Crane's, des in manchen Kunstfragen rasch zu einer gewissen Führung emporgestiegenen Engländers, dessen Bedeutung unstreitig einige Zeit hindurch überschätzt wurde. Dies wurde einem so recht an dem Reichthume des Ausstellungsmateriales klar, das eine sehr starke Reduction vertragen hätte. Eine sachgemäße Auswahl und eine den Genuss weniger beeinträchtigende Aufstellung hätte das Eindringen in das Wesen des Künstlers beträchtlich erleichtert, ohne jedem das Mitnehmen umfangreichen Ballastes des Mittelmäßigen zuzumuthen. Allerdings lernte man dabei auch die Schwäche Crane's verstehen, der als Maler — man mag die phrasenvolle „Vision Britannias", die um Botticelli herumtänzelnde „Geburt der Venus", den in Rossen wie Menschen gleich missglückten „Raub der Proserpina" oder die „Welteroberer" betrachten — durchaus nicht bedeutend ist; Zeichnung und Farbe der größeren Bilder zeigen durchwegs beträchtliche Schwächen. Von diesen Werken kann man vollständig absehen, wenn man in's Auge fasst, woran der gute Klang des Namens Walther Crane's anknüpft. Er hat ganz vorzügliche Bucharbeiten geschaffen, Märchen- und Kinderbücher ebenso reizend, wie drollig illustriert; sein „Aschenbrödel", „Gestiefelter Kater", „Rothkäppchen", „A Floral Fantasy" oder „The absurd ABC" schwelgen in graziösen, prächtigen Einfällen, die für deutsches Empfinden manchmal zuviel Einschlag der Umgangsformen der englischen Gesellschaft zeigen, indes unsere Märchenvorstellungen mit ihrem volksmäßigen Grundtone derber und einfacher sind. Ebensoviel Anregendes steckt in Crane's Entwürfen für Mosaik, Glasfenster, Stoffe, obzwar hier schon wiederholt die Schwäche der Farbengebung unleugbar ist. Mancher Wink des Meisters ist seit Jahren auch Andern zugute gekommen, in Wien selbst vielleicht theilweise weniger als anderswo, weil hier die Selbständigkeit der modernen Geschmacksrichtung sich von allem Anfange an mit mehr Glück zu behaupten wusste. Zur richtigen Abschätzung dieses Verhältnisses hat auch die Walther Crane-Ausstellung das Ihre beigetragen. Sie war zu dieser Zeit und an diesem Orte ganz an ihrem Platze, was Muther, der in seiner Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts noch vor wenigen Jahren Walther Crane mit volltönenden Lobeserhebungen als „wunderbaren Illustrator", als Meister von der Grazie und dem Charakter der primitiven Florentiner feierte, in seinen den gleichen Künstler aufs schärfste herabsetzenden Ausführungen in der „Zeit" vom 19. Jänner 1901 entschieden bestreiten

wollte. Man lernte Crane's Stellung in der Bewegung der Moderne verstehen und an ebenso verlässlichem als umfassendem Materiale fixieren.

Zwei andere umfangreiche Ausstellungen, welche im österreichischen Museum für Kunst und Industrie der Walther Crane-Ausstellung folgten, führten in sehr dankenswerter Weise auf ein weit verzweigtes Gebiet unserer einheimischen Kunstthätigkeit hinüber, nämlich die Ausstellungen der kunstgewerblichen Fachschulen sowie der Kunstgewerbeschulen in Wien und Prag. Bekanntlich besitzt Österreich eine ganz hervorragende Organisation zahlreicher, über alle Kronländer verbreiteter Bildungsanstalten, welche sich zum Ziele setzen, zu verhüten, dass etwas von der künstlerischen Productionsfähigkeit der Bevölkerung verloren gehe, und welche auch den minder hervorragenden Kräften eine zur Veredlung des Volksgeschmackes führende Richtung geben. Mit dieser zielbewussten Sammlung und Ausnützung des Vorhandenen für die Hebung der künstlerischen Kultur des ganzen Staatswesens erfüllt die Unterrichtsverwaltung eine ihrer edelsten und vornehmsten Pflichten. Die Ausstellung der Leistungen dieser Fachschulen ergänzte in ungemein erwünschter Weise das in den Ausstellungen der Secession und des Künstlerhauses Gebotene; an diesen beiden Orten die Schöpfungen unserer hohen Kunst und eine Heerschau über die Anzahl unserer einheimischen, künstlerisch hervorragenden Talente, im österreichischen Museum ein Überblick über die Durchschnittsbegabung bestimmter Gegenden und die an sie knüpfende kunstgewerbliche Production.

In der Ausstellung der kunstgewerblichen Fachschulen waren die Länder der diesseitigen Reichshälfte auf eine sehr verschiedenartige Weise vertreten, was sich aus den Zielen der an der Ausstellung betheiligten 86 Anstalten von selbst ergeben musste. In vielen derselben wird im Zeichnen, Malen und Modellieren unmittelbar nach der Natur, im Stilisieren der Formen und in ihrer Verwendung für die Zwecke der Decoration recht Achtenswertes geleistet und die so wichtige Selbständigkeit des Sehens und Nachdenkens über die künstlerische Ausnützung des Gesehenen angeregt. Anderwärts gewinnt man durch die Entwürfe und Musterzeichnungen, die aus dem Bureau des österreichischen Museums den Fachschulen zugehen, lebendige Fühlung mit der Moderne, ohne dabei die örtliche Färbung und Eigenart preiszugeben. Mit Vergnügen bemerkt man, wie höher begabte Lehrkräfte einzelne Schüler auch über das Durchschnittsmaß der Lernanforderungen hinauszuführen wissen, während manche die Aufgabe noch etwas leicht nehmen. So bieten die Zeichnungen der Triester Staatsgewerbeschule ganz Vorzügliches. Ihnen stehen die formenschönen und technisch vortrefflichen Kunstschlosserarbeiten von Königgrätz, die Thonwaren von Teplitz, theilweise auch jene von Bechyn und Znaim, die Wirkereien und Webereien von Reichenberg, Reichenau, Schluckenau, Mähr. Schönberg, Jägerndorf, die Schmuckgegenstände der Gablonzer und Turnauer Industrie vielfach gleichwertig zur Seite. Ein gesunder Zug einfacher Wiedergabe von Volkstypen regt sich in der Steinmetzenschule in Hořitz, indes die Heiligenschnitzereien aus Bozen, Hallstadt oder Walachisch-Meseritsch zu sehr im Banne des Conventionellen bleiben und nur ausnahmsweise das Gefühl der Andacht beleben werden. Durch Feinheit der Zeichnung und Ausführung überraschen die Arbeiten von Cortina d'Ampezzo und Arco; beide Vorzüge zeichnen auch viele Darbietungen österreichischer Spitzen- und Stickereikunst aus. Die Nachbildung von vier historischen Zimmern (aus den Schlössern Reiffenstein und Velthurns, das Maria Theresia-Zimmer aus Schönbrunn und das Empire-Zimmer im Unterrichtsministerium), welche auch in Paris Aufsehen erregte, stellt der

Fähigkeit österreichischer Fachschulen, geschichtlich hervorragende Objecte ebenso stiltreu wie gediegen nachzuschaffen, ein glänzendes Zeugnis aus. Das Niveau des Erreichten ist in vielen Anstalten befriedigend und berechtigt zur Hoffnung auf einwandfreie Leistungen selbst dort, wo heute noch Mittelmäßigkeit und eine mehr handwerkliche Auffassung überwiegen, die ein künstlerischer Hauch der Zeit zu Höherem tragen muss. Der bisher eingeschlagene Weg verspricht vollen Erfolg.

Es war nur ein feiner Zug planmäßiger Vorführung einheimischen Ausstellungsmateriales, der Ausstellung der Fachschulen eine solche der beiden Kunstgewerbeschulen in Wien und in Prag folgen zu lassen. Die erstere war betreffs der Unterbringung ihrer Ausstellungsobjecte augenscheinlich in einigem Nachtheile, da die Entfaltung derselben durch räumliche Beengung mehr behindert war als die Prager Schule. Vielleicht hätte sich diesem Übelstande abhelfen lassen, wenn man den Lichthof, den gleichzeitig der französische Keramiker Edmond Lachenal aus Chatillon mit einer reichhaltigen Collection seiner durch Form und Farbe höchst anziehenden Arbeiten besetzt hielt, den Ausstellungszwecken der eigenen Schule gewidmet hätte. Bei aller Zuvorkommenheit gegen das Auswärtige sollte man doch gegen ein so eng mit dem Museum verbundenes Institut etwas mehr billige Rücksicht walten lassen. Das wirklich Gute verschafft sich selbst über räumliche Beengung hinaus Geltung; so auch die unter Myrbach's umsichtiger Leitung erfolgreich emporstrebende Wiener Kunstgewerbeschule, welche die Prager Schwesteranstalt bereits erheblich überholt hat und in den Schulen Roller's, Hoffmann's, Moser's, Myrbach's, Straßer's sehr Beachtenswertes erreicht. Nicht minder lassen alle übrigen Abtheilungen der Anstalt gut gewählten Lehrgang und zugleich eine möglichst unbehinderte Entfaltung der Schülerindividualitäten mit Genugthuung erkennen. Das ist in den vorliegenden Leistungen der Prager Schule, unter denen sich ja manches Tüchtige, aber nichts wirklich Hervorragendes findet, keineswegs der Fall, da sich die Schüler mehr als einmal den Naturformen gegenüber in peinlicher Verlegenheit befinden, mitunter ein merkwürdiges Formen- und Farbengefühl bekunden und fast nur ausnahmsweise die Betonung ihrer Eigenart versuchen, die ja in Kunstgewerbeschulen nicht sofort etwas Epochales sein soll, aber einen frischen Wellenschlag in den ganzen Unterrichtsbetrieb bringt. Man beobachtet ihn mit Vergnügen an den gewiss durchaus nicht ausnahmslos einwandfreien Arbeiten der Wiener; sie bezeugen nicht nur das Vorhandensein einer erfreulichen Talentezahl, sondern auch die trotz mancher Ungeberdigkeit und einzelner Fehlgriffe wacker emporringende Selbständigkeit der Auffassung und Ausführung. Sie findet eine ganz wesentliche Förderung durch die in Wien gebotene Möglichkeit, dass hervorragende Industrielle die besseren Entwürfe gern zur Ausführung übernehmen, in welcher für die Schüler wegen der Belebung des Zweckgefühles ihrer Arbeiten ein nicht zu unterschätzender Ansporn liegt. Dadurch wird zwischen Schule und Leben eine Brücke geschlagen, deren Beschreiten manchem Anfänger von großem Vortheile werden kann. Ein gleiches Verhältnis scheint in Prag überhaupt nicht zu existieren, wodurch der dortigen Schule bei aller Tüchtigkeit mancher Leistungen die gerade für eine kunstgewerbliche Anstalt als Lebensbedingung unerlässliche innige Fühlungnahme mit praktischer Industriethätigkeit fehlt. Dass manche ihrer Lehrer vortreffliche Vorlagen in ähnlichen Fällen beistellen, thut es allein nicht; auch der kunstübende Nachwuchs muss von ihnen nicht nur systematische Unterweisung erhalten, sondern auch durch sie früh unmittelbaren Anschluss an jene Kreise gewinnen, auf welche er in seiner späteren Berufsthätigkeit vorwiegend an-

gewiesen sein wird. Bei der hohen Summe künstlerischer Begabung, die der Bevölkerung Böhmens eigen ist, und bei der ganz außerordentlichen Entwicklung der verschiedenartigsten, theilweise zu Weltruf gelangten Industriezweige dieses Landes sollte gerade die Prager Kunstgewerbeschule ihren Stolz darein setzen, den künstlerischen Ideenbedarf derselben in richtiger Ausnützung aller ihrer Kräfte möglichst aus Eigenem zu bestreiten. Das muss besser werden, als es derzeit ist, wenn die Prager Schule ganz auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen will.

Was die Ausstellungen der Secession, im Künstlerhause und im österreichischen Museum an Arbeiten österreichischer Künstler und Kunstjünger boten, darf als ein verheißungsvoller Gruß an das neue Jahrhundert betrachtet werden. Überall ernstes und reges Streben, vielfach hochstehendes, anerkennungswürdiges Können, zielbewusstes Festhalten an dem Bewährten und offener Blick für die Berechtigung des Neuen, unerschrockenes Ringen nach neuen Ausdrucksformen und Ausdrucksmitteln, kunstbegabter Nachwuchs und erfreuliches Zusammenarbeiten verschiedener kunstfördernder Factoren: schwellende Keime einer reichen Saat, deren stolze Früchte eine schöne Zukunft zu zeitigen verspricht. Die ganze Bewegung findet die volle Beachtung des kunstverständigen Auslandes. Dies bestätigt am augenfälligsten die Thatsache, dass die französische Regierung den Staatsrath Louis Bouquet, den Director des Departements für technischen Unterricht, und L. Duvignan, Director der Vorbereitungsschule an der technischen Hochschule, zum Studium der Fachschulen-Ausstellung nach Wien delegierte und der eben an die Errichtung einer kunstgewerblichen Fachschule schreitende Stadtrath von Nancy zwei Fachleute zu gleichem Zwecke nach Wien entsandte. Auch die Berliner und Dresdener Kreise schenkten gerade dieser Ausstellung viel Aufmerksamkeit. In Wien wurden die Vorbereitungen für zwei österreichische Ausstellungen im Auslande eingeleitet, in welcher auch Zweige der kunstgewerblichen Production vertreten sein sollten, nämlich für die Ausstellungen in Kopenhagen und Stockholm. Beide Unternehmungen haben viel Beifall in den genannten Städten gefunden und werden gewiss manches zur Hebung des österreichischen Exportes beitragen.

Von den im österreichischen Museum besonders ausgestellten Arbeiten sei ausdrücklich gedacht des Kelches, welchen Baronin Vogelsang-Gruben im Auftrage des Oberstkämmereramtes nach Entwürfen aus den Abtheilungen der Professoren Karger und Herdtle an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums ausführte. Se. Majestät der Kaiser hat dies Werk, dessen Fuß vier Niellomedaillons mit Scenen der Elisabethlegende schmücken, während Rosen und Dornen mit symbolischer Beziehung auf das Rosenwunder der Heiligen für die weitere Decoration verwendet wurden, für die Elisabeth-Gedächtniskapelle der Jubiläumskirche in der Leopoldstadt gewidmet.

Das österreichische Museum versammelte das kunstsinnige Publicum der Residenz in seinen Räumen auch zu anregenden Vorträgen, deren Reihe Dr. Wolfgang M. Schmid, Bibliothekar am bayrischen National-Museum in München, mit Darlegungen über „die Gräber deutscher Kaiser im Dom zu Speyer und ihre Eröffnung 1900" einleitete. Ihm folgten Architekt Prof. Max Freih. von Ferstel mit Ausführungen über „moderne Wohnhäuser" und Hofrath Dr. Joseph Maria Eder mit „ausgewählten Capiteln über das moderne photographische Reproductions-Verfahren". Regierungs-Rath Dr. Eduard Leisching, Vice-Director des österreichischen Museums, sprach in sehr geistreicher und anschaulicher Weise über „moderne Kunst vor 100 Jahren".

In den ersten Monaten des Jahres 1901 vollendete Prof. Franz Matsch sein für die Wiener Universitäts-Aula bestimmtes Deckengemälde „Der Sieg des Lichtes“, das einst neben Klimt's vielumstrittener „Philosophie“ und der noch heftiger bekämpften „Medicin“ als Mittelbild zu einer gewissen dominierenden Geltung kommen soll. Im Einzelnen vorzüglich gezeichnet, hält es sich mehr an die traditionelle Auffassung monumentaler Plafondmalerei, welche z. B. den Venetianern geläufig war, ohne in der Farbenbehandlung auf Eigenthümlichkeiten der Moderne zu verzichten. Man darf gespannt sein, wie die Arbeiten der beiden Meister, von denen Klimt noch die „Jurisprudenz“ und Matsch die „Theologie“ ausführen soll, in dem genannten Festraume miteinander harmonieren werden. Dann erst läßt sich die jetzt rein akademische Frage, ob man besser daran gethan hätte, den ganzen Auftrag nur einem Meister zuzuwenden, mit Sicherheit beantworten.

Die Wiener Kunstsalons brachten neben den besprochenen Ausstellungen eine solche Menge von Kunstwerken, dass an die Genussfähigkeit des kunstfreundlichen Publicums wirklich recht hochgespannte Anforderungen gestellt wurden. Als Zeichen einer im Flusse der Frauenbewegung stehenden Zeit sei an erster Stelle eine Ausstellung im Salon Pisko genannt, deren Veranstaltung die Künstlerinnen Marie Egner, Marianne v. Eschenburg, Susanne Granitsch, Marie Müller, Eugenie Munk, Therese Feodorowna Ries, Bertha v. Tarnoczy und Olga Wisinger-Florian in die Hand nahmen. Ihrer Aufforderung waren Hedwig v. Friedländer, die Karger-Schülerin Marie Ressel, die Bildhauerinnen Elsa v. Kalmar und Melanie Horsetzky, Hermine v. Janda, Gräfin Adrienne Pötting, Henriette Laukota, F. Meditz-Pelikan, Baronesse Gisela v. Falke u. A. mit bald mehr bald minder gelungenen Arbeiten gefolgt, die theilweise ein ernstes Können zeigten und nicht bloß als dilettierende Versuche betrachtet werden wollten. Studienkopf, Bildnis und Landschaft waren am stärksten, die Plastik sparsamer vertreten. Manche Werke verriethen freilich noch ein starkes Tasten und Suchen. Der Versuch der Künstlerinnen, in geschlossener Gruppe vor das Publicum zu treten, gelang vollständig. Nicht bloß der Reiz der Neuheit zog, sondern auch die Gelegenheit, belehrende und interessante Einblicke in das ernste Streben der Damen zu gewinnen. Besonders die Nachmittagscercles an einzelnen Tagen, deren Eintrittsgelder zu Gunsten der Wiener Freiwilligen Rettungsgesellschaft bestimmt wurden, versammelten zahlreiche Besucher und noch mehr Besucherinnen in den anheimelnden Räumen und förderten nicht minder das Verständnis als den Verkauf des Ausgestellten. Ob eine solche gesonderte Ausstellung angesichts der Thatsache, dass die Veranstalterinnen ihre Arbeiten sonst gerne im Künstlerhause wie in der Secession aufgenommen und vors Publicum gebracht sahen, unbedingt nothwendig war, mag eine offene Frage bleiben. Sie erklärt sich wohl hauptsächlich als ein Beitrag zur Wiener Frauenbewegung, weniger als ein solcher zur Geschichte bahnbrechender Richtungen der Kunst auf Wiener Boden, zu deren wirklicher Hebung solche Unternehmungen auch nicht das Geringste beitragen. Wer selbständig auftreten will, muss im allgemeinen doch mehr bieten als diese Ausstellung, in welcher das über die Mittelmäßigkeit Hinausgehende sehr vereinzelt war. Im Salon Pisko folgten ihr am 15. Februar die Collectivausstellungen des Wiener Professors Rudolf Ribarz und des Berliner Meisters Walther Leistikow, welche zwei ganz verschiedene Richtungen der Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts repräsentieren. Denn Ribarz knüpft direct an die für sie ausschlaggebende Schule von Fontainebleau an, zu deren führenden Meistern er während eines vieljährigen Aufenthaltes in Frankreich in

unmittelbare Beziehungen trat, wusste aber mit dem ihnen eigenen Naturempfinden seine österreichische Eigenart glücklich zu vereinigen. Farbenstimmung und Gruppierung, welche die Bedeutung der Einzelheiten nicht verwischt, sondern jede malerisch individualisiert, verrathen überall Geschmack und intimste Beziehungen zur Natur, eine mit großem Ausdrucksvermögen begabte Meisterschaft, an die nicht viele unserer einheimischen Landschafter heranreichen. Anders Walther Leistikow, dem es vor allem auf den typischen Charakter einer Landschaft, Einfachheit der Linie und Gebundenheit der Gruppierung ankommt, wobei er mit den Einzelheiten oft recht willkürlich umspringt. Diese Auffassung stört mitunter dort, wo es sich nicht bloß um decorative Wirkungen, sondern um ein Bild als solches handelt; denn in diesem Falle ist innigere Fühlung mit der Natur selbst künstlerisches Erfordernis. Glücklich weiß Leistikow, der sich seine besondere Formensprache zurecht gelegt hat und die malerischen Ausdrucksmittel der Moderne meisterlich handhabt, die duftige Zartheit des Landschaftlichen in ihrem poetischen Reize festzuhalten und mit einem großen Zuge zu durchdringen. Die beiden voneinander wesentlich verschiedenen Richtungen der Landschaftsmalerei an zwei hervorragenden Vertretern unmittelbar vergleichen zu können, war sehr instructiv. Später vereinigte der Salon Pisko in einer Ausstellung Werke von Kasparides, Konopa, Straka, Suppantschitsch, Wilt, Edith Stengel und von dem Bildhauer Gurschner, worauf die Redaction der Münchner illustrierten Wochenschrift „Jugend“ vom 20. April bis Ende Mai mit mehr als 200 Originalen ihrer oft recht originellen Illustratoren dieselben Räume besetzte. — In der Galerie Miethke erfreute sich die Ausstellung des Porträtmalers Otto von Krumhaar großer Beachtung. Die Werke desselben zeichnen sich ebensosehr durch Ähnlichkeit als durch feine, dem Wesen des Darzustellenden sich anschmiegende Auffassung, durch Liebenswürdigkeit der Charakteristik und treffliche Farbengebung aus. Die gleichzeitig an demselben Orte öffentlicher Besichtigung zugängliche Jahres-Ausstellung des „Wiener Camera-Clubs“ zeigte die Leistungsfähigkeit der Liebhaber-Photographie nach den verschiedensten Richtungen auf einer ansehnlichen Höhe und in gar manchen Darbietungen von einem wirklich künstlerischen Zuge getragen; nicht geringeres Interesse durften auch die dabei zutage tretenden technischen Fortschritte beanspruchen. Bei Miethke umschloss eine andere Ausstellung Arbeiten von Cl. v. Pausinger, Knüpfer, Schwaiger, Michetti u. a, sowie eine Entwicklung der Maltechnik von E. Berger. Im Kunstsalon Hirschler traten A. Kaufmann und D. Kohn mit Landschaften, beziehungsweise mit guten Rothstiftstudien vor die Öffentlichkeit. Die Kunsthandlung L. J. Neumann lenkte die Aufmerksamkeit auf die von Professor Koppay stammende Collection verschiedener Porträts der Mitglieder des Kaiserhauses, von Angehörigen des Hochadels und anderen bekannten Persönlichkeiten. Desgleichen bot sie Gelegenheit, auch Werke moderner Künstler, wie von Franz Stuck, G. Max, Fritz v. Uhde, Lenbach, Defregger, Knaus, Echtler u. s. w. kennen zu lernen. Im Kunstgewerbeverein, wo Rombilder und österreichische Kunstgewerbearbeiten zu sehen waren, veranstaltete auch die „Vereinigung österreichischer bildender Künstler und Künstlerinnen“ ihre Ausstellung. Der Napoleon-Cyklus, den Oskar Rex im Salon „Venezia“ ausstellte, bewältigte in den Einzeldarstellungen nur ausnahmsweise die Größe der Motive; doch lässt sich letzteren ein näheres Eindringen in den gigantischen Stoff nicht absprechen. In den Festräumen des neuen Rathhauses vereinigte die von Gerlach und Schenk veranstaltete Ausstellung manches Ansprechende von Stuck, Klimt, Matsch, Moser, Engelhardt. Der südliche Ecksalon dieser Festräume war schon früher zwei großen Tuschdarstellungen

von Weeser-Krell, die ungarische Königsburg zu Budapest in ihrer künftigen Vollendung und den Wallfahrtsort Maria-Zell behandelnd, eingeräumt worden. Architekturmaler Erwin Pendl vollendete ein großes Aquarell der Ternitzer Stahl- und Eisenwerke für den Sitzungssaal des neuen Schöller'schen Bankhauses und wendet seine Thätigkeit besonders auch Wiener Aufnahmen zu, von denen der Handelsminister Call jene der alten Postgasse mit dem Handelsministerium und der Dominikanerkirche ankaufte. Ins Gebäude der Gartenbau-Gesellschaft lud die Malerin Eugenie Heger-Gasser zur Besichtigung ihrer Porträts und Studien ein, die mehr Fleiß als ausgeprägte Künstlerschaft bekundeten und nirgends über das Mittelmaß hinausragten. Eine ganz besondere Eigenart offenbarte dagegen Frau Henriette Mankiewicz in den Panneaux- und Nadelmalereien, welche in den Räumen des Wiener Frauenclubs ausgestellt waren. Sie fesselten technisch durch die Vereinigung der Malerei und Stickerei, indem erstere für die Aquarell- oder Gouachebehandlung des weißen Atlashintergrundes herangezogen, letztere für die Vordergrunddarstellungen verwertet ist. Fast durchwegs traten gewählter Geschmack und feiner Farbensinn zutage; ausgestellte Entwürfe, Studien und Aquarelle vermittelten in dankenswerter Weise näheren Einblick in die Arbeitsstätte der Künstlerin. Einen ausgesprochen dem Kunstausstellungseindrucke sich nähernden Anstrich hatte auch die in ihrer Art hochinteressante Cimarosa-Ausstellung im Künstlerhause, die zwar einem anderen Hauptzwecke zustrebte, aber in dem dafür aufgebrachten Materiale eine Fülle künstlerisch gerade für die Geschichte des Wiener Geisteslebens ungemein wertvoller Belege umfasste. Sie mochten für den Musikhistoriker noch weit bedeutungsvoller sein als für den Kunsthistoriker, stellten aber letzteren nicht minder vor eine ganz merkwürdige Collection zahlreicher, in ihrer Gesammtheit nur schwer auftreibbarer Stücke, die in Medaillen, Porträts, Landschaften und Genrebildern ein treffliches Spiegelbild längst verrauschter Tage und ihrer Kunstauffassung gewinnen ließen.

In den Ausstellungen machten Malerei und Kunstgewerbe sich am meisten geltend. Die Architektur war in ihnen nur durch die schon früher erwähnten Entwürfe vertreten. Ihr stellte der Beschluss des Wiener Gemeinderathes, auf dem Karlsplatze ein städtisches Museum zu erbauen, eine neue große Aufgabe. Sie ist nunmehr über das erste Vorbereitungsstadium hinausgerückt, da bereits im Mai das Bauprogramm, welches den Doppelzweck eines historischen und eines Kunstmuseums ins Auge fasst, festgestellt und der auf Wiener beschränkte Wettbewerb ausgeschrieben worden. Der Bau, für dessen Ausführung 1,750.000 K ausgesetzt sind, soll sich der Karlskirche und der technischen Hochschule möglichst harmonisch anschließen, aus einem Souterrain, Hochparterre, Halbgeschoss und Hauptgeschoss bestehen. Für die Gewinnung eines geeigneten Projectes ist eine bereits abgelaufene Vorconcurrenz eingeleitet, aus welcher acht preisgekrönte Entwürfe zur engeren Concurrenz zugelassen wurden. Es kennzeichnet die Rührigkeit unserer Moderne, dass Otto Wagner, ihr Führer auf dem Gebiete der Baukunst, schon vor Feststellung des Bauprogrammes mit einem ausgearbeiteten Projecte, dessen Erläuterung der Stadtrath knapp vor Jahresschluss entgegennahm, auf dem Platze war. Eine zweite, für das Wiener Architekturbild nicht minder wichtige Frage scheint zunächst noch etwas zurückgestellt, nämlich das Project des Architekten Arnold Lotz, den hinter dem Stephansplatze zwischen der Schuler- und Singerstraße gelegenen Stadttheil in einen 30 m breiten Kaiser Franz Josephs-Jubiläumsplatz umzugestalten; Stadtregulierung und Stadtverschönerung wären in gleicher Weise an der praktischen und künstlerischen Lösung dieses Problems

betheiligt. Im Frühjahre wurde die Ausschmückung der Mechitharistenkirche vollendet, deren Bilderschmuck Joseph Kleinert, Anton Hlavaček, Richard Moser und Johann Luschner nach den Entwürfen des Erbauers Camillo Sitte ausführten. Das Schottenstift schritt an die würdige Instandsetzung der Grabstätten des Stifters Heinrich II. Jasomirgott und Rüdigers von Starhemberg, des heldenmüthigen Vertheidigers von Wien. Eine Specialität moderner Architektur darf wohl das Geschäfts- und Warenhaus genannt werden, das zwar in den alten Hansastädten auch schon eine gewisse Rolle spielte, aber jetzt ganz anderen Anforderungen genügen muss. In seine Gruppe zählt das eben vollendete Möbelhaus Portois und Fix in der Ungargasse nach den Plänen von Max Fabiani; die Façade, deren architektonische Gliederung eigentlich entfällt, ist nur mit mattgrünen Fayencekacheln bekleidet und ruht auf einem Unterbaue von braunrothem Marmor, den Güterthore und mächtige Auslagefenster durchbrechen. Es läßt sich nicht bestreiten, dass der von modernen Gedanken beseelte Architekt sich redlich und theilweise erfolgreich bemühte, eine der Bestimmung des Baues möglichst dienliche Lösung zu finden. Einzelheiten derselben werden bei Kaufhausbauten der nächsten Jahre ab und zu wieder begegnen und manche Abwandlungen erfahren. Mit Genugthuung sei verzeichnet, dass die Geistesarbeit Wiener Architekten auch anderwärts mit Ehren bestand, indem bei der Beurtheilung der Concurrenzprojecte für das Budapester Gebäude der österreichisch-ungarischen Bank die Wiener Architekten Fellner und Helmer den zweiten, Professor Karl König der technischen Hochschule den vierten Preis errangen. Seine Gedanken „über die Moderne in der Architektur" hat Joseph Bayer in einem ansprechenden Feuilleton der „Neuen Freien Presse" zusammengefasst.

Auf dem Gebiete der Plastik eröffnete das Ergebnis der Preisconcurrenz für das Lanner-Strauß-Denkmal den Reigen des neuen Jahrhunderts. Unter den eingelieferten 51 Entwürfen fiel jenem des Helmerschülers Franz Seifert und des Architekten Robert Oerley der erste Preis zu; den zweiten erhielt Franz Vogel, der Schöpfer des Raimund-Denkmals, und den dritten A. Baßler. Eine bis zum 17. Jänner dauernde Ausstellung aller Entwürfe im Künstlerhause bot jedermann Gelegenheit, sich in der Sache selbst ein Urtheil zu bilden und einen voraussichtlich bald zur Ausführung gelangenden neuen Schmuck der Kaiserstadt an der Donau kennen zu lernen. Thatsächlich konnte nur der mit dem ersten Preise ausgezeichnete Entwurf als eine annähernd befriedigende Leistung bezeichnet werden. Im allgemeinen scheint gerade die Zweizahl der Könige im Walzerreiche von den meisten Bewerbern als ein Hemmnis der künstlerischen Lösung empfunden worden zu sein; gleichwohl begegnete manch' guter Einfall, wenn er auch für ein Denkmal selbst nicht ausreichte, dessen Hauptbestimmung Einzelne direct aus dem Auge verloren. Wo es eigentlich ein Stück echt Wiener Kunst und seine Schöpfer zu verherrlichen galt, hätte man gerade von den Wiener Meistern reicheren künstlerischen Ertrag erwarten sollen. Selbst für den Entwurf Seifert's dürften sich noch kleine Änderungen empfehlen, bevor er zur Ausführung gelangt. Für die Stirnseiten der großen Centralsäulenhalle des Parlamentsgebäudes übernahmen die Bildhauer Karl Sterrer und Hugo Haerdtl die Gruppen der Einigkeit im Vaterlande und der Liebe zum Vaterlande. Sie lieferten auch Skizzen eines Cicero und eines Sophokles für die Sitzungssäle des Hauses, in deren Nischen 18 von Wiener Bildhauern auszuführende Marmorgestalten bedeutende Persönlichkeiten des classischen Alterthums verherrlichen sollen. Im Arkadenhofe der Universität gelangte zwischen den Denkmälern Skoda's und Van Swieten's jenes

des bekannten Psychiaters Theodor Meynert zur Aufstellung. Dem Stadtparke widmete ein Freund des Malers Remi van Haanen eine Bronzebüste dieses Künstlers, die von Tilgner's Hand stammt und dem Rondeau vor dem Cursalon zur Zierde gereicht. Im Vestibüle des Südbahnhofes wurde eine in dem Atelier Karl Waschmann ausgeführte Gedenktafel für den Architekten Wilhelm Ritter von Flattich, den Bahnhofserbauer, enthüllt; das Bildnisrelief desselben hat Flattich's Enkelin, Lorle Vischer, zugleich eine Enkelin des berühmten Ästhetikers Fr. Th. Vischer, recht lebenswahr modelliert. Im Auftrage des Erzherzogs Eugen vollendete Johannes Rasžka in französischem Sandstein das große Relief „Rosenwunder der heiligen Elisabeth", für das Kinderspital in Ottakring der Bildhauer Pendl, dem die Ausführung einer Kaiserstatue für das neue Kreisgericht in Olmütz und einer Kaiserbüste für die österreichische Gesandtschaft in Petersburg zufiel, eine „Madonna mit dem Jesuskinde". Prof. v. Zumbusch arbeitete an der Vollendung des Standbildes Kaiser Wilhelms I., das vor der Universität in Straßburg zur Aufstellung kommen soll. Der Restaurierung des Canovaschen Grabdenkmals der Freiin von Pillersdorff auf dem Hietzinger Friedhofe widmete die Stadtgemeinde Wien einen entsprechenden Betrag. Durch die Art und Weise der Vergebung der Bildhauerarbeiten für den neuen Hofburgbau fühlte sich die Wiener Bildhauergenossenschaft in ihren Lebensinteressen und ihrer Existenz als steuerzahlende Bürger tief und empfindlich geschädigt und in ihrer Standesehre herabgewürdigt, da gerade bei einem solchen Monumentalbaue das künstlerische Wirken und Schaffen ihrer Firmen zum Ausdrucke und zur Vollendung gelangen könnte. Sie verwahrte sich in einer entschiedenen Resolution gegen eine sie übergehende Arbeitszuwendung und nahm auch Stellung gegen die Vergebung öffentlicher Arbeiten an Fachschulen. Vom Gesichtspunkte des nach künstlerischer Vervollkommnung und Beschäftigung strebenden Auftragwerbers kann man diese Stellungnahme verstehen, die aber praktisch kaum zu dem gewünschten Ziele führen dürfte. Der freien Entfaltung der Kunst, die nur das Beste im Auge behalten soll, ist ein solcher Druck gewiss nicht zuträglich.

Der Feier des 400jährigen Bestandes der niederösterreichischen Statthalterei ist die Ausführung zweier vortrefflicher Erinnerungsplaquetten zu danken. Die eine widmete der Statthalter Graf Kielmansegg, die andere die Beamtenschaft der Statthalterei, der Polizeidirection und der Bezirkshauptmannschaften; die Ausführung übernahmen die beiden Meister österreichischer Medailleurkunst Alexander Scharff und Prof. Joseph Tautenhayn, einmal neben den Doppeladler die betreffenden Herrscherreliefs (Maximilian I. und Franz Joseph I.) einstellend, das anderemal der Austria die Medaillonporträts des ersten obersten Hauptmanns Wolfgang Freiherrn von Polheim und Wartenburg, sowie des Statthalters Erich Grafen Kielmansegg beigesellend. Als hohe Auszeichnung darf der Wiener Medailleurkunst die Berufung Rudolf Marschall's nach Rom angerechnet werden, da es sich um die Herstellung eines Papstreliefs für eine Medaille handelt, die als Andenken an das heilige Jahr in mehreren Exemplaren ausgeführt werden soll. Bei der Concurrenz um eine andere Erinnerungsmedaille, welche das k. k. Handelsministerium den Ausstellern und Organisatoren der österreichischen Abtheilungen der Pariser Weltausstellung zu widmen gedenkt, wurde unter 30 Entwürfen jenem des Prof. Stephan Schwartz der erste Preis zuerkannt, indes Ludwig Hujer den zweiten und Rudolf Cižek den dritten erhielten.

Die **Preisausschreibung für Banknotenskizzen** erzielte die Einreichung von 117 Concurrenzarbeiten. Die Jury, in welcher der Wahrung künstlerischer Interessen durch Delegierung neuer Juroren aus der Künstlerschaft Rechnung getragen wurde, sprach dem Budapester Maler Ladislaus Hegedüs den ersten, dem Prager Bewerber Wladimir Zupansky den zweiten, dem Wiener Maler Eduard Veith den dritten und dem Wiener Berthold Löffler den vierten Preis zu. Nach des Ersten Entwurfe werden die 100 K-Noten, nach jenem des Dritten die 1000 K-Noten hergestellt. Man darf sich aufrichtig freuen, dass eine für das wirtschaftliche Leben des Staates nicht belanglose Frage diesmal eine bessere und sachgemäßere Lösung fand als bei den künstlerisch gänzlich unbefriedigenden 20 K-Noten.

Das Unterrichtsministerium ließ die verschiedenen Ausstellungen nicht vorübergehen, ohne aus den ihr zur Verfügung stehenden Fonds Kunstwerke anzukaufen; vereinzelt wurde auch die Gelegenheit wahrgenommen, Kunstankäufe aus Privatbesitz, z. B. den von Eduard Ritter's „Jagd nach der Katze" oder Ranftl's „Schulkindern" durchzuführen. Schon heute befinden sich, wie ein den Mitgliedern des **Kunstrathes** eingehändigtes Verzeichnis feststellte, im Eigenthume der Unterrichtsverwaltung so viele beachtenswerte Stücke, dass aus ihnen eine moderne Gallerie gebildet werden könnte. Das Project der letzteren ist über das Stadium der Vorberathung noch nicht hinausgekommen. Den in ihr unterzubringenden Sammlungen, welchen auch die „Judith" des Münchener Bildhauers Hahn, „Die bösen Mütter" von Segantini und Herterich's „Spiegel" zugewendet wurden, sind geschenkweise durch den Architekten Alexander Hummel in Triest und einen zweiten ungenannt sein wollenden Kunstfreund die beiden großen Gemälde von Max Klinger „Das Urtheil des Paris" und „Christus im Olymp" einverleibt worden. Im Kunstrathe regten Se. Excellenz Graf Lanckoronski für Wien die Errichtung eines würdigen Schwind-Denkmals und Prof. Neuwirth die Aufstellung von Büsten der hervorragendsten österreichischen Dichter an. Oberbaurath Prof. Otto Wagner lenkte die Aufmerksamkeit derselben Körperschaft der Frage zu, bei der Wiederverbauung der durch die Abtragung der Kaserne gewonnenen Baufläche auf dem Stubenringe für die Wahrung künstlerischer Interessen nachdrücklichst einzutreten. Auf Antrag der Leo-Gesellschaft beschloss der Kunstrath einstimmig, einen Wettbewerb zur Erlangung von Plänen für eine einfache römisch-katholische Kirche in einer Landgemeinde und von Entwürfen für ein Reliquiar einzuleiten; die Ausschreibung dafür ist bereits erfolgt. Dem Schöpfer des in Linz aufzustellenden Stifter-Denkmales, dem Bildhauer Prof. Rathausky, wurde die Ausführung einiger Abänderungen seines vorgelegten Entwurfes empfohlen.

Die **Leo-Gesellschaft** selbst ist nunmehr zur Pflege und Förderung der Kunst in ein enger begrenztes Verhältnis getreten. Am 27. Februar constituierte sich unter zahlreicher Betheiligung aus Künstlerkreisen die Section für bildende Kunst. Dieselbe hat, geleitet von Univ.-Prof. Dr. H. Swoboda, sofort zu einer Reihe von Concurrenzausschreibungen für kirchliche Zwecke Stellung genommen. Zwei derselben (einfache Pfarrkirche und Reliquiar) wurden durch Vermittlung des Kunstrathes vom Unterrichtsministerium weiter geführt und gehen eben praktischer Lösung entgegen. Vom Directorium der Leo-Gesellschaft wurden zur Concurrenz für den Hochaltar einer Domkirche und für ein heil. Grab je zwei Preise gewidmet. Die bekannte Sammlung classischer Andachtsbilder wird unter Domanig's umsichtiger Leitung fortgeführt.

Die Genossenschaft bildender Künstler Wiens nahm in einer lebhaftes Bedauern aussprechenden Resolution Stellung zu dem Beschlusse des Wiener Gemeinderathes, einen Wettbewerb für den Umbau mehrerer Häuser in der Mariahilferstraße auszuschreiben, bei welchem weder eine Prämiierung noch eine Honorierung der von einer Jury als beste bezeichneten Arbeiten stattfinden sollte. Es darf nicht Wunder nehmen, dass die genannte Genossenschaft der Erwartung Ausdruck gab, kein Mitglied werde im Hinblicke auf die Wahrung der Standesehre sich an diesem Wettbewerbe betheiligen. Jede würdige Betonung des Künstlerrechtes darf auch in den Kreisen des kunstinterressierten Publicums auf Zustimmung rechnen, die ruhiger Zurückweisung verkürzender Ungebürlichkeiten nicht fehlen wird. Auch die Kunst geht nach Brot, und jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert.

Der Beginn des neuen Jahrhunderts hat in das Kunstleben der Residenz ein neues Element eingeschaltet, indem eine innigere Fühlung der kunstinteressierten Kreise mit der Archäologie versucht wurde. Der Studienbetrieb derselben hat durch Benndorf's rastlose Bemühungen an allen deutschösterreichischen Universitäten sich außerordentlich gehoben. Die auf Anregung des früheren Unterrichtsministers Baron Gautsch in Angriff genommenen Grabungen in Ephesos lieferten bereits sehr schätzenswerte Ergebnisse, von denen im restaurierten Theseustempel eine Auswahl zur Ausstellung gelangte. Das Hauptstück derselben war die aus 234 Stücken vom Bildhauer Sturm jun. vorzüglich wieder zusammengesetzte Bronzestatue eines Athleten, der mit einem Schabeisen von seiner linken Handwurzel das Öl abzustreifen sich anschickt. Unter den 32 ausgestellten Objecten fesselten außerdem ein Hermeskopf polykletischen Stiles, ein Flöte blasender Satyr, Fragmente eines ehedem bemalten Erotenfrieses vom Theater aus der Zeit Domitian's. Nicht minder gelangte durch den Bericht, welcher in der Jahresversammlung der Mitglieder des archäologischen Institutes über die Reisen der letzteren, über Publicationen, Funde und Grabungen erstattet wurde, eingehende Aufklärung über zielbewusst geleitete wissenschaftliche und zugleich kunstgeschichtlich interessante Unternehmungen zur Kenntnis weiterer Kreise. Ja es regte sich in der Bevölkerung selbst das Verlangen, die in Wien bei Erdaushebungen zutage geförderten römischen Alterthümer in einer besonderen Sammlung zu vereinigen. Der Anfang dazu ist bereits gemacht. Der Wiener Gemeinderath bestellte eine archäologische Commission, welche beschloss, ein Museum Vindobonense zu gründen, für dessen Unterbringung vorläufig zwei Säle der Schule in der Rainergasse zur Verfügung gestellt wurden. Wird diese höchst billigenswerte Action sachgemäß ausgestaltet und die Bevölkerung zur Zuwendung aller in ihren Rahmen fallenden Objecte angeleitet, so wird es gewiss gelingen, die in den letzten Jahrzehnten gemachten Funde aus der Vergangenheit Wiens zur Römerzeit zu einer in sich ganz geschlossenen Ausstellung zu vereinigen. Die der Unternehmung bereits gemachten Widmungen bezeugen in erfreulicher Weise, dass es an werkthätiger Unterstützung durch die Bevölkerung nicht fehlt. Einer ähnlichen Unternehmung, dem halb zur Residenzstadt gerechneten Museum in Carnuntum, für dessen Bau die Architekten Prof. Ohmann und Kirstein die Pläne ausgearbeitet haben, widmete die Stadt Wien eine Bausubvention.

Eine andere, auf breitere Wirkung berechnete Kunstangelegenheit hat Gerhard Ramberg in seiner Broschüre „Volkskunst" mit seinen Vorschlägen zur Errichtung einer Wiener Kunsthalle angeregt, auf deren Einzelheiten hier nicht näher eingegangen werden kann, obzwar sie manch Gutes und Beherzigenswertes enthalten,

während anderes direct zur Ablehnung oder zum Widerspruche herausfordert Die „ambulante Gemäldegallerie des deutschen Vereines zur Verbreitung von Kunstsinn", welche der Wanderlehrer Müller im Theater an der Wien vorführte, darf gewiss auch als ein Mittel zur Belebung des Kunstinteresses in weiteren Bevölkerungsschichten verzeichnet werden. Die Widmung Sr. Majestät des Kaisers für die Errichtung einer modernen Galerie in Prag und die Schenkung der beiden oben genannten Klingerbilder für eine ähnliche Wiener Sammlung haben eine lebhaftere Erörterung über die Nothwendigkeit der baldigen Errichtung derselben neuerlich angeregt.

Der Umsatz auf dem Wiener Kunstmarkte war, wie die Ankäufe in den einzelnen Ausstellungen wahrnehmen ließen, nicht unbeträchtlich, wenn auch die Kauflust an die Menge des Gebotenen keineswegs heranreichte. Unter den Auctionen brachte der Salon „Venezia" eine größere Gemäldezahl; E. Hirschler leitete die Versteigerung des Nachlasses des Waldmüller-Schülers Johann Bapt. Gößl, in welchem sich besonders Miniaturen und Aquarellcopien fanden. Im oberen Saale der Gartenbau-Gesellschaft gelangten Ölgemälde hervorragender Meister, darunter zwei Werke von J. Schindler und „Der Aschermittwoch" von J. Falat, nebst anderen Kunstobjecten zur Versteigerung. S. Kende übernahm jene der an Aquarellen und Handzeichnungen reichen Sammlung des verstorbenen Professors der technischen Hochschule in Wien, Dr. J. Pohl, und der Sammlung des pensionierten städtischen Oberbeamten E. Seis, in welcher nächst den eben genannten zwei Kategorien auch Kupferstiche, Lithographien, historische Blätter und Wiener Scenen vertreten waren. Der mit einem Vorworte aus der Feder des Dr. M. v. Wurzbach ausgestattete Katalog der Sammlung Pohl wies Blätter von Rudolf, Franz und Jakob Alt, A. Achenbach, Danhauser, Th. Ender, H. Füger, P. Fendi, F. Gauermann, Kriehuber u. A. auf. Eine andere durch S. Kende veranstaltete Auction erregte im Publicum noch größeres Interesse, da sie außer mehreren Porträts von Fr. Stuck, der „Rosenkönigin" von Gabr. Max, dem Bildnisse der Saharet von Lenbach und Werken von Defregger, Vautier und Koppay noch Böcklin's „Dryaden" und Waldmüller's „Badende Mädchen" umfasste.

In das Vortragsprogramm der Wiener Damen-Akademie war nebst anderen ein Vortrag über »Renovation de la Toilette de la Femme« eingestellt, der schon im Vorhinein durch die Persönlichkeit des Vortragenden, des belgischen Meisters Henri van de Velde, große Anziehungskraft gewann. Das Thema actuell, der Vortragende ein Führer auf den Pfaden modernen Decorationsstiles und durch Betheiligung an Wiener Ausstellungen bereits wohlbekannt, der Wiener Boden mit seiner lebens- und farbenfrohen Kleiderpracht besonders empfänglich für Erörterungen über die Reform der Frauenkleidung, das gerade ausländischen Vortragenden gegenüber als Willkommengruß beliebte Rühren der Reclametrommel selbst in sehr angesehenen Tagesblättern, — dies alles hatte die Erwartung auf die Offenbarungen des neuen Kleiderpropheten außerordentlich gesteigert. Kein Wunder, dass eine gründliche Enttäuschung nicht ausblieb! Sie musste sich einstellen, wenn der Vortragende, der seine Formen durchaus aus logischen Gesetzen ableitet und jeden überflüssigen Schmuck ablehnt, seinem künstlerischen Glaubensbekenntnisse treu blieb und nur vom Zweckvollen als der maßgebenden ästhetischen Norm ausgieng. Logik und Frauenmode, in welcher die Laune, das Abweichende und Auffällige eine so hervorragende Rolle spielen und mit tausend kleinen Einfällen seitab vom Alltäglichen die gefälligsten Wirkungen erzielen lassen, sind wohl schwer unter einen Hut zu

bringen. Man kann vom Verzicht auf überflüssige Zierdetails, von Anpassungen an Individualität und Gelegenheit in Schnitt, Farbe und Decoration leicht und sehr schön reden, möglicherweise im Augenblicke sogar einzelne für seine Anschauung gewinnen. Aber schließlich noch verlangen, dass die Damen gerade bei Festlichkeiten auf den sonst geforderten Individualismus ihrer Kleidung verzichten, für solche Anlässe sich einem Uniformszwange unterwerfen und gleich den Männern den — Frack tragen sollen, heißt doch, dem Unmöglichen die Krone aufsetzen. Es lässt sich kaum ernstlich annehmen, dass Van de Velde selbst an irgend eine umfassendere Durchführung seiner Vorschläge glaubt. Für Wien sind sie dem Samen vergleichbar, der auf felsigen Grund und zwischen die Dornen fiel. Man hatte von einem der bekanntesten Bannerträger der Moderne, die mit dem Alten gründlich aufzuräumen sich anschickt, etwas anderes erwartet als einen allen bisherigen Brauch weit hinter sich lassenden Conservierungsvorschlag für das hässlichste und lächerlichste Kleidungsstück der Männer, gegen welches schon genug geeifert wurde. Vielleicht liegt nun darin Methode, dass ein Moderner für die Beibehaltung des sonst angegriffenen Alten nicht nur eintritt, sondern ihm sogar ein neues Gebiet erobern will. In sehr scharfer und geistreicher Weise setzte Dr. Hugo Ganz sich in einem Vortrage über „die Modernitätsmode“, welchen er am 18. April im Wissenschaftlichen Club hielt, mit den verschiedenen Fragen der Moderne auseinander. Was er über den Ursprung des überspannten Genialitäts- und Persönlichkeitsbegriffes, über die mannigfachen Äußerungen der Genialitätswillkür vorbringt, werden gar manche zustimmend-gutheißen, selbst wenn sie mit Ganz in dem Cardinalsatze nicht übereinstimmen, dass die Moderne weder neu noch fortschrittlich, sondern aufgewärmt und reactionär sei. So treffsicher ist nur selten mit der Moderne abgerechnet worden. Dass aber, wie Ganz am Schlusse behauptet, die Modernitätsmode bald vorübergehen werde und der Anfang vom Ende schon gekommen sei, erscheint immerhin noch recht zweifelhaft.

Des Dichters Wort vom Ernste des Lebens und der Heiterkeit der Kunst bemühten sich die Wiener Künstler und Kunstjünger durch ihre Carnevalsveranstaltungen zur Wahrheit zu machen. Großer Betheiligung erfreute sich das Carnevalsfest der Wiener Künstlergenossenschaft am 18. Februar unter der Devise „Es ist erreicht“. Eine schier unerschöpfliche Fülle höchst origineller Gedanken illustrierte auf die mannigfachste Weise die Verwirklichung alles dessen, was dem Menschengeiste noch als kühner Traum vorschwebt und erst von kommenden Geschlechtern in die That umgesetzt werden soll. Im Gewande der Kunst suchten Humor und Geschmack das Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen, ob es nun satirischer Abrechnung mit Ausschreitungen der Secession, der Gemäldesammlung der „Alten Welt“, der Luftschifffahrt oder den Marsbewohnern galt. Sehr zahlreich war auch der Besuch des reizenden Costümfestes der Wiener Kunstgewerbeschule, dessen Einzelheiten den „Kunstfrühling“ aller Kunstepochen veranschaulichen wollten; ein netter Gedanke, dass gerade die der Secession nahestehende jüngere Generation sich in den Dienst der Frühlingsschönheit stellte, der hier mit jenem der Kunst sich bis zu einem gewissen Grade identificierte. Gerade diese Veranstaltungen, die auch Pulsschläge des Wiener Kunstlebens waren, bekundeten viel Talent für die Hervorzauberung fein gestimmter Gesellschaftsfreunde in den Künstlerkreisen, an der auch andere gern und dankbar theilnahmen

Endlich sei auch noch einiger hervorragender Künstler gedacht, die der Tod abberufen. Am 10. Jänner starb der pensionierte Professor der Academie der bildenden Künste, Karl Radnitzky, ein Meister der Medailleurkunst, von dessen vielgeübter Hand

eine große Menge geschätzter und künstlerisch vollendeter Denkmünzen und Gelegenheitsmedaillen stammt. Drei Tage später verschied der Historienmaler Josef Plank, ein Corneliusschüler, der in der Auffassung der Nazarener arbeitete. Der Bilderschmuck der Benedictinerstiftskirche Fiecht in Tirol darf wohl als eine seiner Hauptschöpfungen betrachtet werden; in Militärkreisen war Plank als Porträtist nicht unbeliebt.

Mit ungewöhnlich lebendigem und breitem Strome flutete die Kunstbewegung auf dem Wiener Boden über die Schwelle des neuen Jahrhunderts, von dem wir erwarten wollen, dass in seinem Verlaufe unter günstigen Verhältnissen zur Blüte gelange, was jetzt so mannigfach und hoffnungsvoll ansetzt. Die erste Jahreshälfte ist wahrlich keine schlechte Anweisung an die Zukunft.



## Der Winter.

Von Laurenz Kiesgen.

Von dem grauen Himmel nieder
Fällt der Flockenflaum.
Still. Die Erde träumt vom Flieder
Heimlich ihren Traum.

Einer von der Bettlergilde
Streckt die Zweige weit
Dort der Baum und fleht um Milde
Und Barmherzigkeit.

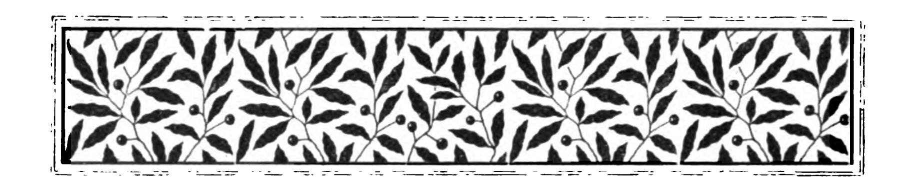
Bittend hebt er seine Arme.
Doch mit Hohngeschrei
Zieht, gedrängt zu schwarzem Schwarme,
Krähenvolk vorbei.

Das sind Boten, die dem alten
Herrscher ziehn voran,
Der in Knechtschaft nur mag halten
Was ihm unterthan;

Finstern Auges zog er näher
Von dem Schloss im Nord.
Noth und Elend seine Späher,
Sein Vasall — der Mord.

Sieh, dort schreitet er vom Hange. —
Auf den Lippen Fluch,
Schleppt er hinter sich das lange
Weiße Leichentuch.





# Wie ich Dichter wurde.

Jugenderinnerungen von Hans Eschelbach.

Dichter! — Das war ein Wort, das klang mir wie Engelsgesang in der Seele, seitdem ich ahnte, was es heißt, ein Dichter zu sein. Und ich ahnte es schon sehr frühe!

In meinem Herzen wogte von jeher etwas, das machte mich glücklich und elend zu gleicher Zeit, das rang nach Befreiung, das durchflutete mein ganzes Sein und fand den Weg noch nicht, wie es sich offenbaren sollte. Es waren Lieder ohne Worte, die klangen mir schon in der Seele, als ich noch ein Knabe von fünf Jahren war. Dann dachte ich an meine todte Großmutter, die ich nie gekannt, von der daheim aber viel erzählt wurde, dann verglich ich mich mit den andern Kindern, die alle noch eine Großmutter hatten, und dann kam ich mir sehr unglücklich vor. Und weil ich meinem Gefühle keinen andern Ausdruck verleihen konnte, nahm ich den großen Haarkamm, schlug ihn in Seidenpapier und blies auf diesem wunderlichen Musikinstrumente die absonderlichsten Melodien, bis mir die Thränen aus den Augen sprangen.

In der Schule lernte ich alle Gedichte auswendig, die das Lesebuch mir bot, und merkwürdigerweise brauchte ich sie nur drei- bis viermal zu lesen, um sie aus dem Gedächtnisse begeistert hersagen zu können. Jetzt lernte ich auch die ersten Dichternamen kennen: Schiller und Goethe, Uhland und Geibel, Lenau, Eichendorff und Freiligrath. Andere Dichter kannte ich nicht, und ich glaubte auch, es seien die einzigen Dichter der Welt.

Auf den stolzen Gedanken, selbst Dichter zu werden, kam ich natürlich einstweilen noch nicht; aber immer drängte es mich, etwas Ungeheuerliches zu denken oder zu thun, und da ich gar nichts Kühneres wußte, warf ich Laternen ein. Ich bekam die verdienten Prügel und besserte mich, das heißt, ich warf keine Laternen mehr ein; aber ich wollte Pulver erfinden, ganz neues und besseres Pulver, und da das nicht glückte, kletterte ich auf die höchsten Bäume, setzte mich auf einen abstehenden Ast und turnte solange daran herum, bis es mir gelang, in den Knien hängend mit losgelassenen

Händen zwischen Himmel und Erde den Kopf nach unten baumeln zu lassen. Das war etwas Ungeheuerliches, wenigstens machten es mir die andern nicht nach; aber es befriedigte mich doch nicht. Alles, was ich unternahm, stillte meinen Thatendurst überhaupt nicht, selbst das Schwimmen nicht, und ich schwamm doch wie kein Zweiter!

Manchmal wandelte mich auch die Lust an, meinen Kameraden eine wohlgesetzte Predigt zu halten; das wäre doch etwas: aber ich schämte mich immer. Einmal faſste ich mir im „Eselsgraben" ein Herz, stieg auf eine der daselbst ausgeschirrt stehenden Karren und erklärte von dort aus, jetzt wolle ich einmal eine Predigt halten. Da aber gerade eine wandernde Musikbande vorüberzog und meine Genossen hinter ihr dreinliefen, muſste ich wegen Mangel an Zuhörern meine Predigt aufgeben, noch ehe ich sie begonnen hatte.

Am liebsten sang ich; der Gesang war immer noch der beste Ausdruck meiner Stimmung. Oft dachte ich mir aber etwas ganz anderes dabei; ich konnte es nur nicht sagen; deshalb pfiff ich es. Ich pfiff stundenlang. Die Leute schüttelten den Kopf über mich und meinten, ich hätte Motten im Kopf; es waren aber nur Lieder. Ausdrücken, was mich bewegte, konnte ich ja doch nicht. Ich wurde immer sonderbarer, und wenn die andern Jungen Fastnacht den Masken nachliefen, gieng ich allein in die verschneiten Berge. In lautem Lärm und bei dem Klange einer Drehorgel fühlte ich mich immer unglücklich; dann gieng ich in den Wald, und es wurde besser. Ich ahmte die Vogelstimmen nach: aber das war auch nicht das Rechte. Es saß mir in allen Gliedern wie eine Krankheit. Endlich fieng ich an, die Lieder, die ich sang, zu verändern: aber wenn ich sie verändert hatte, konnte ich sie nicht mehr singen. Der Rhythmus war eben von mir verändert oder gar nicht berücksichtigt worden. Ich sah ein, daſs ich keine Lieder machen könne, rein gar keine, und das war bitter. Auf dem Speicher daheim malte ich mit Wasserfarben vom Jahrmarkte große Indianermordgeschichten und dachte mir allerlei wunderliches Zeug dabei, das wollte ich dichten, und meine kleine Schwester Agnes, die ein halber Junge war und alles that, was ich wollte, sollte es singen. Aber ich konnte es nicht dichten, ich konnte es nur denken; wenn ich es niederschreiben wollte, war es gar nichts. Die Mordgeschichten hiengen verstaubt auf unserm Speicher, die Agnes sang sie nicht und ich war immer noch kein Dichter.

Da kaufte ich mir aus meiner Sparbüchse zwei Hefte und einen langen Bleistift und gieng damit in den Wald. An der entlegensten Stelle lag ich stundenlang auf dem Rücken und starrte durch die windbewegten Blätter in den tiefblauen Himmel hinein; doch die Hefte blieben leer.

Endlich setzte ich mich zu Hause auf den Speicher vor die alte Hobelbank, die dort stand, und schrieb oben in das erste Heft mit steifgemalten Buchstaben „Der Wald“. Obschon ich immer sehr schlecht schreiben und zeichnen konnte, zeichnete ich doch rechts und links neben die Überschrift Maiblumen und klebte einige passende Abziehbilder dazu; denn mein Werk sollte geschmückt werden, wie kein anderes. Und dann schrieb ich. Es war Hochsommer, und unter den Dachziegeln herrschte eine grausame Hitze; aber ich gieng immer wieder dahin, wo zwei eingesetzte Glasziegel mir Licht spendeten, und endlich waren beide Hefte voll. Es waren verworrene Schilderungen des Waldes in Prosa, und ich las sie meiner ältesten Schwester vor. Sie hörte mir mit Engelsgeduld zu und ermunterte mich, mich noch mehr im „Aufsatz“ zu üben. Ach Gott, im Aufsatz! Und es sollten doch Gedichte sein! Aber bei Gedichten war das Papier nur in der Mitte bedruckt, und dann waren immer regelmäßige Absätze da; da steckte es also! Von Reim und Rhythmus hatte ich noch immer keine Ahnung, und niemand war da, der mich unterrichtet hätte. Ich würde auch nicht gewagt haben, jemanden danach zu fragen. Was wußsten die vom Dichten! Das war ja wie ein Wunder, und Wunder brauchte man nur zu glauben, ohne sie zu verstehen.

Ich war mittlerweilen vierzehn Jahre alt geworden, aus der Elementarschule entlassen und sollte nun Lehrer werden. Da trat ein großes Ereignis in mein Leben, das machte mich zum Dichter; das war wie ein plötzliches Thauwetter, welches das Eis sprengt und das strömende, nach Befreiung drängende Element in zügelloser Freiheit einherbrausen läßt.

Ich war nie über Bonn und seine Umgebung hinausgekommen, höchstens nach Köln, aber das war nichts weiter als eine große, fremde Stadt, die mich kalt ließ. Auch mit meinem dort wohnenden Onkel verbanden mich keine besonderen Herzensneigungen. Mit heimlichem Schrecken sah er meine seltenen Besuche, besonders seitdem ich in seinem Geschäfte den Krahnen umgedreht hatte und das Spiritusfäßchen fast ganz ausgelaufen war. Ich konnte es nicht mehr zudrehen und war in meiner Gewissensnoth fortgelaufen, ohne Hilfe herbeizuholen, und das vergaß er mir nie!

Jetzt aber sollte ich mit meinem Vater zu dessen Bruder fahren, weit hinauf nach der Loreley! Ich sang den ganzen Tag das Lied von der Loreley, und als wir nun auf dem Schiffe saßen, als die Kähne und Dampfer an uns vorüberzogen, als Flüsse, Berge und Burgen vorüberglitten, da fühlte ich mich wie in einem Märchenlande. Und dann erst das alte Zechenhaus oben an der Loreley, die Felsen und Wälder, die Ziegen und Brunnen und die treuherzigen Menschen! All das hinterließ einen gewaltigen Eindruck in meiner Seele, und als ich nun wieder daheim saß, da schrieb

ich ein eposähnliches Gedicht „In den Bergen", welches drei ganze Hefte füllte. Reim und Rhythmus fehlten allerdings auch hier noch; aber es lag, ein gewisser Tonfall in dem Ganzen, als ob es nach antiker Metrik gebaut wäre. Doch das war noch nicht das Wichtigste; die völlig neuen Eindrücke, die ich in mich aufgenommen, drängten nach neuer Gestaltung. Eines Abends gieng ich an's Rheinufer, setzte mich im Dunkeln auf einen Weidenstumpf und überließ mich dem Heimweh nach jenen entzückenden Orten, wo mein Vater seine erste Kindheit verlebt, und die mir schon aus seinen Erzählungen vertraut und liebgeworden waren. Erst fühlte ich in ungewissen Sehnsuchtsempfindungen, die Empfindungen wurden klarer, dann sang ich sie ohne Worte, dann sprach ich die Worte im Rausche der Begeisterung stammelnd vor mich hin, sprach sie wieder und wieder; der Reim, den ich früher nur hier und da angewandt hatte, klang mit aller Bestimmtheit hindurch, die Worte hüpften auf und nieder wie ein Schifflein auf Wellen und diese gleichmäßige hüpfende Bewegung machte mir ungemeines Behagen: so etwas gieng auch auf und nieder in den Gedichten von Schiller und Goethe, und ich declamierte und trommelte den Tact dazu auf meinen Knien: leicht-leicht, schwer; leicht-leicht, schwer; leicht-leicht, schwer; leicht-leicht, schwer. Und dann sprang ich auf in großer Erregung und athmete tief: ich war dem Geheimnis auf der Spur, ich hatte den Tact gefunden, hatte die Uranfänge der Gesetze von Reim und Rhythmus entdeckt! Entdeckt, richtig entdeckt: denn bis jetzt hatte mir kein Mensch davon gesprochen Und dann saß ich wieder da und declamierte und trommelte:

In die Berge, in die Berge,
Auf die Felsen und Höh'n . . .

Und als ich nach Hause gieng, hatte ich mein erstes Gedicht fertig. Ich hatte es meinem Gedächtnisse eingeprägt und unter der ersten Straßenlaterne gleich niedergeschrieben. Die Strophengliederung fehlte zwar noch; aber Reim und Rhythmus waren entdeckt, und nun gieng's weiter in zügelloser, unerschöpflicher Schaffenslust, und mein väterlicher Freund, der Lehrer Schmitz, den ich in's Geheimnis gezogen, rieth mir, doch jetzt nicht so viel zu schreiben, sondern zu warten, bis ich reifer geworden, weil ich sonst später keinen Stoff mehr fände, den ich nicht schon bearbeitet. Aber ich lachte in hellem Übermuth und erklärte ihm, wenn ich nur Papier genug hätte, wollte ich schreiben ohne Rast, immerfort, immerfort; denn in meiner Seele dränge es sich vor lauter Liedern. Und wirklich war es mir, als müsse mein Herz springen von all den Liedern, die darin keimten, als müsse ich sie hinaussingen in alle Welt. Vorerst hielt ich diese Lieder noch geheim, denn wer Gedichte machte, war verrückt, das stand nun einmal fest. Als

aber der Friedhof in Bonn eingeweiht wurde, schmiedete ich zwei Gedichte auf den alten und auf den neuen Friedhof und schickte sie dem Redacteur der „Deutschen Reichszeitung“ ein. Fiebernd erwartete ich die nächste Nummer, und als ich mich verstohlen zum zehntenmal an's Schaufenster der „Reichszeitung“ schlich, um zu sehen, ob an Stelle der alten Nummer immer noch nicht die neue hänge, da stockte mein Herz in freudigem Schreck, denn meine beiden Gedichte prangten daselbst untereinander, und unter beiden stand fettgedruckt mein ganzer Name. Ich lief durch die Straßen und sah die Menschen nicht, ich sah immer nur das Zeitungsblatt vor Augen. Ich war glücklich, wie nicht zu sagen, jetzt war der Anfang gemacht, jetzt wussten alle Menschen, dass ich Dichter sei, jetzt lachte mir eine sonnige, glückliche Zukunft! Ich wunderte mich nur darüber, dass die Menschen so wie an allen Tagen an mir vorübergiengen, als ahnten sie gar nichts von dem Unerhörten, was geschehen.

Das Beste wartete jedoch noch auf mich. Als ich in den Präparanden-Unterricht kam, saß der Schulinspector schon da, der mich immer durch seine goldene Brille ansah, die Augen zukniff und hin und wieder eine Prise Schnupftabak nahm. Er fragte mich auffallend oft, und als wir nun nach Hause gehen sollten, hielt er mich zurück und fragte mich vorwurfsvoll, wie ich dazu käme, Gedichte zu machen und drucken zu lassen; ich sollte mich lieber mit nützlichen Dingen beschäftigen. Ach Gott, was hatte der Mann ein schlechtes Verständnis für Poesie! Ich bemitleidete ihn von ganzem Herzen und dachte, er redete so zu mir aus reinem Brotneid. Ich versprach ihm, weiter keine Gedichte mit meinem Namen zu veröffentlichen; aber jetzt erschienen sie in langer Reihenfolge im Sonntagsblatt der „Reichszeitung“, mit den Anfangsbuchstaben meines Namens unterzeichnet.

H. E. — so wurde ich von meinen Genossen fortan genannt — fieng an, im Weichbilde seiner Vaterstadt bekannt zu werden. Unter uns gesagt, man hielt mich für halb verrückt; die Präparandenlehrer ließen es auch nicht an Spott fehlen, obschon ich wusste, dass der jüngere von ihnen selbst herzlich schlechte Gelegenheitsgedichte machte.

Ich trug mich allen Ernstes mit dem Gedanken — ich war noch nicht 15 Jahre alt —, mein „Brotstudium“ an den Nagel zu hängen: wenn ich Dichter würde, brauchte ich ja nicht Lehrer zu werden. Mein ehemaliger guter Lehrer Schmitz überzeugte mich aber vom Gegentheil; von der Kunst allein könne man nicht leben, man müsse auch als Poet einen Beruf haben, der einen ernähre, sonst verhungere man. Selbst Paulus sei nicht nur der begeisterte Apostel, sondern auch Teppichwirker gewesen. Er zeigte mir dann die idealen Seiten des Lehrerstandes. Ich hörte aufmerksamer zu,

als er vielleicht ahnte. Einige Tage später überraschte ich ihn mit einem Gedichte, das ihm zeigen sollte, wie ich ihn verstanden:

## Was?

„Ich will Schulmeister werden!"
Pestalozzi.

Soll ich nun ein Förster werden,
In dem Waldrevier zu jagen,
Oder soll im Dienst des Königs
Ich Gewehr und Säbel tragen?

Oder soll ich Lieder dichten,
Die mir still im Herzen glühen,
Geistesfunken, wie sie manchmal
Aus der Menschenseele sprühen?

Soll ich kühn das Meer befahren,
Zieh'n nach fremden, wilden Landen?
Nein, ich bleibe; denn es hält mich
Hier mit tausend, tausend Banden.

Ich will nicht nur Brot verdienen,
Will auch meinen Weg erhellen,
Will als treuer Diener freudig
In der Menschheit Dienst mich stellen.

Eines könnte mich beglücken
In dem dunklen Thal der Erden,
Könnte ich ein pflichtgetreuer,
Schlichter, rechter Lehrer werden!

Könnte ich ein Lehrer werden,
Dürfte gold'nen Samen streuen,
Gern und opferfreudig wollt' ich
Mich dem Dienst der Menschheit weihen!

Kinderseelen zu beglücken,
Die im Glanz der Unschuld blühen!
Schönstes Glück des freien Mannes,
Eine Seele zu erziehen!

Gold'ne, reine Saaten säen.
Für des Himmels große Ernte,
Gott, wie wär' ich Dir so dankbar
Wenn ich jene Kunst erlernte!

O, wie wollt' ich sie bewachen,
Jene reinen Engelseelen;

An dem Tage der Vergeltung
Sollte keine Seele fehlen!

Herr, lass mich dies Glück empfinden,
Schönstes Glück der dunklen Erden:
O, lass mich ein pflichtgetreuer,
Schlichter, rechter Lehrer werden!

Das Gedicht gefiel ihm; aber daheim konnte ich mit meinen Versuchen nicht so recht ankommen; man sah, dass ich durch die Verseschmiederei die Zeit zum Lernen versäumte oder höchstens Linnig's Poetik studierte, und man suchte mir das Dichten zu verleiden; aber es war, als wenn man in ein Feuer blies. Es wurde nur noch schlimmer; ich schrieb viele Hefte voll, und selbst ein umfangreiches, dichterisch sein sollendes Tagebuch führte ich. Eigentlich schrieb ich vielleicht nur deshalb so viel, weil das Geschriebene mich nicht befriedigte, weil ich Besseres leisten wollte.

Aber es sang etwas in meiner Seele, und wenn ich Musik hörte oder ein Gedicht las, sang es lauter, und ich wusste nicht, was mir war. Daheim wurde nach dem Mittagessen meist vorgelesen, oft fühlte ich mich tief ergriffen von dem Gehörten, und dann gieng in die Schule wie ein Nachtwandelnder.

Am liebsten hörte ich meinem vielbelesenen Vater zu, wenn er von Schiller erzählte, wie er auf der Karlsschule gewesen. Declamierte aber mein Vater bei festlichen Anlässen „Des Sängers Fluch“ oder ein anderes Gedicht, dann fühlte ich mich in gehobener Stimmung.

Stundenlang konnte ich vor den Buchläden stehen und andächtigen Herzens all die schönen Bücher ansehen. Wenn ich einen Titel las, der mir besonders gefiel, z. B. „Des Herzens Golgatha“, dachte ich wochenlang an das Buch und war betrübt, wenn es aus dem Schaufenster verschwunden war. Vor allem interessierte mich in der Universitätsbuchhandlung der schwer zu lesende Name eines Mannes, der die stattliche Reihe all der Bücher geschrieben hatte, die da im Schaufenster lag und mir gewaltig imponierte. Ich wusste, dass es ein Engländer und ein großer Dichter gewesen. Ich scheute mich, den fremden schweren Namen laut auszusprechen, weil ich es jedenfalls verkehrt machen würde; aber wenn ich allein war und die Augen schloss, sah ich immer in Goldbuchstaben das eine Wort: Shakespeare!

Endlich stand es unumstößlich bei mir fest, ich wollte so viele Bücher schreiben wie dieser Shakespeare, ich wollte ein Dichter werden! Mein zukünftiger Beruf wurde mir immer klarer. Ich hatte einmal in einer Humoreske gelesen, die Dichter kenne man an krausem Haar und an scharf zu beiden Seiten der Stirn vortretenden Erhöhungen, die spottweise „Dichterhörner“ genannt würden. Wahrhaftig, es stimmte! Krause Haare und Dichterhörner

hatte ich schon! Eines Tages bat mich eine mir fremde Malerin, mit ihr in die Villa des Landraths von Sandt zu gehen, wo ich von den jungen Damen gezeichnet werden sollte. Die Malerin schenkte mir fünfzehn Groschen, und ich musste dafür im Gartenhause mehrere Stunden lang still sitzen. Der alte Landrath kritisierte zuletzt die Zeichnungen und sagte einer Dame, dass ihr Bild zu scharf markiert sei und zu sehr an das Profil englischer Dichter erinnere. Gott noch! Mein Gesicht hatte also Ähnlichkeit mit englischen Dichtern! Jetzt war es ausgemacht: Dichter werden um jeden Preis! Aber wie?

Es war keiner, der's mich gelehrt hätte; doch ich verschlang alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte, gute und schlechte, Schiller's Dramen und Indianergeschichten. Die Indianergeschichten verstand ich am besten; aber die inhaltlich nur halb verstandenen Gedichte und Dramen Schiller's ließen doch in meiner Seele mehr Klang zurück, als alle Indianergeschichten zusammen; sogar Schiller's Dramenfragmente las ich und wunderte mich, dass ich davon nichts verstand, rein gar nichts!

Bisher hatte ich Schiller's Schauspiele nur gelesen, war im Theater noch nie gewesen und bettelte so lange, bis ich die Erlaubnis hatte, hineinzugehen. Auf dem Theaterzettel stand das schreckhaft fremde Wort Shakespeare, man gab den „Kaufmann von Venedig". Den Eindruck, den der erste Theil der Gerichtsscene auf mich machte, kann ich nicht schildern. Ich war außer mir. Nach der Vorstellung gieng ich nicht nach Hause, sondern an das Rheinufer, dahin, wo es am dunkelsten war. Die Eisschollen ächzten im Strom, schneidender, bitterkalter Wind fuhr mir ins Gesicht, aber er kühlte mich nicht; alles brannte, alles glühte in mir. Ich wusste nicht mehr, was ich that, aber mit ausgebreiteten Armen lief ich dem Sturm entgegen und dann schrie ich wild und gellend in das Dunkel der Nacht. Anfangs waren es unartikulierte Schreie, und dann war ich der Jude, der Rache forderte, wie der im Schauspiel. „Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was fordert der Christ? Er fordert Rache! — Und wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was fordert der Jude? Er fordert Rache. — Rache!" Ich spielte die ganze Scene für mich mit dem wilden Pathos eines leidenschaftlichen Knabenherzens. Ich schrie und weinte, und es war ein Glück, dass kein Mensch weit und breit zu sehen war; man würde mich für verrückt erklärt und eingesperrt haben. Verstört kam ich nach Hause. Ich hatte einen Dichter gehört, ich hatte die Kunst, die große Kunst kennen gelernt und ich warf mein Tagebuch, meine Gedichte und alles, was ich geschrieben, in das Feuer.

Eine dämonische Glut fraß mir am Herzen, Tag und Nacht ließ es mir keine Ruhe; ich war tief unglücklich. Aber dann kam ein wilder Trotz

in meine Seele. Ich hatte einen Dichter gesehen, der ein Riese war, und ich wollte es aufnehmen mit diesem Riesen auf Leben und Tod. Bis jetzt hatte ich gespielt; aber nun kam die Kunst, die Kunst, die mir nächst Gott und der Religion das Heiligste war. Und ich setzte mich hin und schrieb ein Drama.

Natürlich müsste es ein historisches Kraftstück sein; es spielte in der französischen Revolution, und alle Tigermenschen der damaligen Zeit sollten in dem Drama eine Rolle spielen. Ein deutscher Idealist als Opfer der Revolution war die Hauptperson des Dramas, das den vielversprechenden Titel „Blut für Blut" führte. Ich lieh mir von dem alten Präparandenlehrer den dritten Band von Welter und trieb „Vorstudien". Dann gieng ich an die Ausführung des Prosastückes. Während der Arbeit lebte ich für die Mitwelt nicht mehr, alles fieberte in mir. Redete man mich an, so gab ich gar keine oder verkehrte Antworten, rief man mich zum Mittagstisch, so hörte ich nichts, ich vergaß Speise und Trank, aber die Feder flog in krampfhafter Hast über das Papier. Die Veränderung, die in mir vorgieng, war so auffallend, dass mein Vater mich oft besorgt von der Seite her ansah. Die Berichte der Präparandenlehrer über meinen Fleiß lauteten ungünstiger als je, es gieng nicht so weiter: man verbot mir, das Drama fertig zu schreiben.

Aber es ließ mir keine Ruhe, die Blutmänner der Revolution rüttelten mich aus dem Schlaf, nachts stand ich auf und schrieb heimlich weiter. Der Zufall wollte es, dass mein Vater nachts noch in der Küche Wasser zum Trinken holte und dabei in meinem Zimmer das Licht bemerkte. Ich sehe ihn noch, wie er mitten in der Nacht so besorgt vor mir stand und mir sagte, dass ich krank würde, ich solle doch um Gotteswillen das rastlose Schreiben sein lassen und an mein Studium denken.

Anderen Tages nahm meine älteste Schwester, die sehr energisch war, mir das Manuscript ab, um es zu verbrennen.

Ich war aus Rand und Band. Meine Schwester, die es ahnen mochte, wie es in mir stürmte, begnügte sich, das Manuscript in ihrer Kommode zu verschließen und mir zu eröffnen, ich würde das Drama erst zurückbekommen, wenn ich die Aufnahmeprüfung am Seminar bestanden. Nur langsam beruhigte ich mich. Ich habe das Drama nicht zurückverlangt, und als meine Schwester es mir nach Jahren freiwillig gab, warf ich es unbesehen ins Feuer.

Nach diesen Auftritten verlegte ich mich ernstlich auf das Studium der Dichtkunst; ich las alle theoretischen Werke, deren ich habhaft werden konnte, und oft zweifelte ich an meinem Talent. In einer Lebensbeschreibung Correggio's hatte ich einst gelesen, dass er voller Zweifel an seinem Können in eine Kunstsammlung gieng, dort die Werke großer Maler betrachtete und endlich in gerechtem Künstlerstolze ausrief: „Auch ich bin ein Maler!" Das

selbstherrliche Wort war mir wie aus der Seele gesprochen; aber wenn ich meine eigenen Gedichte kritisierte oder dem wohlfeilen Gespötte meiner Genossen ausgesetzt war, zweifelte ich oft daran, ob ich je das Recht haben würde, gleich Correggio das stolze Wort zu rufen: „Auch ich bin ein Dichter!"

Ich nahm mich in strenge Selbstzucht, und unerbittlich zerpflückte mein kalter Verstand die Erzeugnisse meiner heißblütigen Phantasie. Wenn ich es doch nur gewusst hätte, dass ich ein Dichter gewesen; aber ich wagte nicht mehr, mit meinen Gedichten vor meine Eltern zu treten. Das Dichten war ja etwas, was mich am Fortkommen hinderte.

Vieles, was ich in damaliger Zeit trieb, habe ich vergessen; aber einer Stunde erinnere ich mich noch mit voller Klarheit, einer Stunde, die für mein ganzes Leben entscheidend wurde, einer Stunde, da ich mir schwur, der Kunst treu zu bleiben auf allen Dornenwegen. Mein späteres Leben war ebenso reich an Erfolgen wie an Enttäuschungen, und früh empfand ich es bitter, dass derjenige, der sich der Kunst verschworen hat mit ganzem Herzen, allzeit als ein einsamer Mann durchs Leben geht; aber ich habe es nie bereut, jenen Knabenschwur, mit dem ich mein ganzes Sein der Kunst verpfändete, nicht gebrochen zu haben.

Endlich aber, ich war etwa siebzehn Jahre alt, kam auch der Augenblick, der mich für viele Enttäuschung, für manchen Spott, für langes, ehrliches Arbeiten im Dienste der Kunst entschädigte.

Unter den neuen Gedichten, die ich fortan nicht mehr verbrannte, befanden sich auch Balladen und andere erzählende Dichtungen. Ich benutzte eine gute Stunde, da Vater und Mutter gerade allein waren, und las ihnen mein neuestes Gedicht vor. Es führte den Titel „Licht und Schatten".

Hochaufathmend schloss ich meinen begeisterten Vortrag: doch statt des erhofften Beifalls blieb alles stumm wie in einer Kirche. Enttäuscht sah ich auf Vater und Mutter. Sie saßen still da und sagten kein Wort; aber in ihren Augen standen Thränen. Da zog ein wunderseltsam Gefühl in mein Herz. Stumm gieng ich ans Fenster und starrte hinaus, bis mir die weite Welt verschwamm in einer heißen, brennenden Glücksthräne. Und in jener ernsten Weihestunde jubelte meine Seele zum erstenmal das stolze Wort:

„Auch ich bin ein Dichter!"





# Rundschau.

Der Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen. Der Königsberger Chemiker Professor Lossen hatte sich am 27. Januar 1898 an den Minister Bosse mit der Bitte gewandt, „aus den im Ministerium befindlichen Personalacten statistische Ermittlungen zu schöpfen über die während der letzten 25 Jahre an den preußischen Universitäten thätigen Professoren und Docenten, welche hauptsächlich deren Eintritt in den Universitätsverband, ihre Beförderung in demselben und ihren Austritt aus demselben, ihre Confession und ihre Heimat betreffen", und der Minister hatte diese Eingabe am 2. März desselben Jahres dahin beantwortet, dass der Einsicht in die Personalacten des Ministeriums zu dem gedachten Zwecke nichts im Wege stehe, die Veröffentlichung von Actenauszügen jedoch der ministeriellen Genehmigung vorbehalten bleiben müsse. Auf Grund dieser Zusage hat dann Professor Lossen seine Studien über den Zeitraum von 25 Semestern (1884/5 bis 1896/97) an Ort und Stelle gemacht.

Das Ergebnis dieser Studien liegt nun in beschreibender und tabellarischer Form vor*) Das Ganze zusammenfassend, sagt der Königsberger Professor zu Eingang seiner Arbeit:

1. Die Zahl der katholischen Docenten an den preußischen Universitäten steht in einem auffallenden Missverhältnis zu der Zahl der katholischen Staatsangehörigen Preußens. Während die Bevölkerung 34,5 Procent Katholiken zählt, waren von den während der 25 Semester an den Universitäten thätigen Docenten nur 13 Procent katholisch.

2. Die Rückständigkeit ist indessen nicht gleich bei den einzelnen Classen der Docenten. Berücksichtigt man die Docenten aller Facultäten, so waren von den Ordinarien 18,3 Procent, von den Extraordinarien 13,8 Procent, von den Privatdocenten 9 Procent katholisch. Betrachtet man nur die drei weltlichen Facultäten, so waren in diesen von den Ordinarien 16,5 Procent, von den Extraordinarien 12,4 Procent, von den Privatdocenten 8,7 Procent katholisch. Das Verhältnis ist demnach für die

---

*) „Der Antheil der Katholiken am akademischen Lehramte in Preußen". Von Prof. Dr. Wilhelm Lossen. Nach statistischen Untersuchungen. (2. Vereinsschrift der Görresgesellschaft für 1901.) Köln, J. P. Bachem, 1901.



Katholiken am günstigsten in denjenigen Stellungen, welche unter Mitwirkung der Facultäten von der Staatsregierung besetzt werden, am ungünstigsten in denjenigen, in welche jeder, also auch jeder katholische Gelehrte, der die Befähigung zur Bekleidung derselben nachweist, eintreten kann, wenn er will. (?)

3. Die Beförderung der wenigen Katholiken, welche als Extraordinarien oder Privatdocenten an preußischen Universitäten in den erwähnten 25 Semestern lehrten, war nicht schlechter als diejenige der Nichtkatholiken.

4. Seit dem J. 1870 hat die Zahl der katholischen Ordinarien in den drei weltlichen Facultäten zugenommen, und zwar nicht nur die absolute, sondern auch die relative Zahl derselben. Dagegen ist die absolute Zahl der katholischen Extraordinarien und Privatdocenten nicht im gleichem Maße gestiegen: die relative Zahl derselben hat abgenommen.

Als Schlussfolgerung spricht der Verfasser den Satz aus, dass das Angebot an katholischen Privatdocenten sehr ungenügend sei gegenüber der Nachfrage. Entgegen manchen katholischen Preisstimmen Deutschlands muss hervorgehoben werden, dass Lossen keineswegs beabsichtigt hat, die preußische Regierung von ihren begangenen Sünden rein zu waschen; das wäre ein thörichtes Unterfangen. Als Mann der Wissenschaft, der die deutliche Sprache der Zahlen versteht, hat er vielmehr kräftig auf die imparitätische Behandlung unter dem Ministerium von Raumer und deren heute noch fühlbare Folgen hingewiesen, ohne die Augen gegenüber den auf katholischer Seite begangenen Fehlern zu verschließen. Denn wenn 1870 noch 11,22 Procent aller Privatdocenten der drei weltlichen Facultäten katholisch waren und 1896 97 nur noch 6,97 Procent, so kann man nicht sagen, dass daran die Regierung allein Schuld sei, wenngleich die schlechte Behandlung der katholischen Privatdocenten während des Kulturkampfes von Seiten der Facultäten und auch der Regierung vom Verfasser nicht geleugnet, sondern ausdrücklich anerkannt wird. Eine gewisse Abschreckung lag darin, die jedoch auf die heutigen Verhältnisse in keiner Weise mehr passt. — Die Arbeit Lossen's ist unendlich mühsam gewesen; sie hat eine Entsagung gekostet, die nur der versteht, der ähnliche Materialien durchgearbeitet hat; sie bietet Lehren, die mutatis mutandis in jedem Lande beherzigt werden sollten, um derentwillen weiteste Verbreitung derselben im höchsten Grade erwünscht ist. Es wäre außerordentlich dankenswert, wenn der Verfasser in der bald nothwendig werdenden Neuauflage der Arbeit sich mit seinen zahlreichen Kritikern, denen er zum Theile schon geantwortet hat, in einem eigenen Capitel auseinandersetzen würde. Wer den in der Schrift angezogenen Verhältnissen einigermaßen nahe gestanden hat, kann den Ausführungen nur in allen Punkten beistimmen. B.

* * *

Fechner über die Kunst. Fechner war zwar kein Künstler, aber unstreitig ein Mann von Urtheil. In einer großartigen Betrachtung seines „Zend-Avesta" über die Hinordnung des Wahren, Guten und Schönen zu Gott findet sich eine Stelle (Laßwitz'sche Ausgabe, 1901, I, 236), die eine so feinsinnige Auffassung von dem Zwecke der Kunst und dem Wesen des Schönen offenbart, dass wir nicht umhin können, sie hier folgen zu lassen:

„Die Kunst mag prassen mit Farben und mit Tönen, doch geht sie endlich betteln, wenn sie nicht steht und bleibt im Dienste des allerhöchsten Künstlers.

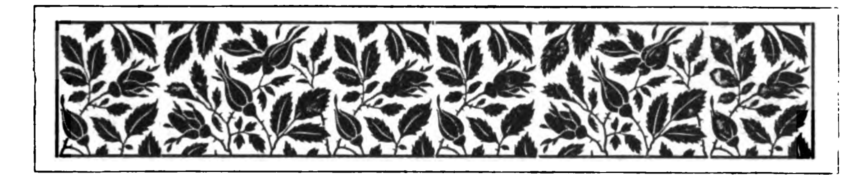
„Viel Zierliches und was zur Lust des Auges, mag des Menschen Kunst verfertigen, doch bleibt's nur Künstlichkeit und Tand, vermag's nicht etwas von des ganzen Gottes Walten unmittelbarer, anschaulicher und klarer zur Erkenntnis uns zu bringen oder tiefer zu Gemüt zu führen, als die Welt unmittelbar es selbst vermag. Ihr Schauplatz ist zu groß, des Menschen Blick zu kurz. vermag die ganze nicht auf einmal zu umspannen; das Walten Gottes hat zu tiefen Sinn, der menschliche Verstand dringt gar zu langsam ein, ergreift der Kette Glieder einzeln, nicht die ganze Kette, je mehr er sich vertieft, so mehr verdunkelt sich's; so gilt es nun (mit Hilfe der Kunst, d. R.) im kleinen Spiegel an der Oberfläche zu zeigen, was im Großen uns zu groß, an Tiefe uns zu tief und durch die Tiefe dunkel. Und wie der Künstler die Welt mit Gott in's Kleine zieht, sehn wir in seinem Werk nun auch die Welt und spüren den Odem Gottes drin; wie er das Tiefe an die Oberfläche hebt, sehn wir im Schein der Schönheit die Wahrheit heller und fühlen, solcher Schein ist nur der höchste Glanz vom Licht der Wahrheit selber, der zur Erleuchtung der Welt auch die Verklärung fügt. Die Kunst, die nichts als sich verklärt, ist nicht die rechte Kunst und thöricht, rühmt sie sich, sie sei sich selbst genug. Sie gleicht mit aller ihrer Schöne nur dem Verklärungsschein am Haupt des Heiligen. Dass er den Heiligen sichtbar macht als Licht von seinem eigenen Scheitel, ist's, was allein des Scheines Schöne macht. Der Heilige verklärt den Schein, und drum der Schein den Heiligen. Der allergrößte Heilige aber, das ist der heilige Gott.

„Wer schelten will die Kunst, dass sie im Kirchendienst das Göttliche durch's Sinnliche verkleide, den Geist, der auf des Geistes Wesen nur gehen soll, durch äußern Schein besteche, . . . . . der weiß nicht, dass die rechte Kunst nicht die ist, die den Geist noch mehr verkleidet, vielmehr die durchscheinend macht das Kleid, dass durch das Kleid der Leib und durch den Leib der Geist erst hell und deutlich scheine; der hat den Sinnesreiz gemeiner Kunst, doch nicht den Sinn der rechten Kunst im Auge.

„Die Künste stehn nicht bloß im Dienst der Kirche. Weit ist ihr Schauplatz, reich ihr Stoff. Doch ist's allein die Kirche, in deren Dienste alle Künste sich im wahren Sinn der Kunst verknüpfen können. Und nicht anders soll's mit den Künsten sein als mit den Menschen, die zwar nicht immer gemeinsam in der Kirche wohnen und zu schaffen haben, doch aus der Kirche in ihre besondern Häuser und alle weltliche Verwickelung und Zerstreuung den Sinn mitnehmen sollen, der sie gedenken läßt, sie bleiben überall des Höchsten Diener und Brüder zu einander.“ A. M.



Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



# Der Katholicismus und das XX. Jahrhundert.

Von Joseph Hirn.

Wie der Schluss eines bürgerlichen Jahres dem Einzelnen oft einen gern benützten Anlass bietet, um in seinen Privat- und persönlichen Sachen Rückschau zu halten auf Vergangenes und vorschauend und berechnend die Zukunft zu ermessen, so ist eine Jahrhundertwende für so Manchen der willkommene Ausgangspunkt zu einer Höhenperspective über Fragen und Richtungen allgemeineren Charakters. Der Übergang vom 19. auf das 20. Jahrhundert hat eine erkleckliche Anzahl solcher Überblicke gezeitigt. Was als unbestrittenes Verdienst, als wahrhaft große Errungenschaft des vollendeten Zeitraumes dasteht, namentlich auf dem großen Gebiete empirischer Forschung und genialer Erfindung, findet dabei — wie könnte es auch anders sein — einstimmige, lobpreisende Würdigung. Dass diese Einhelligkeit versagt, sobald die Rede geht von principiellen, grundlegenden Anschauungen, bei denen Maß und Zahl nicht mehr das alleinige Criterium bilden, ist begreiflich. Aber diese Differenzierung geht bei den Einen mitunter bis zur vollständigen Negation dessen, was auf Seite der Anderen Sache der vollsten inneren Überzeugung ist. In nicht zu verbessernder Reproductionstreue spiegelt sich darin der gewaltige Geisterkampf des zurückgelegten Säculums. Und bei keinem Punkt tritt dieser Gegensatz so augenfällig zu Tage, als da, wo die Sprache kommt auf christliche Weltanschauung, speciell auf den Katholicismus. Den Einen ist derselbe wenigstens noch eine Macht, welche, eben deshalb, mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft, mit allen Mitteln aus der Waffenkammer des Geistes zu bekämpfen ist; Andere nehmen von ihm nur noch Act als von einem Gewesenen, das in seiner den Niedergang verbürgenden Inferiorität zum Mitleid oder zum Hohn bewegt, höchstens noch eines letzten Gnadenstoßes zu seiner Vernichtung für immer bedarf. In eine dieser beiden Kategorien gehört ein sehr großer Theil der jüngsten Säcularwerke, soweit sie von den angedeuteten Principienfragen handeln. Der Katholik, welcher diesen Thatbestand verfolgte, mag mit Sehnsucht ausgeblickt haben, ob sich denn auf dem weiten, aber lebhaft befahrenen Meere der Säcularpublicistik nicht ein Fahrzeug finde, das mitten unter den vielen fremden und feindlichen Flaggen sein lustig gespanntes Segel mit dem Zeichen des Kreuzes hochzuhalten vermöge. Gerade vor Schluss des ersten Jahres nach der Jahr-

hundertwende hat sich der hochwillkommene Fährmann gefunden,*) willkommen seinen Glaubensbrüdern, deren Sache er in edler Form und geistesgewaltiger Gewandtheit vertritt; willkommen aber doch wohl auch allen jenen Andersdenkenden, welche einen ehrlichen, ritterlichen Kampf führen wollen, bei dem es sich nicht um Befriedigung niedriger Leidenschaften, sondern um den erhabensten Kampfpreis, die Wahrheit, handelt.

Ehrhard ist nicht weniger Historiker als Theologe, und so darf wohl auch der Historiker von seiner prächtigen Gabe handeln, die er der christlichen Welt auf den Weihnachtstisch gelegt hat. Schon mit den ersten Sätzen stellt er uns in medias res, da er drei charakteristische Erscheinungen vor Augen rückt, die jeder sehen kann, der nicht Vogelstraußpolitik treibt: der Katholicismus gilt Vielen als der gefährlichste Gegner der modernen Kultur, in den katholischen Ländern vollzieht sich eine stets zunehmende Entfremdung von der Kirche, in einer Menge von Erscheinungen tritt wachsende Unzufriedenheit mit kirchlichen Verhältnissen zu Tage. Dieser Dreiheit des Thatbestandes entspricht eine dreifache Frage: Wie ist die jetzige Lage entstanden? Worin besteht der Gegensatz zwischen Kirche und moderner Kultur? Welche Aufgaben harren der Kirche des 20. Jahrhunderts? Zur Beantwortung dieser Fragen, speciell der ersten, setzt Ehrhard beim Mittelalter ein als (doch nur in gewissem Sinne) der Zeit der Blüte des Katholicismus, als der Zeit auch, in welcher sich die Wurzeln der späteren ausbreiten. Die beiden höchsten Gewalten der Erde sind innig verbunden, die des Papstes und des Kaisers, ein Verhältnis, für jeden von beiden förderlich, wenn auch nicht in gleichem Maße. Das Kaiserthum schöpfte moralische, das Papstthum dagegen nur physische Kräftigung. Dieser Verbindung entsprach die gegenseitige Durchdringung des staatlichen und kirchlichen Lebens, eine Thatsache, die bei Betrachtung des Mittelalters nie aus dem Auge zu lassen ist. Wer das bei Behandlung der mittelalterlichen Geschichte unterläſst, imputiert leicht „dem Papstthum die Folgen von Grundanschauungen, deren Fehlerhaftigkeit dem mittelalterlichen Menschen gar nicht zum Bewuſstsein kam und die in letzter Linie in allgemeinen Kulturverhältnissen wurzeln“. Das ist kein wissenschaftlicher Vorgang, sondern wie im Falle Hoensbroech Pamphletschreiberei der schlimmsten Sorte. Nach dieser Methode erfolgte auch so oft die Ausschrotung der Inquisition, „deren Geschichte den vollgiltigen Beweis erbracht hat, wie lange es dauerte, bis die Überzeugung gewonnen war, daſs geistige Bewegungen nur durch geistige Mittel innerlich besiegt werden können, und daſs die Alleinherrschaft der katholischen Kirche ohne Alleinherrschaft des katholischen Gedankens in allen Schichten der Gesellschaft ein Ding der Unmöglichkeit sei“. Ergriffen stehen wir mit Ehrhard „beim Anblick des ungeheuren Elends,

*) Dr. Albert Ehrhard, der Katholicismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. (Stuttgart und Wien, Jos. Roth, 1902, X und 416 S., 8°, 4 M. 80 Pf.)



das die Inquisition in sich verkörpert", aber die Gerechtigkeit verlangt zu betonen, „dass (bereits) das Trientner Concil nicht daran dachte, dieses mittelalterliche Machtmittel aufzufrischen und dass es schon damals nicht als ein bleibendes Inventarstück der kirchlichen Disciplin betrachtet wurde". Im Ausgang des Kampfes der Päpste gegen die Hohenstaufen sieht Ehrhard den „Sieg des Geistes über physische Gewalt", wodurch die Christenheit „vom wiederauflebenden antikrömischen Imperium" gerettet wurde, aber nicht einen „persönlichen" Sieg der Päpste, die vielmehr „todmüde" aus dem Kampfe schieden. Die Katastrophe aber unter Bonifaz VIII. bedeutete die Mahnung, „dass die mittelalterliche Machtstellung des Papstthums nicht ein wesentlicher Bestandtheil des Reiches Gottes auf Erden ist" und „dass noch ein höheres Ideal päpstlicher Wirksamkeit in dem Gedanken des Papstthums liege, als was bis zu jener Stunde im Mittelalter verwirklicht worden war". Eine derartige, ebenso kirchlich correcte wie gerechte Würdigung des Mittelalters ist weit entfernt vom „Bestreben, die kirchlichen Leistungen dieser Zeit mit Zähigkeit festzuhalten und (von) dem Wunsche, die Zeit selbst wieder aufleben zu lassen." Den Schwärmern, die dies wollten, hält sie vielmehr die Frage entgegen: „Wo steht es geschrieben, dass den kirchlichen Institutionen des Mittelatters in ihrer concreten Form absoluter Wert zukommt?" „Den Vorzug einer Periode allen übrigen gegenüber könnte nur derjenige bestimmen, der einen Einblick besäße in Gottes unerforschliche Rathschlüsse und einen Überblick über die ganze historische Entwicklung des Christenthums." Dieses Maßhalten hindert keineswegs die volle Anerkennung der mittelalterlichen Meisterwerke „auf allen Gebieten des Kulturlebens", zu denen das in Folge der unbegrenzten Individualisierung stillose 19. Jahrhundert bewundernd aufzublicken alle Ursache hat. In schönen Worten zeichnet Ehrhard, wie sich neben, nicht gegen den geistigen Hochbau des Mittelalters die Scholastik, die Mystik gestellt hat. „Erloschen war das glänzende, blendende Lichtmeer, das den mächtigen Dom der mittelalterlichen Blütezeit durchflutete," dafür spendete dann „ein Ewiglichtlämpchen" den religiösen Seelen Licht und Wärme. Es ist ein ähnlich sinniges Bild, wie Lamprecht einmal die christliche Hymnik die Passionsblume genannt hat, die dem Blute Christi entsprossen.

Den Übergang zur neuen Zeit markiert am prägnantesten der bewusste Gegensatz der Humanisten, namentlich der jüngern, zu den Scholastikern. Das Unrecht beider hat Ehrhard präcis gezeichnet: die Ersteren stellten sich gegen die Kirche „weil sie dieselbe mit ihrer mittelalterlichen Erscheinung identificierten": die anderen „hielten krampfhaft fest an dieser mittelalterlichen Erscheinung, weil sie dieselbe mit dem Wesen der Kirche verwechselten." Es gab eine Krise für die Kirche, die sie ohne ihre „unzerstörbare Kraft" nicht überstanden hätte. Denn die damaligen Päpste als „gottbestellte Wächter" haben ihre Aufgabe „nicht gelöst, wenn auch wenigstens einige unter ihnen es an Versuchen nicht fehlen ließen". Dagegen haben eben diese Renaissance-Päpste „den Beweis dafür erbracht, dass die Kirche keine Feindin der Civilisation, der intellectuellen

und ästhetischen Bestrebungen der Menschheit ist", und der Eiferer für das Humanitätsideal hat alle Ursache, diese Päpste als „Wohlthäter der Menschheit" zu preisen. Diese Lenker der Kirche, denen „das Volk mit seinen religiösen und sittlichen Nöthen aus den Augen verschwand", hatten auch nicht das Zeug, den Sturm, genannt die Reformation, zu bannen. Kulturelle und nicht-fortschrittliche Momente haben die Reformation gefördert: die Buchdruckerkunst, die emporkommende „Macht der politischen Autorität in kirchlichen Dingen" und die starke Persönlichkeit der Reformatoren, die, so beklagenswert ihr Werk, große Ziele verfolgten mit erstaunlicher Energie und den durchgreifendsten Mitteln. Die Folgen der kirchlichen Revolution liegen am Tage: das barbarische Cujus regio, der „extremste Subjectivismus, der an die Stelle der einen katholischen Wahrheit sechs verschiedene, einander widersprechende religiöse Grundauffassungen setzte", die Unterordnung des Christenthums unter den Nationalgeist, was einen Rückschritt in die vorchristlichen Zeiten bedeutete, (dies ein besonders lesenswerter Abschnitt bei Ehrhard), die Erstarkung des zwinggewaltigen Staatskirchenthums und „der beginnende Abfall von dem Wesen des historischen Christenthums selbst". Das sind Früchte, die bereits gereift unter dem Baume liegen; ein sicheres Urtheil über den „Gesammtwert" des Protestantismus, der ja noch nicht der Vergangenheit allein angehört, will Ehrhard nicht fällen. Gern erkennt er an, dass der Protestantismus „auf den Gebieten des intellectuellen, socialen und allgemeinen kulturellen Lebens, dank den christlichen Kräften, die auch in ihm wirksam sind, und dank ihrer Verbindung mit thatkräftigen Volksstämmen Leistungen hohen und bleibenden Wertes hervorgebracht hat", er hat doch „vom Wesen des Christenthums genug für sich gerettet, um auch zur Quelle echt religiösen Lebens zu werden". Am wenigsten kann er sich mit dem Katholicismus in praktischer Hinsicht „auf dem Gebiete der ethischen und socialen Lebensführung im Dienste der Religion und der Nächstenliebe" messen. Bei Missionen stört den Protestantismus schon sein nationaler Charakter. Insoweit er sich in der Rolle eines „scharfen und geschäftigen Censors" gefällt, ist er der allergeringste Schaden für die katholische Kirche. Jedenfalls „sträubt sich die christliche Betrachtungsweise der Geschichte, in der Reformation nur Negatives zu erblicken". Dabei muss der Katholik durchaus nicht irre werden an der Überzeugung vom Werte seiner Kirche, welche Überzeugung ihre unerschütterliche Stütze hat in der Thatsache, dass die katholische Kirche allein in ununterbrochener Continuität besteht seit den Tagen Christi und der Apostel, dass sie „das ganze Christenthum besitzt" und dass in ihrem Schooße alle Völker aller Zeiten Platz finden und ihr allein von Anfang an universeller Charakter eignet. Darin erhebt sie sich „über jede religiöse Gemeinschaft, die je von Menschen unter Menschen geschaffen wurde, und rechtfertigt historisch ihren Anspruch auf göttliche Gründung und Führung."

An die ersten verlustreichen Jahrzehnte der Reformationsstürme reiht sich die Periode der katholischen Restauration, für deren gerechte Beurtheilung stets das Wort von Ehrhard zu beherzigen sein wird: „Diese Rückeroberungen vollzogen

sich im großen und ganzen nicht auf theologischer Grundlage, sondern auf der juridischen des Territorialsystems, das beide Gegner in gleicher Weise principiell anerkannten und thatsächlich anwandten". Aber die wenigsten, welche „sich über die Gegenreformation sittlich entrüsten", zeigen dieses Gefühl, wenn sie von der Einführung der Reformation handeln. Dass jene Zeit der Eroberung und Rückeroberung einen abschließenden Confessionalismus begünstigte, hat für den objectiven Beobachter nichts Befremdliches, denn nur darin lag für jede Richtung die Gewähr ihrer Existenz. Beklagenswert aber war die Abschließung insofern, „weil sie das Gefühl für das Gemeinsame und die Empfindung der Nothwendigkeit einer schließlichen Wiedervereinigung, die ja die Aufgabe der kirchlichen Zukunft im Abendlande sein muss, abschwächte und zu gegenseitiger Verkennung und Verurtheilung ohne vorausgehende Prüfung führte". Der Jesuitenorden, das bedeutendste Werkzeug zur Durchführung der Restauration, ein großer Bund, wie Löher einmal sagt, von geweihten Rittern des Geistes und der Kraft, findet bei Ehrhard eine ganz und gar vorurtheilsfreie Würdigung. Er stellt fest: der Orden ist kirchenrechtlich ebenso berechtigt, wie jede andere katholische Ordenserscheinung aber auch nicht mehr als eine andere; in seiner strammen Organisation übernahm er es, der entschiedenste Verfechter des Autoritätsprincips in der Kirche zu sein gegenüber der vom äußersten Subjectivismus ausgehenden Reformation; ganz unzulässig wäre es jedoch, Jesuitismus und Katholicismus für vollkommen identisch anzusehen; mit den Bestrebungen des Ordens braucht sich Niemand zu identificieren; alle Orden und die Weltpriester aber sollen in einen geistigen Wettstreit mit der Gesellschaft eintreten, worin jedem seine Eigenthümlichkeit gewahrt bleibe, „damit der ganze innere Reichthum des Katholicismus zum Segen der ganzen Christenheit und der modernen Welt zur Entfaltung gelange". Eine vollständig orientierende Behandlung erfahren auch andere „Restaurationskräfte", so das Concil von Trient und die zeitgenössischen Päpste. Mit einem dieser letztern steht der Process Galilei's und sein Ausgang in Zusammenhang. Ehrhard betont: die dabei zur Geltung gekommenen Grundsätze wird „kein Katholik der Gegenwart zu vertheidigen bereit sein und ist keiner zu vertheidigen verpflichtet". Dabei ergab sich aber die wichtige Lehre, „dass zwischen der Theologie und den übrigen Wissenschaften eine innere Wechselbeziehung besteht und dass von den letzteren auf selbständigem Wege neue Wahrheiten gefunden werden, die von der Theologie auf Grund einer eindringenden Geistesarbeit aufgenommen werden müssen". Bezüglich der so oft ins Feld geführten Hexenprocesse wird mit Recht darauf verwiesen, dass sie „keine confessionelle Angelegenheit, weder eine katholische noch eine protestantische, sondern eine kulturhistorische Erscheinung" waren, denn Jedermann stand „unter dem Einfluss derselben Grundanschauungen".

Mit der Restauration war bei Weitem nicht alles gethan. Sie war oft genug nur eine äußerliche, und Vieles blieb ja dauernd verloren. Für Frankreich brach die Bewegung des Jansenius herein, „die wie so manche andere

zur Regeneration des religiösen Geistes hätte führen können, wenn sie nicht in Conflict mit der kirchlichen Autorität gerathen wäre und sich auf das Ziel, das sie erreichen wollte, besser besonnen hätte". Unter Ludwig XIV. versank der Clerus, speciell im Regalienstreit, gegenüber dem Staatsoberhaupt in einen „unwürdigen Servilismus, dem selbst ein so hochstehender Geist wie Bossuet unterlag". Die deutschen Bischöfe, noch immer Fürsten „mittelalterlicher Gestalt", kamen nur zu oft den in der Neuzeit „gesteigerten religiösen und kirchlichen Bedürfnissen" nicht nach. Der Weltfürst verdrängte den Kirchenfürsten, er hielt, um Ehrhard's Wort zu gebrauchen, in der Rechten das Schwert, in der Linken den Hirtenstab. Die josefinische Schule erzeugte „die unkirchlichste und zugleich geistloseste Generation von Gottesgelehrten, die je in der katholischen Kirche ihr Unwesen getrieben hat". Ungehindert, ja unterstützt von diesem Clerus „zog ein antikirchlicher Geist in die katholischen Länder, an dem sie seither kranken und dessen Früchte wir noch nicht alle gekostet haben". Der große Säcularisationsprocess am Beginn des 19. Jahrhunderts entzog zwar der Kirche „kein inneres Kraftelement", aber doch „zahlreiche reale Machtmittel". Zieht man das Facit bis zu diesem Zeitpunkte, wo nun auch die französische Aufklärung ihren Siegeszug angetreten hat, so gelangt man zum Ergebnis: „endgiltige Zerstörung der Harmonie zwischen Glauben und Vernunft, Natur und Offenbarung, Religion und Kultur".

Im 19. Jahrhundert vollzog sich nun noch eine Art „geistige Säcularisation", da das öffentliche Leben „einen vorwiegend weltlichen Anstrich bekommen, den es niemals zuvor in christlicher Zeit gehabt". Die „aufklärerisch-marktschreierischen" Expectorationen der bekannten Materialisten, zwar „von keinem Denker ernst genommen", drangen in das Volk. Der emporwachsende Socialismus machte sich schon in seinen Gründern „zum Träger aller antichristlichen Elemente", während doch die grundlegenden Ideen „aus dem Schatze des Christenthums entnommen sind, weil sie nur hier zu finden waren". Gegenüber all' diesen autoritätsfeindlichen Erscheinungen machte sich im Kreise der Kirche, hervorgerufen von der „Noth der Zeit", die Tendenz der Centralisierung geltend. Ganz genau umschreibt E. den berechtigten und den unberechtigten Centralismus, oft Ultramontanismus genannt. Als Reaction gegen frühere particularistische Richtungen machten sich mitunter absolute Uniformierungstendenzen bemerkbar, die „zu der übertriebenen, aber nicht gegenstandslosen Behauptung der Romanisierung" Anlass boten. Erst da die Kirchenspaltung einen so großen Theil der germanischen Völker der Kirche entzog, konnte einer solchen Befürchtung Raum gegeben werden, wie sehr sie auch dem Wesen des Katholicismus widerspricht. Wenn aber manche Katholiken, wie es vorkommt, „jeder Anregung zur Selbstkritik und allen neuen theologischen Auffassungen Misstrauen entgegenbringen", so verschulden sie den Eindruck, als wolle man „einem kirchlicheu Absolutismus im schlimmen Sinne des Wortes" zusteuern und als sei in der Kirche „jede Regung der Individualität und jeder fortschrittliche Zug verpönt".

Jedem der das Zeitalter Pius' IX. kennzeichnenden Ereignisse: Entwicklung der Neuscholastik, Erlass des Syllabus, Unfehlbarkeitserklärung und Auflösung des Kirchenstaates, widmet Ehrhard eine eingehendere Besprechung, wo eine Reihe landläufiger Irrthümer widerlegt oder richtig gestellt werden. Dabei wird das große Arbeitsprogramm für die heutige Theologie fixiert: Besiegung der modernen antichristlichen Philosophie durch die Anerkennung ihrer Wahrheitselemente und die Ausscheidung ihrer Irrthümer. Mit aller wünschenswerten Präcision und Deutlichkeit wird Sinn und Bedeutung der päpstlichen Infallibilität auseinandergesetzt. In Hinsicht auf das Schicksal des Kirchenstaates erklärt Ehrhard: Großes Unrecht ist geschehen, aber dieses Staates „Entstehen und Vergehen hat mit dem Wesen des Katholicismus nicht das Geringste zu thun". Es wird viele Leser interessieren, von Ehrhard zu hören, dass der berüchtigte Graf Hoensbroech der einzige deutsche Theologe ist, welcher (natürlich in seinen katholischen Tagen) von einem diesbezüglichen Dogma gesprochen hat. Extrema se tangunt.

Hat Ehrhard, wie schon bemerkt, der katholischen Theologie ein Ziel gesteckt, des Schweißes der Edelsten wert, so wird man, ohne an seinen persönlichen Beruf zu denken, begreifen, wie nahe ihm der Stand der theologischen Facultäten geht. Sie können ihm nicht genügen als bloße Erziehungsanstalten. Mit ihm wird kein Einsichtiger dieselben neben den fortbestehenden Seminarien missen wollen. Dass ihm die durch „hochgradige Kurzsichtigkeit oder freiwillige Blindheit" verursachten Quertreibereien gegen eine katholische Theologenfacultät in Straßburg sehr zu Herzen gehen, wollen wir ihm gern glauben. „Katholiken in führender Stellung, denen die Umwandlung der Kirche in ein Kloster mit recht dicken Mauern und recht kleinen Zellen als Ideal vorschwebte", werden leider noch immer nicht alle. Mit voller Übereinstimmung ferner unterschreibe ich das Urtheil Ehrhard's über das Project einer katholischen Universität. Darüber cursieren so viele schiefe Meinungen, die von sachlicher Unkenntnis zeugen, dass der Mahnruf: „Behauptung der Position des katholischen Gedankens an den bestehenden Universitäten, Wiedergewinnung der dem Katholicismus entfremdeten Universitätskreise durch den thatkräftigen Erweis seiner Kulturfreundlichkeit und seiner Kulturmacht" nicht genug der Beherzigung empfohlen werden kann.

Nach Vollendung des Überblickes und Aufnahme des Thatbestandes stellt Ehrhard die Frage: Ist der Gegensatz zwischen der katholischen Kirche und der modernen Welt ein absoluter? Seine Antwort ist ein kräftiges Nein. Anders wäre es nur, „wenn zwischen dem Fortschritt, den die Gegenwart auf den verschiedenen Gebieten des Kulturlebens anstrebt, auf der einen, und den Grundsätzen des katholischen Christenthums auf der anderen Seite ein unüberwindlicher Gegensatz nachgewiesen würde". Das ist nicht der Fall. Zu solchem missglückten Nachweis ist mehr als zu oft so manche naturwissenschaftliche Hypothese „zum Hohne der Wissenschaft" missbraucht worden. Auch der heute so volltönende Nationalismus ist kein absoluter Gegensatz

zum Universalismus der Kirche, und zudem ist dieser letztere „wesentlich religiöser Natur". In prächtigen Worten preist Ehrhard den Katholicismus als harmonische Versöhnung des conservativen und fortschrittlichen Princips. „Den treibenden Geistern, denen die hohe providentielle Aufgabe geworden ist, die Menschheit auf irgend einem kulturellen Arbeitsfelde vorwärts zu drängen, darf man mit Liebe und Begeisterung zujubeln, ohne damit jenen ungerecht zu werden, die rückwärts schauen auf die Leistungen der Vergangenheit und dort eine sichere und feste Grundlage für ihre Arbeit suchen und finden." In solcher Harmonie liegt „das einzig Ersprießliche für das Kulturleben". „Die Zauberkraft des berückenden Wortes von der Freiheit des Denkens und Forschens" soll und darf der Katholik nicht dem Gegner überlassen, er hat sie „auf ihr richtiges Maß zurückzuführen durch eine strenge Analyse des Verhältnisses zwischen Denkfreiheit und Autorität". Und schließlich sind diese beiden „an dieselben Grenzen gebunden": Wahrheit, Sittlichkeit und Gerechtigkeit. Ja, es ist zwischen beiden „ein positives Verhältnis" nachweisbar. Die moderne Kultur hat der Kirche „nichts von dem genommen, was ihr wesentlich ist". Wohl sind viele weltliche Herrschaftsrechte ein Raub der Zeiten geworden. Ist deshalb etwa die kirchliche Centralgewalt als solche zu Schaden gekommen? Und der Episcopat? „Er braucht nur energisch zu wollen, und jeder Widerstand, der im Mittelalter den Bischöfen so oft in den Weg trat, ist heute ganz und gar unmöglich." Und nicht Hemmungen der modernen Kultur sind es, welche „die im heutigen Clerus aufgespeicherte geistige und sittliche Kraft" hindern, „um einen wahren kirchlichen Frühling mit reichen Blüten und köstlichen Früchten in die katholischen Länder einziehen zu lassen". Aus all dem ergibt sich nur die eine Folgerung: „Das Ziel der Wirksamkeit der katholischen Kirche kann nicht ein ewiger Kampf gegen die moderne Welt sein, sondern die Versöhnung des modernen Geistes mit dem Katholicismus und durch diese Versöhnung die Rettung der menschlichen Gesellschaft."

Bei dieser Conclusion angelangt, richtet Ehrhard ernste Mahnworte an „die Träger der modernen Kultur", wie an die Katholiken. Erstere fordert er auf zu energischer Selbstprüfung. Es gelte keinen Verzicht „auf eine der echten Perlen, die auf dem Kleide der modernen Kultur prangen". Sie bilden keinen Gegensatz zur Kirche. Das Unechte, die Auswüchse abgestreift, und eine Brücke wird sich finden. „Wer sich als treuer Sohn seiner Kirche bekennt, bekennt sich damit nicht zu den menschlichen Schwächen ihrer Vertreter und Glieder, sondern zu den göttlichen Kräften, die sich in ihr offenbaren, nicht zu den zeitgeschichtlichen Wandlungen ihrer irdischen Laufbahn, sondern zu den ewigen Sternen, die ihrer göttlichen Mission voranleuchten." Und auch an sie, die Katholiken, richtet Ehrhard seine Mahnungen. Nachdem er ihre Aufgabe dahin zusammengefaßt: Ablegung dessen, was als Zugehör einer vergangenen Epoche nur relativen Wert hatte und in der Jetztzeit als Unvollkommenheit sich darstellt, ferner verständiges Eingehen auf alle religiösen Bedürfnisse, welche im heutigen Kulturlebeu wurzeln, endlich thatkräftige Erweisung der Kultur-

macht des Katholicismus, — richtet er den Appell an sie, den in diesen Aufgaben niedergelegten Pflichten mit Anspannung aller Kräfte nachzukommen. Es handelt sich um geistige, wissenschaftliche Arbeit, insbesondere auf dem Felde der Theologie, Philosophie und Geschichte. Auch der Laie widme sich, wenigstens „innerhalb gewisser Grenzen", dem theologischen Studium, denn auch die Theologie ist wahre Wissenschaftlichkeit. Nur dann, wenn ein Religionsunterricht (besonders wichtig an der Mittelschule) „nicht auf der Höhe steht", kann eine Abfallsbewegung etwas ausrichten. Nicht weniger bedeutsam ist die intensive Pflege der beiden anderen Wissenschaften, neben denen aber auch die zwei großen Geistesgebiete der Kunst und Literatur Beachtung, und zwar größere als bisher, finden sollen. Endlich nicht zu vergessen der wärmsten Pflege des Volksbildungswesens, damit die breiten Massen „nicht anderswo ihren Drang nach Bildung und Lebenslust befriedigen" und dabei „den großartigen Reichthum an hohen Lebensgütern" in den Gedanken und Einrichtungen der Kirche vergessen oder gar verachten lernen.

Das großartige kirchengeschichtliche Gemälde, das Ehrhard mit Künstlerhand entwirft, ist voll des ernstesten Colorits. Gar vieles „gibt zu denken". Aber dem stets festgehaltenen idealen Zuge entspricht auch ein optimistischer, ein hoffnungsreicher, festgewurzelt in den göttlichen Verheißungsworten. Die aufsteigende Entwicklung des kirchlichen Lebens im 19. Jahrhundert wirkt im Vergleich zum „Tiefstand" des 18. Jahrhunderts „wie ein sonniger Frühlingsmorgen nach langer Winterkälte". Wenn sich dem Beobachter zwischen heute und dem christlichen Alterthum eine gewisse „Verwandtschaft" aufdrängt, so ist dies „nur als ein Vortheil zu betrachten". „Die katholische Kirche steht jetzt höher als im Mittelalter und weist gerade auf den Centralgebieten des religiösen Lebens mächtige Fortschritte auf", die mit der neuzeitlichen Kultur positive Verbindungen suchen und finden. Bereits sind Anzeichen da, welche auf Wiederversöhnung des „metaphysischen und empirischen Denkens" hindeuten, was „in erster Linie dem Katholicismus zugute kommen muss". Auf die Frage, ob die aus der modernen Entwicklung wachsenden Gefahren für den Katholicismus zu überwinden sind, antwortet Ehrhard mit der „kräftigsten Bejahung, die sich der Brust eines Mannes entringen kann". Freilich gilt es ein stetes Ringen und Arbeiten, „nicht ein bequemes, müßiges Herrschen", ein Arbeiten „im Dienste der höchsten Ideale der Menschheit, befruchtet und verklärt durch die wahre Liebe zu Gott und zu den Menschen". Die schöne Frucht solcher Arbeit ist vorliegendes Buch. Ehrhard ist an sie herangetreten, gewappnet mit einer bewunderungsvollen Fülle von Wissen, getragen von wahrhaft idealer Begeisterung für das Gute und Wahre, erfüllt von der Einsicht dessen, was unserer Zeit Noth thut. Der Reichthum befruchtender Gedanken ist gekleidet in das Gewand einer blühenden Diction, so dass Inhalt wie Form den Leser fesseln. Niemand wird das Werk zur Hand nehmen, ohne aus demselben geistige Erfrischung zu empfangen. Gegenüber all' den Vorzügen erschiene es kleinlich, sich über untergeordnete Einzelpunkte, worüber man ja anderer Meinung

sein kann, mit Ehrhard auseinanderzusetzen. Für sein Gesammtergebnis sind sie von keinem Belang. Seit Möhler, Hettinger und den besten Zeiten Döllinger's ist kein Buch erschienen aus katholischen Kreisen, dem ich solche Bedeutung zumessen könnte, wie diesem. Auf die große Leistung Chamberlain's erschien es so recht a tempo. In einem jüngst erschienenen Werk war von Möhler beiläufig zu lesen: bei aller Anerkennung seines Wissens habe man bei ihm den Eindruck der Wahrhaftigkeit nicht haben können. Ob auch gegen Ehrhard einer den traurigen Muth finden wird zu solcher Behauptung? Freilich sah man noch selten einen ragenden Thurm, um den nicht Raben kreisten und kreischten.





# Die neue deutsche Rechtschreibung.

Von Dr. Richard v. Muth.

Die Unsicherheit auf dem Gebiete der Rechtschreibung bildet seit reichlich einem halben Jahrhunderte den Gegenstand allgemeiner Klage. Es war die letzte Tat des greisen Jakob Grimm, daß er in der Einleitung zum „Deutschen Wörterbuche" das volle Gewicht seiner Autorität in die Wage warf für eine Reform der deutschen Schreibung; aber erst jetzt, fast 40 Jahre nach seinem Tode, ist zum erstenmale und von berufener und einflußreicher Seite der hoffentlich mit Erfolg gekrönte Versuch unternommen worden, eine einheitliche deutsche Schreibung durchzusetzen. Es erscheint also in diesem Augenblicke wohl angemessen, die Frage von verschiedenen Seiten zu beleuchten, Anlaß, Methode, Ziel und Aussichten der Reformbewegung kritisch zu erwägen.

Die Geschichte ist eigentlich nicht gar so schlimm; es gab Zeiten, vor allem das 17. Jahrhundert, da die Verwilderung weit ärger war; aber die Bewegung wühlt so große Tiefen auf, nicht nur, weil mächtige materielle Interessen ins Spiel kommen, die man früher gar nicht ahnte, die Konkurrenz der großen Buchdruckeroffizinen, sondern vielmehr deshalb, weil zwei besonders empfindliche, sich widerstreitende Seiten des deutschen Volkscharakters berührt werden. Das ist der Individualismus, der Trieb nach persönlicher Freiheit, Selbstbestimmungsrecht, der in der Politik als Partikularismus, im sozialen Leben gar oft als Rechthaberei auftritt. Ich kannte einen Musiklehrer, der ganz einfach Stöckl hieß. Der Mann fand eines Tages, daß das ck überflüssig sei und daß man Eigennamen schreiben dürfe, wie man wolle, übrigens eine gemeinverbreitete ungeheuerliche Präsumption, der wir Schreibungen wie Winckelmann, Goethe, Sueß, undeutsche Aussprachen wie Lu-éger verdanken. Vergebens war es, jenem Manne vorzustellen, daß die Verbindung kl einen kurzen Stammvokal voraussetze, der eben durch die Verbindung ck angedeutet werden solle, daß also das c hier wohl Wert und Bedeutung habe, sich rückbeziehe, und daß es nur zwei richtige Schreibungen des Namens gebe, bei kurzem Stammvokal: Stöckl, bei langem unter Auflösung der Verbindung kl:

*) Dieser Aufsatz ist zugleich Schrift- und Druckprobe der neuen Schreibung.

Stökel. Unser alter Freund blieb trotzig bei seiner undeutschen Schreibung und die Familie, der eine angesehene Schriftstellerin angehört, bewahrt dieselbe aus Pietät bis auf den heutigen Tag. — Daß, wenn der König von Bayern den Anspruch erhebt, sein y zu bewahren, Isidor Mayer & Cie. dasselbe Recht besitzen, kann man nicht bestreiten. Unter solchen Umständen hat es natürlich nie eine Instanz gegeben wie die académie française, deren Votum unbedingte Giltigkeit gehabt hätte, und das große Wörterbuch, anstatt wie in Frankreich eine gemeingiltige Norm zu schaffen, entflammte den Streit erst recht.

Nun kommt aber noch eine andere Seite des Volkscharakters ins Spiel, der Hang zu gelehrter Grübelei und Sprachpedanterie. Während man in Frankreich und England, wo die streng historische Schreibung noch ganz andere Schwierigkeiten schafft und durchaus richtig zu schreiben einen hohen Bildungsgrad voraussetzt, der Sache ziemlich gleichgiltig gegenübersteht, macht man in Deutschland aus „Schreibfehlern" großes Aufheben, sieht in ihnen ein Zeichen der Unbildung, betrachtet jeden, der eine andere Methode der Schreibung befolgt, als einen Ketzer.

Die Bewegung hielt mit dem erstarkenden Nationalgefühl gleichen Schritt. Von Anbeginn an aber kreuzten sich zwei feindliche Richtungen, die historische und die phonetische. Um zu einer richtigen Erklärung derselben zu gelangen, muß aber etwas weiter ausgeholt werden. Der alte Adelung war es, der vor mehr als einem Jahrhundert die scheinbar unverfängliche und alles lösende Regel aufstellte: „Schreibe, wie du sprichst!" oder volltönender und noch falscher: „Schreibe, wie du richtig sprichst!" Man übersieht da zweierlei, daß das Deutsche durchaus keine streng phonetisch, d. h. streng nach dem Lautklange geschriebene Sprache ist — das f in Ofen oder Hafen klingt anders als in Hofe oder laufen, das ch in Sicht oder Zeche anders als in riecht oder schnarchen — und daß das heutige Alphabet dem Lautbestande mit nichten entspricht. So haben wir das Zeichen c, das, bald k bald z gesprochen, doppelten, aber gar keinen Lautwert besitzt; es gibt zwei ganz verschiedene s-Laute, die im Alphabet richtig als eß nnd se analog dem ef und we geschieden sein sollten, was aber leider nicht der Fall ist; von den vielen Konsonantenverbindungen haben zwei, kw und ks als qu und x, dann ts als z, Aufnahme in das Alphabet gefunden, alle übrigen nicht; die Zeichen für den Hauch- und Zischlaut sind die ganz willkürlichen Zusammenstellungen ch und sch; das Zeichen y hat keinen Lautwert; dafür fehlen dem Alphabet die Umlaute, die Diphthonge, das ck und tz, die so häufigen pf, sp, st u. s. w. Diese Reihe genügt hoffentlich, jeden Leser zu überzeugen, daß sich der Lautbestand der Sprache und der Schrift nicht decken, daß also eine streng phonetische

Schreibung nicht durchführbar ist. Dabei haben wir von den Eigentümlichkeiten ganz abgesehen, wie der Verwendung des anlautenden v in wenigen aber wichtigen Wörtern (Vater, Vetter, Vieh, Vogel, von, vor, ver- und andere, im Inlaute nur Frevel; Fremdwörter nur Veilchen und Vogt, sonst immer wie w), dem vielumstrittenen th (man erklärte die Differenzierungen der Thon = Lehmerde und Ton = Schall, der Thau und das Tau für unerläßlich, indes man doch bei Thor, norddeutsch Tor, der und das, längst davon abgekommen war); von altertümlichen Absonderlichkeiten, wie Stadt, Rhein, Ybbs und dergleichen.

Über alle diese Schwierigkeiten setzten sich die Fanatiker der rein phonetischen Schreibung leichten Herzens hinweg. Sie forderten Abschaffung des Dehnungs-h und der aus fremden Sprachen übernommenen Zeichen, schrieben also: konkaw, Kuwert, Fisik, Ziwilisazion, zälen, nemen, Han, Ere u. s. f.

Sie drangen nicht durch, nicht sowohl, weil die Nichtberücksichtigung der fremden Herkunft vielen als ein Zeichen der Unbildung erschien, als vilmer, weil ire Wortbilder, wie wir sie hier geben, das Auge beleidigten.

Es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie mit ihren radikalen Neuerungen und schrankenlosen Forderungen das Kind mit dem Bade ausschütteten. Doch bleibt ihnen das Verdienst, das Gefährte ins Rollen gebracht zu haben.

Da trat Jakob Grimm auf den Plan. Die Vorrede zum „Deutschen Wörterbuche" ist datiert vom „2. merz 1854"; in dieser stellte er dem großen Publikum neue, weitgehende Forderungen, die, wie wir uns heut gestehen müssen, ihrer ganzen Natur nach nicht dazu angetan waren durchzubringen und mehr Verwirrung brachten als Klarheit. Er verlangte: 1. Abschaffung der deutschen Frakturschrift, gegen die er nicht weniger als sieben Gründe vorzubringen wußte, und sonach alleinige Anwendung des Lateindruckes; 2. Abschaffung der Großschreibung der Hauptwörter. Diese beiden, dem Volke, nicht nur der großen Masse, sondern auch den Gebildeten, anstößigsten Neuerungen, führte er auch durch; die Ausmerzung der Dehnungszeichen begnügte er sich anzuraten; neu war auch das von ihm eingeführte abscheuliche Zeichen sz (masz, musz).

Fragen wir nach der Berechtigung dieser streng logischen, aber wenig praktischen Vorschläge, so liegt in diesen Attributen schon das Urteil. Gegen die Verwerfung der Majuskel beim Substantivum läßt sich gar nichts Stichhaltiges vorbringen; aber der Erfolg hat gezeigt, daß die große Masse davon nichts wissen will: kein einziges Buch, das sich der „Grimmischen Schreibung" bediente, vermochte volkstümlich zu werden und infolgedessen blieben alle Druckwerke, die in weitere Kreise zu dringen rechneten, beim alten Brauche,

so daß heute nur einige wenige philologische Zeitschriften die Substantiva klein drucken, indes die deutsche Gewohnheit sogar über die Grenze zu greifen scheint (Titel wie: La Femme en Gris, La Main gauche, Op Hoop van Zegen, und ähnliche). Nicht einmal für den Versanfang, wo der große Buchstabe ebensowenig Berechtigung hat, konnte bei der jetzigen Reformbewegung mehr als Freistellung erreicht werden.

Die Gründe gegen die Frakturschrift waren bei weitem nicht so überzeugend und zwingend; dem Hauptargumente, daß die kleinen Kinder gezwungen seien, acht Alphabete, von denen vier unnütz, zu lernen, setzte man entgegen, daß dies erfahrungsgemäß keine großen Schwierigkeiten bereite und daß beim Durchdringen der Reform die Übergangszeit, in der doch die alte Schrift schon mit Rücksicht auf die Masse der vorhandenen Litteraturerzeugnisse allgemein erlernt werden müßte, Generationen in Anspruch nehmen würde. Dessenungeachtet drang die minder begründete Neuerung in weitere Kreise; Philologen und Historiker begannen ihre Werke mit lateinischen Lettern zu drucken; Mathematiker und Physiker, auch viele Mediziner und Theologen folgten ihrem Beispiele, indes die Naturhistoriker wie die meisten übrigen Fächer beim Alten verharrten. Heute steht die Sache so, daß die Antiqua in philologischen und medizinischen Zeitschriften ausschließlich herrscht, in größeren Werken derselben Fächer überwiegt, sonst aber nur ausnahmsweise Anwendung findet, so daß dadurch die mächtige Kluft, die in Deutschland zwischen den Männern der Wissenschaft und der großen Menge, wir wiederholen es, nicht dem gemeinen Manne sondern den Gebildeten, klafft, noch erweitert wurde. Dem praktischen Juristen, dem ein Heft etwa der Zeitschrift für deutsches Altertum in die Hände fällt, erscheint die Geschichte absonderlich und die Lektüre schwierig; der gemeine Mann hält, was er da vor sich sieht, gar nicht für deutsch.

So war durch Grimms Vorstoß die Verwirrung nur vermehrt. Die Frage blieb offen. Aber während sich das große Publikum mit dilettantischer Geschäftigkeit stritt, wurde sie an zwei Stellen zu einer brennenden: in den großen Druckereien und in der Schule. Da jeder Katheberdespot vom Schulmeisterlein im abgelegenen Alpentale bis zum Geheimen Hofrat in Besserwissenhausen seine eigene Schreibung hatte, die er von seinen unglücklichen Schülern umso energischer forderte, je mehr sie sich von der altüblichen entfernte, an der die maßgebende Tagespresse mit Zähigkeit festhielt, und da die Buchdrucker zur Verzweiflung getrieben wurden zwischen den Setzern, von denen jeder nach anderer Methode gelernt hatte, und den Autoren, von denen jeder seine besonderen Launen berücksichtigt sehen wollte, wurde der Ruf nach einheitlicher Reform immer dringlicher und allgemeiner, so daß

endlich die Regierungen ihr Ohr nicht länger verschließen konnten. Es kam die Zeit der Enquêten. Selbstverständlich ging jede Regierung ihren eigenen Weg. Partikularismus und Individualismus feierten ihre schönsten Triumphe. Nach einem Jahrzehnt der Streitigkeiten hat man es gegen 1880 zu einer österreichischen, preußischen, bairischen, sächsischen u. s. w. Schreibung gebracht. Das Tohuwabohu wäre fertig gewesen, wenn nicht ein besonnener und verständiger Mann die Bewegung in praktische Bahnen gelenkt hätte, so daß die Kleinlichkeit der übrig gebliebenen Verschiedenheiten, die man aber mit an Starrsinn grenzender Eifersüchtelei verteidigte, allgemein empfunden wurde.

Dieser Mann war der Erlanger Professor Rudolf v. Raumer. Schon 1855, ein Jahr nach der Vorrede zum „Deutschen Wörterbuche“, war er mit seiner epochemachenden Schrift „Über die deutsche Rechtschreibung“ aufgetreten; 21 Jahre später, 1876, wurde er von den deutschen Reichsregierungen mit der Ausarbeitung des Entwurfes betraut, der der damaligen Berliner Konferenz zu Grunde gelegt wurde; und wenn auch die Vorschläge dieser Versammlung über seine Anträge hinausgingen, so kann man doch behaupten, daß alle Reformen bis auf den heutigen Tag auf seinen Prinzipien und Anregungen fußen. Auch die heutige Reform, deren Charakter und Bedeutung in ganz anderem als in den Einzelheiten ruht, ist nichts anderes als eine etwas radikal angehauchte Durchführung der Raumerischen Ideen. Hier genügt es, wenn wir sagen, daß er nach beiden Seiten zu vermitteln suchte. Seine Losung war Mäßigung, so zwar, daß seine Vorschläge den Teilnehmern der Berliner Konferenz nicht genügten, die vielmehr in allen Punkten, wo Phonetiker und Historiker zusammentrafen, zum Beispiel in der Ausmerzung des Dehnungs-h, weit über ihn hinausgingen.

Aber die Beschlüsse dieser Konferenz trafen auf unerwarteten Widerstand. Die konservative Partei erhob sich zu geharnischtem Proteste. An ihrer Spitze standen Männer wie Moltke und Bismarck, welch letzterer mit Erlaß vom 28. Februar 1880 allen Beamten jede Abweichung von der herkömmlichen Schreibung in der nachdrücklichsten Weise untersagte. Da die führenden Geister der Nation mit der großen Masse einig waren, Ämter und Presse am Hergebrachten festhielten, war der Versuch einer radikalen Reform gescheitert; die Regierungen bereuten eiligst ihren allzukühnen Vorstoß und schlugen wieder Sonderpfade ein.

Wenn wir uns fragen, woher denn diese Abneigung gegen wohlgemeinte und wohlbegründete Reformbestrebungen, so werden wir den Grund finden in der Grünentischweisheit und dem Kathedereigensinn. Man dozierte und dekretierte eben, ohne einzusehen, daß der Homunkulus, den man in der Retorte der Schulweisheit zusammengebraut, doch nur ein nicht lebensfähiger

Wechselbalg war. Man wollte Vorurteile überwinden und schnitt tief in festgewurzelte Gewohnheiten ein (an Wortbilder wie Ere, ir, ziwil, gewöhnt sich das deutsche Auge nicht mehr) und basierte auf der Voraussetzung einer viel zu gelehrten Bildung (wie soll, wer nicht klassische Studien gemacht, wissen, daß das aus dem Lateinischen stammende factisch und das angeblich griechische praktisch, transparent von transpirieren zu unterscheiden sei?!). Man wollte immer kommandieren, wie zu schreiben sei, während bei dem Charakter des deutschen Volkes eine Reform nur dann Aussicht hat, allgemein durchzudringen, wenn sie nach Möglichkeit der Praxis gerecht, die Frage also so gestellt wird: wie allgemein geschrieben wird?

Durch diesen Mißerfolg der deutschen Regierungen gewitzigt, ging die österreichische Unterrichtsverwaltung mit großer Vorsicht vor. Nachdem einige Enquêten, ausschließlich aus Gelehrten zusammengesetzt, zu keinem Resultate geführt und insbesondere die Vorschläge des Vereines „Mittelschule", von denen man sich ein praktisches Resultat versprochen hatte, sich als viel zu weitgehend und unvolkstümlich erwiesen hatten, dekretierte das Unterrichtsministerium eine amtliche Schulorthographie, die es 1880 mit großer Energie durchzusetzen wußte. Dieselbe beruhte auf durchaus richtigen Grundsätzen und war vom Geiste praktischer Mäßigung durchdrungen. Erbost über den Starrsinn der Gelehrten, hatte der Referent im Ministerium, seines Zeichens ein Physiker, die Reform mit ein paar näheren Bekannten selbständig durchgeführt. So bestand sie eigentlich aus lauter unsystematischen Kompromissen; aber der kerngesunde Verstand des Mannes hatte fast überall das Zeitgemäße und Durchführbare getroffen. So weit wäre nun alles in der Ordnung gewesen wenn man sich nicht mit echt österreichischer Zaghaftigkeit überall vor dem letzten entscheidenden Schritte gescheut hätte und wenn nicht, worin sich doch der Mangel fachmännischer Feile fühlbar machte, eine Menge gedächtnisbeschwerender Inkonsequenzen stehen geblieben wären. Die Majuskel schränkte man nach Möglichkeit ein (nachhause, infolge, zugrundegehen, teilnehmen, morgens, sonntags u. s. f.), das Dehnungs-h wurde beibehalten, das th im Auslaute etwas beschränkt (Maut neben Muth, Wirt, Armut); die Silbentrennung wurde vereinfacht; bei den Fremdwörtern hielt man ängstlich am Hergebrachten. Diese Ängstlichkeit, dazu einige Absonderlichkeiten (löst, tödlich, Matthias und andere) verhinderten das Durchdringen dieser Schreibung im großen Publikum. Wir geben einige Beispiele solcher Inkonsequenzen, wie sie sich in der „Wiener Abendpost" vom 26. März 1901 zusammengestellt finden:

Comptoir neben exemt,
Blies neben Fehme und Grieß,

bar neben Bahre und Haar,
Schere neben Beere und Ehre,
Dialect neben Charakter,
factisch neben praktisch,
Fabrikant neben Fabrication,
Los neben Moos,
gebüren neben führen,
Widerschein neben Wiederhall,
Billet neben Blankett u. v. a.

Daß diese gedächtnisbeschwerende Schreibung nicht durchzubringen vermochte, so ängstlich sie der Praxis gerecht zu werden versuchte, ist begreiflich. Ein ganz besonderes Kreuz war auch die S-Schreibung. Diese hatten Adelung und nach ihm Jakob Grimm, der freilich mit seinem sz nicht durchdrang, auf historischer Grundlage zu regeln unternommen, was sich jedoch in der Praxis als zu schwierig erwies. Da trat etwa in den dreißiger Jahren der Grammatiker Karl Heyse, der Vater Pauls, mit einem Vorschlage auf, der immer weitere Kreise gewann und auch in der österreichischen Schulorthographie rückhaltlos akzeptiert ward. Es war in der Tat eine äußerst praktische Lösung: der gordische Knoten war durchhauen, — wenn man das Schwert zu schwingen verstand. Heyse faßte das Zeichen ſſ, in Lateinschrift ss, im Auslaute ſs, als die Verdoppelung des scharfen ß auf, also ſſ = ß + ß. Da aber das die große Masse und die enorme Mehrzahl der Lehrer nicht verstand, das Verhältnis vielmehr unaufgeklärt blieb, vermochte man auch Unterschiede in der Schreibung wie Straße und Gasse, ließen und lassen, büßte und küſste, Fuß und Fluſs nicht zu begreifen und verwarf diese Schreibung als anscheinend inkonsequent, indes sie doch klar und begründet war. Die Druckereien sträubten sich namentlich, das Zeichen ß auch im Lateindrucke einzuführen und blieben nach wie vor dabei, den einfachen scharfen Laut durch ſs = ß zu bezeichnen, was dem Geiste der Heyse'schen Schreibung zuwider ist.

So gingen denn die einzelnen Staaten getrennte Wege; die Knaben, die aus der Schule traten, die Kommis, die ihre geschäftliche Laufbahn begannen, die jungen Beamten, die die erste Anstellung erhielten, wurden unzufrieden und unwirsch angewiesen, sich ihrer Schulgewohnheiten zu entäußern. Die Schule aber hatte einen harten Stand. Die Zeichen, die den Kindern täglich in hunderten von Plakaten vor Augen traten, die Wortbilder, die ihnen tausendfach in der Tagespresse entgegensahen, die Schreibung, die sie in den massenhaft in ihren Händen befindlichen reichsdeutschen Büchern angewandt fanden, waren andere, als sie der Lehrer bot und forderte.

Der Zustand war unhaltbar geworden, die Klage allgemein; aber niemand hatte die Energie, mit bessernder Hand einzugreifen.

Da erschien im October 1900 im Verlage von A. Pichlers Wwe. & Sohn in Wien meine „Methodik der deutschen Rechtschreibung für österreichische Schulen“, ein kleines Büchlein, das unbemerkt vorübergegangen wäre, wenn ich es nicht darin gewagt hätte, einen direkten Appell an den österreichischen Unterrichtsminister zu richten und denselben an Dr. v. Hartel einzusenden. Dieser Notschrei fand Beachtung. Das ist mein Verdienst, alles weitere Hartels.

Es war ein besonderes Glück, daß eben zum erstenmale ein Nichtjurist, ein feinsinniger Philologe, der volles Verständnis für die Sache besaß, die leitende Stellung inne hatte. Dr. v. Hartel war erstaunt über die Inkonsequenzen, wie sie in meinem Büchlein zusammengestellt waren, und erfaßte den Reformgedanken mit zielbewußter Tatkraft. Sachkundige, umsichtige und begeisterte Unterstützung fand er an Hofrat Johann Huemer.

Hartel hatte aber auch erkannt, daß zwei Grundgedanken, denen ich in jener Schrift Ausdruck gegeben, richtig waren: daß eine Versöhnung zwischen Schule und Praxis durchgesetzt werden müsse, und daß es galt, eine *κοινή* zu schaffen, eine gemeine deutsche Schreibung, die nur auf der Grundlage einer Verständigung mit dem deutschen Reiche möglich war. Diese war aber vorher noch anzubahnen mit den Männern der Praxis. So lange die Buchhändler der Frage indifferent gegenüberstanden, die Buchdrucker nie recht entschieden mitgehen wollten, die Tagespresse aus geschäftlichem Interesse zäh am Althergebrachten festhielt, konnte von einer eindringenden und durchgreifenden Reform nicht die Rede sein. Hier den Hebel eingesetzt, und das beiderseitige Entgegenkommen durchgesetzt zu haben, ist das erste große Verdienst Hartels.

Am 22. und 23. März 1901 fand unter Vorsitz Sr. Excellenz des k. k. Ministers für Kultus und Unterricht, Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, eine Enquête statt, in der nicht wie in früheren Jahrzehnten die Gelehrten stritten, um dann von den Juristen mit mäßiger Höflichkeit hinauskomplimentiert zu werden, sondern in der Vertreter aller Zweige des Unterrichtswesens neben den Organen der Staatsverwaltung und den Männern der Praxis saßen, so daß ein großer Zug in die Versammlung kam, eine zugleich gehobene und doch nüchterne Stimmung, eine Kapitulation des Idealismus vor der realen Praxis. Das Neue und Gute war, daß man nicht bloß zu einem voraus bestimmten Programm ja zu sagen hatte, sondern daß die Bahn wirklich frei war, der Diskussion keine Schranken gezogen wurden, so daß jeder Standpunkt zur Geltung kommen konnte und die Autorität der

Regierung nur so weit in Anspruch genommen wurde, alle Strömungen und Strebungen auf das gemeinsame Ziel zu konzentrieren. Da auf allen Seiten der gute Wille herrschte, wurde, so weit auch anfänglich die Meinungen der Männer der Wissenschaft und der Praxis auseinanderzugehen, die Ziele der höheren und der elementaren Bildung auseinanderzuliegen schienen, nach zehnstündigen Debatten eine Einigung erzielt und eine Basis gewonnen, auf der fortzuarbeiten möglich war.*) Das war nicht zum wenigsten der maß- und taktvollen Haltung des vorsitzenden Ministers zu verdanken, und das ist Hartels zweites großes Verdienst. Er hatte alle hingerissen mit der Begeisterung für den Gedanken der Schaffung der *κοινή*; jeder fühlte, daß, wenn man diesmal nicht zur Einigkeit gelange, die Sache für immer verloren sei; und daher ging das Votum der Enquête dahin, sofort in Verhandlungen mit dem deutschen Reiche zu treten, in denen zwar unser Standpunkt nach Kräften zu wahren, um den Preis der Einigung aber nötigenfalls in jedem Punkte nachzugeben sei.

Es galt also, die sämmtlichen deutschen Reichsregierungen zum Aufgeben ihres Sonderstandpunktes und zur Annahme und Durchführung einer gemeingiltigen Schreibung zu bestimmen. Daß das, und zwar mit beispielloser Raschheit geschah, ist das dritte große Verdienst Hartels.

Ende Juni 1901 fand in Berlin eine Enquête unter dem Vorsitze des preußischen Unterrichtsministers v. Studt statt, an der als Vertreter Österreichs Hofrat Huemer teilnahm. Er mußte oft nachgeben und manches Opfer der Überzeugung bringen, darunter einige, die, wie wir sehen werden, der Sache kaum zum Vorteil gereichen. Aber kein Preis war zu hoch, eine

*) Wir glauben einige der eifrigsten Teilnehmer der Enquête nennen zu dürfen, ohne uns einer Indiskretion schuldig zu machen: von Seite der Regierung Sektionschef v. Bernd, Hofrat Dr. Huemer, der Mittelschulreferent, und der Volksschulreferent Dr. Heinz; der Generaldirektor der k. k. Schulbücherverläge, dem bei der Durchführung der Reform die größte Rolle zufällt, Regierungsrat Le Monnier, die beiden Universitätsprofessoren Hofrat Heinzel und Minor, die Landesschulinspektoren Hofrat Kummer und Lampel, Direktor v. Muth, Schulrat Willomitzer; als Vertreter der Presse der seither verstorbene Chefredakteur der „Wiener Zeitung", Oskar Teuber, der Schriftleiter Patzelt vom „Deutschen Volksblatt" und der bekannte Wiener Schriftsteller Pötzl. Buchdruck und Buchhandel waren durch die Herren Holzhausen und Jasper repräsentiert, die ihren nicht immer koinzidierenden Standpunkt wohl zu wahren wußten, mancherlei Schwierigkeiten erhoben, dann aber auch kräftig das Ihre zur Erreichung des gemeinsamen Zieles beitrugen und sich um die Förderung der Sache die wesentlichsten Verdienste erwarben. — In Deutschland scheint die Durchführungsarbeit in den Händen Dudens, des Verfassers des bekannten Orthographischen Wörterbuches, zu liegen.

Einigung zu erzielen, die wesentlich der Einsicht und dem Takte des österreichischen Vertreters zu verdanken ist.

Fragen wir nun um die Grundzüge der neuen Schreibung, die unsere Leser ja am allermeisten interessieren, so ist darüber eigentlich herzlich wenig zu sagen. Es ist eben ein Werk der Nüchternheit, das wenig greifbare und auffallende Seiten bietet. Im wesentlichen fußt die Einigung noch immer auf den Grundsätzen Rudolfs v. Raumer, wie sie, den Verhältnissen der Gegenwart angepaßt, in meiner oben zitierten Schrift, von der der erste Anstoß zur Reform ausging, zum Ausdrucke gelangten.

Am deutschen Druck und der Großschreibung der Hauptwörter wurde nicht gerüttelt; im übrigen galt der Grundsatz: möglichste Vereinfachung unter Schonung der Gewohnheit und, wo es angeht, Gewährung möglichster Freiheit. An der Schreibung des Dehnungs-h wurde festgehalten; nur das th wurde in deutschen Wörtern endgiltig aufgegeben, so daß man künftig nicht nur Maut, Mut, rot, röten, Atem, sondern auch Tor, Tür, Teil, tun, Tat u. s. f. schreiben wird. Das ist ein wirklicher Fortschritt, ein unsäglicher Gewinn für die Schule, in Deutschland schon seit zwei Jahrzehnten durchgedrungen; auch unser Auge wird sich rasch an die neuen Formen gewöhnen, ebenso wie an tot, töten (leider tödlich, der Aussprache zum Trotz, der Abstammung von Tod zuliebe), statt des verzopften todt, tödten.

In der S-Schreibung kam ein Kompromiß zustande, das die Männer der Wissenschaft barbarisch finden werden, das uns aber praktisch erscheint. das läppische runde s vor t (liest, löst, reist) wurde natürlich aufgegeben; ſs tritt wieder in seine Rechte in der Geltung des scharfen ß; das ſſ oder ss für ß + ß wurde im Inlaute vor Vokalen beibehalten, im Auslaute aber und vor Konsonanten aufgegeben. Also wie bisher: hassen, vermissen, Rosse, Nüsse, Zeugnis, Zeugnisse; aber Fluß wie Fuß, haßt (hassest) wie reißt (reißest). In diesem Punkte wurde dem Andringen der Buchdrucker nachgegeben, die die Form ß im Lateindrucke und ebenso ſs mit der Geltung ſſ nicht durchführen zu können erklärten; in der Tat ist die Lösung so einfach und praktisch, daß sie wohl geeignet erscheint, rasch allgemein durchzudringen.

Für bedenklich halten wir nur das für uns Österreicher neue Prinzip der Silbentrennung. Bisher wurden bei uns die Laute st, sp, pf, tz und ck nicht getrennt, also lei-sten, das einzige, was bleibt; We-spe, käm-pfen, tro-tzen, E-cke; nunmehr: Wes-pe, kämp-fen, trot-zen und gar Ek-ke, strik-ken, Lok-kung, schmük-ken u. s. f. In dieser Beziehung fürchten wir starken Widerstand.

Auf besondere Schwierigkeit stieß die Einigung bezüglich der Schreibung der Fremdwörter. Das v mit w-Geltung, das ph und y wurden kaum

berührt; das k mit c-Geltung wurde fast allgemein akzeptiert, also: Kapitän, Kollege, Kommission, Konkordat, Korrespondenz, Kurie, Klasse, Doktor direkt u. s. w. Aber bei c mit z-Geltung vor e und i wurde in den meisten Fällen die Schreibung freigestellt, also Ceremonie und Zeremonie, Cicade und Zikade, Cigarre und Zigarre, Cölibat und Zölibat, Cyklus und Zyklus, Cylinder und Zylinder u. s. w. Das geht zu weit; denn da doch die einzelne Schule oder der einzelne Bezirk sich einigen muß, werden dadurch Unterschiede anderer Art geschaffen, die im praktischen Leben sehr empfindlich werden können. Es tritt die alte Unsicherheit ein, der das Volk um jeden Preis ein Ende gemacht wissen wollte. Und nun bedenke man, daß mit Rücksicht auf die Vorbildung noch andere Latituden gelassen wurden, wie etwa die Vorsilben des- und def-, dis- und dif-, trans- und tranf-, sus- und suf-; so haben wir wie einst bei abstrakt (früher: abstract, abſtract, abstrakt, abſtrakt, das jetzt nur auf diese eine Weise geschrieben werden darf, was gewiß allgemeine Billigung findet) leider neuerdings wieder Wörter, die au nicht weniger als viererlei Weise geschrieben werden können; zum Beispiel:

Descendenz, Deſcendenz, Deszendenz, Deſzendenz,

was im Gegenteile allgemeinen Unmut erregen wird.

So ist die neue Schreibung weit entfernt, den Charakter idealer Vollendung zu tragen; die Einigung war eben nur erreichbar durch eine Reihe von Kompromissen und größte Nachgiebigkeit von österreichischer Seite; aber, was erreicht ist, ist ein so mächtiger Fortschritt, eine nationale Errungenschaft von solcher Bedeutung, daß wir darum noch ganz andere Gebrechen in Kauf nehmen möchten. Noch aber ist eine wichtige Frage offen, die der Durchführung und des Durchdringens.

Zur Beratung der Übergangsmaßregeln trat die Wiener Enquête noch einmal am 8. November 1901 zusammen. Es zeigten sich Gegensätze der Interessen, die aber durch guten Willen und wechselseitiges Entgegenkommen leicht geebnet wurden. Die Buchhändler, die darauf hinwiesen, wie enorme Kapitalien in Schulbüchern alter Schreibung sie auf Lager hätten, erhielten eine fünfjährige Übergangsperiode zugestanden, in der neben den Werken neuer Schreibung auch die alten noch benützt werden dürfen, und den Trost, daß ja gerade sie von der Neuerung tüchtigen bürgerlichen Gewinn zu hoffen haben. Die Vertreter des höheren Unterrichtes waren anfänglich sukzessiver Einführung geneigt; aber da die Volksschulmänner darauf hinwiesen, daß in Österreich tausende von ein- und zweiklassigen Schulen bestehen, wo 6—14jährige Kinder in Abteilungen nebeneinander unterrichtet werden, und daß es nicht angehe, in einem Zimmer zweierlei Schreibung zu lehren, daß also die Einführung mit einem Schlage erfolgen müsse; da auch die Buchdrucker auf

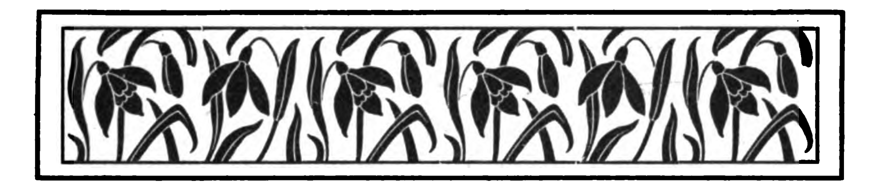
möglichst rasche Durchführung drangen und die Vertreter der Presse erklärten, daß von ihrer Seite dem Fortschritte ganz gewiß kein Hindernis in den Weg gelegt werde: stimmte schließlich alles einmütig für möglichst rasche Durchführung der Reform.

Man denke sich nur in die Lage eines Lehrers, der, wie dies in tausenden und tausenden österreichischer Schulen der Fall ist, Ende Jänner 1902 mit den Kindern, die zu seiner Freude schon recht geläufig lesen und eben mit Tinte zu schreiben beginnen, in der Fibel zum th und ss kommt! Soll er wirklich die Kinder noch mit den abgeschafften Ungetümen plagen, damit sie im nächsten Oktober zurücklernen müssen? Ist das nicht ein Verbrechen an den Kindern?! Wer das ruhig überlegt, wird nicht nur der Durchführung der Reform vom Schuljahre 1902 an zustimmen, sondern auch unverzüglich einzuleitende Übergangsmaßregeln verlangen müssen.

Sei dem, wie ihm wolle, ein mächtiger Schritt ist getan, ein großer Wurf ist gelungen. Unterdrücken wir endlich einmal die Neigung zu nörgelnder Kritik; bedenke jeder, der etwa eine liebgewordene Gewohnheit aufgeben muß, daß nur durch Selbstzucht und Selbstbeherrschung der Erfolg des großen Werkes gesichert werden kann; freuen wir uns einer Einigkeit, wie sie auf diesem Gebiete nie zuvor erreicht worden ist! Vor allem wird es Sache der Presse sein, den unbegrenzten Einfluß, den sie übt, indem sie Hunderttausenden die Wortbilder täglich vor Augen führt, in den Dienst der großen Sache zu stellen und sich so der Kulturmission, der sie sich so gerne rühmt, gewachsen zu zeigen.

Den Männern aber, die an dem Werke mitgeschaffen, gebührt der Dank des ganzen deutschen Volkes; sie haben eine nationale Mission erfüllt im besten Sinne des Wortes. In erster Linie steht da der Minister Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, dessen Einsicht und Tatkraft das Gelingen zu danken ist; ihm zunächst Hofrat Dr. Johann Huemer, dessen Sachkenntnis und Takte wir die Einigung mit dem deutschen Reiche zuzuschreiben haben; endlich seine unermüdlichen Mitarbeiter, die Landesschulinspektoren Hofrat Kummer und Lampel; dem Schreiber dieser Zeilen aber wird, daß er den ersten Anstoß geben und die Grundzüge ziehen durfte zu diesem Nationalwerke, ein stolzer Trost bleiben gegenüber mancherlei Anfechtung am Abende seines Lebens.





# Joseph Freiherr von Helfert.

### Erlebnisse und Erinnerungen.

### II.

## Ministerium Schwarzenberg-Stadion.

### 10.

Palacký und Pinkas waren schon am 28. October nicht mehr in Olmütz, Hawlíček und ich trafen am 30. in Prag ein, am 31. stiegen „der großherzoglich Oldenburgische Oberst Mosle“ und der „großherzoglich Baaden'sche geheime Rath Welcker“ im Gasthofe „zum schwarzen Ross“ ab; ebendaselbst meldete das Fremdenbuch am 1. November einen „Hr. Wagner, Gutsbesitzer aus Linz“.

Was mich betrifft, so hatte ich dem Grafen Stadion in Olmütz erklärt, dass ich jedenfalls noch einmal nach Prag gehen müsse, ehe ich mich in der großen Angelegenheit entschiede; trotz allem, was er dagegen einzuwenden hatte, war ich entschlossen, mich vorerst mit den böhmischen Abgeordneten zu besprechen. So war denn nach meiner Ankunft in Prag einer meiner ersten Gänge in die Bürger-Ressource, um meinen bisherigen Genossen mitzutheilen, welche Bestimmung mir bevorstehe. Ich sollte eine arge Enttäuschung erleben. Es war Rieger und, wenn ich mich gut erinnere, auch Brauner, die ich daselbst fand und an die ich mich sogleich wandte. Sie hatten ohne Zweifel schon von Palacký erfahren, was mit mir in Olmütz vorgegangen war, und ihre Haltung war kühl, um nicht zu sagen abstoßend. „Lieber Freund,“ sagte Rieger, „was Du zu thun gedenkst, ist natürlich Deine Sache; als ein Zugeständnis für unsere Partei können wir Deine Berufung ins Ministerium nicht ansehen.“ Ich will nicht leugnen, dass mich diese Antwort, oder vielmehr die Art, wie sie gegeben war, sehr verstimmte, ja verletzte. Im Grunde hatten sie wohl Recht. Ich war kein čecho-slavischer Abgeordneter und darum konnte ich nicht als ihr Repräsentant gelten. Allein sie kannten meine Grundsätze, welche die ihrigen waren. Von meiner Seite als Abgeordneter eines deutschen Bezirkes wollte ich dasselbe, was

sie als Abgeordnete böhmischer Bezirke verlangten: nationale Gleichberechtigung. Würden sie mir freundlicher entgegnet haben, so hätte ich mich wahrscheinlich entschlossen, das Portefeuille anzunehmen. Jetzt aber war ich auf mich selbst angewiesen, und die Frage: Soll ich? Soll ich nicht? musste ich allein entscheiden. Allmählig gelangte ich in meinen Erwägungen dahin, das Portefeuille nicht anzunehmen, aber mich dem Ministerium mit meinem Dienste zur Verfügung zu stellen.

* * *

Welcker und Mosle hatten unverkennbar die Absicht, sich vor ihrer Rückkehr nach Frankfurt in Prag umzusehen, sich über den Stand der Dinge in Böhmen zu unterrichten und, namentlich was dessen Beziehungen zum deutschen Reich betraf, womöglich eine Verständigung zu erzielen. Noch am 31. October erhielten Palacký und ich eine Einladung von Welcker, der uns von ihrer Ankunft in Prag unterrichtete und dabei durchblicken ließ, dass er und Mosle eine Unterredung mit uns wünschten. So fand ich mich denn am 1. November nach acht Uhr abends im Gasthofe „zum schwarzen Ross“ ein, bald nach mir erschien Palacký. Wir setzten uns um einen Tisch. Das Gespräch betraf anfangs bedeutungslose Alltäglichkeiten. Es dauerte aber nicht lang, so berührte Palacký den letzten Beschluss des Frankfurter Parlaments vom 27. October, die berüchtigten §§ 2 und 3 der künftigen Reichsverfassung:

> Kein Theil des deutschen Reiches kann mit nicht-deutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.
>
> Hat ein deutsches Land mit einem nicht-deutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältnis zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personal-Union zu ordnen.

Damit waren wir medias in res gelangt, und Palacký formulierte gleich seinen Standpunkt: „Was ich verlange, lässt sich in zwei Punkte zusammenfassen: erstens, keinerlei Gesetzgebung von Frankfurt aus über Österreich, und zweitens, die gesammte österreichische Militärmacht steht unter dem alleinigen Befehle unserer eigenen Regierung. Was diese beiden Punkte nicht berührt, dazu biete ich willig die Hand und bin durchaus einverstanden, dass das Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland ein inniges und dauerndes werde.“ Hierauf Welcker: „Auch ich wünsche Österreich einig und stark, allein ich fasse ihr Verhältnis zu einander als Bundesstaat auf: keine allgemeine österreichische Reichsversammlung, aber ein Reichs-Congress, auf welchem sich der Magyare, der Slave, der Italiener eben so gut zu Hause finden, wie der Deutsche. Daneben würde jedes Ländergebiet die Autonomie

in inneren Angelegenheiten auf seinem Landtage üben. Die österreichisch-deutschen Länder aber müssten außerdem einen besonderen gemeinsamen Landtag haben, wo sie ihre inneren staatsrechtlichen Verhältnisse, ihre Bestimmungen in Absicht auf Schulwesen, Kirchensachen &c. mit Unterordnung unter jene des Frankfurter Parlaments, etwa wie der bayrische Landtag, regeln und denen der anderen deutschen Länder anpassen." Gegen diesen Vorschlag legten Palacký und ich sogleich Verwahrung ein: wie solle sich diese Idee praktisch durchführen lassen? Da hätte man erstens die Landtage in allen einzelnen Ländergebieten, zweitens den österreichisch-deutschen General-Landtag, welcher drittens, wie Hercules am Scheidewege, zwischen der Unterordnung unter den österreichischen Reichs-Congress und jener unter das deutsche Parlament stünde. Was solle geschehen, wenn Wien und Frankfurt miteinander in Widerspruch gerathen? Ich insbesondere gieng auf die inneren Beweggründe der Welcker'schen Ansicht ein: diese seien offenbar zweifacher Art. Aber dem einen dieser beiden Zwecke könne genügt werden auch ohne das zwitterhafte Mittelding eines deutsch-österreichischen General-Landtages, der andere werde durch eine — wenn gleich nur theilweise — Ausscheidung aus dem österreichischen Gesammtkörper eher verkümmert als gefördert. Der eine Beweggrund liege nämlich in der Sympathie, welche die deutschen Bewohner der westlichen Hälfte Österreichs natürlich zu ihren außerösterreichischen Stammesbrüdern hinziehe und es ihnen wünschenswert erscheinen lasse, ihre Institutionen jene des außer-österreichischen Deutschland möglichst anzupassen; aber könne dieses Ziel nicht auch, nach Wunsch und Bedürfnis, erreicht werden, wenn man die Landtage der österreichisch-deutschen Länder jeden für sich seines Amtes walten lasse? Der zweite Beweggrund des Welcker'schen Antrages habe das Einstehen Österreichs für und mit Deutschland gegen dessen Feinde nach Osten und Westen im Auge; aber bedürfe es nicht gerade zur Erfüllung dieses Zweckes eines starken, einigen, ungetheilten Österreich? . . .

Ich habe mir den weiteren Gang der vielfältigen Wechselreden, welche diesen Gegenstand nach den verschiedensten Seiten beleuchteten, nicht angemerkt; es ist dabei aber nichts verloren, da die Hauptsache auf beiden Seiten am Ende der Verhandlung die gleiche blieb, wie bei Beginn derselben. Palacký und Welcker standen einander gegenüber wie zwei Gelehrte, die mit ihren Ansichten abgeschlossen haben, von denen sie nicht ablassen können und in denen sie durch alle Einwürfe und Gegenbemerkungen nur noch mehr befestigt werden. Welcker war ein rücksichtslos schroffer Deutscher, Palacký war ein die — auch Geschenke bringenden — Danaer fürchtender Slave. Welcker sah alles deutsch, den Glanz deutscher Größe und Macht, ein deutsches Herrscherhaus in Österreich, eine ausschließend deutsche Idee in dem Kampfe gegen

Napoleon I. Palacký gönnte den Deutschen auf ihrem Gebiete, was sie wollten und wünschten, aber nicht auf österreichischem; Österreich habe, wenn gleich im innigen Verkehr mit dem außerösterreichischen Deutschland, seine eigenen Zwecke; es sei in nationaler Hinsicht kein ausschließend oder auch nur vorwiegend deutscher Staat, noch weniger in politischer ꝛc. Palacký sah in Welcker's Auffassung das Anstreben deutscher Oberherrschaft über die Slaven, Welcker in jenem Palacký's slavisches Übergewicht über die Deutschen. „Wenn man die österreichischen Deutschen," meinte er, „trennen wollte von ihren außerösterreichischen Stammesbrüdern, so würde das keine guten Früchte tragen, die Tiroler, die Oberösterreicher, die Salzburger würden zu Bayern hinneigen, würden sich lieber diesen anschließen, als sich mit Haut und Haaren den Slaven überliefert zu sehen" . . .

Unsere Verhandlungen wurden durch einen Besuch unterbrochen. Es war der Commandierende von Prag, FML. Franz Graf Khevenhüller-Metsch, ein kleines, eingetrocknetes, aber lebhaftes und schneidiges Männchen, das den beiden Reichscommissären die Visite erwiderte, die sie ihm nach ihrer Ankunft in Prag gemacht hatten. Es mochte ihm sonderbar vorkommen, sie in unserer Gesellschaft zu finden; galt doch Palacký den kaiserlichen Generalen und Auditoren ob dem Hradschin als einer von denjenigen, die in den Junitagen die „Fäden einer weitverzweigten Verschwörung" in Händen gehabt!

Khevenhüller empfahl sich bald und wir mochten uns nicht wieder zusammensetzen; gesprochen war über unseren Gegenstand von beiden Seiten genug worden, und die Zeit war ziemlich vorgerückt. Darum bereiteten sich Palacký und ich zum Fortgehen, unterhielten uns aber noch eine Weile stehend, Palacký mit Welcker, ich mit Mosle. Der Oldenburger zeigte sich dabei keineswegs so schroff in seinen Ansichten wie sein Badenser College. Er hatte keine Besorgnis, dass das deutsche Element, auch wenn seines Freundes Vorschläge fehlschlügen, werde verkürzt werden; er hegte vielmehr die Hoffnung, dass es immer mehr Boden gewinnen werde. „Je weniger es äußerlich zu herrschen anstreben wird, desto größere Eroberungen wird es durch seine moralische Kraft machen. Nehmen wir Pommern; vor fünfhundert Jahren war es rein slavisch, jetzt ist es durchaus deutsch." Dieses Beispiel konnte ich wohl nicht als richtig gelten lassen; denn jetzt sei im Slavismus das Selbstbewusstsein erwacht, was früher nicht der Fall gewesen; den Slaven sei jetzt in Österreich die Gleichberechtigung zugestanden, während bisher alle Vortheile und Begünstigungen nur dem deutschen Element zugute gekommen seien. Mosle gab zu, dass der Panslavismus erst dann zu fürchten sei, wenn die Slaven, durch übergreifende Ansprüche der Deutschen zur Selbstvertheidigung getrieben, auf ihren nationalen Rückhalt, das Russenthum, hingedrängt würden. „Der Pan-

slavismus, meinen viele, sei ein Gespenst", sagte er; „ich meine das auch; indessen hat er das mit Gespenstern gemein, dass sie denen erscheinen, die sie muthwillig heraufbeschwören." Er gieng auf meine Idee einer wechselseitigen Beschickung der beiden Parlamente, des österreichischen und des deutschen, durch Sendschaften einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern, eines Oberbundes zwischen dem österreichischen und dem deutschen Bundesstaate, eines Congresses als Organes desselben, ein und malte diese Idee meinen Ansichten gemäß aus. Übereinstimmung in den Beziehungen nach außen, in der Handels- und Wechselgesetzgebung, im Münzwesen; ineinandergreifendes Straßen- und Eisenbahnnetz; Freizügigkeit unter solchen Beschränkungen, dass nicht einer der beiden Theile dem andern sein Proletariat auflade: das, meinte er, wären die Gegenstände, über welche der gemeinsame Congress zu berathen hätte. „Es mag nationaler sein, was man in Frankfurt zum Beschlusse erhoben, aber staatsmännisch war es sicher nicht; mein Collega Welcker geht hierin viel weiter, als ich es für angemessen halte. Je lockerer man das Band mit Österreich knüpft, je mehr man Österreich frei und selbständig lässt, desto fester wird das Bündnis ausfallen. So paradox das klingt, so wahr ist es."

So hat sich mir Oberst Mosle als das gezeigt, als was er von seinen maßvoll urtheilenden Frankfurter Collegen erkannt und hochgeschätzt wurde, als ein wohlwollender, gebildeter Mann. Er hatte die angenehme Erscheinung und die brauchbaren Eigenschaften eines höheren Officiers, der auch zu Staatsgeschäften schon vielfach gebraucht worden war, die sichere und milde Mischung des Kriegerischen und Bürgerlichen, welche oft Generalstabsofficiere auszeichnet. Darum, wenn das deutsche Reichs-Ministerium verlegen war um einen ehrlichen, gesund um sich blickenden, vornehm-artigen Mann zu einer Verschickung, so war immer Mosle in erster Reihe. Dass seine und Welcker's Mission in der Wiener October-Angelegenheit scheiterte, war nicht seine, auch nicht Welcker's Schuld. *)

Im Ganzen musste sich Welcker sagen, dass er gegen Palacký ebenso wenig etwas ausgerichtet hatte, als zuletzt gegen Wessenberg und noch früher gegen WindischGrätz. An Aufforderungen, in den österreichischen Parteikampf einzugreifen, fehlte es den beiden Reichs-Commissären bis zum letzten Augenblicke nicht. Der „Central-Verein für Deutsch-Böhmen" in Reichenberg hatte noch in der letzten Zeit eine Adresse an Se. Majestät und eine zweite an die „Hohe Reichs-Commission" gerichtet. **) In der letzteren wurde gebeten:

---

*) Vgl. Moriz v. Mohl, Lebens-Erinnerungen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1902) II. S. 116.

**) Abgedruckt in „Der Bote von der Eger" 1848 Nr. 31 vom 5. November.

1. dass „die Autorität und Integrität des constituierenden Reichstages gewahrt werde";

2. dass der Stadt Wien „würdige und annehmbare Bedingungen" gestellt werden, „um in den gewohnten Zustand zurückkehren zu können";

3. dass die deutsche Reichsgewalt „keinerlei Verletzung des constitutionellen Princips und der Rechte des freien Volkes dulden werde".

Die Adresse an den Kaiser war datiert vom 29., die an die beiden Reichs-Commissäre vom 31. October. Letztere konnte nicht vor dem 2. November nach Olmütz kommen, von wo sie ohne Zweifel den beiden Herren nach Prag nachgeschickt wurde, sagen wir am 3. November. Allein um diese Zeit waren Welcker und Mosle bereits auf dem Wege nach Frankfurt, wo sie sicherlich anderes zu thun hatten, als sich nachträglich mit Angelegenheiten zu beschäftigen, die bereits in ganz anderer Weise abgethan waren.

Welcker und Mosle hatten noch während der Dauer ihrer dornenvollen Sendung die heftigsten Angriffe der Frankfurter Linken erfahren und erfuhren dies noch mehr nach ihrer Rückkunft in die Paulskirche. Aber konnten denn die armen Reichs-Commissäre etwas dafür, dass ihnen der österreichische Feldmarschall nicht parierte, oder dass man in Olmütz sie wohl hörte, aber zuletzt doch that, was man unabhängig von ihnen für das Geeignete hielt?! Am 30. November bestieg Welcker die Frankfurter Tribüne und suchte in einer mehrstündigen Rede die ihm und seinem Collegen gemachten Vorwürfe zurückzuweisen. Er entwickelte dabei an vielen Stellen keine geringe Geschicklichkeit und setzte den Ausgelassenheiten der Linken eine kräftige, ja scharfe, aber immer würdevolle Sprache entgegen. Sein Hauptbeweis gegen die Beschuldigung, dass sie nichts ausgerichtet hätten, war der, es sei nur ihrer Einwirkung zu danken gewesen, dass Windischgrätz seine ersten maßlosen Bedingungen in wesentlichen Punkten geändert und dass er die Frist zur Erfüllung derselben um 24 Stunden verlängert habe. (In Wahrheit war dies gewiss nicht ihrem Einflusse zu danken, sondern hat der österreichische Feldherr beides aus eigenem Ermessen gethan.) Im Verlaufe seiner Rede ließ Welcker sogar schlauer Weise die Möglichkeit einfließen, dass den beiden Reichs-Commissären auch die Rettung der österreichischen Verfassungszustände zu danken sein mochte. „Ob die Proclamation vom 19. October," sagte er, „so sehr verschieden von den Proclamationen vom 15. und 16., wegen der Nachricht, dass die Centralgewalt Commissäre schicke (?!) oder wie immer erfolgt ist, weiß ich nicht." Über die Stellung und

Verhältnisse der österreichischen Slaven sprach er sich gemäßigter aus, als Palacký und ich nach seinen Reden im „schwarzen Roſs“ am 1. November erwarten konnten.

* * *

Und was war es mit dem „Hr. Wagner, Gutsbesitzer aus Linz“, der an demselben Abende, wo Palacký und ich mit den deutschen Reichs-Commissären im „schwarzen Roſs“ verhandelten, in eben diesem Gasthause abgestiegen war?

Es war niemand Geringerer, als der so lang vergebens gesuchte gewesene Justiz-Minister Dr. Alexander Bach. Bach hatte sich am 6. October, wie wir uns erinnern, — nachdem es ihm gelungen war, im Anzug eines Proletariers aus dem Hofkriegsrathsgebäude zu entkommen, — auf dem Glacis dem Militär angeschlossen und war mit diesem in den Schwarzenbergischen Garten gezogen, in dessen Sommerpalais Graf Auersperg und Fürst Felix Schwarzenberg ihr Hauptquartier aufschlugen. Am anderen Morgen war Bach verschwunden, niemand wuſste wohin. Er war — in welcher Weise und durch welche Fährlichkeiten weiß ich nicht — glücklich nach Enzersdorf am Gebirge gekommen, hatte sich dort seiner Schwester Louise anvertraut und war von da nach Salzburg gereist, wo er unter den Namen „Wagner“ in einem Gasthofe abstieg. Er hatte gehofft, dort Aloys Fischer zu finden, mit welchem er sich in der Zeit, da dieser wiederholt in Wien gewesen, zuletzt im constituierenden Reichstag, befreundet hatte. Allein Fischer war im Reichstag geblieben, und so war Bach in Salzburg auf sich allein angewiesen. Um völlig ungekannt zu bleiben, hätte er nicht bloß seinen Namen, sondern auch sein Gesicht ändern müssen, das ja sowohl aus dem Reichstage, als aus dem Wiener „Charivari“ so vielen Personen bekannt war. So hat er sich wohl, wie ich denke, in Salzburg strengen Hausarrest auferlegt und höchstens bei nächtlichem Dunkel, das von der damaligen Salzburger Stadtbeleuchtung nicht sehr gestört war, einen Spaziergang in freier Luft erlaubt. Gleichwohl hatte Dr. Wiser aus Linz, einer der Schriftführer im Reichstage, seinen Aufenthalt ausgekundet, oder Bach hatte sich, von Salzburg aus, dem Wiser anvertraut. Als dann Wiser erfahren, daſs Bach gesucht werde, hatte er davon dem Minister Kraus vertrauliche Mittheilung gemacht, und nun war Bach von Wessenberg nach Olmütz citiert worden. Dahin befand er sich jetzt über Prag auf der Reise.

Am 3. November — meinem 28. Geburtstag — erschienen abends Strobach und Pinkas bei mir und theilten mir mit, daſs Bach unter dem Namen „Wagner“ angekommen sei und mich zu sprechen wünsche; er wolle sich mit den Führern der Majorität in den verschiedenen Ländern

verständigen und für diesen Zweck morgen 10 Uhr vormittags eine Besprechung mit mehreren von uns haben. In Prag war zwar keine Gefahr mehr für ihn; gleichwohl behielt er im Gasthofe seinen angenommenen Namen noch bei, und so viel mir bekannt, hat keines der Prager Tagesblätter von seiner Anwesenheit etwas erwähnt, obwohl er doch vor uns Abgeordneten kein Hehl daraus machte.

Die Zusammenkunft mit Bach fand in unserem gewöhnlichen Vereinigungspunkte, im Hause „zum schwarzen Ross" statt. Es war mehr ein frohes Wiederfinden und Begrüßen, als eine ernst geführte Verhandlung über einen bestimmten Gegenstand. Einen Augenblick nur zog mich Bach in eine Fensternische und erwähnte die letzten Vorgänge in Olmütz, namentlich die im Werden begriffene Bildung eines neuen Ministeriums. Es circulierte nämlich damals in Olmütz folgende Ministerliste: Wessenberg Präsident, ohne Portefeuille, Schöllhaimb Krieg, Breda Justiz, Bruck Handel, Helfert Unterricht, Kraus Finanzen, Schwarzenberg Äußeres. Als ich nun, gleichsam mich entschuldigend, bemerkte, dass ich mich durchaus nicht um eine Stelle darin beworben, dass man mich vielmehr genöthigt habe, ich übrigens noch keineswegs gesonnen sei, den mir angetragenen Posten anzunehmen, sagte er: „Das meine ich ja gar nicht, lieber Helfert; aber die Zusammenstellung der Personen, wie sie die öffentlichen Blätter bringen, muss doch auffallen; wie will man aus so verschiedenartigen Elementen eine Einheit zusammenbringen? Es scheint, dass man in Olmütz noch kein klares, festes Ziel hat." Zuletzt lud er mich ein, ihn in Olmütz, sobald ich dahin komme, aufzusuchen.

11.

Es sollte nicht lange dauern, bis ich ihm nachfolgte, um meiner lieben Heimat dauernd Lebewohl zu sagen; nicht als ob ich sie niemals wiedersehen und betreten würde, aber ich konnte es, wenn ich den Posten annahm, der mir geboten wurde, nur mehr als Reisender, als Gast thun. Der gute Dechant Macan schrieb aus Čelakovic einen Brief um den anderen, an meine Schwester, an meine Frau, an mich, um uns zu einem längeren Aufenthalte einzuladen. Er selbst kam nicht nach Prag, wo uns sein Besuch so sehr erfreut haben würde.

Er hatte in der letzten Zeit einen kleinen Verdruss mit der Prager Journalistik. Es war damals eine Petition der Geistlichkeit an den Reichstag im Zuge, dass sie im Besitze und Genusse der Kirchengüter gelassen werde; Macan hatte dafür fleißig Unterschriften gesammelt, und der Hawliček'sche »Večerni list« war darüber mit Hohn und Spott über ihn hergefallen. „Ist es denn jeder Gesellschaft erlaubt," schrieb mir der Dechant, „Petitionen zu

überreichen, und nur der Kirche, der Gesellschaft der Katholiken, soll das nicht gewährt sein? Die Protestanten schämen sich, etwas gegen ihre Pastoren, die Juden gegen ihre Rabbiner vorzubringen; nur die Katholiken werden von Schriftstellern ihrer eigenen Confession gegen ihre Seelsorger verhetzt". Deshalb nun wollte er in der jetzigen Zeit nicht nach Prag kommen: „man möchte seinem Erscheinen allerhand Beweggründe unterschieben!" Er meinte wohl, jedermann in den Prager Straßen müsste es ihm ansehen, wer er sei!

Von der Bestimmung, der ich entgegengieng, wusste Macan bereits. Er sei gesonnen gewesen, meinte er, mich zu beglückwünschen; allein er habe sichs überlegt, dass in der gegenwärtigen Krisis ein Posten solcher Art nicht eben wünschenswert sei; ich hätte als Abgeordneter ohnedies genug zu thun und könne da auch dem Vaterlande nützen. Ähnlich dachte die Mehrzahl meiner Freunde und Angehörigen. „Ich freue mich zu hören," schrieb mir der Edle v. Stark aus Tschemin, „dass Sie die angebotene Stelle nicht angenommen; denn ich nehme zu warmen und herzlichen Antheil an Ihnen, als dass es mir gleichgiltig sein könnte, dass Sie sich vorzeitig abnützen und für die Zukunft unmöglich machen." Als meine liebe Cousine Hermine auf ihrem Krankenlager erfuhr, was mir bevorstand, sagte sie still vor sich hin: „Der Pepi soll nicht auf diesen Boden gehen, das ist Glatteis!"

Sie war das einzige Kind des Kreis-Commissärs Anton Helfert, älteren Bruders meines Vaters, und der Juliana geb. v. Rottenberger, und Braut eines sehr lieben und braven jungen Mannes. Sie war bald nach unserer Rückkunft aus Wien erkrankt und hatte seither das Bett nicht verlassen. Das engelsgute Mädchen war von zarter Constitution; sie hatte jene feine, durchscheinende Haut und jenen trügerischen Hauch der Wangenröthe, die lang befürchten ließen, dass ihre bleibende Heimat nicht auf dieser Erde sei. Sie wurde von Tag zu Tag schwächer; mit namenlosem Schmerze sahen ihre unglücklichen Eltern, ihr liebevoller Bräutigam sie dahinsiechen. Am 7. November hauchte sie ihre Seele aus, an demselben Tage, an welchem mich ein Telegramm Wessenberg's unverweilt nach Olmütz rief. Dort erhielt ich einen vom 10. datierten Brief meiner Frau: „Der gestrige Tag war schön, die Sonne schien so warm, der Himmel freute sich, einen schönen, reinen Engel, unsere gute Hermine, empfangen zu können. Ich hatte das traurige Amt, die arme Tante zu begleiten; ich war Zeuge der traurigsten Scene, die ich noch erlebt habe, als wir sie wegführten, sie den letzten Abschied von ihrem einzigen Kinde nahm. Ich kann den Schmerz jetzt wohl begreifen und denke mir ihn schrecklicher, als wenn das Kind seine Eltern verliert." In ihr Stammbuch

legte sie einige Haare ihrer verstorbenen Freundin und schrieb dazu Strophen aus dem tiefergreifenden Gedichte Lenau's „An Luise", das ich ihr öfter vorgelesen hatte:

Du bist dahin! Nichts konnte retten
Und halten Dich bei uns zurück,
Kalt knickte alle Liebesketten
Das unerbittliche Geschick . . .

Die gute, theilnahmsvolle, zartfühlende Seele! Sie ahnte nicht, daſs nicht ein Jahr vergehen werde, und wieder werde ein schöner Herbsttag sein, werde die Sonne warm scheinen, und wieder werde sich der Himmel freuen, einen schönen, reinen Engel empfangen zu können! Und einer werde zurückbleiben, der es schmerzlich empfinden werde, daſs jammervoller, als wenn das Kind seine Eltern oder die Eltern ihr Kind verlieren, es sei, wenn in der Blüte der Jahre und der innigsten Liebe das Wesen ihm von der Seite gerissen wird, das ihm am Altare das größte Glück angelobt hatte und ihn jetzt das größte Unglück erfahren läſst!

* * *

Während der Tage, die ich in Prag zugebracht hatte, war die Lage in Olmütz dieselbe geblieben. Schwarzenberg und Stadion suchten noch immer Minister und konnten noch immer die rechten nicht finden. Das Ministerium des Innern war in der jetzigen Lage nach dem Kriegs-Ministerium das wichtigste. Da Stadion beharrlich ablehnte, dachte Schwarzenberg an Bach, der bereits gefunden, aber noch nicht in Olmütz eingetroffen war. „Bach brauchen wir nothwendig," schrieb er am 3. November an seinen Schwager in Schönbrunn; „seine constitutionelle, aber streng monarchische Gesinnung, sein großes parlamentarisches Talent, sowie sein unantastbarer Privatcharakter stempeln ihn zu einem nothwendigen Mitgliede des neuen Ministeriums. Wenn seine Ernennung Aufregung verursachen sollte, so müssen wir es hinnehmen und derselben zu begegnen trachten." Über die inneren Verhältnisse der Provinzen besitze Bach allerdings keine Erfahrungen, allein sein Talent, seine Energie würden das Fehlende ergänzen. „Schmerling ist ultra-deutsch und, so viel ich weiß, zu sehr der Mann des Erzherzogs Johann, um der unsrige sein zu können; übrigens weiß er von den Provinzen auch nichts. Stadion sollte meiner Ansicht nach noch geschont werden; er selbst scheint es zu wünschen. Er kann mir in seiner jetzigen Stellung für den Augenblick mehr nützen, als wenn er Minister wäre." Für das Ministerium der Justiz wurde der Hofrath Paul Sigmund v. Ghequier de Mely-Nádasd und, als dieser ablehnte, der nieder-österr. Landrath

Georg Ritter v. Mitis nach Olmütz berufen. Mitis sagte zu. Allein über Nacht stieg ihm der Ernst der Lage und die Größe der Verantwortung, die er übernehmen sollte, zu Kopf; er gerieth in eine fieberhafte Aufregung und bat am anderen Morgen, man möge ihm sein Wort zurückgeben.

Am 5. November wurde Bach in Olmütz sichtbar. Ein Portefeuille zu übernehmen, lehnte er in der entschiedensten Weise ab. Gleichwohl meinte Schwarzenberg, ihn noch gewinnen zu können, und so schrieb er an Windisch-Grätz: „Bach's Ansichten über die Stellung der Armee, über die Adels-Frage seien so correct als möglich.“ Doch die Zeit drängte, bereits dreimal hatte Wessenberg, noch immer nomineller Minister-Präsident, den Kaiser um seine Enthebung gebeten; am 5. November that er es neuerdings, und diesmal dringender als je. Man musste sich endlich entscheiden. Windisch-Grätz war für Stadion; Bach, meinte er, sei denn doch für das Ministerium des Innern zu sehr Wiener; Stadion dagegen habe in den verschiedensten Provinzen gedient und dieselben durch eigene Anschauung kennen gelernt. In Abgeordneten-Kreisen war man über diesen Punkt längst einig; man konnte sich gar nicht denken, dass jemand anderer als Stadion Minister des Innern werden sollte, und das wurde ihm täglich gesagt. Als jetzt noch Schwarzenberg in ihn drang, gab er endlich nach, und am 7. machte in Olmütz die frohe Nachricht die Runde: „Stadion hat angenommen!“

So standen die Dinge, als ich am 8. November, morgens 5 Uhr, auf dem Olmützer Bahnhofe eintraf. Ich hatte von Prag aus den „Bohemia“-Klutschak und den langen Urban, Concipisten beim böhmischen Gubernium, zu Reisegenossen gehabt, die aber weiter nach Wien fuhren. Ich stieg im Gasthofe „zum Goliath“ am Oberring ab und machte mich bald auf die Beine, um den „Gutsbesitzer aus Linz“ aufzusuchen. Allein niemand wusste etwas von einem „Herrn Wagner“, er hatte sein Incognito bereits abgelegt und war nun unter seinem wahren Namen zu finden. Ich traf bei ihm Palacký, der eben aus Wien kam, wo er dem Baron „Jellaček“, wie ihn die Wiener nannten, einen politischen Besuch abgestattet hatte. Als Bach und ich allein waren, kam das Gespräch auf das Ministerium; Bach erklärte, er werde nicht eintreten, er sei „unmöglich“. Mittags zu Tische traf ich Schwarzenberg und Stadion, die mich nach dem Speisen eifrig in's Gebet nahmen, dass ich mich entscheiden möge.

Von Abgeordneten waren noch immer einige in Olmütz, darunter Aloys Fischer und Cajetan Mayer, mit denen ich viel verkehrte. Als ich mit letzterem über die Weigerung Bach's, in's Ministerium zu treten, sprach, sagte er mir: „Der Bach meint, WindischGrätz möge ihn nicht. Da hat er aber Unrecht. Gegen Bach hat WindischGrätz nichts, der Stadion ist es,

den er nicht mag.“ Der „schwarze Mayer“ hatte für solche Dinge ein feines Näschen, und er hatte das richtige getroffen. Windisch-Grätz hat allerdings, wie ich erzählt habe, im letzten Augenblicke darauf gedrungen, dass Stadion in's Ministerium trete; allein sympathisch war ihm Stadion darum doch nicht. Und zwar aus folgendem Grunde: im Sommer 1848, da sich Windisch-Grätz die Dinge zurechtlegte, um für eine Katastrophe, die voraus-zusehen war, bereit zu sein, hatte er sich brieflich auch an Stadion gewendet, um diesen in seine Combination einzubeziehen. Stadion war dazumal schon oft als künftiger Minister genannt worden, er hatte einen großen, obwohl mehr stillen und geheimen Anhang, aber gewiss noch mehr laute und lärmende Gegner, die es an Vorwürfen und Schimpfereien gegen ihn nicht fehlen ließen. Stadion wollte sich deshalb die Hände frei halten und lehnte in einem höflichen Schreiben die Einladung Windisch-Grätz' ab, was, wie sich denken läßt, diesen nicht wenig verletzte. Ich kann mir nicht denken, dass Cajetan Mayer von diesem Zwischenfall etwas wusste; ich selbst habe davon erst nach langen Jahren, als ich Studien für mein großes Geschichtswerk machte, Kenntnis erlangt.

Mit den anderen Portefeuilles war man so ziemlich im Reinen. Für den Handel und die öffentlichen Arbeiten hatte v. Bruck zugesagt und war aus Frankfurt a. M. bereits in Olmütz eingetroffen. Bezüglich des Baron Kraus war man einige Zeit unschlüssig. Es schien doch etwas sonderbar, den „October-Minister“ in ein Ministerium aufzunehmen, das den Stempel der Loyalität und Legitimität an der Stirne tragen sollte; überdies hatte Kraus in Hetzendorf einen unangenehmen Auftritt mit dem Fürsten Windisch-Grätz gehabt.*) Doch anderseits kannte man seine vortrefflichen Eigenschaften, sein ausgesprochenes Talent für die Finanzen, seine ausgebreitete Gesetzkenntnis, seine administrative Erfahrung, und am Ende hatte man keinen anderen, auf den man greifen konnte. Für das Kriegsministerium war man denn doch von Stadion's Vorschlag, einen Nicht-Militär damit zu betrauen, wieder abgekommen, und es wurde beschlossen, den General Franz Freiherrn v. Cordon zu berufen; er war nach der Einnahme von Wien zum Stadt-Commandanten ernannt worden und war wegen seines humanen Wesens bei der Bevölkerung nicht unbeliebt. Unter den Anhängern der Regierung während des Wiener Reichstages befand sich Herr von Thinnfeld; er hatte selten gesprochen, aber dabei gezeigt, dass er gediegene Kenntnisse und Erfahrungen im Gebiete der Landwirtschaft und des Bergbaues besitze; dazu kam in der letzten Zeit sein Absagebrief an den revolutionären Reichstag, und so

*) Siehe meine „Belagerung und Einnahme Wiens im October 1848“, (Prag, Tempsky, 1869) S. 207.



schien er ganz geeignet, einen Platz im obersten Rathe der Krone einzunehmen. Was mich selbst betraf, so blieb ich, obwohl auch Bruck und Kraus mir zuredeten, bei meiner Weigerung, das Portefeuille des Unterrichtes anzunehmen; ich erklärte mich aber bereit, einstweilen in untergeordneter Stellung die Geschäfte zu führen.

So war denn jetzt alles beisammen, nur ein Justiz-Minister fehlte noch. So kam man denn auf den Gedanken, nach Wien zu fahren und dort einen zu suchen. Bach schlug den Hofrath Adolf Freiherrn v. Pratobevera vor, den er als tüchtigen Juristen und achtungswerten Charakter schilderte. Wir fuhren am 9. November, 3 Uhr nachmittags mit einem Extrazuge von Olmütz ab: Schwarzenberg, Stadion, Bruck, Bach und ich. Aloys Fischer und Cajetan Mayer fuhren mit uns. Fischer führten Privatgeschäfte nach Wien; auch wollte er ein wenig herumhorchen, wie etwa in den verschiedenen Kreisen die Stimmung und die öffentliche Meinung sei; namentlich wollte er Bach mit einigen Führern der Linken in Berührung bringen und dessen Bedenken, dass er „unmöglich“ sei, beheben.

Bach hatte mich eingeladen, in seiner Wohnung in der Singerstraße abzusteigen, wo wir spät abends ankamen. Als wir am andern Morgen beim Frühstück saßen, nahm Bach die „Wiener Zeitung“ vom 10. in die Hand, stutzte und reichte mir lächelnd — jenes Lächeln, das die von der Linken so sehr in Harnisch bringen konnte! — das Blatt hin, indem er sagte: „Na Sie, lieber Helfert, der WindischGrätz macht's schnell!“ Es war die amtliche Mittheilung, dass Robert Blum am gestrigen Tage 7 Uhr morgens in der Brigittenau standrechtlich erschossen worden. Es war die erste Hinrichtung nach den October-Tagen, noch dazu an einem der Geweihten, einem Mitgliede des Frankfurter Parlaments. Niemand war damit zufriedener als der sächsische Gesandte in Wien, der alte Baron Könneritz. „Gott sei Dank“, sagte er zu Schwarzenberg, „dass Ihr uns den vom Halse geschafft habt!“ Dann zwang er sich, eine ernste Miene anzunehmen: „Jetzt muss ich aber in meine Kanzlei gehen und im Namen meiner Regierung Einsprache erheben, dass man einen königlich-sächsischen Unterthan so ohne weiters vor Gericht gezogen, abgeurtheilt und hingerichtet hat.“

In der Stadt und überall, wohin die Nachricht drang, war die Aufregung allgemein, bei den Einen Erstaunen über die kühne Entschlossenheit der Regierung und Befriedigung über einen Act der Gerechtigkeit; bei den Anderen, darunter besonders bei denen von der Linken des Reichstages, namenlose Bestürzung, ja Entsetzen. Löhner sagte zu einem Bekannten: „Was kann mir geschehen? Es liegt ja nichts gegen mich vor!“ Gleichwohl litt es ihn nicht länger in Wien, das Walten der Militärgewalt war ihm

unheimlich. Da wandte er sich an Leopold Neumann, Professor der Rechte am Theresianum, Abgeordneten für die Wiener Leopoldstadt. Neumann war Mitglied des Centrums und galt als einer der unbedingtesten Anhänger der Regierung. Er hatte dafür den Spitznamen „der kais. königliche Neumann“; im Wiener „Charivari“ war sein Abbild nie anders als mit schwarzen und gelben Streifen zu sehen. Diesen nun bat Löhner, er möchte ihn unter seinen Schutz nehmen, damit er ungefährdet aus der Stadt komme. Der k. k. Neumann erwiderte: „Ich weiß nicht, wie ich das nehmen soll? Übrigens sage ich Ihnen: wenn ich am 6. October Sie um Schutz gebeten hätte, Sie würden mir ihn, selbst wenn Sie gewollt hätten, gar nicht haben gewähren können.“

Was die Vervollständigung des Ministeriums betraf, so hatte sie in Wien zwei neue Erfolge aufzuweisen. Herr von Thinnfeld aus Steiermark erklärte sich bereit, das Ministerium für Landescultur und Bergwesen anzunehmen. Cordon hatte gegen die Übernahme des Kriegsministeriums zwar einige Bedenken: wie könne er als einfacher General-Major Feldmarschall-Lieutenants, Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie, ja Feldmarschälle unter sich haben? Stadion setzte ihm auseinander: als Kriegsminister habe er nur die militärische Verwaltung; mit militärischem Rang und Unterordnung habe das nichts zu thun. Darauf hin gab Cordon nach. Nur mit Prato-bevera war es nichts; er weigerte sich ebenso, wie sich Breda, Ghequier, Mitis geweigert hatten, und so blieb denn wieder niemand übrig als Bach.

Wir hatten in Wien drei Tage verweilt. Am 12. morgens fuhren wir mit einem Extrazug bis Hullein und machten von da einen Abstecher nach Kremsier, um nachzusehen, wie es mit den Vorbereitungen für den Reichstag stehe. Wer war der erste, den ich in Kremsier zu sehen bekam? Löhner! Er muſste sich also auch ohne den k. k. Neumann einen Passier-schein zur Reise von Wien zu verschaffen gewuſst haben. Löhner befand sich in Kremsier mit Hermann Schmidt, meinem ehemaligen Krakauer Collegen; ich traf Schmidt im Gasthofe „zur Sonne“, und er schimpfte jetzt über die Soldaten ebenso sehr, wie er früher in Krakau ihre Partei genommen hatte.

Der einzig gewaltige, ja allmächtige in Kremsier war jetzt Aloys Jelen, der Reichstags-Ordner par excellence. Die Anstalten, die er in kürzester Zeit getroffen, waren vortrefflich: der Sitzungssaal, die Commissionszimmer, die Bureaus, alles war auf das zweckmäßigste ausersehen und hergerichtet. Als sich zeigte, daſs Mangel an Stühlen da war, telegraphierte er nach Prag: es sollen 150 Stühle aus dem böhmischen Landtagssaale nach Kremsier geschickt werden. Telegramm aus Prag an den Reichstags-Ordner Jelen in Kremsier: „Auf wessen Befehl? Mescéry.“ Telegramm aus Kremsier an den

Gubernial-Vice-Präsidenten Baron Mescéry in Prag: „Auf meinen, Jelen.“ Und die Sesseln wurden geschickt. Auch für die Küche, für die Restaurations-Localitäten war gesorgt; in der Conditorei ließ er uns durch die niedlichste der Zuckerbäckertöchter den trefflichsten der Rosoglio's credenzen. Daneben wusste er in der Stadt Quartiere für die Abgeordneten ausfindig zu machen und in Evidenz zu halten. Die zahlreichen galizischen Bauern wollte er in zwei großen Höfen vor der Stadt unterbringen: „Ich werde mitten unter ihnen wohnen, damit sie mir niemand abfängt.“ Das wird er, schrieb ich meiner Mina, wenn es dazu kommt, wohl bleiben lassen!

Jelen übte die oberste Polizei in Kremsier, mindestens bildete er sich's ein. „In der ganzen Stadt,“ explicierte er mir, „nimmt niemand Befehle an, als von mir und die von mir gefertigt sind. Jeder, der sich einquartieren will, wird zu mir geschickt, um einen Aufnahmszettel zu erhalten. Schreibe ich darauf ein „n“, das heißt „nein“, so bekommt er in ganz Kremsier weder Quartier, noch Speise und Trank. Will er ohne diese drei Dinge hier bleiben, kein Mensch wird ihn daran hindern.“ Gleichwohl wusste er nicht, dass Löhner in Kremsier sei. Als ich ihm dies mittheilte, sagte er mir mit komischem Ernst: „Na schau, drum war mir heute so übel!“ Auf die Journalisten hatte er es besonders scharf. Jeder, der ankam, erhielt von ihm eine Strafpredigt und Mahnung zur Besserung: „Ihr seid zwar alle zusammen Lumpe, Schufte, dem Teufel zu schlecht, Ihr verdient alle durch die Bank gehangen zu werden“ ꝛc. Auch die armen Stenographen, die doch nichts zu thun hatten, als das aufzuschreiben, was andere sprachen, bekamen seinen Unwillen zu fühlen.

Anderseits war er der beste Kerl von der Welt. Jeder Abgeordnete wurde auf das zuvorkommendste von ihm aufgenommen, wohnte bei ihm, solange er noch kein Quartier hatte, wurde von ihm bewirtet. Er war ein schlauer Kopf und ist gewiss dabei nicht schlecht gefahren. Thatsache aber ist, dass alle seine Herstellungen nicht die Hälfte von dem kosteten, was dafür das k. k. Bauamt aufgerechnet haben würde. Jelen besaß einen kaustischen Witz und war durchaus nicht wählerisch in seinen Ausdrücken, weder im Schlimmen noch im Guten. Denn er verstand es nicht weniger zu schmeicheln als zu schimpfen und beides in großem Stil, zum Beispiel: „Zuerst unser Herrgott, dann der Kaiser und das Ministerium, sonst kenn' ich nichts!“ oder gar: „Nach unserem Herrgott kommt gleich das Ministerium.“ Da er nun in der That der Regierung anhänglich und ergeben war, ihr Dienste leistete, wo er nur konnte, und sich zu allem bereitwillig zeigte, so war es begreiflich, dass er bald alle Minister für sich eingenommen hatte. „Sehen Sie,“ sagte einmal Bruck zu mir, „solche Menschen habe ich gern.“

Gegen Abend schieden wir von Kremsier und kamen spät in Olmütz an. Mein erster Gang am 13. morgens war auf die Post. Ich hatte, wie sich von selbst versteht, diese ganzen Tage nichts von meiner lieben Frau erfahren können; ich sehnte mich nach Nachrichten von ihr und erwartete einen postlagernden Brief zu finden; und so war es auch zu meiner großen Freude.

In Olmütz war ich viel um Bach, dem ich nicht abließ zuzureden, dass er ins Ministerium trete; er schien das, obwohl er sich noch immer ablehnend verhielt, nicht ungern zu hören. Eines Tages machten wir auf dem Glacis die Runde um die Stadt, als uns die Erzherzogin Sophie mit einer ihrer Hofdamen entgegenkam. Die Erzherzogin gieng auf Bach zu und ließ sich mit ihm in ein kurzes Gespräch ein; ich trat natürlich bescheiden zur Seite. Bach's entschiedenes Auftreten am 2. September, wo er der Krone das Recht vorbehielt, die Beschlüsse des Parlamentes zu sanctionieren, hatte ihm ohne Frage den Dank und die Sympathie des Hofes erworben. — Das war auch bei Stadion der Fall, der auf Bach's Eintritt den größten Wert legte. Bach brachte, um seine Weigerung zu rechtfertigen, einen Grund nach dem andern vor, Stadion wollte keinen gelten lassen. Unter jenen Gründen war auch der, den er schon in Prag gegen mich vorgebracht hatte: das Ministerium sei aus zu heterogenen Elementen zusammengesetzt, es sei ein Compromiss-Ministerium; er, Bach, würde, so setzte er jetzt hinzu, in dem Cabinet keine Stütze finden. „Darin irrt Bach," sagte Stadion, als ihm diese Äußerung hinterbracht wurde; „ich habe ihn kennen gelernt, seine Ansichten sind auch die meinigen, auf mich wird er immer rechnen können." Da kam endlich die Entscheidung. Eines Tages war Aloys Fischer bei ihm und beide besprachen diese Angelegenheit, wobei Fischer alles aufbot, ihn zur Annahme zu bewegen. Nachdem Fischer lang gesprochen, Bach nur schwach erwidert hatte, entstand eine kleine Pause. Bach schien sich die Sache noch einmal zu überlegen, dann erhob er sich von seinem Sitze und sagte: „Wohlan, ich will es thun!" Am Abend beim „Goliath" begrüßten wir ihn schon als Minister.

* * *

Das Ministerium war jetzt vollzählig, ich zwar nicht wirklicher Minister, aber ich galt als solcher, der sich nur nicht förmlich erklärt hatte. Eines Tages sagte Stadion in meiner Gegenwart: „Ich will keinen Unterstaats-Secretär" — beinahe jeder Minister hatte damals einen solchen —, „ein Unterstaats-Secretär ist nichts als eine Last!" „Ich danke schön", sagte ich, „da machen Sie mir ein schönes Compliment!" Darauf Stadion: „Sie meine ich ja nicht, Sie betrachte ich als Minister, und wenn wir mit

dem Reichstag zu Ende sind und wir nach Wien kommen, werden Sie es auch förmlich sein." (Er meinte keine Auflösung des Reichstages, an welche damals niemand dachte, sondern dessen regelrechten Abschluss, nachdem er seine constituierende Aufgabe vollendet haben würde.)

Das Ministerium war da, und nun begannen die gemeinsamen Berathungen, die in der Wohnung unseres Präsidenten abgehalten wurden. Der erste Ministerrath fand am 15. November statt, ich habe mir den Gang desselben aufgezeichnet, und es dürfte den Leser vielleicht interessieren, etwas Näheres darüber zu erfahren. Anwesend waren: Schwarzenberg, Stadion, Bruck, Thinnfeld, Cordon, Bach und ich; Kraus war für den Augenblick in Wien. Wessenberg war zwar noch officieller Ministerpräsident, doch in unserer Mitte erschien er nicht; seine Enthebung, um die er den Kaiser so oft gebeten hatte, konnte jetzt jeden Tag erfolgen.

I. Zuerst kamen Depeschen aus Graz an die Reihe. Sie lauteten sehr bedenklich. In der Stadt gebe es wühlende und hetzende Elemente aller Art; die aus Wien zurückgekehrten Zuzügler, aus Wien geflüchtete Demokraten und Studenten; die beiden Apostaten Stoll und Ronge arbeiteten für eine deutsch-katholische Gemeinde und regten ihre Zuhörer auch in politischer Richtung auf; der demokratische Verein halte eine Sitzung nach der andern. „Der Gouverneur Graf Wickenburg zeigt sich schwach, ist ein Spielball in den Händen der Führer; auf die großentheils aus Italienern bestehende Garnison ist kein Verlass. In einem Wirtshaus hat man auf die Mörder des Latour, auf den künftigen Mörder des Kaisers angestoßen, in einem andern das Bildnis des Kaisers verbrannt." Ein Schreiben des Feldmarschalls aus Schönbrunn lautete ähnlich und sprach die Absicht des Fürsten aus, eine fliegende Colonne nach Graz zu entsenden.

Vom Ministerrath wurde beschlossen: Graf Wickenburg sei abzuberufen und zur Verantwortung nach Olmütz zu citieren; der Vicepräsident Ignaz Ritter v. Marquet sei zu beauftragen, einstweilen das Gubernium zu leiten; er habe nachzuspüren, welche Verbindungen der Grazer demokratische Verein mit den letzten Wiener Ereignissen gehabt habe; Personen, gegen die sich Inzichten herausstellen, seien zu verhaften; falls auf die Studenten-Legion eine Schuld falle, sei sie aufzulösen.

II. Ich ergriff das Wort und sprach ungefähr so: „Ich möchte hier etwas anregen, auf was ich immer wieder zurückkommen werde. In Graz sind Truppen nöthig; in Schlesien gährt es still; ebenso im nördlichen Böhmen. Wenn die Dinge in Berlin schlimm ausgehen, haben wir vielleicht neue Aufstände. Sie brauchen Truppen auf allen Seiten. Was werden Sie anfangen? Das Heer in Ungarn oder das in Italien schwächen? Da

hätte ich nun ein Hausmittel. Machen Sie den Krieg in der Slovakei zu einem populären! Geben Sie dem General Simunič einsichtsvolle Vertrauensmänner an die Seite, die unter seiner Aufsicht und Leitung das Volk über den Krieg belehren, aus dem Volke Leute für den Krieg werben, die Geworbenen unter die geschulten Soldaten eintheilen, und Sie können aus den drei Bataillonen, die Simunič jetzt hat, binnen kurzem ebenso viele Regimenter schaffen, können damit drei andere Regimenter in Nordungarn entbehren und anderswo verwenden. Mehr noch: es handelt sich nicht bloß darum, uns einen Vortheil zu verschaffen, sondern auch dem Feinde einen Vortheil zu entziehen. Denn thun wir nicht, was ich gerathen, so werden es die Ungarn thun, aus dem Volke gegen uns den Landsturm organisieren. Die Slovaken sind ein gutmüthiges, aber indolentes Volk; wer zuerst kommt, mahlt früher."

Mein Vorschlag wollte nicht recht verfangen. Dem General Cordon widerstrebte es, ungeschultes Volk unter seine geschulten Soldaten zu reihen. Schwarzenberg erwiderte mir: es befinde sich ohnedies Franz Zach bei Simunič, es solle ein sesshafter Landsturm zur Vertheidigung der Ortschaften organisiert werden.

III. Der Kriegsminister, als ehemaliger Wiener Stadtcommandant, sprach von den Inzichten, die gegen mehrere Mitglieder des Reichstages zum Vorschein gekommen, und meinte, es müsse in dieser Hinsicht eine Verfügung getroffen werden. Darauf ich: „Diese Verfügung könnte doch wohl nur in einer Instruction an die Central-Untersuchungs-Commission bestehen, wie sich selbe, falls Anzeigen solcher Art an sie gelangen, zu benehmen habe." Der Justizminister wurde damit betraut, eine Instruction in diesem Sinne abzufassen.

IV. Der Ministerpräsident zieht ein Schreiben des provisorischen Marine-Commandanten Anton Ritter v. Martini hervor, worin dieser die Nothwendigkeit darlegt, die kaiserliche Kriegsflotte zu vermehren: es wären Kriegsdampfer zu bauen oder durch Ankauf zu erwerben; auf englischen Schiffswerften befänden sich vier von Russland bestellte Kriegsschiffe und es wäre vielleicht möglich, dass Russland dieselben unserer Regierung abtrete. Bruck: „Ägypten besitzt eine bedeutende Flotte von Segelschiffen, es will sich eines Theiles derselben entledigen; vielleicht gelänge es, eine Anzahl davon zu erwerben." Es ward beschlossen, sowohl in England als in Ägypten hierüber anzufragen; an Triest wäre die Aufforderung zu richten, ob es nicht angienge, Kriegsschiffe im Inlande zu bauen und die Maschinen dazu aus England zu beziehen.

V. Schwarzenberg bringt den Banus Jellačić in Erinnerung: „Jellačić hat sich um die Rettung der Monarchie große Verdienste erworben; es gebürt ihm eine Auszeichnung besonderer Art, die darin bestände, ihn zum Land-

und Militär-Gouverneur von Dalmatien zu ernennen; das wird die slavischen Dalmatiner befriedigen und die separatistischen Italiener im Zaum halten. Zugleich könnte man ihn zum Gouverneur von Fiume machen, das er ohnedies in seiner Gewalt hat. Die Fiumaner Frage ist noch in der Schwebe; durch eine solche Ernennung wird der Lösung nicht vorgegriffen, denn zum Gouverneur kann der Kaiser ernennen, wen er will. Es wird damit weder die Losreißung Fiumes von Ungarn, noch dessen Einverleibung in Kroatien ausgesprochen; aber es wird zu der einen oder anderen Lösung der Weg gebahnt."

Alles war mit den Ausführungen des Ministerpräsidenten einverstanden.

VI. Es folgte eine sehr interessante, von Bach angeregte Debatte über die militärische Gerichtsbarkeit; Cordon, Bruck und ich sprachen ihre Ansichten aus, womit ich jedoch den Leser verschonen will.

Im allgemeinen wird man zugeben, dass die Gegenstände, die gleich in dieser ersten Sitzung zur Sprache kamen, mannigfaltiges Interesse boten, und ich meinerseits kann es nur bedauern, dass ich mir nicht gleiche Aufzeichnungen von den folgenden Sitzungen gemacht habe. Ich habe aus diesen nur einzelne Papiere und sonst nur allgemeine Erinnerungen. Eine der ersten Aufgaben war die Zusammenstellung des Programms, mit welchem das Ministerium vor die Öffentlichkeit treten sollte; dann aber eine Sache von ungleich höherer Bedeutung.

## 12.

Es war an einem der ersten Berathungs-Abende, als uns Schwarzenberg eröffnete, er habe uns eine Mittheilung von der allergrößten Wichtigkeit zu machen, und beifügte, dass darüber unbedingtes Stillschweigen nach außen festgehalten werden müsse: Kaiser Ferdinand, der schon in Innsbruck zweimal habe abdanken wollen, sei nun nicht länger zu halten, Erzherzog Franz Karl werde auf die Nachfolge verzichten, Erzherzog Franz Joseph werde die Regierung übernehmen; er sei durch die vorangegangenen Ereignisse nach keiner Seite hin gebunden und habe daher vollkommen freie Hände, um Österreich einer neuen Zukunft entgegenzuführen.

Ich kann es nicht schildern, welchen Eindruck diese Eröffnung auf uns alle machte, Stadion allein ausgenommen, der ohne Zweifel früher in das Geheimnis gezogen war. Der erste, der nach einer beklemmenden Pause das Wort ergriff, war der Kriegsminister. „Ja, so ist's recht," sagte Cordon, „das Heer braucht in der jetzigen Zeit einen Herrn, der sich sehen

lassen kann.“ Nun fand auch der bedächtige Kraus Worte, um seiner Meinung Ausdruck zu geben. Er sprach in entgegengesetztem Sinne, als sein Collega vom Kriege. „Das ist denn doch eine sehr bedenkliche Sache,“ meinte er; „bei dem jetzigen Kaiser weiß man, woran sich zu halten; aber ein junger Herr, der neu in die Geschäfte eintritt, — wer kann voraussagen, wie er sich in dieser ernsten Lage benehmen wird, wie man mit ihm auskommen wird?“ Schwarzenberg suchte Kraus' Besorgnisse zu beschwichtigen. „Übrigens“, fügte er bei, „ist an der Sache nichts zu ändern; der Regierungswechsel ist in den Allerhöchsten Kreisen beschlossene Sache, und dem Ministerium bleibt nichts übrig, als zu berathen, in welcher Weise dieser Entschluss in Ausführung zu bringen sein wird.“ Damit war die Thatsache festgestellt; von keinem der anderen Minister wurde eine Billigung ausgesprochen oder ein Zweifel erhoben, und es wurde somit sogleich begonnen, die Modalitäten dieser fundamentalen Änderung der politischen Lage in Erwägung zu ziehen.

Nach den Hausgesetzen war ein kaiserlicher Prinz mit dem achtzehnten Jahre regierungsfähig, Erzherzog Franz Joseph hatte am 18. August 1848 dieses Lebensalter erreicht, von dieser Seite bestand also kein Hindernis. Sodann die Manifeste. Sollte die Thronentsagung, die Verzichtleistung, die Thronbesteigung in einer und derselben Urkunde erklärt werden? Oder sollte jeder dieser Acte von einer besonderen Kundmachung begleitet sein? Oder endlich, sollten Kaiser Ferdinand und Erzherzog Franz Karl ein gemeinschaftliches, der neue Kaiser ein besonderes Manifest erlassen? Ferner: Wer sollte in das Vertrauen gezogen werden? Sollten die Mitglieder der kaiserlichen Familie außer den unmittelbar betheiligten fünf Personen — Kaiser und Kaiserin, Franz Karl und Sophie, Franz Joseph — in vorläufige Kenntnis gesetzt oder erst im letzten Augenblicke dem Acte selbst beigezogen werden? Von anderen Persönlichkeiten stand Fürst Windisch-Grätz außer Frage: er war ja von der kaiserlichen Familie selbst und zwar schon seit den Märztagen in dieser Angelegenheit wiederholt berathen worden. Aber Radetzky, der Verdienteste unter den Verdienten, durfte man ihn von der Mitwissenschaft eines so einschneidenden Actes ausschließen? Doch wieder von der andern Seite: könne man ihn, der in Italien für sich allein eine Armee sei, von seinem Posten, wenn auch nur auf kurze Zeit abrufen? Ihn auf schriftlichem oder auf mündlichem Wege auf eine so weite Entfernung in Kenntnis dessen zu setzen, was ja doch noch nicht wirklich geschehen war, schien auf keine Weise gerathen. Und Jellačić, der ritterliche Banus, der den Schein des Hochverrathes nicht gescheut hatte, um zu thun, was nach seiner loyalen Überzeugung Ungarn gegenüber allein die Monarchie retten konnte, durfte er übergangen werden?

Solcher Fragen gab es noch hundert andere, die alle gelöst sein musſten, ehe man an die Ausführung schritt. Der Ministerrath beschäftigte sich damit täglich, ja man kann sagen stündlich. Dazwischen die anderen Geschäfte, die uns bald nach Wien, bald nach Kremsier riefen, so dass wir in dieser Zeit fast ebenso viel auf der Reise, als in Olmütz waren. Mehr als einmal geschah es, dass wir uns, wenn während der Eisenbahnfahrt eine Pause eintrat, weil ein anderer Zug abgewartet werden musste, vom Stationschef ein Zimmer aufsperren ließen und hier improvisierte Berathung hielten. Bei einer dieser Gelegenheiten war es, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, dass der Beschluss gefasst wurde, den Baron Kulmer, den politischen Freund und Berather des Banus Jellačić, mit in das Ministerium aufzunehmen.

Trotz dieser unablässigen Thätigkeit zog sich die Angelegenheit, weil immer neue Fragen auftauchten, gleichwohl in die Länge. Anderseits ließ es sich, da der Reichstag in Kremsier bereits zusammentrat, nicht länger aufschieben, das neue Ministerium vor die Öffentlichkeit treten zu lassen. Mit der Zusammenstellung des Programms wurde ich betraut, die verschiedenen Minister übergaben mir schriftlich ihre Vorschläge und Wünsche, namentlich Stadion, Kraus, Bach, Bruck; einige dieser Elaborate befinden sich noch heute unter meinen Papieren. Ich befand mich damals in Kremsier, wo mir Jelen eine sehr hübsche und dabei wohl gelegene Wohnung — gerade gegenüber dem Residenzschlosse, bei dem fürst-erzbischöflichen Guts-Director — ausgesucht hatte; auch für Amtsräumlichkeiten meines Ministeriums war gesorgt. Da traf mich ein Telegramm des Fürsten Schwarzenberg aus Olmütz: „Sie werden gebeten, mit den bewussten Schriften sogleich hieher zu kommen."

Am 21., einem Dienstag vormittags, fuhr ich per Achse nach Olmütz ab. Mein Reisegenosse war Dr. Franz Schmitt. Schmitt war in Wien der erste Präsident des Reichstages gewesen; jetzt war er wieder einfacher Abgeordneter, seines Berufes Advocat in Wien, ein sehr freundlicher, zuvorkommender Herr, mit dem ich mich unterwegs sehr gut unterhielt. Es war ein alter Kasten von Kutsche, in der wir fuhren, auf dem Bocke ein hanakischer Bursche. Auf der Chaussée, in der Nähe von Dub mit seiner stattlichen, weithin sichtbaren Kirche, kam uns ein Fuhrmannswagen entgegen; unser Kutscher wollte ausweichen, that es aber so ungeschickt, dass der Lastwagen mit seiner ganzen Schwere an unsere Kutsche anfuhr, so dass alle Stränge der Pferde rissen. Unser Kutscher machte sich daran, das Lederzeug mit Spagaten und Strickeln zusammenzubandeln. Da wir aber einsahen, dass das Zeug doch nicht halten würde, begab ich mich in das nahe Dorf, um

uns eine einfache Pritschka zu verschaffen, was ich in der Wirtsstube abwarten wollte. Es war ein reinliches Zimmer; der Patriarch des Hauses, auf eine Bank hingestreckt, hielt eben sein Nachmittagsschläfchen, aus welchem er durch mein Erscheinen aufgeweckt wurde; an einer schwarzen Tafel sah ich mit weißer Kreide (also nicht „schwarz auf weiß“, sondern umgekehrt) die Wirtshausschuldner verzeichnet, darunter einen „Brauner“ mit 3 fl. 24 kr., einen „Smolka“ mit 2 fl. Die würdige Hausfrau suchte mir durch Gespräch die Zeit zu vertreiben, wobei ich mir mit meinem lückenhaften Böhmisch ziemlich gut durchhalf. Das halbe Stündchen, das ich in dieser Art zubrachte, die ländliche Stille, die mich umgab, der Eindruck des Ruhigen und Geordneten, das in dem Hofe herrschte, that mir in dieser arg bewegten und erregten Zeit und bei meinem jetzt so ruhelosen Leben so behaglich wohl, wie ich gar nicht sagen kann — es war für mich eine Idylle.

Gegen vier Uhr nachmittags hielten Schmitt und ich auf unserem Bauernwägelchen unseren Einzug in Olmütz.

* * *

Am selben Tage war endlich die längst erbetene Enthebung Wessenberg's von seinem Posten erfolgt. Der Kaiser ließ ihm als Zeichen dankender Anerkennung seiner treuen und opferwilligen Dienste das Großkreuz des St. Stephans-Ordens, nach dem Goldenen Vließe die höchste Auszeichnung für Personen von Civil, überreichen; Wessenberg lehnte entschuldigend ab, — weil er das gleiche Großkreuz bereits vor dreiunddreißig Jahren, gleich nach dem Wiener Congresse, erhalten hatte. Schnitzer solcher Art kamen in jener Zeit, wo viele homines novi in den Ämtern waren, die mitunter ohne die Wiener Voracten und Behelfe arbeiteten, noch manche vor. So war einem Bürgermeister im Marchfelde, der sich in den Zeiten der Revolution als gesinnungstüchtig und thatkräftig bewährt hatte, die große goldene Medaille mit der Kette zugesprochen worden; der Tag der feierlichen Übergabe war da, und der zu Betheilende erschien — mit der großen goldenen Medaille an der Kette um den Hals, die er für seine Verdienste schon vor Jahren erhalten hatte . . .

Am 22. fuhr ich mit den Ministern nach Kremsier, wo wir von Jelen mit einem Frühstück empfangen wurden. Darauf in die schöne St. Mauritius-Kirche: der Reichstag sollte in dem „mährischen Rom“ tagen, und es war daher in der Ordnung, dass er mit einem Heiligen-Geist-Amte eingeleitet wurde. Ich sah viele meiner Freunde vom Centrum wieder, sie gratulierten mir zu meinem Eintritt in das Ministerium — Ein und der Andere wohl mit etwas süßsaurer Miene — und trugen mir mitunter allerhand Anliegen

vor. Am besten Willen, sagte ich bei mir, soll es mir gewiss nicht fehlen; aber an Geschicklichkeit, an Kraft, an Ausdauer?! Der Himmel gebe es!

Nun gieng es in den Reichstagssaal, wo das erste Geschäft die Präsidentenwahl war. In Aussicht genommen waren Strobach und Smolka, jener von den Böhmen und dem Centrum, dieser von den Polen und der Linken. Die von der Linken waren fast alle am Platze; sehr begreiflich, weil sie, so wenig sie anfangs von Kremsier etwas hatten hören wollen, sich unter den jetzigen Umständen nirgends sicherer fühlten als im Reichstag; hingegen vom Centrum und von der Rechten waren noch viele abwesend. Beim ersten Wahlgang fielen 122 Stimmen auf Strobach, 121 auf Smolka, daneben einige auf Pillersdorff, Schmitt, Schuselka. Es musste ein zweiter Wahlgang erfolgen, und jetzt erhielt Strobach 124 Stimmen, Smolka aber 131 Stimmen. Smolka war somit Präsident; das Centrum und die Rechte hatten eine Niederlage erlitten, und das war kein gutes Zeichen für die Wiedereröffnung der Verhandlungen. Jelen telegraphierte nach Prag: „Heute wurde Smolka von den abwesenden böhmischen Abgeordneten zum Präsidenten gewählt.“ Das Ministerium war bestürzt, in düsterer Stimmung nahmen wir bei Jelen das Mittagmahl ein und fuhren dann nach Olmütz zurück. Am peinlichsten war der kaiserliche Hof davon berührt, an der Spitze des Kremsierer Reichstages, von dessen Haltung so viel abhieng, den „October-Präsidenten“ sehen zu müssen; beim Thee der Erzherzogin Sophie herrschte an diesem Abend tiefe Niedergeschlagenheit.

Übrigens war, von dieser politischen Bedenklichkeit abgesehen, Smolka als Präsident ebenso ausgezeichnet als Strobach. Beide waren geschickt und gewandt, beide umsichtig und fest; Parteilichkeit für seine politischen Freunde oder gegen seine politischen Gegner konnte man keinem von Beiden vorwerfen.

* * *

Meine Ausarbeitung der ministeriellen Programmrede hatte ich bereits abgeliefert. Sie wurde von Schwarzenberg in der Form und dem Ton, den ich ihr gegeben, nicht acceptiert; er gab sie seinem Präsidialis Hübner zum Umguss. Wenn ich mir heute die Sache überlege, muss ich dies begreiflich finden. Ich konnte eine gute Rede halten, ich war nicht ungeschickt im schriftlichen Aufsatz, sei es juristischen oder politischen Charakters; aber eine Staatsschrift, mit der sich die obersten Räthe der Krone vor der Öffentlichkeit einführen sollten, lag außer dem Bereiche meiner bisherigen Erfahrung und Übung. Was mir fehlte, besaß Hübner durch seine mehrjährigen Dienste in der Diplomatie im vollen Maße. In der Sache selbst hat er an meinem Aufsatze gewiss weder etwas geändert, noch neu hinzugethan, vielleicht ein und das andere übergangen; aber im Ausdruck hat er wohl nicht einen

Satz unverändert gelassen. Ich besitze von meinem Aufsatze nur Bruchstücke und kann daher keinen Vergleich anstellen. Jedesfalls hat Hübner seine Aufgabe vorzüglich gelöst.

Das Ministerium musste von jetzt an für längere Zeit seinen bleibenden Sitz in Kremsier nehmen; denn die Arbeiten des Reichstages begannen. Ich befand mich in meiner neuen Wohnung sehr wohl, ich hatte nur wenige Schritte in das fürst-erzbischöfliche Palais, wo der Reichstag seinen Sitz und die meisten Minister ihre Wohnung und ihre Kanzleien hatten; und ebenso hatte ich nur wenige Schritte in den herrlichen, ausgedehnten Park, den die March durchfließt. Nächst einem der Ausgänge desselben ins Freie befindet sich ein langes Gebäude, an der Front in antiker Weise mit Säulen geziert, so dass man es für einen griechischen Tempel halten konnte; wenn man aber hineintritt, zeigt es sich als eine Meierei mit den Stallungen für das Rindvieh, alles sehr schön und rein gehalten. Dahin kamen wir öfter auf unseren Spaziergängen und hatten unsere Freude an dem prächtigen Aussehen der Thiere. In einer kleinen Abtheilung befanden sich die jüngeren Kälber; Bach machte sich den Scherz und meinte: „Das ist ja die Aula." Der große, feiste Stier aber wurde von boshaften Leuten „der Füster" genannt, und diese Bezeichnung wurde schnell volksthümlich. Man hat mir erzählt, es sei eines Tages ein Fremder nach Kremsier gekommen und habe gefragt, ob er „den Füster" sehen könne? „Eben ist die Zeit, wo er gefüttert wird", wurde ihm geantwortet.

Am 26. morgens schrieb ich eben einen Brief an meine Frau in Prag, als ich auf der Treppe zu meiner Wohnung vielfache Schritte und Säbelgeklirr vernahm. Ich hatte damals die Unart, mich nicht gleich für den Tag anzuziehen, sondern bis zu der Zeit, wo ich ausgehen sollte, in Schlafrock und Commodestiefeln zu bleiben. Es wurde geklopft, ich konnte nicht anders als „Herein" rufen, und da waren die Officiere der Garnison, an ihrer Spitze der Major des Platzes; sie hatten die Runde bei den Ministern gemacht und kamen nun auch mir als „Unterrichts-Minister" ihre Aufwartung zu machen. Ich befand mich in der größten Verlegenheit, ich bat um Entschuldigung, dass sie mich in solchem Anzuge träfen, und wurde noch mehr befangen, als der Major mich als „Excellenz" ansprach. Ich deprecierte, allein es half nichts; der Major ließ sich einmal die „Excellenz" nicht nehmen. Ich hatte diesen Titel schon einmal, auf unseren Fahrten im Extrazug von Kremsier nach Wien, von einem Eisenbahnbeamten erhalten.

Am 27. November erschienen sämmtliche Minister vor dem versammelten Hause. Fürst Felix Schwarzenberg betrat die Rednerbühne, tiefe Stille

herrschte im Saale, und er begann zu lesen. Das Papier zitterte in seinen Händen, denn obwohl er gar nicht so alt war, waren seine Hände derart geschwächt, dass seine Schriftzüge lauter Zickzacklinien bildeten. Auch in seinem Antlitz und in seiner Stimme merkte man die Befangenheit eines Mannes, der auf den Schlachtfeldern Italiens unerschrocken den Kanonen gegenübergestanden hatte, der aber jetzt zum erstenmal vor einem bürgerlichen Senat zu sprechen hatte. Er war blässer als gewöhnlich, er las unsicher und anfangs fast nur vernehmbar, weil im Saale alles den Athem anhielt, so dass man eine Stecknadel konnte fallen hören. Allein bald wurde es lebendig und laut; denn jetzt trug er Sätze vor, die Allen willkommen waren. „Wir wollen die constitutionelle Monarchie, begründet auf der gleichen Berechtigung und unbehinderten Entwicklung aller Nationalitäten (Allgemeiner Beifall), sowie auf der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze (Allgemeiner Beifall), gewährleistet durch Öffentlichkeit in allen Zweigen des Staatshaushaltes (Allgemeiner Beifall), getragen von der freien Gemeinde und der freien Gestaltung der Ländertheile in allen inneren Angelegenheiten (Allgemeiner Beifall), umschlungen von einem gemeinsamen Bande einer kräftigen Central-Gewalt“ (Allgemeiner Beifall). Damit war das Eis gebrochen. Schwarzenberg's Vortrag wurde mit jedem Satze sicherer, seine Stimme hob sich, als immer neue und neue „Bravo“ und Beifallssalven ertönten. In der That konnte jede Partei aus dem Vortrage des Minister-Präsidenten für sich nach Hause tragen, was ihr am meisten am Herzen lag: die Rechte die „Gleichberechtigung der Nationalitäten“, das Centrum die „Kräftigung der Central-Gewalt“, die Linke die „Sache der Freiheit“, die das Ministerium, wie es in der Rede hieß, „zu der seinigen machen werde“.

Nun gieng der Vortrag zu den einzelnen Hauptfragen über. Die äußerste Linke hatte sich wohl auf eine Strafpredigt gefasst gemacht, allein „die beklagenswerten Ereignisse“ und die Nothwendigkeit eines „Ausnahmszustandes in Wien“ wurden nur schonend berührt, und die Zusagen daran geknüpft, diesem Zustande „so bald es die Verhältnisse gestatten“ ein Ende zu machen. Die italienischen, dann die ungarischen Angelegenheiten kamen an die Reihe; die festen und entschiedenen Erklärungen der Regierung wurden mit großer Aufmerksamkeit angehört, doch ohne Beifallsbezeigung, als wären dies zu heikliche Punkte. Zuletzt die deutsche Frage und die Verhältnisse im allgemeinen, und jetzt gab es wieder einen Beifall nach dem anderen: Österreich werde zuerst seine eigene Verfassung in Ordnung bringen und dann seine Verhältnisse zu Deutschland regeln; das Ministerium werde nach allen Seiten die Interessen und die Würde Österreichs wahren und keinerlei beirrenden Einfluss von außen auf die unabhängige Gestaltung unserer inneren

Verhältnisse zulassen (Bravo, Bravo, Bravo!). Als Schwarzenberg seinen Vortrag schloss und von der Rednerbühne auf seinen Ministersitz zuschritt, gab ihm großer, anhaltender Beifall von allen Seiten des Hauses das Geleite. Das Ministerium hatte gesiegt, und zwar in einer glänzenden Weise.

13.

Die zweite hochwichtige Angelegenheit näherte sich nun ihrem Abschlusse. Am 1. December abends befanden wir uns bei Schwarzenberg zu einer letzten Berathung; alle erforderlichen Urkunden waren ins Reine geschrieben, die auszugebenden Manifeste lagen in der Druckerei zum Abziehen bereit. Nur über einen Punkt hatte der Minister-Präsident noch im letzten Augenblicke ein Bedenken. Die Berathung war geendet, es war spät an der Zeit, man suchte nach Überzieher, Hut und Stock. Fürst Schwarzenberg als Hausherr stand soldatisch gerade in der Mitte des Zimmers, um seine Gäste zu verabschieden. Da erhob er seine Stimme: „Also meine Herren, wie soll es sein: „Franz Joseph“ oder „Franz“? Ich, bereits im Abgehen begriffen, machte auf diese Ansprache kehrt und kam so gerade vor den Fürsten zu stehen, so dass er die letzte Frage gleichsam an mich richtete und ich ihm erwiderte: „Oh, ich bitte sehr: nicht „Franz“ allein!“

Dieses eine Wort richtig aufgefasst, wird sich der geneigte Leser gegenwärtig halten müssen, welche Begriffe und Gefühle sich damals an den Namen des vorletzten Kaisers knüpften: Metternich und Sedlnitzky, Absolutismus und Censur, alles das repräsentierte damals der Name „Kaiser Franz“, und alles das kam mit diesem Namen in Erinnerung und wurde, so hatte man die Empfindung, durch diesen Namen wieder heraufbeschworen.

„Also ‚Franz Joseph‘!“ sagte Schwarzenberg, da niemand anderer das Wort ergriff, und gab uns freundlichen Nachtgruß. Dieser kurze Satz gab aber, wie ich nachträglich aus Hübner's Memoiren ersehen habe, schwere Arbeit. Denn alle Reinschriften waren auf den Namen „Franz der Zweite“ abgefasst, die Manifeste standen auf den Namen „Franz der Zweite“ im Satze: binnen zehn*) Stunden — denn für den morgigen Tag war der feierliche Act bereits angesetzt — musste über Nacht alles neu abgeschrieben, mussten von den Setzern in der Druckerei die nöthigen Änderungen angebracht werden.

* * *

Endlich war er da, der zweite December 1848, und alles begab sich gegen acht Uhr vormittags in die fürsterzbischöfliche Residenz. Von Uniformen war bei Beamten damals keine Rede, der schwarze Frack musste

*) Hübner schreibt: „binnen vierundzwanzig Stunden“; das ist ein lapsus memoriae sive calami.

bei allen feierlichen Gelegenheiten dienen. Wenn ich nicht irre, war es Herr v. Thinnfeld, mit dem ich die große Treppe hinanstieg, durch die schon dicht gefüllten Vorsäle hindurch, in den großen Saal, wo das folgenschwere Ereignis vor sich gehen sollte. Ich war aber nicht lange darin, als man mir bedeutete, ich könne nicht da bleiben, da in dem für den feierlichen Act vorbereiteten Protocolle mein Name nicht aufgenommen sei. Es waren darin nämlich außer den fünf Hauptpersonen nur die Erzherzoge und Erzherzoginnen, die wirklichen Minister, dann Windisch-Grätz und Jellačić, endlich Hübner als Protokollführer namhaft gemacht. So gieng ich denn in die Vorsäle zurück, wo der Hofstaat, Graf Leopold Lažansky, der Olmützer Kreishauptmann Graf Mercandin, die Generale und höheren Officiere, die Spitzen der Behörden &c. versammelt waren. Auf allen Gesichtern waren Erwartung, Neugierde, Spannung zu lesen. Der älteste Prinz des Feldmarschalls Rittmeister Prinz Alfred Windisch-Grätz begrüßte mich und fragte: „Ja, wozu hat man uns denn hierher beschieden?“ Ich erwiderte ausweichend, als ob ich nichts wüsste oder nichts sagen dürfte. Er selbst wusste es durch seinen Vater ganz gut; aber so unverbrüchlich wurde das Stillschweigen beobachtet, dass man selbst gegen solche, von denen man voraussetzen konnte, sie seien in das Geheimnis gezogen, den Unwissenden spielte. Ich habe früher angedeutet, dass selbst von der kaiserlichen Familie nur die unmittelbar betheiligten Glieder in das Geheimnis gezogen waren, von sämmtlichen anderen Erzherzogen und Erzherzoginnen wusste es keiner. Erzherzog Karl Ferdinand trat auf den Kriegsminister zu: „Sagen Sie mir, was ist denn eigentlich los, dass man uns zu so früher Stunde hierher bestellt hat?“ „Belieben sich Euer kaiserliche Hoheit nur eine kurze Weile zu gedulden, es wird sogleich offenbar werden.“

Für uns draußen vergieng etwa eine halbe Stunde, da wurden die Flügelthüren des großen Saales angelweit aufgethan und alles drängte sich hinein. Die Allerhöchsten Herrschaften hatten sich bereits zurückgezogen, einige Erzherzoginnen mit verweinten Gesichtern entfernten sich eben durch die entgegenstehende Thüre. Nachdem sich alles im Saale versammelt hatte und Ruhe eingetreten war, ergriff Fürst Schwarzenberg das Wort und verkündete mit tief bewegter Stimme: „Se. Majestät Kaiser Ferdinand I. hat dem Thron entsagt, Erzherzog Franz Karl hat auf die Nachfolge verzichtet, Kaiser Franz Joseph I. hat den Thron bestiegen.“ Der Eindruck, den diese Worte auf alle machte, die nicht schon früher davon wussten, läßt sich nicht beschreiben; tiefer, nachdenklicher Ernst zeigte sich bei den Einen, Thränen der Rührung feuchteten die Augen der Anderen. Denn diese gedachten Ferdinand des Gütigen, gedachten der Liebe,

die er seinen Völkern gewidmet, und wie grausam und undankbar es ihm seine Wiener vergolten hatten; jene aber mochten denken, was Baron Kraus damals im Ministerrath gesagt hatte: „Wer kann wissen, was da kommen wird!“ . . .

* * *

Unmittelbar nach geschehener Verkündigung wurden die Minister, ich mit ihnen, vor den neuen Kaiser berufen. Er machte einen ungemein gewinnenden Eindruck und zeigte bei all' seiner Jugend eine Ruhe und Sicherheit, die zu bewundern war. Fürst Schwarzenberg stellte uns vor, der Kaiser sagte zu jedem bloß kurz: „Ich empfehle Ihnen das Ministerium des Innern!“ „Ich empfehle Ihnen die Angelegenheiten der Justiz!“ etc. Von den acht Personen, welche auf diese Art als die allerersten die Gnade genossen, von dem neu antretenden Monarchen empfangen zu werden, lebt heute nur einer: der Schreiber dieser Zeilen!

Es war für uns andere höchste Zeit, nach Kremsier zu fahren. Denn dorthin war telegraphiert worden: das Ministerium habe eine wichtige Eröffnung zu machen, der Präsident werde ersucht, eine außerordentliche Sitzung für 12 Uhr mittags einzuberufen. Inzwischen wurde es für uns nahezu ein Viertel nach 11 Uhr, ehe wir von Olmütz aufbrechen konnten; auf dem Bahnhof konnte es auch nicht sogleich losgehen, und so war es ein Uhr vorbei, ehe wir nach Hullein kamen, wo wir noch per Wagen nach Kremsier zu fahren hatten. Dort hatte Smolka richtig die Sitzung für Glocke zwölf einberufen und hatten sich die Abgeordneten in der größten Spannung und Aufregung eingefunden. Denn viele dachten wohl an eine Auflösung des Reichstages oder an eine etwa octroyierte Verfassung; den compromittierten Mitgliedern der Linken schwebte etwas von einer Auslieferung an die Gerichte vor. Doch es wurde halb eins, es wurde eins, es wurde halb zwei, und noch immer war kein Minister zu sehen. Unter den Abgeordneten herrschte Ungewissheit, Ungeduld, und jetzt auch schon Ärger, wie man sie herbestellen und bei zwei Stunden warten lassen könne; einzelne giengen in ihrer Unruhe aus dem Saal hinaus, dann wieder in den Saal zurück. Schon waren viele überdrüssig und wollten das Gebäude verlassen, im Präsidium sprach man davon, die Sitzung zu vertagen, als es nahezu zwei Uhr hieß: „Die Minister sind da!“ Nun eilte alles auf seine Plätze, die Spannung, was da erfolgen werde, erreichte den höchsten Grad.

Fürst Schwarzenberg bestieg die Tribüne und begann bei lautloser Stille im Saale mit den Worten: „Meine Herren, heute ist ein hoher, ein welthistorischer Act vor sich gegangen!“ und begann nun das in Olmütz aufgenommene Protokoll herabzulesen. Als er nach einer

langen Einleitung zu dem Satze kam: Se. Majestät Kaiser Ferdinand habe den Entschluss gefasst, seine Krone niederzulegen, da gieng es durch den Saal, wie ein großer, aber halb erstickter Seufzer; ich habe aus den Bänken der Rechten ein stilles „Ježiš Maria“ vernommen — mir schien, Tomek sei es gewesen —, ich habe es gesehen, wie dieser und jener die Hände zum Gebet faltete, es war ein ängstlich ergreifender Moment! Nach und nach kam wieder mehr Leben in die Versammlung. Die Stelle von der Thronbesteigung Franz Joseph des Ersten las Schwarzenberg mit erhöhter Stimme und jetzt brach die Versammlung in lauten Beifall und Hochrufe aus. Es folgte das Abtretungs-Manifest des scheidenden und des antretenden Kaisers; in letzterem wurden besonders jene Stellen lebhaft beklatscht, wo er seinen entschiedenen Willen aussprach, den Forderungen der Zeit und des Fortschrittes zu entsprechen, Hand in Hand mit dem constituierenden Reichstage zu gehen. Die Freude, der Beifall, der Enthusiasmus steigerten sich, als in einem weiteren Manifeste das Ministerium, dessen Programm mit so entschiedenem Erfolge aufgenommen worden war, bestätigt wurde; und vielleicht mir allein zwang es ein vorübergehendes Lächeln ab, als der neue Kaiser die Erwartung aussprach, das Ministerium werde „mit gleicher Thätigkeit und Treue wie bisher“ fortfahren, — ein Ministerium, das erst ein paar Tage alt war und noch nichts in die Welt hinausgeschickt hatte, als sein Programm! Es folgte der kaiserliche Gruß an den Reichstag, zuletzt die Ernennung des Baron Kulmer zum Minister ohne Portefeuille, was besonders aus den Bänken der Rechten mit lebhafter Freude begrüßt wurde.

* * *

Schwarzenberg hatte geendet. Er verließ die Rednerbühne und gieng zu seinem Ministersitz zurück, von lautem, anhaltendem Beifall begleitet. Nachdem die Ruhe einigermaßen hergestellt war, sprach der Reichstags-Präsident: „Meine Herren, nehmen wir diese hochwichtige Mittheilung entgegen mit dem einstimmigen Rufe: Es lebe der constitutionelle Kaiser und König Franz Joseph!“ Die ganze Versammlung erhob sich mit den Rufen Hoch! Vivat! Sláva! Mehrere Abgeordnete meldeten sich zum Wort.

Leopold Neumann erhielt es zuerst und beantragte, dass eine Deputation aus dem Reichstage gewählt werde, um in Olmütz sowohl den jugendlichen Monarchen ehrfurchtsvoll zu begrüßen, „zugleich aber Ferdinand dem Gütigen, dem Schöpfer der Freiheit unseres geliebten Österreich den Ausdruck des nie erlöschenden Dankes von Millionen darzubringen.“ Nach ihm schlug Brauner vor, dass für diese Deputation drei Mitglieder aus jedem Gouvernement gewählt werden, und darauf Cajetan Mayer, dass

die Deputation zwei Adressen mitnehme und überbringe, eine Begrüßungs-Adresse für den den Thron besteigenden und eine Abschieds-Adresse für den die Krone niederlegenden Kaiser.

Was mich betrifft, so habe ich nie den Gegensatz zweier Organe in solchem Grade herausgefühlt wie bei dieser Gelegenheit. Neumann's tiefe, volltönende Stimme wirkte sympathisch, sie war wie geschaffen für die gehobene, feierliche Stimmung, in der sich die Versammlung befand. Nichts aber passte weniger für diesen Moment als das Organ Mayer's. Mayer war durch und durch Verstandesmensch, und das gab sich auch in seinem Organe kund, das klar, aber scharf und schneidend war und jeder Wärme entbehrte, er sprach logisch zum Verstande, aber nicht zum Gemüthe, das gerade in diesem Momente auf's tiefste bewegt und erregt war.

Indessen wurde Mayer's Antrag, so wie die seiner beiden Vorredner angenommen. Auf Brauner's Antrag bestimmte Smolka fünf Herren für die Abfassung der beiden Adressen; und zwar: Mayer, Leopold Neumann, Schuselka, Brauner und Ziemialkowski, die sich in einem Nebensaale sogleich an ihre Arbeit machten. Um vier Uhr nachmittags traten die Abgeordneten der verschiedenen Gouvernements in besonderen Räumlichkeiten zusammen und wählte jedes seine drei Mitglieder.*)

Am 3. December, 3 Uhr nachmittags erschien die Deputation vor dem jungen Kaiser. Es ließ sich von ihm das gleiche sagen, was früher von dem Fürsten Schwarzenberg gesagt wurde: er hatte, wie Radetzky über ihn berichtet, nicht mit der Wimper gezuckt, als in der heißen Schlacht bei Santa Lucia Kugeln wiederholt in seiner Nähe einschlugen. Aber jetzt stand der Jüngling zum erstenmal einem zahlreichen Kreise gereifter Männer gegenüber, die ihn in feierlicher Weise ansprachen und denen er in gleicher Weise entgegnen sollte. Er wusste, was er zu sagen hatte, er hatte es sich wohl überlegt; aber jetzt, da er es ausdrücken wollte, wurde er befangen, während Fürst Schwarzenberg, der hinter ihm stand und kaum einige Tage früher die parlamentarische Feuerprobe bestanden hatte, ungeduldig eine Prise nach der andere nahm. Gleichwohl war aus den Worten des jungen Kaisers zu entnehmen, dass er die Adresse des constituierenden Reichstages mit Vergnügen entgegennehme und dass er wünsche und hoffe, dass das Verfassungswerk

*) Für Nieder-Österreich: Brestel, Schmitt, Schuselka; für Böhmen: Palacký, Stark, Strobach; für Galizien: Wierzchlejski, Jachimowicz, Smolka; für Oberösterreich: Wiser, Bacano, Lasser; für Steiermark: Wiesenauer, Engelhofer, Gleispach; für Mähren: Hein, Szabel, Mayer; für Illyrien: Rak, Ullepitsch, Scholl; für das Küstenland: Pitteri, Vlach, Spangher; für Dalmatien: Ivichević, Filippi, Micheli-Vitturi; für Tirol: Klebelsberg, Zwickle, Gredler.



bald vollendet und ihm vorgelegt werden möge, damit er es prüfen und demselben die kaiserliche Sanction ertheilen könne. Dieser letztere Satz mochte manchem der Deputierten des weiland „souverainen" Reichstages nicht besonders angenehm in den Ohren klingen; allein man beherrschte sich und mit einem dreifach donnernden Hoch endete die Audienz.

Den alten Kaiser fanden die Deputierten nicht, wie sie erwartet hatten, in Olmütz, er war unmittelbar nach der Thronentsagung nach Prag abgereist, und dahin mussten denn auch die Deputierten ihren Weg nehmen. Sie waren in der besten Laune, der Abgeordnete für Perchtoldsdorf (N.-Ö.) ließ sich während der Fahrt das »Šuselka nám píše« vorsingen und lachte im Chor mit den Andern mit. In Prag fand die Deputation seitens der Bürgerschaft freundlichste Aufnahme; dagegen gab es einige Schwierigkeiten auf dem Hradschin. Kaiser Ferdinand wünschte vor allem Ruhe, dafür hatte er sich ja von der Regierung zurückgezogen! Er hatte verboten, Deputationen vor ihn zu lassen, er wollte nur einzelne Personen empfangen. Zuletzt ließ er sich doch herbei, für diesmal eine Ausnahme zu machen — es war ja gleichsam sein letzter Regierungsact! —; aber die Herren wurden gebeten, ihre Sache so kurz als möglich zu machen. So geschah es denn auch. Smolka hielt eine nicht sehr lange Ansprache, in welcher er den Kaiser bat, die ehrerbietige Adresse des constituierenden Reichstages entgegenzunehmen, worauf der Kaiser eine noch kürzere Antwort ablas. Damit war der Empfang zu Ende und die Deputation wurde entlassen. Noch denselben Abend trat sie ihre Rückreise nach Kremsier an, wo Smolka in der Sitzung vom 7. über den Erfolg berichtete.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)





# Altnordische Dichtkunst.

Von Dr. **Richard v. Kralik.**

(Schluss.)

Den Mann umschreibt die Dichtung mit seinen Thaten, nach dem, was er gewährt, nimmt oder thut, nach seinem Eigen, das er hat oder gibt, nach Geschlecht, Vorfahren, Nachkommen. Eigenthümlich ist die Bezeichnung durch Baumnamen, Götter- und Alfennamen zum Lobe, Riesennamen zum Schimpf. Die Frau wird nach Frauenschmuck, Gold, Edelgestein, nach den Getränken, die sie reicht oder gewährt, nach weiblichen Baumnamen, nach den Namen der Asinnen, Walküren, Nornen oder Disen bezeichnet. So besingt z. B. Hallarstein eine Fürstin: „Wald der Biergefäße! ich, gewohnt des Werkes, glättete dir mit dem Bimssteine der Dichtung die Giebel des weiten Gebäudes meiner Strophen.“ Baum der Güter, Balken des Flussfeuers, Säule des Flussmondes, Stütze des Meergebeines, Walküre des Methes, Birke, Eiche der Güter, Linde des Leins heißt die Frau sonst bei den Skalden, der Mann: kriegsstarker Ulmbaum des klingenden Erzregens, Sperberbaum der Waffen, der Kämpfe, der Fahrten und Arbeiten, der Schiffe, Reis der Erde, Balken des Mordzweiges, Hain des Schildschadens, Bux des Schiffes, Eschenbaum des Odhinsregens, Brombeerstrauch des Schwertsitzes, schrecklicher Kriegsstab, junger Dorn der Schätze, Erreger der Adlergier.

Der Kampf heißt in der Dichtersprache: Wetter der Waffen oder Schilde oder Odhin's oder der Walküren, oder der Heerkönige Lärm und Getöse. So sagt Hornklofi: Der König der Speere erregte Sturm mit den Mannen, da die Vögel der Wunden rauschten, im Getöse der (Walküre) Skögul; rothe Wunden spieen Blut. So Versi: Als wir jünger waren, schien ich als Feuer den Bäumen der Gund (Helden) sehr tauglich zu Hlakka's (der Walküre) Sturm. Dies war ehmals gesagt. So Eywind: Und jener Held trug in „Har's Wetter“ das graue Gewand des Wolfes. So Einar: Der kühne Fürst läßt in dem Segel der Hild den ungestüm rauschenden Wind der Göndul blasen. Das Schwert schreit, wo der Hagel der Bogensehne niedergeht. Ein anderes Beispiel: Die Feinde des Fürsten erlagen unter den Krallen des Adlers im Getöse Göndul's.

Waffen und Heerkleid soll nach der Schlacht, nach Odhin, nach den Walmaiden und Heerkönigen bezeichnet werden. Die Schilde werden (wegen

ihrer Befestigung an Bord der Schiffe) Sonne, Mond, Laub, Blitz oder Gürtel der Schiffe genannt. Der Schild heißt auch Schiff Uller's. Auf den alten Schilden war es gebräuchlich, den Rand, der Baug genannt war, zu bemalen, und von diesem Baug werden auch die Schilde so genannt. Die Hiebwaffen, Äxte oder Schwerter heißen Feuer des Bluts, der Wunden oder Beiner, Feuer Odhin's, die Äxte werden durch Namen von Riesinnen bezeichnet, Stichwaffen durch Schlangen und Fische, Schießwaffen werden mit Hagel, Regen oder Sturm umschrieben. Beispiele:

Die Männer, tragend die Hüte des Hängegotts (Helme),
Zögerten, vom Hügel herabzusteigen,
Denn es schien ihnen nicht vergnüglich,
So große Gefahr zu bestehen.

So Tindr: Als der Widur der Brünne gezwungen ward, das hängende, klingende Gewand Rode's abzuwerfen, unnütz durch die zerbrochenen Ringe, da wurden die stürmischen Meerrosse (Schiffe) zerstört. — So Hallfred: Der stark tosende Hagel der Waffen Egil's tönt hart aufstoßend auf Hamder's Gewande der Bäume (Männer) des Meerthieres (Schiffes). Oder: Daher geschieht es, daß Sörle's glänzende Gewande vom Blute roth werden, wegen des Regens der Wundenerze. Dies hab' ich sicher erfahren. — So Grettir: Die Helden, die die Zelte der Hlakka (die Schildburg, Testudo) heraustrugen, stießen mit Nasen und Bärten zusammen, den Sturm der Wand der Hild (der Schilde) erregend. So Einar: Es mangelt nicht der Reden der Augen von Od's Gemahlin dem Eis des Daches Rode's. Das heißt, es wird Gold (Freia's Thränen) und Silber auf Schilden zur Vertheilung gebracht. Oder: Des heiligen Olaf's Geschlecht röthet zur See das Feuer der Schiffssonne (die glänzenden Schilde); die Wölfin, leichengierig, folgt rasch den Spuren der Adler. So Ref: Dieser frohe Tag leuchtete, an dem die Sender des Handfeuers (die Goldvertheiler, die Fürsten) mir den herrlichen Mond des Schiffsschnabels (einen schönen Schild) auf den Ringgalgen (Arm) hängten. Oder: Der beherzte Erreger des Gergetöses durchbohrte den Wall (Zaun, Gürtel) des Schiffes, den schön bemalten (nämlich den Schild), wie Birkenrinde; wild war er in der Schlacht. Oder: Die Stürme des Ullerschiffs (des Schilds) wüthen heftig um den Fürsten. So sagt Kormak: Die Schlacht wüthete, als der Nährer des Rosses der Grid, der den Kampf erregte, vortrat, Gaut's (Odhin's) tönendes Feuer (Schwert) tragend. So Ulf Uggason: Die vollkräftige Hild der Berge (Wind?) ließ den Sleipnir des Ozeans (das Schiff) vorwärtsgehen; aber die Wölfe des Helmfeuers (des Schwertes) von Hropt's Gefolge warfen das Roß um. Einar singt: Vom rathgewandten Fürsten bekam ich das Eis rother Schilde (Schwert) mit Freia's Wangenthau

(Gold) besprengt. Wir führten in der Hand den Schaden des Schildes (das Schwert). Oder: Jene, die auf dem Thier von Revil's Erde reiten (das sind die Seemänner), können deutlich sehen, wie die Drachen (Schiffe) liegen, zerhaut von der Schärfe der Riesin des Helmes (von der Axt). Ref sagt: Meine starke, wilde Waldschlange (Spieß) weiß wohl in den Händen der Männer zu glänzen, wenn Helden zusammenkommen.

Die Pfeile werden Hagel des Bogens oder des Strangs oder der Schlacht genannt, z. B. bei Einar Skalaglam: Der Gott des Krieges schüttelte tapfer den Hagel der Bogen ab von den Segeln der Hlakka (den Schilden); der Held, nicht schonend des Schwertes, sorgte für das Leben der Wölfe (durch die Todten). Oder Hallfred: Und nicht konnten die Gewande der mächtigen Hild, die aus Eisen genähten, die Helden, die den Hunger des fleischfressenden Vogels (des Geiers) stillen, vor dem Hagel des Stranges vertheidigen.

Die Schlacht heißt Odhin's Wetter, oder Wetter Widrer's oder der Hetelinge.

Das Schiff wird gekennzeichnet als Ross oder Thier, oder Schlittschuh der Seekönige, oder der See oder ähnlich; z. B. bei Hornklofi: Der königliche Zerstörer des gelben Wogenpferdes, an Alter noch ein Knabe, ließ mit gutem Glück die Schiffsschnäbel ins Meer stoßen. So sagt Erringar-Stein:

Obwohl das ganze Volk aus dem Süden
Dem Skalden sagt, es sei Krieg,
Beginnen wir froh unsere Fahrt und belasten
Geiter's Mähre (Schiff) mit Steinen.

Oder: Swein's Sohn, stark im Siege!
Sweid's Rennthiere (Schiffe), die seitenlangen,
Führtest du den Feldweg Sölse's (das Meer).

Thord Sjareksson häuft vier Umschreibungen des Schiffes in einer Strophe: Das Pferd des Seitenbords wurde vom Nordwind, der Sigga umweht, gestrichen; der Wind jagte den Klingfuß des Gylfelandes gegen Süden über Aumar. Dann aber verließ der Läufer des Seeräuberwegs Körmt und Agdir, der Hengst des Seebaums (Mastbaums) rannte im Lauf an Lifti vorbei. Ähnlich Markus: Der Bär der Wirbel (Schiff) durchzog die schneeigen Hügel des Schlangenbusens mit großem Anlauf; der Gewaltige durchlief die weißen Gipfel der Wogenwale; der Knirscher des Meerschaums beschritt die alten Fußsteige der Schiffe, der Petz, gegen Stürme ankämpfend, zerriss die tönenden Gürtel der Klippen. König Harald Sigurdsson singt:

Das Schiff fuhr bei der weiten Sikilau (Sicilien) vorbei,
Da fuhren wir mit Pracht.
Der Hirsch des Verdeckes (Schiff), die Jünglinge tragend,
Flog schnell, wie zu erwarten war.

Einar sagt: Wir bereiten das Elennthier des Meerschaums. Und Mani: Was wirst Du, Greis, mit schwachem Leib und bleichen Wangen, dessen Kräfte abzunehmen begannen, bewirken können bei den Jünglingen auf der Fischotter der See (auf dem Schiff). Auch Wolf, Schildwolf, Ochse heißt das Schiff, auch Meit's Schlittschuh; Wagen bei Styrkar Oddason: Die Krieger Hagens trieben mit großem Zorn die Schildwagen in die Schneehügel Heid's, dem trefflichen Vertheiler des Flussfeuers (des Goldes) folgend (d. h. dem freigebigen Könige). Ebenso bei Thorbjörn: Der Hortvertheiler, jener Belaster des hohen Heerwagens, der das höchste Glück des weißen Christs erlangte, befand sich im Quell der Taufe.

Dies bildet den Übergang zu den Kennzeichnungen Christi. Er heißt Schöpfer Himmels und der Erde, der Engel und der Sonne, Steurer der Welt, des Himmelreiches und der Engel, König der Himmel, der Sonne und der Engel, König von Jorsala (Jerusalem), vom Jordan, von Griechenland, Berather der Apostel und heiliger Männer. Die älteren Skalden bezeichneten ihn auch noch anders, wie Eilif Gudrunarson:

> Sie sagen, dass er seinen Sitz habe
> Gegen Süden, bei Urda's Brunnen;
> So befestigte der König Rom's sein Reich,
> Mächtige Gewalt übend gegen die Berggötter.

Oder wie Skapti Thoroddsson: Die Macht des Herrn der Mönche ist groß,

> Gott vermag am meisten.
> Der mächtige Christ schuf die ganze Welt
> Und baute Roms Halle.

Oder wie Markus: Der König des Windsaals (der Luft) schuf Erde,

> Himmel und die guten Menschen.

Oder bei Eilif: Die reinen Scharen der Himmel verehren gerne

> Den glorreichen Sohn Mariens;
> Der König der Menschen übt wahrhafte Macht;
> Er ist Gott und Mensch.

Bei Eilif: Die große Macht des Gottesfreundes ist höher,

> Als Menschen verstehen können;
> Doch der milde König der Engel
> Ist heiliger und hehrer als alles.

Bei Arnor: Für den Erreger des Kampfes fleh' ich

> Beim hohen Beschützer
> Der Griechen und Garder;
> So belohn' ich des Königs Geschenk.

Einar Skulason: Jener glänzende, der den ganzen Weltkreis
In der hohlen Hand einschließt,
Der das Volk beschützt, befahl dem
Ausgezeichneten König, das Himmelreich zu öffnen.

Die Könige werden so gekennzeichnet, dass sie Lenker des Landes, oder Wächter der Erde, oder Landdurchwandler, oder Gefolgsherren, oder Schützer des Landvolkes heißen, auch Wart des Landes, Feldwart. Nächst dem Kaiser steht der König, der über ein Volkland herrscht, diesem zunächst die Schutzkönige (tributpflichtige) oder Jarle, dann die Hersen (Herzoge) oder Landmannen, wie sie in dänischer Zunge, oder Grafen, wie sie in Saxland, Barone, wie sie in England heißen. Man nennt sie auch Brecher des Goldes, Gutmilde, Bannermänner, Volkssteurer, Vorkämpfer des Heeres oder der Schlacht. Demnächst sind die Männer, die Halter (Höldar) heißen, das sind die Bauern, die nach Geschlecht und Recht als voll gelten. Die mag der Skalde Geber des Guts, Wächter, Versöhner der Männer nennen. Dies gilt auch für Häuptlinge. Dann gibt es Gefolgsleute, Hofmannen und Hausleute der Könige und Jarle, sie heißen auch Innengefolge, Wehrmannen, Soldmannen; z. B. in einer Strophe des Sighwater:

Da war es in diesem Seilpferde (Schiff)
Nicht anders, als ob die Jungfrau
Den Solddegen den Meth bringe;
Solches Getöse des Erzes entstand.

Ottar der Schwarze sagt:

Ich bedarf des Wohlwollens der trefflichen Gutmannen
Des Schwertbrechers Gunther.
Hier innen ist das tapfere Ingesinde
Beim muthigen König.

Jarle, Hersen und Hofleute werden auch des Königs Rauner, Berather, Beisitzer genannt; z. B. bei Hallfred: Der kriegsmächtige Berather des Königs,

Rasch im Zorn, dem die Schnelligkeit gefällt,
Ließ die Gewande Hagen's,
Die mit Hammer genähten, um sich tönen.

Oder bei Snaebjörn: Des Botelungen Berather läßt
Den langseitigen Stier des Apfelbaums (Schiff)
Die harte Welle durchschneiden
Mit dem ungeheuren Schwert seines Schnabels.

Oder bei Arnor: Mich fesseln große Leiden,
Und meine jungen Söhne tragen die ihrigen

Ob des Todes jenes königlichen Beisitzers,
Des kriegsberühmten.

Oder bei Hallfred: Der Rath glückte, dass jener beredte
Beiredner des Königs darauf die einzige Tochter
Onar's, die mit Bäumen bekleidete, heiratete
(d. h. ein Land erwarb).

Männer werden noch nach dem Geschlechte bezeichnet; z. B. sagt Kormak: Es höre der freigebige Sohn des wahrhaften Genossen Harald's: ich trage auf mein Brautbier der Berggöttin (der Poesie). Anders Thiodolf:

Es wuchs dem Vater Olaf's
Das Wetter der Eisensteine (die Schlacht),
Zeugnis seiner Tapferkeit,
Würdig des Lobes.

Arnor: Die dünnen Schwerter verwundeten
Die starken Krieger bei Mön im Süden,
Wo du, Geschlecht des alten Rögnwald,
Unter Schilden sankest.

Nach den umschreibenden Bezeichnungen behandelt der altnordische Theoretiker eine zweite Classe der poetischen Ausdrücke, die unumschriebenen Bezeichnungen (Ukend heiti). Darunter sind hauptsächlich die Synonyma gemeint, wie für Dichtkunst: Ruhm, Geist oder Witz, Märe, Lob. Doch rechnet er auch darunter Benennungen, die wir als Umschreibungen auffassen würden, so in folgendem Beispiel: Eine Riesin spricht zu Brage, dem alten Skalden: Ein Riesin nennt man mich,
Den Mond des Rungnersitzes,
Gutverzehrer der Riesen,
Schade des Sonnenlichtes,
Gesellin der Wala,
Wart der Hügelerde (Gräber),
Verschlinger des Himmels, —
Was ist ein Riese außerdem?

Und er antwortet: Einen Skalden nennen sie mich,
Liederschmied des Wetterers,
Gaut's (Odhin's) Gabenerfinder,
Einen Dichter, einen fruchtbaren,
Ygger's Bierbringer,
Der Weisen Verfertiger,
Hochschmied des Gesanges; —
Wer ist Skalde außerdem?

Andere Beispiele sind, von Kormak: Ein Preislied mach' ich auf den mären Sohn Siegfried's; ihm vergalt ich viel größeren Sangesruhm. Oder von Thordor Kolbeinsson: Der Kämpfer ließ viele Barken, Lastschiffe und Jachten in die See schießen; des Skalden Loblied wächst. Oder von Ulf Uggason: Ich vollendete einst, jünger als jetzt, ein Ruhmlied; so preise ich kriegerische Männer. Oder von Orm Steinthorson: Viel weniger als ich wünschen würde, hab' ich Wortreichthum; dies finden wir oft. Das Lob der Männer sing' ich vor der reinen Frau.

Die Götter werden in dieser Weise als Bande, Hafte, Richter, Selige bezeichnet; so sagt Eywind: Wir machten des Königs Lob, der Seligen Trank, gleich einer Steinbrücke (so dauerhaft).

Als Namen des Himmels werden gebraucht unter anderen: Endlang, Lichtfahr, der Drehende, Schneiende, Weitblau; als Namen der Sonne: Rad, Röthe, Augenglanz, Allschier, Schein, Schönrund, Zwergenspiel, Albröthe; als Namen des Mondes: Neu, Nieder, Jahrzähler, Scheiner, Schieler.

Die Erde heißt noch: Land, Feld, Grund, Halde, Gelände, Haide, Hlodhyn, Fiorgyn ꝛc. Wolfnamen sind: Gier, Frech, Witnir, Ylgr, Vargr. Der Bärnamen werden 16 aufgezählt, der Hirschnamen sieben.

Bei dieser Gelegenheit wird für Blut die Umschreibung „des Wolfes wildes Bier", für Leichnam „des Wolfes reichliches Getreide" mitgetheilt.

Es folgt nun eine ausführliche Aufzählung von Kosenamen der Götter- und Heldensage, nicht minder von alten Ochsennamen und Schlangennamen (Drache, Fafner, Jörmingandr, Natter, Nidheger, Lind, Goin, Moin, Grabwolf, Graurücken, Grimm ꝛc.) und von Synonymen des Rindes, des Schafes und Schweines.

Als Namen der Luft werden aufgeführt: Ginungagap, Mittelheim, Vogelheim, Weidheim. Der Wind heißt noch Wehen, Knicker, Weiner, Sommerfahrer, Wirbel.

Eine große Rolle spielt der Rabe und der Adler in der Skaldenpoesie, als die Vögel, die sich an den Leichen der gefallenen Recken sättigen. Und ebenso reich sind die Namen der See vertreten, als des Tummelplatzes der Wikinger, als: Meer, Aegir, Gymer, Lau, Haf, Weg, Fischplatz, Salz, Nass, Flut, Golf. Auch die neun Töchter des Meergottes Ägir und der Ran, die Wellenmädchen, mussten dazu ihre Namen leihen. Aus den zahlreichen Proben will ich einige poetische Stellen hervorheben. „Der König stieß die Schlange des Schiffsschnabels in's Meer." — „Die kalte Wala Gymer's riss oft den Bären der Schiffsseile (das Schiff) in Ägirs Schlund, wo die Woge mit Tosen brandet." — „Du führtest den Schnabel des harten Lastthiers, das den ganzen Erdkreis durchlauft, gen Westen in die hohe See." —

„Wir verließen die von den Laufstangen der Finnen durcheilte Erde und durchflogen das Meer.“ — „Mit den glänzenden Gestüten des Meeres durchfurchtest du die Flut; die See stürzte auf die schönen Schiffe.“ — „Das Meerschiff ward bethaut durch den Anprall der See.“

„Der Schaum ward in Hügel gedrängt; die hohe See blinkte von Gold; die Wogen aber wuschen die füchterlichen Häupter der Kriegsschiffe.“ — „Mit dem geglätteten Steuer durchschnittest du die wirbelnden Wellen; das Segel, dessen Fäden Weiber webten, flog zur Spitze des Mastes.“ — „Die See braust; die Welle aber wirft den weißen Schaum auf den rothen Apfelbaum, wo der Wisend der Stange auf vergoldetem fichtenen Schnabel gähnt.“ — „Die ungeheure Woge stürzte plötzlich auf mich; die weite See lud mich zu sich nach Haus; ich aber nahm die Einladung nicht an“ (d. h. ich kam mit dem Leben davon). — „Zunächst seh' ich die wohlgekannte Schlange auf dem hohen Segel des Apfelbaumes (Mastes); der Spender der Seeflamme (des Goldes, der Fürst) beachte, wie ich mit Worten die Platane der Flut beschreibe.“ — „Ferne sei's, dass ich mit frechem Lied verläumden wollte den beredten Häufer der Meeressonne (des Goldes); ein Schlechter ist, der die Dichtkunst missbraucht“.

Namen des Feuers sind: Lohe, Glanz, Flamme, Brand u. s. w. Namen der Nacht: Nebel, Grimm, Unsorge, Schlafluft, Traumgöttin.

Benennungen von Königen sind: Allwalt, Einwalt, Volkherr, Weiser, der Hehre, Herr, Herzog, Milding, Märing, Landrecke &c., z. B.

Der „Eber“ höre den Beginn des Gesangs,
Der auf ihn gemacht ist.
Das Loblied auf den König beginne!
Jener merke wohl die Weisen meines Sangs.

Oder: „Ich lade ein den Herrn des Dänenlands, den falkengleichen, das theure Loblied zu hören“. „Der Tagling gab der Adlerbrut dänisches Blut zu trinken“.

Benennungen von Männern: Recken, Wikinger, Gothen, Degen, Kämpen &c.

Fürnamen (Beinamen) oder Mitbezeichnungen werden als eine dritte Art der poetischen Sprache unterschieden. Darnach wird ein Mann als Vater, Ahn, Sohn, Erbe, Bruder, Blut, Neffe, Geschlecht, Freund, Nachkomme, Abkomme, Sippe, Rathgenosse, Gespiel, Rudergenosse, Feind, Tödter &c. eines Anderen bezeichnet, oder nach seinem Haus, Schiff, Eigen, Land.

Der Kopf heißt umschrieben: Arbeit oder Bürde des Halses, Land des Helmes, des Hutes und des Hirns, des Haars, der Augen, Schwert Heimdalls &c., unumschrieben: Haupt, Schädel, Hirnschale.

Die Augen heißen unumschrieben noch: Gesicht, Licht rc.; umschrieben: Sonne, Mond, Schilde, Glas, Edelsteine der Brauen, der Schläfen oder der Stirn. Die Ohren heißen Lauscher und Hörer, oder Augen des Gehöres. Der Mund heißt Erde oder Haus der Zunge, der Zähne, der Worte, der Lippen, oder umschrieben: das Schiff, dessen Bord die Lippen, dessen Steuer oder Ruder die Zunge ist. Die Zähne heißen Klippen oder Felsen der Worte, des Mundes, der Zunge. Die Zunge heißt Schwert der Rede oder des Mundes. Das Haar heißt Wald des Schädels oder Hauptes, oder des Kinnes, der Wangen, der Kehle. Das Herz heißt Korn, Stein, Apfel, Nuss, Kugel der Brust oder des Muthes, auch Haus, Land oder Felsen des Geistes. Die Brust ist das Haus, der Damm, das Schiff des Herzens, des Geistes oder der Leber, Land des Muthes, der Minne. Der Sinn heißt Wind der Riesinnen. Die Hand heißt Land der Waffen oder Schilde, Baum der Achseln oder Arme, Land der Goldringe, der Habichte oder Falken. Die Füße heißen Bäume der Sohlen, Rennspieße des Weges, des Ganges, der Spur. Der Fuß heißt Baum oder Säule dieser Dinge, oder er wird nach Schlittschuhen, Schuhen und Hosen umschrieben, als Baum, Segel, Raa derselben.

Zum Schlusse folgen noch lange Namenaufzählungen von Helden, Seekönigen, Riesen, Riesinnen, Götter und Göttinnen, Schwertern und Spießen, Schilden, Brünnen, Schiffen und Thieren zum übersichtlichen Gebrauch der Skalden.

Man sieht aus dem Ganzen, welchen Wert jene Meister auf den dichterischen Ausdruck legten, mit dem vollen Bewusstsein von dem unbedingten Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Und in der That, gerade so wie ihre Dichtungen durch die unermüdliche Kraft des bilderreichen, geschmückten Ausdrucks verblüffen, so entzücken ihre Prosasagen wieder durch die eiskalte, trockene Nacktheit des Ausdrucks und der Satzbildung, die bis auf die scheinbar grausame Gefühllosigkeit der Seelenschilderung einwirkt. Das ist die Hochschule des Stils, und es würde gerade unserer Zeit nichts schaden, wenn sie ein wenig in diese freilich strengere Schule gienge, nicht zum Zweck unmittelbarer Nachahmung, — dafür steht sie uns zu ferne, — wohl aber zur Gymnastik des Geistes.





# Otto Willmann's fünfundzwanzigjährige Thätigkeit am Prager pädagogischen Universitätseminar.

Von Dr. Virgil Grimmich.

Das Gedeihen und die Förderung des Volksschulwesens hängt auf's innigste mit einer tüchtigen Bildung der Lehrer zusammen. Dieselbe schließt hauptsächlich zwei Momente in sich: ein solides, harmonisch einheitliches Wissen, welches den Lehrer befähigt, die Jugend in jene Elemente menschlicher Erkenntnis einzuführen, welche die für Alle nothwendige Grundlage intellectueller und ethischer Kultur bilden, und eine solche pädagogische Vorbereitung, welche den Lehrer in Stand setzt, im erziehlichen Unterrichte bleibende Kenntnisse zu vermitteln und verläßliche, sittlich edle Charaktere zu bilden. Eine jede Form staatlichen Lebens wird daher von jenen Personen, welchen sie das ebenso wichtige als verantwortungsvolle Amt eines öffentlichen Erziehers überträgt, eine zweifache Vorbildung verlangen: eine theoretische und eine praktische. Hat der Volksschullehrer auch nur die Aufgabe, die Jugend in elementarer Weise mit dem für das Leben nothwendigen Wissen seiner Zeit bekannt zu machen, so muss die Unterrichtsverwaltung doch stets im Auge behalten, dass eine jede Lehrthätigkeit auf Seite des Lehrenden eine höhere Stufe des Wissens voraussetzt, als jene ist, auf welche er den Schüler erheben soll: systematische Einsicht in den Gehalt des Unterrichtsstoffes und in den inneren Zusammenhang seiner Theile, sowie anderseits eine zum geistigen Eigenthum gewordene Erfassung der Bedeutung des Unterrichtes für die Entwicklung sittlicher Gesinnung als Grundlage eines edlen, festen Charakters. Anderseits kann der Staat von dem Volksschullehrer nur dann eine erfolgreiche Wirksamkeit in der Erziehung der Jugend erwarten, wenn er dafür gesorgt hat, dass derselbe mit den psychologischen Grundlagen, den Zielen, Mitteln und Methoden einer jeden erziehlichen Thätigkeit vertraut gemacht wird, und zwar nicht bloß in der Form eines theoretischen Studiums der Pädagogik, sondern auch durch praktische Einführung in die erziehende und unterrichtende Wirksamkeit eines öffentlichen Erziehers.

Eine analoge Aufgabe fällt dem Staate in Bezug auf die Heranbildung jener Persönlichkeiten zu, welche er mit dem Lehramt an höheren Lehranstalten: Gymnasien, Realschulen, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten — wir nennen sie kurzweg Mittelschulen — betraut. Auch hier verlangt die sachliche Würdigung der Bedeutung dieser Schulen als Bildungsstätten für die Erziehung gerade jener Gesellschaftskreise, welche bestimmt sind, einmal im öffentlichen Leben die Träger kräftigen und weitgehenden intellectuellen und ethischen Einflusses zu werden, theoretische und praktische Vorbildung der an dieselben berufenen Lehrer. Nur ist die Lösung dieser Aufgabe für die Unterrichtsverwaltung nicht so einfach, wie dies durch die Ausgestaltung der Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten unserer Zeit für die Ausbildung der Volksschullehrer verhältnismäßig der Fall ist. Zur wissenschaftlichen Ausbildung der Candidaten des Lehramtes an den Mittelschulen sind die Universitäten berufen; an diesen Hochstätten wissenschaftlicher Forschung und Lehre ist ihnen auch Gelegenheit geboten, ihrem Bildungsgang und dem wissenschaftlichen Stande der Zeit entsprechende Vorlesungen aus Pädagogik und ihren wissenschaftlichen Voraussetzungen zu hören: aber die praktische Einführung in das Lehramt an den Mittelschulen ist ein Problem, welches in den einzelnen Kulturländern noch immer seiner endgiltigen Lösung harrt. Die Universitäten, welche den gelehrten Betrieb wissenschaftlicher Forschung und Lehre als ihre specifische Aufgabe betrachten, lehnen in nicht geringer Zahl die Übernahme dieser praktischen Ausbildung ab. Und doch ist gerade sie von eminenter Bedeutung für eine gedeihliche Wirksamkeit der Lehrer an höheren Schulen. In die wissenschaftlichen Probleme irgend einer Richtung unseres Erkennens eingeführt zu werden, den Umfang und die Tragweite derselben, die Methode und Geschichte ihrer Bearbeitung kennen zu lernen, ist eine ganz andere Sache als eine solche Vorbildung zu genießen, welche den Betreffenden befähigt, die gesicherten Kenntnisse einer Wissenschaft in jenem Umfang und nach jener Methode durch den Unterricht zu vermitteln, welche einerseits von dem Gesammtbildungsziel der Mittelschulen, anderseits von der Stufe psychischer Entwicklung gefordert werden, auf welcher das Schülermaterial der Mittelschulen steht. „Von der wissenschaftlichen Vorbildung, welche gegebenen Falls ja auch zur akademischen Laufbahn oder zum Privatgelehrtenthum führen kann, wesentlich verschieden ist die praktische Vorbereitung, die den künftigen Lehrer für seinen Beruf ausrüsten soll. Beim Eintritt in jene Laufbahn wird nur die wissenschaftliche Tüchtigkeit, die Lehrbefähigung nicht geprüft; in hohem Ansehen steht der, welcher die Wissenschaft fördert und ihr durch seine Forschung neue, wichtige Ergebnisse gewinnt . . . . . .

Anders steht es mit dem Lehrer, welcher sich dazu bestimmt, die Knaben durch die Elemente hindurch bis zu den Pforten der Wissenschaft hinzuleiten. Zwischen ihm und seinen Zöglingen befindet sich zunächst eine große Kluft, und er kann nicht umhin, zu ihnen herabzusteigen; was er auf der Universität gelernt hat, läßst sich nicht unmittelbar im Unterricht verwenden, er muſs es vielmehr schulmäßig umprägen, muſs sich stets im Einzelnen wie im Ganzen, im Kleinen wie im Großen dem geistigen Standpunkt der Schüler anzupassen suchen, immer auf Mittel sinnen, ihnen das Vorwärtsschreiten zu erleichtern und sie sicher und gleichmäßig an das vorgesteckte Ziel zu bringen. Dabei soll er die Eigenart der Einzelnen berücksichtigen, seine Denkarbeit also nicht bloß dem Stoffe, sondern zugleich der Beobachtung der Personen zuwenden; schon hierin und dann in der Disciplin und in der allgemeinen Behandlung soll er sich als Erzieher der Jugend fühlen. Ich brauche das hier nicht näher auszuführen, eins ist ohne weiteres klar: der junge Lehrer fühlt sich, wenn er von der Universität zur Schule kommt, in eine fremde Welt versetzt, und zwar umsomehr, je tiefer er dort in die Wissenschaft eingedrungen ist und sich in ihr heimisch gemacht hat. Will er also den Anforderungen seines Berufes genügen, so gilt es, eine neue Kunst zu lernen, ihre wissenschaftliche Begründung zu verstehen und ihre praktische Anwendung zu üben. Allmählich hat sich denn auch die Überzeugung, dass für den angehenden Lehrer eine pädagogische Vorbildung nothwendig sei, immer mehr durchgesetzt, wenn auch über die Art des besten Verfahrens noch kein volles Einverständnis herrscht." *)

Auch Willmann hebt die Nothwendigkeit einer pädagogisch-praktischen Vorbildung der Mittelschullehrer hervor: „Der Forscher und der Schulmann werden nicht von den nämlichen Interessen geleitet; wissenschaftliche Erkenntnisse erarbeiten und dieselben als Lehrgut verarbeiten, sind Aufgaben verschiedener Natur. Der Universitätslehrer lehrt wohl, aber der künftige Schulmann wird zu unterrichten haben, wofür er an jenem nicht ein Vorbild findet. Der Universitätsunterricht hat den Zug zum Specialisieren, im Schulunterrichte muſs dagegen eine Mehrheit von Wissenschaften zur Zusammenwirkung gebracht werden; bei jenem können sich die Methoden, nur dem Objecte nachgehend, mannigfach differenzieren, bei diesem sind durchgehende Methoden und ist Einhelligkeit ihres Zusammenwirkens erforderlich."

Die Versuche, welche in deutschen Landen gemacht worden sind, um dieser eminent wichtigen Forderung des Gedeihens des Bildungs- und

*) W. Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. In Baumeister's Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München 1895. II. Band, 1. Abtheilung. Seite 22. Vergleiche ebendort Seite 113, 116.

Unterrichtswesens zu genügen, haben verschiedene Gestaltungen angenommen. Es wurden an Universitäten Lehrkanzeln für Pädagogik, speciell für Mittelschulpädagogik errichtet, auf welchen Vorlesungen über Pädagogik, Geschichte der Pädagogik, Didaktik, die psychologischen Grundlagen der Erziehung u. a. gehalten werden. Mit denselben stehen pädagogische Seminarien entweder rein theoretischer Natur (z. B. Göttingen) oder solche in Verbindung, in welchen die Mitglieder auch zu Unterrichtsversuchen angeleitet und angehalten werden (Heidelberg, Leipzig). In Jena und Budapest haben diese pädagogischen Seminarien ihre eigene Übungsschule, an welchen die Candidaten für das Lehramt an höheren Schulen praktisch vorgebildet werden. Eine andere Form, diesem Bedürfnis zu genügen, sind die mit bestehenden Mittelschulanstalten in Verbindung gebrachten Seminarien (Halle, Berlin, Gießen). Auch in der Gestalt des Probejahres war und ist man bestrebt, den Candidaten des Lehramtes an den Mittelschulen die nothwendige praktische Einführung und Erprobung zu verschaffen.

In Österreich wurde mit der Ministerialverordnung vom Jahre 1884 an die Einführung des Probejahres im engeren Sinne geschritten. Der jetzige k. k. Landesschulinspector in Linz Dr. Josef Loos erwarb sich um die Ausgestaltung dieser Institution besondere Verdienste. In der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" (1895) legte er der Öffentlichkeit einen ausführlichen Bericht über das erste Jahr des von ihm als Director des Staatsgymnasiums im 9. Bezirke in Wien eingerichteten und geleiteten seminarartigen Probejahres vor. Der Mangel an Candidaten, welcher besonders von dem Umstand bedingt war, dass dieselben alsbald nach abgelegter Staatsprüfung mit der „vollen Lehrverpflichtung einer ordentlichen Lehrkraft" angestellt werden mussten, ließ aber leider diese Loos'sche Einrichtung nicht zu dauernder Blüte gelangen.

Dr. Josef Loos ist als Schulmann ein Schüler Willmann's: er zeichnete sich im October 1876 als erstes Mitglied des nach den Vorschlägen Willmann's an der philosophischen Facultät der Prager Karl Ferdinands-Universität vom Minister Stremayer errichteten pädagogischen Seminars ein. Hofrath Willmann, der unerschrockene Vorkämpfer einer idealistischen Richtung der philosophischen Speculation, welcher er in seinen Vorlesungen und Schriften vollendeten Ausdruck verleiht, der tiefe Denker und erfahrene Schulmann, welcher als gründlicher Kenner der Resultate des modernen Betriebes psychologischer und ethischer Forschung, anderseits aber als begeisterter Vertreter der aristotelisch-scholastischen, philosophia perennis sowohl in seinem praktischen Wirken als auch in seiner schriftstellerischen Thätigkeit ein Classiker christlicher Pädagogik genannt zu werden verdient, auf den Österreich stolz

sein darf, konnte im October dieses Jahres auf ein Vierteljahrhundert segensreichster Arbeit auf dem Gebiete der Heranbildung der Candidaten für das Mittelschullehramt zurückblicken, welche im folgenden einer eingehenderen Darstellung gewürdigt werden soll.

Willmann selbst hat uns über diese seine Wirksamkeit in der Schrift: „Das Prager pädagogische Universitätsseminar in dem ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens" (Wien 1901) einen fachmännischen Bericht in schlichter Form vorgelegt. Auf seine Anregung und Vorschläge wurde an der philosophischen Facultät der Prager Universität von Minister Stremayr ein pädagogisches Seminar errichtet, welches aber bis zum Jahre 1887 eine vorwiegend theoretische Richtung verfolgte. Erst im Jahre 1887 wurde es mit dem I. Prag-Neustädter Gymnasium in Verbindung gebracht und durch die praktischen Übungen an diesem Gymnasium geeignet, den Candidaten auch eine praktische Vorbildung zu gewähren. Wurden diese praktischen Übungen anfangs nach privatem Übereinkommen mit dem Lehrkörper des Gymnasiums eingerichtet, so erhielt ihre Abhaltung im Herbste 1891 durch die ministerielle Genehmigung unter dem Unterrichtsminister Gautsch officiellen Charakter. Im Jahre 1899 wurden diese Übungen an das Prag-Altstädter Gymnasium, dessen Leitung dem ehemaligen Mitgliede des Willmann'schen Seminars Dr. Anton Frank eben übertragen worden war, verlegt. Nun gelang es Willmann, durchzusetzen, dass die Seminarstunden den Schülern des Gymnasiums als lehrplanmäßige Unterrichtsstunden angerechnet werden; es sind daher sämmtliche Schüler der betreffenden Classe verhalten, in der Seminarunterrichtsstunde zu erscheinen, während es bis dorthin den Schülern freistand, sich an der Seminarlection zu betheiligen oder nicht.

Das Willmann'sche Seminar stellte sich nach § 1 seiner Statuten die Aufgabe, „seine Mitglieder zu selbständigem Eindringen in die wissenschaftliche Pädagogik anzuleiten und dadurch ihre Befähigung für das Lehramt zu erhöhen," und wollte dieselbe nach § 8 der Statuten durch folgende Übungen lösen: „1. Schriftliche Arbeiten und Vorträge über Themen aus dem Gebiete der allgemeinen Pädagogik, der Didaktik, der Geschichte der Pädagogik und der Lehre vom Schulwesen; 2. Lectüre, Erklärung und Kritik von einschlägigen, insbesondere philosophisch-pädagogischen Schriften oder von Partien aus solchen durch die dazu bestimmten Mitglieder; 3. freie Colloquien oder Disputationen vorzugsweise im Anschlusse an die übrigen Übungen und die pädagogischen Vorlesungen; 4. Erläuterung von Gesetzen und Verordnungen, welche das Schulwesen betreffen, mit vorwiegender Rücksicht auf die österreichische Schulgesetzgebung." Die Seminarmitglieder sollten also zunächst veranlasst werden, durch selbständige Studien in die pädagogischen

Disciplinen ihrem gesammten Umfange nach eingeführt zu werden, in gegenseitiger Anregung und Kritik den Niederschlag ihrer Studien zu klären, die Litteratur der Pädagogik durch gegenseitiges Zusammenarbeiten kennen und die concreten Formen des österreichischen Schulwesens in ihrer Berechtigung und Bedeutung würdigen zu lernen. Die systematische Vermittlung der entsprechenden Kenntnisse aus der Pädagogik übernahmen die Vorlesungen. Um eine gründliche Aufarbeitung der pädagogischen Probleme zu ermöglichen, wurde den Seminarübungen für ein oder zwei Semester ein einheitlicher Stoff gegeben. Auch das belebende, anregende und auffrischende Moment der vergleichenden Beobachtung fremder Schulverhältnisse wurde in seiner Bedeutung für die pädagogische Bildung gewürdigt: Seminarmitglieder wurden veranlasst und durch Stipendien unterstützt, pädagogische Studienreisen ins Ausand zu unternehmen und darüber im Seminar zu berichten. Die Ziele dieser Studienreisen waren Meißen, Dresden, Leipzig, Görlitz, Berlin, Halle . . . „Leider musste (später) von der Ertheilung von Reisestipendien Umgang genommen werden, da die Reduction des Betrages der Stipendien von jährlichen 600 Gulden auf 360 Gulden Einschränkungen nothwendig machte." (S. 5.)

Selbstübung ist aber für jede Einführung in die praktische Wirksamkeit die Hauptsache. Daher ruhte Willmann in seiner idealen Begeisterung für die Sache der Hebung des Mittelschulwesens nicht, bis er die vorwiegend theoretischen Übungen seines Seminars mit praktischen in Verbindung setzen konnte. Im Jahre 1887 gelang es ihm, zunächst in der Form privaten Übereinkommens, sein Seminar mit einem Gymnasium in Verbindung zu bringen, bis im Herbst 1891 dieser weitere Schritt auch von Seite des Unterrichtsministeriums officielle Genehmigung erhielt. Nun trat zu der ursprünglichen Fassung des § 8 der Statuten des Seminars der bedeutungsvolle Zusatz, dass die Mitglieder auch „Lectionen über vorher bestimmte Materien auf Grund sorgfältiger Vorbereitung vor Schülern einer Mittelschule in Gegenwart des Seminars" zu halten haben. Es ist klar, dass mit dieser Einführung der Praktica der Umfang der theoretischen Übungen eingeschränkt werden musste. Die fachmännische Einsicht Willmann's wusste aber durch Vorlesungen, welche die praktischen Übungen einleitend vorbereiteten, seinen Seminarmitgliedern einen Ersatz für die nothwendig gewordene Einschränkung der Theoretica zu bieten, sowie er anderseits in speciellen Collegien den Gehalt und die Bedeutung des Organisationsentwurfes und der Instructionen vom Jahre 1900 zum Gegenstand besonderer Beachtung machte.

Nach den drei Gesichtspunkten der didaktischen Technik, didaktischen Formengebung und didaktischen Organisation, von welchen Willmann die Wirksamkeit des erziehlichen Unterrichtes betrachtet,

verfolgen auch die Praktica seines Seminars ein dreifaches Ziel: sie sollen die Mitglieder des Seminars in die verschiedenen Formen des Unterrichts, in das darstellende, erklärende, entwickelnde, heuristische und befestigende Lehrverfahren einführen, ihn anleiten, den Bildungsgehalt eines jeden Lehrstoffes zu erfassen und ihm den Gedanken des Gesammtbildungszieles des Unterrichtes an Mittelschulen in dem gegenseitigem Beziehen der Lehrfächer auf einander recht anschaulich zum Bewusstsein bringen, damit er lerne, einst sein specielles Lehrfach nicht in sich abschließender Einseitigkeit, sondern so zu betreiben, dass er nach der formellen und inhaltlichen Bedeutung desselben an der Erreichung des Gesammtzieles des erziehlichen Unterrichtes am Gymnasium nach Kräften mitwirke.

Das methodisch-technische Gesetz der Einhaltung und klaren Durchführung der charakteristischen Formen des Lehrverfahrens ist eine elementare Anforderung, welche an jeden Lehrer, also auch an den an Mittelschulen beschäftigten, gestellt werden muss. Die Auffassung dieser Formen in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten, das strenge Auseinanderhalten derselben, welches den Lehrer vor jeder verwirrenden und die Erreichung des Unterrichtszieles gefährdenden Confusion bewahrt, muss sich daher das pädagogische Seminar in seinen praktischen Übungen zunächst zur Aufgabe stellen, wenn man auch nicht von ihm verlangen kann, durch einige auf mehrere Mitglieder des Seminars sich vertheilende praktische Übungen den Candidaten schon völlig in die praktische Handhabung dieser methodischen Technik einzuschulen. Ist es dem Candidaten zum Bewusstsein gekommen, dass die Arten des Lehrverfahrens durch wesentlich eigenthümliche Beschaffenheiten charakterisiert sind, ist er sich der Nothwendigkeit bewusst geworden, dass sie consequent eingehalten und durchgeführt werden müssen, um das entsprechende Unterrichtsziel zu erreichen, dann hat er aus dem Seminar jene praktischen, auf Erfahrung beruhenden Kenntnisse mitgenommen, welche ihn bewegen werden, sich in dieser Richtung immer mehr durchzubilden.

Mit der technischen Vermittlung und Einprägung eines Lehrstoffes ist aber die Thätigkeit eines erziehenden Lehrers nicht erschöpft: er muss die bildende Macht des Lehrstoffes sowohl an sich als auch in seinem Verhältnisse zu den übrigen Lehrfächern zur Geltung zu bringen wissen. Nur so ist jene Klippe des Unterrichtes zu vermeiden, die darin besteht, dass man den Geist des Schülers mit einer Menge von Kenntnissen anpfropft, welche kein Leben haben und daher für die Gesinnungsbildung unfruchtbar bleiben, weil sie in ihrem Bildungswerte nicht erfasst worden sind. Daher war Willmann bei der Auswahl und Durchführung der praktischen Themen stets bestrebt, den Mitgliedern seines Seminars den Bildungswert des ein-

zelnen Unterrichtsstoffes sowie seine Stellung zum allgemeinen Bildungsziel des Gymnasiums zum Bewusstsein zu bringen.

Von dem Standpunkte dieser eminent pädagogischen Ideen sind die Themen zu würdigen, welche Willmann nach der Darstellung der oben erwähnten Schrift von Seite 8 bis 13 für die Praktica seines Seminars ausgewählt hat. Man muss die umsichtige und feinfühlende Seminarleitung Willmann's kennen gelernt haben, um den Wert und die Berechtigung der von ihm zur Behandlung geführten Themen aus den Gebieten der alten Sprachen sowohl, wie des muttersprachlichen und des mathematisch-physikalischen Unterrichts nach Gebür beurtheilen zu können. Die einzelnen Themen mögen in der Brochüre nachgesehen werden. Das darstellende, erklärende, entwickelnde und heuristische Lehrverfahren des geschichtlichen und geographischen Unterrichtes suchte Willmann gleichfalls in praktischen Übungen zur Geltung zu bringen, in anderen den Standpunkt der Concentration des Unterrichtes für diese Lehrfächer den Seminarmitgliedern klar zu machen, sowie er auch den patriotischen und ethischen Bildungsgehalt dieser Lehrfächer zur praktischen Auffassung brachte.

Für die Vorbereitung der Praktica gibt Willmann theils in den einführenden Seminarsitzungen, theils bei den unmittelbaren Vorbesprechungen der Übungen, theils bei der Kritik derselben den Mitgliedern seines Seminars folgende Weisungen:

1. Das erste ist ein gründliches Studium des betreffenden Lehrstoffes, infolge welches der Candidat ihn so beherrschen lernt, als würde er an eine wissenschaftliche Arbeit über die betreffende Frage gehen müssen. Gründliches, solides Wissen ist ja auf Seite des Lehrers die nothwendigste Grundlage eines fruchtbaren Unterrichtes.

2. Die Vermittlung des Lehrstoffes an die Schüler muss zunächst das Auffassen, Verstehen und Behalten desselben anstreben. Der Anschauungsunterricht (Zeigen von Gegenständen, Bildern, das Anzeichnen an die Tafel, deutliche Aussprache, das Chorsprechen), das Erklären zum Zwecke des Verständnisses (Wort-, Sacherklärung, Entwicklung der Begriffe, methodische Fragenstellung) und Einprägen des Lehrstoffes (Zusammenfassen des Stoffes in Schlagwörtern, Reihen, Übersichten) wird nach den von Willmann festgehaltenen Methoden der Praktica gesichert.

3. Das Anknüpfen an bereits Gelerntes, die Anwendung des Lehrstoffes auf die Bethätigung des theoretischen und praktischen Urtheils, die Herstellung der inneren Beziehungen zwischen den verschiedenen Lehrfächern des Lehrplanes sind Momente des Unterrichtes, deren Berücksichtigung Willmann den Mitgliedern seines Seminars bei der Durchführung der Praktica zur strengen Pflicht macht.

4. Auch zu übersichtlicher und logischer Durchführung des Themas, deutlicher Sprache des Vortrages und einem methodisch richtigen Gebrauch von Frage und Antwort hält Willmann die Seminarmitglieder an.

Bei der Durchführung der Praktica geht Willmann in folgender Weise vor. Am Beginne eines jeden Semesters wird ein Plan der auszuarbeitenden theoretischen und praktischen Übungen entworfen, nach welchem den einzelnen Seminarmitgliedern ihre Themen zugewiesen werden. Für jedes Prakticum wird ein Referent oder Recensent designiert; derselbe hat die Aufgabe, sich in den Gegenstand desselben so einzuarbeiten, dass er die Kritik der gehaltenen Unterrichsstunde sachlich einleiten kann. Die Mitglieder des Seminarlehrkörpers, welche aus dem Seminarvorstand, dem als Mitvorstand fungierenden Director des Gymnasiums, an welchem die Praktica gehalten werden, und einigen Gymnasialprofessoren besteht, gehen dem Candidaten, welcher mit der Abhaltung einer Seminarlection betraut ist, mit Rathschlägen und Anweisungen an die Hand. Bevor er seine Unterrichtsstunde hält, ist er verhalten, in der Classe, vor welcher er aufzutreten hat, zu hospitieren und mit den entsprechenden Lehrmitteln sich vertraut zu machen. Eine sehr zweckmäßige Vorbereitung des Candidaten besteht darin, dass ein Mitglied des Seminarlehrkörpers sich mit ihm in die Behandlnng eines Themas theilt und vor ihm den betreffenden Theil des Unterrichtsstoffes in einer Seminarsitzung zur Behandlung bringt. Auch inhaltlich verwandte Lehrstoffe werden in dieser Absicht in aufeinanderfolgenden Seminarsitzungen durchgenommen. Die Schüler der betreffenden Classe des Gymnasiums werden für gewöhnlich auf die Seminarlehrstunde nicht eigens vorbereitet. Die Seminarlection muss der Candidat in Gegenwart des Seminarlehrkörpers und der übrigen Mitglieder des Seminars halten. Nach Beendigung der Stunde verlassen die Schüler das Locale. Nun hat zunächst der Candidat mitzutheilen, welchen Eindruck er selbst von der abgehaltenen Unterrichtsstunde hat, welcher Mängel er sich bewusst ist, inwiefern und aus welchen Gründen er von seinem Lehrplane für diese specielle Unterrichtsstunde abgegangen ist und dergleichen. Darauf gibt der im vorhinein bestimmte Referent seine Kritik in Bezug auf Form und Inhalt der Lehrstunde. Nun folgen kritische und ergänzende Bemerkungen von Seite der übrigen Mitglieder des Seminars, des Fachprofessors, der übrigen Professoren, des Gymnasialdirectors und des Seminarvorstandes. Die so gemachten kritischen Bemerkungen hat der Candidat in einer detaillierten Disposition, welche er dem Seminarvorstand übergibt, zu berücksichtigen. Diese Dispositionen der Praktica werden dem Jahresberichte an das Ministerium beigeschlossen und nach erfolgter Rücksendung im Archive des Seminars aufbewahrt, damit sie später bei der Bearbeitung ähnlicher

Themen wieder benützt werden können, eine Einrichtung, welche die Arbeitscontinuität des Seminars erhält und es ermöglicht, gemachte Erfahrungen und erprobte Darstellungsformen auch später wieder zu verwerten.

In der Ministeralverordnung für die Prüfung der Candidaten des Gymnasial- und Realschullehramtes vom 30. August 1897 heißt es: „Jeder Candidat hat während seiner Studienzeit sich diejenige philosophische und pädagogische Bildung anzueignen, die jedem Mittelschullehrer unentbehrlich ist, und hat den Erfolg dieses Studiums durch zu diesem Zwecke abzulegende Prüfungen (Colloquien) darzuthun . . . Alle Candidaten haben Colloquienzeugnisse über ein mindestens dreistündiges philosophisches und pädagogisches Colleg oder Zeugnisse, dass sie sich an einem philosophischen oder pädagogischen Seminare thätig betheiligt haben, vorzulegen." (Artikel V.; Artikel II. 2, b.) Da also die Betheiligung an einem pädagogisch-praktischen Seminar nicht obligat ist, wurde es dem freien Ermessen, dem Eifer und Interesse der Studierenden überlassen, als Mitglieder die Seminarübungen mitzumachen. Die Dauer der Mitgliedschaft umfasste 2 bis 6 Semester. Während der 25 Jahre seines Bestandes zählte das Willmann'sche Seminar 323 Mitglieder, wovon heute über 100 an Gymnasien, darunter 12 Directoren wirken. An anderen Lehranstalten fanden gegen 70 Mitglieder, darunter drei als Directoren, Stellung. Auch zwei Universitätsprofessoren und einen Landesschulinspector, Dr. Josef Loos, zählt das Seminar unter seine ehemaligen Mitglieder. Das Seminar Willmann's wusste auch auswärtige Schulmänner in den Kreis seiner Interessen zu ziehen, so besonders den ehemaligen Director der Francke'schen Stiftungen in Halle Dr. Otto Frick und den Ministerialrath a. D. Dr. A. Baumeister aus München. Gegenwärtig wirken Dr. Anton Frank, Anton Michalitschke, Emerich Müller und Adolf Gottwald als Mitglieder des Seminarlehrkörpers, im engsten Anschluss und Eingehen auf die pädagogischen Ideen des Seminarvorstandes, Hofrath Willmann.

Willmann selbst vergleicht die Wirksamkeit seines Seminars im besonderen mit jener des Seminars an den Francke'schen Stiftungen in Halle und des von Prof. Stoy begründeten, von Prof. Dr. Rein ausgestalteten Seminars in Jena. Diese Gegenüberstellung veranlasst ihn, das berechtigte Bedauern auszusprechen, dass sein Seminar infolge der eigenthümlichen Schulverhältnisse in Österreich zur Heranbildung tüchtiger Hauptlehrer, das heißt von Lehrkräften für Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, nur wenig beitragen kann und daher nicht in der Lage war und ist, auf die Ausgestaltung der Volksschule jenen Einfluss auszuüben, der zur wissenschaftlichen Erfassung der „Einheitlichkeit des gesammten

Bildungswesens" so wünschenswert wäre. Die Errichtung einer eigenen Abtheilung für angehende Hauptlehrer und für solche Volksschullehrer, welche durch ihre wissenschaftliche und besonders pädagogische Bildung die Eignung dazu bekunden, wäre eine für das gedeihliche Zusammenwirken aller öffentlichen Lehrpersonen an der einheitlichen Hebung des österreichischen Unterrichts- und Erziehungswesens sehr heilsame That, welche in weiterer Ausgestaltung des pädagogischen Universitätsseminars auch die Einrichtung von besonderen Cursen für Erweiterung und Vertiefung der Volksschullehrerbildung zur logisch nothwendigen Folge haben müsste. Möge die Erfüllung seines dahin gehenden Wunsches, welche Willmann in den letzten Zeilen seiner genannten Schrift ausspricht, der wohlverdiente Lohn für seine unermüdliche und ideale Arbeit an der Hebung unseres gesammten Bildungswesens werden!

Im Anschluss an diesen Wunsch einer weiteren entsprechenden Ausgestaltung des Willmann'schen pädagogischen Universitätsseminars und unter dem frischen persönlichen Eindruck desselben stehend, möchte ich eine Frage betonen, welche für die Förderung des Unterrichts- und Erziehungswesens an den österreichischen Mittelschulen und mittelbar auch an den Volksschulen von großer Tragweite und geradezu grundlegender Bedeutung ist. Es ist die Frage der pädagogisch-wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung von Religionslehrern an den Mittelschulen.

Der Religionsunterricht, welcher ja in hervorragender Weise zur Ausbildung tüchtiger Gesinnung und fester Charaktere berufen ist, darf an keiner Erziehungsanstalt, also auch nicht an der Mittelschule, nur nebenher gehen, ohne mit den übrigen Lehrgegenständen der Anstalt in innigstem Contact zu stehen; er muss nach den Principien der Concentration des Unterrichtes, seiner Aufgabe bewusst, die formellen und inhaltlichen Fortschritte in Unterricht und Erziehung, zu welchen die übrigen Gegenstände des Lehrplanes die Schüler in stetiger Arbeit führen, verwerten, um in Erfassung des einheitlichen Bildungszieles, entsprechend der centralen Stellung, welche er in den Aufgaben der Jugendbildung und des Jugendunterrichtes einnimmt und einnehmen muss, nach Kräften und verständnisvoll an der Erreichung desselben mitwirken zu können. Soll er aber solchen Anforderungen, deren Erfüllung für die Gesinnungs- und Charakterbildung der gebildeten Kreise der Bevölkerung, ja mittelbar — durch Vermittlung der Volksschule — der gesammten Bevölkerung, von dem heilsamsten und weitgehendsten Einfluss ist, genügen können, so müssen auch jene, welche zur Ertheilung desselben berufen sind, in entsprechender Weise theoretisch und praktisch

herangebildet werden. Die Auffassung religiöser Fragen ist natürlich in den Mittelschulen eine ganz andere als in der Volksschule; mit der erweiterten und vertieften Kenntnis der Natur und des Menschen, besonders seiner ethischen Aufgaben, muss die Erweiterung und Vertiefung religiöser Bildung gleichen Schritt halten. Sollen die Kreise der Bevölkerung, welchen die Schüler derartiger Anstalten einst angehören werden, den religiösen Fragen und dem religiösen Leben nicht in gleichgiltiger Entfremdung gegenüberstehen oder in unrichtiger Erfassung ihrer Bedeutung dieselben als einen überflüssigen, aus überlebten Gesellschaftsverhältnissen übernommenen Ballast betrachten, so müssen sie religiösen Unterricht und religiöse Erziehung erhalten, welche ihrer sonstigen Bildungsstufe formell und inhaltlich entspricht. Wie kann man von solchen Kreisen eine aufrichtige, warme Begeisterung für das segensreiche Wirken der christlichen Kirche und ihrer Einrichtungen verlangen, wenn sie dieselben nicht in einer ihrer fortgeschrittenen Geistesbildung entsprechenden Weise kennen und schätzen gelernt haben? Die Gleichgiltigkeit und Fahrlässigkeit gegenüber den so schönen, von erhabenen Ideen getragenen Formen des katholischen Gottesdienstes ist in nicht seltenen Fällen auf Unkenntnis zurückzuführen, eine Unkenntnis, welcher in nachhaltiger Weise nur dann vorgebeugt werden kann, wenn die Kultformen unserer Kirche in ihrem Gehalte den Schülern solcher höherer Anstalten immer wieder in einer dem sonstigen Fortschreiten ihrer Geistes- und Herzensbildung entsprechenden Form zum Bewusstsein gebracht werden. Das Kulturleben der Kirche hat sich in einem solchen Reichthum von Schöpfungen der Kunst und Litteratur entfaltet, dass es auf's höchste zu bedauern ist, wenn ein Glied derselben diese Erscheinungen in ihrem Werte und ihrer Bedeutung für das gesammte Kulturleben nicht erfassen und schätzen gelernt hat. Warum sollte sich der Gebildete für die Erhaltung und Förderung dieser Güter seiner Kirche nicht ebenso begeistern können wie für die seines Volkes? Die Stellung der Kirche in der Gesellschaft, ihr Wirken an der Erhaltung und Förderung ihrer intellectuellen und ethischen Güter muss von diesen Kreisen der Bevölkerung immer tiefer und gründlicher und klarer erfasst werden, sollen sie es für ein Glück halten, einer solchen Kirche anzugehören, sollen sie sich dafür begeistern, an ihrem Fortbestand — soweit er durch endliche Factoren bedingt ist — und der Förderung ihrer Interessen im engeren und weiteren Kreise thatkräftig zu arbeiten.

Solchen berechtigten Anforderungen genügt aber der Religionsunterricht an den höheren Anstalten nicht, wenn er nach Art einer Miniatur-Theologie betrieben wird und den Schülern Lehrbücher in die Hand gibt, die nichts anderes als ein Auszug aus Fachlehrbüchern der

betreffenden theologischen Disciplinen sind und daher von den Schülern weder genügend verstanden, noch ihrer Bildungsstufe entsprechend für die Ausbildung ihrer Gesinnung verarbeitet werden können. Der Religionsunterricht an Mittelschulen ist von dem an der Volksschule sowohl rücksichtlich seines Zieles als auch durch seine Methode wesentlich verschieden: daher kann auch eine pädagogische Ausbildung der Theologiestudierenden, welche nur auf die Volksschulverhältnisse, auf die „Katechese" im engeren Sinne Rücksicht nimmt, unmöglich einem so eminenten Bedürfnisse des katholischen Unterrichts- und Erziehungswesen genügen. Die Übernahme einer solchen Religionslehrerstelle soll nicht bloß von einer Prüfung abhängig gemacht werden, welche nur eine Art Wiederholung der theologischen Fachprüfungen ist; sie kann auch nicht die nöthige Bürgschaft geben, wenn sie nur das Studium irgend eines Lehrbuches der Pädagogik und Methodik größeren oder geringeren Umfanges voraussetzt: eine theoretische und praktische Erfassung der Aufgaben und Methoden der Mittelschulpädagogik, welche nicht etwa schon durch die Erinnerung an die eigenen Gymnasialstudien ersetzt werden kann, ist die unbedingt nothwendige Voraussetzung für eine gedeihliche Wirksamkeit in einem so eminent wichtigen und einflussreichen Berufe, wie es das Amt des Religionslehrers an Mittelschulen ist. Es dem Religionslehrer überlassen, sich erst durch eigene Erfahrung in die Mittelschulpädagogik mit ihren eigenen Aufgaben, ihrer eigenen Didaktik einzuleben, ist nicht am Platze: jedenfalls wäre für die Erfüllung der besonders schwierigen und wichtigen Aufgabe dieses Religionsunterrichtes besser gesorgt, wenn die Candidaten dieses Lehramtes sich in den pädagogischen Universitätsseminarien analogen Instituten theoretisch und praktisch für ihre künftige Amtsthätigkeit ausrüsten könnten. „Der ordentliche Professor der Theologie R. Hofmann (Leipzig) ist Director eines pädagogischen Seminars. Er hält pädagogische Vorlesungen nicht bloß für Theologen und bietet seinen Seminaristen zum Zweck ihrer praktischen Ausbildung eine dreifache Übung: 1. theoretischen Unterricht durch Einführung in die wissenschaftlichen Disciplinen mit stetem Hinweis auf die praktischen Anforderungen des Unterrichts; 2. Beobachtung von Vorbildern durch Hospitieren bei mustergiltigen Lehrern und Vorführung der verschiedensten Schulorganismen; 3. eigene Lehrversuche. In das Seminar nimmt Hofmann ältere Studierende auf, welche ihre theoretischen Studien bereits bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen haben, und hat unter den Theologen besonders diejenigen im Auge, welche künftig als Religionslehrer an höheren Schulen wirken wollen, denn es ist, wie er sehr richtig bemerkt, durchaus zu vermeiden, dass das wichtigste aller Lehrfächer Candidaten anvertraut wird, welche ohne jede

praktisch-pädagogische Vorbildung allen Zufälligkeiten des Experimentierens ausgesetzt sind." (Fries, Die Vorbildung der Lehrer für das Lehramt. S. 39.) — Das mit dem Pädagogium des Klosters Unserer lieben Frau verbundene Candidatenconvict in Magdeburg hat die Aufgabe, „durch wissenschaftliche und praktische Anleitung tüchtige Religionslehrer zu bilden, die zugleich befähigt sind, ordentliche Mitglieder der Lehrercollegien zu werden und sich bei dem übrigen wissenschaftlichen Unterricht zu betheiligen." (Ebd., S. 64.)

Cardinal Ganglbauer hatte als Religionsprofessor am Gymnasium der Benedictiner von Kremsmünster (1854—1875) Gelegenheit, in eigener schulmännischer Thätigkeit die wichtige und verantwortliche Stellung des Religionsunterrichtes zunächst am Gymnasium erlebend kennen und schätzen zu lernen. Kein Wunder daher, dass er, wie ich erst vor kurzem in Erfahrung brachte, in Erfassung der Wichtigkeit und besonderen Tragweite der oben dargelegten Erwägungen, kurz vor seinem Lebensende nahe daran war, in Wien selbst ein Institut in's Leben zu rufen, welches für die Heranbildung tüchtiger Religionslehrer an den Mittelschulen in diesem Sinne zu arbeiten berufen gewesen wäre. Der Tod hinderte ihn an der schließlichen Ausführung seines Planes. Als engerer Mitbruder des verewigten, hochverdienten und edlen Kirchenfürsten ergreife ich mit Freuden anlässlich der oben dargestellten fünfundzwanzigjährigen Bestandfeier des Willmann'schen Seminars die Gelegenheit, für die Durchführung solcher Ideen eine Lanze zu brechen, wobei ich wohl weiß, dass ich die Aufmerksamkeit der berufenen und maßgebenden Factoren auf diese so eminent wichtige und heilsame Sache nicht erst neu hinzulenken habe. Warum sollte es nicht möglich sein, eine in dieser Richtung sich bewegende Ausgestaltung des an der Wiener theologischen Facultät bereits bestehenden theologischen Seminares in Angriff zu nehmen, deren Details ja selbstverständlich erst Sache der Berathung und Discussion aller hiezu berufenen Factoren sein müsste?

Eines steht aber jetzt schon fest: nach keinem Seminar ist das Bedürfnis groß und mit Rücksicht auf manche concrete Erfahrung in weiten Kreisen so tief empfunden, wie nach diesem. Allzuschwierig ist die Aufgabe nicht, dafür bürgen Willmann's Erfolge an seinem pädagogischen Seminar in Prag.





# Rundschau.

Im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts hat die Herder'sche Verlagshandlung eine ihrer größten Unternehmungen, das Wetzer und Welte'sche Kirchenlexikon*), in 2. Auflage zu Ende geführt. Es mögen bei dieser Gelegenheit einige Reminiscenzen am Platze sein, die P. A. M. Weiß in seiner Biographie Benj. Herder's (Freiburg 1890) über die Herstellung der 1. Auflage dieses Monumentalwerkes gibt. Schon die Vorarbeiten, insbesondere zur Herstellung des Nomenclators, hatten „eine wunderliche Geschichte", die man an dem bezeichneten Orte, S. 18 ff., nachlesen kann. Als dieser Nomenclator endlich, nach Jahreu, einigermaßen fertig vorlag, traf man nun gar noch die Einrichtung, die Theile desselben bei den Gelehrten herumzusenden, damit jeder sich nach Belieben selber seine Artikel aussuche. „Es war eine Zeit der Gemüthlichkeit, in die wir uns heute kaum noch hineindenken können. Buß, scheint es, hatte in ritterlicher Liebenswürdigkeit auf seiner Werbereise diese staunenswerte Anordnung erfunden. Die Folgen davon lassen sich denken. Jeder suchte sich aus, was ihm gefiel. Plötzlich liefen für einen Artikel drei Bearbeitungen ein. Ja, wer hat denn die bestellt? hieß es in der Redaction. Natürlich hatte sie niemand bestellt. Jeder that fröhlich, was ihm gefiel. Selten ist das oft gebrauchte Bild von der Gelehrtenrepublik anschaulicher verwirklicht worden, als in den Kindestagen des Freiburger Kirchenlexikons. Dann verlor wieder ein Gelehrter das Verzeichnis der Artikel, die er übernommen hatte und schrieb in der Welt herum, man möge ihm sagen, was er sich vorgenommen habe. Aber da war guter Rath theuer. Die Redaction wusste nichts davon. Es wird wohl im Nomenclator bemerkt sein. Ja, aber wo ist denn der Nomenclator? Von dem hat schon lange kein Mensch mehr gehört. Zuletzt soll er an Professor N. geschickt worden sein. Der erinnert sich allerdings, ihn empfangen zu haben, aber er hat ihn verlegt. . . . Große Schwierigkeiten machten besonders auch die Censurverhältnisse. Am 28. April 1846 schreibt Häusle aus Wien (der »stets dienstbereite und thätige Vermittler für Österreich«): ‚Nur darf es die Herder'sche Buchhandlung nicht verabsäumen, bei der österreichischen Regierung eine Erlaubnis zu erwirken, vermöge welcher die Professoren und Litteraten Österreichs olischen Werke mitzuarbeiten. Denn alle schon genannten und noch zu nennenden Mitarbeiter haben ihre Zusage nur vorbehaltlich höherer k. k. österreichischer Bewilligung geben können. Die Einholung letzterer kann nicht dem Einzelnen zugemuthet, sondern muss vom Herrn Unternehmer veranstaltet werden. Vielleicht ist dies bereits geschehen. Sonst wäre es bei der vorwaltenden Gewissenhaftigkeit einzelner Herren Mitarbeiter zu bedauern, dass selbe schon genannt wurden, ehe auf obige, in den österreichischen Censurgesetzen fundierte höhere Bewilligung sich berufen werden konnte.' Herder war jedoch in der glücklichen Lage, auf dieses Bedenken am 25. Mai antworten zu können: ‚Die Zusage der Wiener Theologen geschah mit ausdrücklicher Bewilligung der k. k. Hofpolizeistelle, ansonst wir uns nicht erlaubt haben würden, deren Namen öffentlich zu nennen.' Die Verhand-

*) In 2. Auflage begonnen von Jos. Card. Hergenröther, fortgesetzt von Prof. Dr. F. Kaulen. 12 Bände, M. 132. — Vgl. Allg. Litteraturbl. X. (1901) Sp. 737 ff.

lungen darüber vermochten wir nicht mehr aufzufinden. Es erhielt sich aber von späterem Datum eine abermalige ‚ehrfurchtsvollste Vorstellung um gnädige Dispensation mehrerer Gelehrten in den kaiserlichen Staaten von dem allerhöchsten Verbote der Theilnahme an auswärtigen litterarischen Unternehmungen rücksichtlich des katholischen Kirchenlexikons‘, gerichtet an die ‚hochpreisliche kaiserlich-königliche Hofpolizeistelle.‘ Daraus möge aber niemand Anlass nehmen, auf Österreich einen Stein zu werfen. Herder findet unter dem 28. October 1846 auch die weltliche Censur in Baden ‚sehr lästig‘, ja er schreibt am 13. desselben Monats an Häusle: ‚Die Wege der Censur sind bei uns langsamer als bei Ihnen.‘“

Besonders schwierig gestaltete sich der Verkehr mit einzelnen Mitarbeitern. P. Weiß theilt eine Reihe bezeichnender Züge mit und fährt dann fort: „Alles bisher Erlebte wurde in Schatten gestellt durch einen Artikel über eine gewisse österreichische Stadt, der im letzten Bande Aufnahme finden sollte. Über diese Arbeit könnte man aus den vorhandenen Papieren einen wahren Roman schreiben. Sie war einem Mann übertragen worden, welcher sich sehr große Verdienste um das Kirchenlexikon erworben hat. Auch sonst hat er sich Herder in vielen Dingen als treuer, wohlwollender, diensteifriger Freund erwiesen. Herder vergalt es ihm auch mit der ganzen Anhänglichkeit und Dankbarkeit, die ihn auszeichnete. Späterhin aber verfiel dieser Gelehrte, theils durch höchst widrige Geschicke, theils in Folge von Nervenleiden die er sich wohl durch übermäßige Arbeit zugezogen hatte, in eine sehr gereizte Stimmung und litt etwas an Verfolgungswahn. Hätte man das zum voraus gewusst, so würde man ihm den Artikel nicht übertragen haben. So aber war dieser bestimmt, ein Beispiel dafür zu liefern, was Nervosität, Gründlichkeit und, dass wir es sagen, übertriebener Patriotismus zusammen im Kopfe eines Gelehrten anrichten können. Schon lange hatte nämlich der gute Herr mit geheimem Grolle bedauert, dass das Kirchenlexikon noch keine ausführliche Geschichte von Österreich geliefert habe. Freilich wird sie außer ihm niemand an diesem Orte gesucht und vermisst haben. Er aber hatte beschlossen, dass diesem Übelstande unbedingt abgeholfen werden müsse. Nun gieng das Werk seinem Ende entgegen. Wenn also nicht der Artikel, um den es sich hier handelt, so gehalten wurde, dass die gesammte österreichische Geschichte darin Unterkunft fand, so war es zu spät. Sein Plan stand fest. Natürlich theilte er ihn niemand mit, am wenigsten Herder oder der Redaction, damit er nicht vereitelt werde. So gieng Jahr und Tag dahin, und der sonst so genaue, eifrige Mann brachte keinen Artikel, ließ sich aber auch kein Lebenszeichen entlocken, um sein Geheimnis nicht zu verrathen. Mit der Zeit wurde die Sache peinlich. Es war fast aller Stoff eingelaufen, das Lexikon hätte eigentlich schon fertig sein können. Aber der ausstehende Artikel wollte nicht kommen. Man begann also die bisher gebrauchten Mittel anzuwenden. Erfahrung in diesem Fache hatte man ja genug. Herder schrieb täglich einen Brief, auch zwei, einen schöner als den andern. Als die Bitten nichts fruchteten, folgten Vorstellungen an das Gewissen und den bewährten Gerechtigkeitssinn des alten Freundes. Herder hielt ihm den Schaden vor, den er ihm verursache, die Gefahr, in welche er die Arbeiter versetze, die Verschleppung eines Werkes, für das er selber so viel gethan. Schließlich kam die Drohung, er werde demnächst einen Wartboten ins Haus erhalten, dem er täglich für den Unterhalt 3 fl. 36 kr. zahlen müsse. Inzwischen war der Gelehrte mit seinen patriotischen Absichten ins reine gekommen und konnte also wenigstens ein Lebenszeichen von sich geben. Er eröffnete sein Unternehmen mit der Mittheilung, dass er diesmal wohl einen Bogen für sich

in Anspruch nehmen müsse. Nun, weil er nur Laute gab, war man schon zufrieden und gab ihm gerne den Bogen zu. Über eine Weile kam eine Sendung mit der Bemerkung, er werde anderthalb Bogen brauchen. Hier schickte er den Anfang, die Fortsetzung werde folgen, in vierzehn Tagen dürfte der Schluss vorliegen. Das war am 18. Juli 1853. In der That kam eine Fortsetzung, dann wieder eine, noch eine, abermals eine, im ganzen etwa vierzehn, jede auf ein Blättchen geschrieben, manchmal auch nur einige Zeilen. Dann wurde alles still. Da fieng Herder von neuem an, seine Kunst zu versuchen. Lange umsonst. Endlich folgten sieben neue Zettel. Nach einer langen Pause abermals ein Stücklein. Es wäre bald noth geworden, einen eigenen Bibliothekar zu ernennen, um die Ordnung in den übersandten Beiträgen aufrecht zu erhalten. Nun aber folgte nicht bloß keine neue Zusendung mehr, sondern umgekehrt das Verlangen, dem Verfasser das bereits Abgegebene zurückzustellen, damit er es genauer bearbeiten könne. Alles Bitten, Drängen, Drohen erwies sich wirkungslos. Es sei nicht abzusehen, wie Gefahr im Verzug sein könne, da das Werk dem Ende so nahe sei. Jetzt habe eine Verzögerung durchaus nicht mehr so viel auf sich, wie am Anfang. ‚Die täglichen 3 fl. 36 kr. Wartgeld', fügt er bei, sind ein Schreckschuss, welcher bei mir ohne Gefahr verknallt ist.' Herder war rathlos. Am 2. Mai 1854 erhielt er zu seinem Entsetzen die Mittheilung, der Artikel werde drei große Abtheilungen erhalten, er stehe bereits bei Abtheilung I. Nummer a Nun fuhr Herder das schwerste Geschütz vor, das er besaß. Darauf kam die Antwort: ‚Herr, wenn Sie mich und sich auf den Kopf stellen, ich kann nicht mehr und nicht schneller arbeiten. Man muss die ganze österreichische Geschichte in diesem Artikel unterbringen, und die Überschrift gleicht gewissermaßen einen Grasmückennest, in das der Kuckuck seine Eier gelegt hat.' Das war leider nur zu treffend. Herder, der begreiflicherweise einer kleinen Aufregung nahe war, fand es doch über den Spass, dass der Gelehrte nun schon mehrere Jahre an diesem Artikel arbeite, ohne ihn zu fördern. Diese Bemerkung öffnete dem letzteren die Augen, und er sah ein, dass der Verleger nicht mehr bloß ‚seine landesbekannten Drangschüsse verschwende', sondern wirklich Ernst mache. Daraufhin erklärte er am 3. Juni 1854 alle Beziehungen mit ihm abgebrochen. Allerdings war er bald wieder beschwichtigt. Dafür schickte er nun aber solche Massen von Manuscript, dass ein eigener Band für seine österreichische Geschichte nothwendig gewesen wäre. Beim Schluss einer Abtheilung waren es schon 308 Seiten. Die Redaction hatte keinen andern Ausweg mehr, als das Eingesandte kurz zu überarbeiten. Darüber war der Verfasser hoch entrüstet, denn das machte seinen Plan vollständig zu Schanden. Das sei, erklärte er, eine vormärzliche Censur, was die Redaction an ihm verübe.' Schließlich blieb nichts übrig, als den Artikel, der ohnehin auch so noch über hundert Druckseiten umfasste, am 24. Juli 1854 abzubrechen und die Fortsetzung auf den bereits in Aussicht genommenen Ergänzungsband zu verschieben. Es gieng aber dort um nichts besser. Wie indes alles auf der Welt ein Ende nimmt, so auch diese Geschichte. Am 18. Januar 1856 übersandte der allzu gründliche Verfasser zuletzt doch noch den Abschluss seiner Beiträge mit dem Ausdruck seiner vollsten Befriedigung darüber, ‚vielleicht den längsten Artikel im Kirchenlexikon geliefert zu haben.'*) Herder aber beschloss das so unangenehme Erlebnis

*) Gemeint ist der Artikel Wien (von Häusle), der im letzten Bande die Seiten 963–1078 und überdies noch im Supplementband die Seiten 1257—1307, zusammen also 167 S. umfasst. In der zweiten, bedeutend erweiterten Auflage nimmt der Artikel „Wien“ (von A. Starzer und K. Schrauf) 72 Spalten – 36 Seiten ein.



mit einem Brief vom letzten December 1857, in dem er sich ein Denkmal der Ehre setzte, wie vielleicht durch wenige andere Thaten. ‚Hierüber nichts weiter als die Versicherung, dass der ganze Vorgang an meiner Gesinnung gegen Sie nichts geändert hat, und dass ich jetzt, wie zur Zeit, da unsere geschäftlichen Beziehungen sich in bester Ordnung und zu gegenseitiger Zufriedenheit entwickelt, Ihnen mit aufrichtiger Freundschaft und Wertschätzung angehöre, und in meinem Herzen in Beziehung auf Sie kein anderes Gefühl hege, als das der Liebe. Lassen Sie uns darum den Vorfall ganz vergessen, und werden Sie mir wieder so gut, wie Sie es früher gewesen und wie ich es Ihnen allezeit war und mehr und mehr geworden bin in dem Maße, als mannigfache Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten an Sie herangetreten sind.'"

* * *

Im VI. Jahrgang 1897 hat das „Österr. Litteraturblatt" in einer Reihe von gediegenen fachmännischen Einzelreferaten — „Theologie", „Naturwissenschaften", „Geschichte" — die beiden großen Konversationslexika von Brockhaus und Meyer einer eingehenden Prüfung unterzogen, deren Ergebnis darauf hinauslief, dass vom Standpunkte des gläubigen Christen keines dieser beiden Werke „unbedingt und uneingeschränkt" empfohlen werden könne. Namentlich der Katholik muss sich oft durch das, was über Hauptlehren seines Glaubens und seine religiösen Übungen vom liberal-protestantischen Standpunkte aus vorgebracht wird, auf das empfindlichste verletzt fühlen. Es ist daher ein wahres, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst der Herder'schen Verlagshandlung, dass sie seit Jahren bestrebt ist, dem gläubig christlichen, namentlich katholischen Leser, oder richtiger Nachschlager, ein Handbuch zu liefern, aus welchem er mit voller Beruhigung die von ihm gewünschten Auskünfte schöpfen kann. Das Herder'sche Konversationslexikon hat nun in dritter Auflage zu erscheinen begonnen, die an Umfang und Ausstattung einen ganz entschiedenen Fortschritt gegen ihre bescheidenen Vorläufer bekundet und in jeder Hinsicht auf das wärmste anempfohlen werden kann. Auch diese dritte Auflage hat bei weitem nicht den Umfang seiner beiden älteren, so zu sagen erbgesessenen Mitwerber, es hält die Mitte zwischen „brevis esse laboro, obscurus fio" des Kürschner'schen Taschen-Lexikons mit seinen überaus knappen Artikelchen, und den mitunter übermäßig breiten Abhandlungen Brockhaus' und Meyer's. Um dies durch ein Beispiel anschaulich zu machen, umfasst der Artikel „Alpen" bei Kürschner 50 Zeilen, bei Meyer 18 Spalten, bei Brockhaus 17 Spalten, bei Herder, die maßvolle Mitte haltend, 13 Spalten. Das Herder'sche Werk bringt in präciser Form alles, was zur Übersicht und zum ersten Verständnis des betreffenden Gegenstandes nöthig ist, und dies umsomehr, als die beigegebenen Abbildungen und graphischen Darstellungen in zweckmäßiger Auswahl und Anordnung dem Texte dankenswert zu Hilfe kommen. Wer nach einem tieferen Eingehen verlangt, muss doch jedenfalls zu Specialwerken greifen, für welche die jedem wichtigen Artikel beigegebene Litteratur-Übersicht als Führer dient.

Freih. v. Helfert.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr Opitz, Wien



# Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholicismus.

Von Paul Maria Baumgarten.

Die neueste Geschichte des alten Schlagwortes „Voraussetzungslosigkeit“ darf ich als bekannt annehmen. Die Litteratur darüber verzettelt sich bis in die kleinsten Tagesblätter hinein, sie findet sich in Zeitschriften und beginnt ihren Einzug in die Bücher im eigentlichen Sinne zu halten.

Sollen wir Katholiken es schmerzvoll empfinden, daſs dieser Krieg entbrannt ist, oder sollen wir uns darüber freuen? Meines Erachtens haben wir allen Grund, diese umfangreiche Aussprache zu begrüßen. Es läſst sich durchaus nicht leugnen, daſs in einer für allen Autoritätsglauben höherer und höchster Art kritischen Zeit eine derartige Polemik von erheblichstem Nutzen ist und zwar intra muros et extra.

Intra muros weil sich zunächst — mit der sicheren Aussicht auf fortschreitenden Ausgleich der Gegensätze — eine Scheidung unter den Katholiken selbst vollzieht. Die Förderer des Wissenschaftsbetriebes zu immer umfangreicherer Erforschung der Wahrheit auf allen Wissensgebieten trennen sich vorläufig von jenen, die in heroischer Selbstgenügsamkeit ganz oder theilweise Verzicht leisten auf verstandesmäßige Durchdringung und Einordnung moderner Errungenschaften in die Summe alles dessen, was zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden und der Wirkung des Heiles der Massen dienlich ist. Mit dem Gebete allein, so nothwendig und heilsam es ist, können sich nur fromme Thoren als ausschließlichem Antidoton begnügen. Die seit Jahren erörterte Frage der Minderwertigkeit der Katholiken — nicht so sehr der qualitativen wie der quantitativen — hat zu gewissen greifbaren Ergebnissen geführt, die sogar schon, soweit das Deutsche Reich in Frage kommt, ihren meisterhaften statistischen Ausdruck gefunden haben.

Es kann nicht Wunder nehmen, daſs der Beginn des 20. Jahrhunderts mit einer gewissen Scheidung der Geister unter den Katholiken mit Rücksicht auf das wissenschaftliche Gebiet und die Auffassung des kulturellen Fortschrittes zusammenfällt, wie denn ja auch selbstverständlich die Glaubens-

und Sittenlehren in ihrer für alle Katholiken gleichmäßig bindenden Gewalt bei diesem Kampfe außer Betracht bleiben. Aber die Grenzgebiete und die Fragen niederer Ordnung sind das Schlachtfeld, wo auf der einen Seite der nicht autorisierte Warnungsruf: Officiorum ac munerum, auf der anderen Seite der Ruf: Veritas nunquam nocet ertönt. Die einen drohen in ihrer Eigenschaft als freiwillige inquisitores haereticae pravitatis gleich mit dem schweren Geschütz der Censurierung, wozu sie die Autorisierung nur von ihrem blinden Eifer, den sie mit dem Eifer für das Reich Gottes verwechseln, haben; die Anderen nehmen Forschungsfreiheit im vernünftigen Sinne in Anspruch, gerade um die wirklich feststehenden und bewiesenen Ergebnisse menschlicher Geistesthätigkeit als mit den Kirchenlehren — nicht mit Schulmeinungen — in durchaus nothwendigem Einklang stehend zu erweisen.

Eiferer hat es stets gegeben und wird es stets geben. Aber es ist eine alte Erfahrung und sie wird jeden Tag neu bestätigt, dass es ihnen gar zu oft an der großen Gabe des allgemeinen Überblickes fehlt. Sie sehen nur Ausschnitte, der Blick für das Ganze und auf das Ganze ist nicht vorhanden, und so holen sie sich eine Niederlage nach der andern, ohne sich zu bessern, was man als zweiten großen Mangel an ihnen beobachten kann. Fast ausnahmslos muss man drittens die beschämende Erfahrung machen, dass diese Eiferer ohne jede Einsicht für die Grenze ihres Wissens und Könnens sind, und sie gehen in Folge dessen mit dem leichtsinnigsten Muthe der Welt an wissenschaftliche „Vernichtungen" heran, denen sie in keiner Weise gewachsen sind. Bei dieser Lage der Dinge mag es ja häufig oder vielmehr meistens mit sehr erheblichen Unannehmlichkeiten verbunden sein, für sach- und zielgemäßen Fortschritt seine Stimme zu erheben, das darf jedoch Niemanden, dessen Stellung und Kenntnisse es erlauben, abhalten, trotz aller Insinuationen und Verdächtigungen diese sittliche Pflicht zum Nutzen der Kirche zu erfüllen.

Endlich lehrt die Geschichte der Menschheit, dass das aufrichtige, gut geordnete Streben nach vernunftgemäßem Fortschritt immer noch den Sieg über den wissenschaftlichen Quietismus davongetragen hat und dass die Gegensätze innerhalb des Katholicismus früher oder später stets einen harmonischen Ausgleich gefunden haben.

Extra muros stiftet dieser Geisteskampf Nutzen, weil eben eine umfangreiche Aussprache von hüben und drüben bei einer, wenn auch kleinen Zahl unserer Gegner die Erkenntnis zeitigen hilft, dass es mit den Vorwürfen gegen den Katholicismus durchaus nicht so bestellt ist, wie die Art der angewendeten Angriffswaffen und die wissenschaftliche Bedeutung der Gegner auf den ersten Blick vermuthen ließ. Mehr als Einer ist schon bekehrt worden

oder wenigstens auf dem Wege nach Damaskus. Und nicht gerade die minderwertigsten Elemente gehören zu diesen, vor allem aber solche Männer, die in verantwortungsvoller und leitender Stellung sich auf keine „Schule" einschwören lassen können. Die zu tragende Verantwortung für Maßnahmen allgemeiner Art kühlt das Blut, räumt dem Verstande mehr Rechte ein und verschafft einen offeneren Blick für die begründeten Ansprüche von Minoritäten, soweit der praktische Theil des wissenschaftlichen Betriebes in Frage kommt.

Nachdem Mommsen sein erstes Manifest erlassen hatte und gleich durch v. Hertling's Einspruch zur Zurücknahme alles Wesentlichen in diesem Aufrufe gezwungen worden war, meldete sich Max Lenz in Berlin mit seinem Vortrage „Römischer Glaube und freie Wissenschaft". Als dritter im Bunde erschien Max Lehmann in Göttingen mit dem Aufsatze in den Preußischen Jahrbüchern über die kirchliche Censur im zwanzigsten Jahrhundert. Es ist kein Zufall, dass alle drei Professoren, die eingestandenermaßen die Katholiken, ihre Kirche und ihre Lehre treffen wollten, zu jenen gehören, die von dem eigentlichen Wesen der katholischen Kirche, ihrem Lehrgebäude und ihren Einrichtungen die denkbar geringsten Kenntnisse haben. Woher sie jedoch das ihrem Geiste vorschwebende Zerrbild der Kirche und ihres depositum fidei genommen haben, verschweigen sie mit ebenso übereinstimmender Hartnäckigkeit. Dem möge sein wie immer, weil Mommsen gesprochen hatte, weil München den Anfang mit einer Zustimmungsadresse gemacht hatte, hielten sich sehr viele Gelehrte à raison des dehors für verpflichtet, iurare in verba magistri, obschon es feststeht, dass nicht wenige ihre Unterschrift nur mit schwerem inneren Widerstande, dem Zwange gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, gegeben haben.

Der Angriff Mommsen's bedeutete nichts anderes als eine empfindliche Kränkung der wissenschaftlichen Ehre aller derjenigen Hochschullehrer, die ihre wissenschaftliche Stellung mit ihrem treuen Glauben an die geoffenbarten Wahrheiten des Katholicismus vereinigen. Wie ich schon hervorhob, war Freiherr von Hertling der erste, der Mommsen antwortete; der zweite war Professor Grauert, der in einem langen Aufsatze in der Berliner Germania gegen den beleidigenden „collegialen" Angriff Mommsen's und der Übrigen wirkungsvolle Verwahrung einlegte. Der dritte ist Hofrath Professor Dr. J. M. Pernter in Wien, der vor einigen Tagen eine eigene Schrift herausgegeben hat, die den Titel führt: „Voraussetzungslose Forschung, freie Wissenschaft und Katholicismus" (Wien, Braumüller, 1902. 32 S. in Lex.-8°).

Das Heft zerfällt in vier Abschnitte, deren erster den Begriff der voraussetzungslosen Forschung untersucht; deren zweiter eine Erörterung über

freie Wissenschaft bringt; deren dritter von der Herrschaft der Theologenschulen handelt und deren vierter einen Beitrag zur Frage der Katholischen Universität bringt. Ich stehe nicht an, dieser geistvollen Darstellung einer brennenden, principiell wichtigen Tagesfrage eine hohe Bedeutung zuzubilligen. Der vornehme Ton der Schrift sticht wohlthuend ab von dem nicht selten wüsten Kampfgeschrei der Gegner in der Tagespresse, die unerbittliche Logik der Schlussfolgerungen aus unangreifbaren Vordersätzen läſst den wirklich geschulten Denker erkennen, und der Freimuth in der Behandlung der Probleme erlaubt es, auf die Sicherheit seiner Stellung einen Rückschluſs zu machen. Pernter war der berufene Mann, in diesen Fragen zu sprechen, und man muſs ihm außerordentlich dankbar sein, daſs er sich in dieser eingehenden und durchschlagenden Weise geäußert hat.

Ich will versuchen, den Inhalt der Schrift kurz zusammenzufassen. Der Verfasser sieht bei seiner Untersuchung von einer Apologetik der katholischen Dogmen an sich ab; er bleibt bei dem thatsächlichen Bestande, daſs es Forscher gibt, welche die Dogmen als wahr anerkennen, und beantwortet die Frage: welches ist die Stellung dieser Forscher in der Wissenschaft?

Absolute Voraussetzungslosigkeit gibt es nicht, denn ohne jede Voraussetzung gibt es keine Forschung, und wäre es auch nur die einfache Herübernahme der Forschungsresultate Anderer, die als richtig angenommen werden, um darauf weiter zu bauen. Bedingte Voraussetzungslosigkeit kann von Mommsen und Genossen auch nicht gemeint sein, soweit der Gelehrte, um Forschungen zu erhärten, Hypothesen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit aufbaut. Ein einstimmiges „Nein!“ aller Forscher, voran der Naturforscher, bildet die Antwort auf diese Frage. Die Voraussetzung einer Weltanschauung dagegen dürfte eher ins Auge gefaſst werden in dem vorliegenden Streite. Es ist unleugbare Thatsache, daſs alle Gelehrten ohne Ausnahme irgend eine Art von Weltanschauung haben müssen, wenn man von der pathologischen Erscheinung der absoluten Skeptiker absieht. Dieses schlechthin muſs also auch ausgeschlossen werden, und der Kreis verengert sich — übrigens gestehen das die Gegner auch ein — auf diejenigen, die eine positive, religiöse und, noch näher bezeichnet, eine katholische Weltanschauung haben. Diese Feststellungen macht der Verfasser nicht willkürlich, sondern er erweist sie aus durchaus zwingenden Gründen als wahr.

Warum soll nun besonders die katholische Weltanschauung jene Voraussetzung sein, welche der Forscher nicht haben darf? Weil, wie die Gegner sagen, diese Überzeugungen mit ungehinderter freier Forschung nicht in Einklang zu bringen sind. Der Verfasser erweist schlagend, daſs dem unter keinen Umständen so sein kann, weil der katholische Forscher nie gehindert ist, eine

sicher und gewiss erkannte Wahrheit auszusprechen, sondern im Gegentheil sogar durch seine katholische Weltanschauung verpflichtet wird, die als gewiss festgestellte Wahrheit zu verkünden und zu vertreten. Dass er so mit den Dogmen in Streit gerathen könnte, ist eine Behauptung, die dadurch nicht beweiskräftiger wird, dass man sie kritik- und beweislos bis zum Überdruss wiederholt. Es gibt einfach einen solchen Fall nicht. Meinungen und Hypothesen, selbst wenn sie noch so gläubig von einer noch so großen Menge für wahr gehalten werden, dagegen dem scharf untersuchenden Verstande nicht als vollkommen sichere und zweifellos erwiesene und jederzeit wieder erweisbare Forschungsresultate und Sätze der Wissenschaft sich darstellen, haben in diesem Zusammenhange keinerlei Existenzberechtigung. Die nächste Gelehrtengeneration wirft solche Kartenhäuser — was wir alle Tage erleben — schonungslos über den Haufen und verbrennt die Götzen falscher Forschung. Ebenso handelt es sich dabei nur um das wissenschaftlich Erforschbare überhaupt, was darüber hinausliegt, wird zwar in unendlich vielen Thesen vorgetragen, doch nicht zwei Systeme kommen zu demselben Ergebnisse; alles das scheidet also aus, und auf diesem Gebiete liegt eben fast der ganze Dogmeninhalt, der uns durch die Offenbarung vermittelt wird, weil der forschende Verstand diese Dinge nicht aus sich zu erkennen vermag. Erkennt man nicht darin die Exactheit des Forschers, dass er nie einen Beweis gelten läßt, der nicht durchwegs zwingend ist? Das sind allgemein anerkannte Grundsätze auf allen Gebieten der Forschung. Sollten dieselben bei Hypothesen und Systemen, welche man gegen die katholischen Dogmen in's Feld führt, deshalb ihre Giltigkeit verlieren, weil sie, neben ihrer wissenschaftlichen Seite, zum Kampfe gegen den Katholicismus dienen?

Die Verwechslung von Lehr- und Schulmeinungen mit katholischen Dogmen bildet ein erhebliches Missverständnis in dieser Frage. Der Fanatismus der katholischen Verfechter solcher Schulmeinungen, die sie persönlich zwar für die Lehre der Kirche halten, die es objectiv aber nicht sind, und die Leichtigkeit, mit der entgegenstehende Ansichten verketzert werden, nähren dieses Missverständnis unter den Gegnern in überraschender Weise. Zur Aufklärung der Sache werden von Pernter die durchschlagendsten Gründe angeführt, die wir hier übergehen können. Am Schlusse dieses ersten Abschnittes wird festgestellt, dass der katholische Forscher den Zweck jeder Forschung, die Findung der Wahrheit, mit vollster Freiheit verfolgen kann, ohne dass ihm die katholischen Dogmen das geringste Hindernis bereiten.

Freie Wissenschaft, wie im zweiten Abschnitte ausgeführt wird, gewährt keine Freiheit gegenüber der Wahrheit als solcher; dieselbe muss von einem wirklichen Forscher überall da anerkannt werden, wo er sie findet.

Auch darf dieselbe nicht wahr oder falsch nennen, was ihm beliebt, sondern nur das, was als solches erwiesen ist. Zweifelhaftes einfach wahr oder einfach falsch zu nennen, ist auch nicht erlaubt, vielmehr müssen solche Forschungsergebnisse je nachdem als wahrscheinlich oder unwahrscheinlich bezeichnet werden. Die Wissenschaft ist also in allen diesen Beziehungen nicht frei. Frei dagegen ist sie, wenn uns dieselbe als Summe des aus der Forschung sicher Erkannten mit Hinzugabe aller Hypothesen, Meinungen und Systeme mit Einschluss aller Forschungsmittel und Forschungsmethoden gegenübertritt. Dieser Wissenschaft, wie sie in den Forschern leibt und lebt, wird die Freiheit vindiciert und zugesprochen. Das Wort von der freien Wissenschaft will demnach bloß besagen, und darin muss jeder logisch geschulte Gelehrte zustimmen, dass ein jeder die Freiheit hat, jene Meinungen, Hypothesen, Theorien und Systeme aufzustellen und auszusprechen, welche er will, und jene Methoden der Forschung nach Belieben anzuwenden, welche ihm zweckdienlich erscheinen. Wird er bei dem einen oder dem anderen von Besserwissenden corrigiert, so muss er sich das gefallen lassen, gleichgiltig wer es ist, der ihm diese Correctur zu Theil werden lässt. Nimmt er sie an, so handelt er logisch, thut er es nicht, so verlässt er den Weg der Wissenschaftlichkeit. Der weitere Ausbau dieses Satzes führt zur Feststellung, dass die besserwissende Autorität in Fragen, deren Erforschung die menschlichen Verstandeskräfte übersteigt, die außerhalb des exacten Forschungsbetriebes liegen, eine andere sein muss als die eines wissenschaftlichen Collegen, und für uns Katholiken ist das im gegebenen Falle die Kirche. Wir beugen uns deren überlegener Einsicht, wo andere sich in die unbeweisbarsten und unbewiesensten Theorien im Namen der „Wissenschaft" verlieren. Beugen wir uns nicht, so stellen wir uns außerhalb der Wissenschaft und außerhalb der Kirche, was jedem unbenommen ist, wie zahlreiche Beispiele zeigen. Dass bei der Unterwerfung kein Schaden für die Wissenschaft entsteht, ergibt sich aus der Thatsache, dass es sich in solchen Fällen stets nur um Meinungen handelt, welche auf jenem Grenzgebiete liegen, wo die volle Erkenntnis, das Durchdringen zur Wahrheit, dem Menschen mit Hilfe der Forschung allein im großen Ganzen versagt ist und bleiben wird.

Der „Fall Galilei", der nach solchen Ausführungen unweigerlich aus der Rüstkammer hervorgeholt wird, gibt dem Verfasser Veranlassung, zunächst zu betonen, dass die Verurtheilung Galilei's auf Grund von theologischen Meinungen und Ansichten erfolgte, um dann ein Wort über die Herrschaft von Theologenschulen im Allgemeinen zu sagen.

Pflicht der Theologie als Wissenschaft ist es, die gesammte menschliche Geistesthätigkeit, unter oberster, unantastbarer Herrschaft der geoffenbarten

Wahrheiten, in den Dienst der Wissenschaft von Gott und über Gott zu stellen, ein theologisches Lehrgebäude zu schaffen, das die höchste Vollendung menschlichen Denkens darstellen soll, die überhaupt erreichbar ist. In dieses theologische System alle Fragen des profanen menschlichen Wissens einzuordnen, in ihm alle neuen Ergebnisse logisch zu katalogisieren, mit Umsicht und Emsigkeit an der Vervollkommnung des Baues thätig zu sein und niemals zu rasten, ist oberste Pflicht dieser Wissenschaft. Diese ist, weil menschliche Thätigkeit, stets und zu allen Zeiten vervollkommnungsfähig, und es muss das Streben sämmtlicher Gottesgelehrten sein, von überall her Bausteine zum Aus- und Weiterbaue herbeizuschaffen. Die theologische Wissenschaft theilt mit allen anderen Wissenschaften die Abhängigkeit von den Zeitverhältnissen und den in ihnen lebenden Menschen. Es gibt dort ein Auf und Ab, es gibt Glanzpunkte in der Geschichte dieser Wissenschaft, aber es kann unmöglich ein Ausruhen, einen freiwilligen Stillstand, einen gewollten und beabsichtigten Verzicht auf weitere, höher strebende Thätigkeit geben, unter dem Vorgeben, der Höhepunkt menschlichen Erkennens sei erreicht worden zu irgend einer Zeit.

Der Verfasser windet dem heiligen Thomas von Aquin einen Lorbeerkranz und erkennt dem phänomenalen Genie des Engels der Schule in begeisterten Worten das Verdienst zu, in bisher vollkommenster Weise die Wissenschaft der Theologie aufgebaut zu haben, die Leistung eines wahren Genies, die für alle Zeiten aufrichtige Bewunderung verdient.

Hieran knüpft nun Pernter einige Ausführungen über die nachthomistische Zeit an. Thomas hat alle anderen Theologenschulen allmählich zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt; Thomas galt auch in nebensächlichen Dingen als textus receptus, von dem man kaum abzuweichen wagte. Seine Anhänger lebten sich im Laufe der Zeit vielfach in einen geradezu unerlaubten Thomascultus hinein und sahen ein Abweichen von seiner Lehre fast wie einen Verstoß gegen das Dogma an. Heute wird alles ad mentem divi Thomae tractiert, so dass man sich vor der Hochflut der so bezeichneten Werke kaum zu retten weiß. Die theologische Wissenschaft geht auf in Commentaren, die Philosophie macht es nicht viel besser. Die Dominikaner giengen soweit, dass sie gelobten — und sie sollen es heute noch thun —, nie etwas zu lehren, was gegen die Lehre des heil. Thomas ist. Heißt das nicht einem Menschen fast göttliche Autorität zuerkennen? Die Folge davon war Erstarrung statt Fortschritt, Haarspalterei statt Forschung.

Für die vorliegende Frage sind diese Ausführungen von Bedeutung, weil petrefakte Schulmeinungen durchgängig zur Unduldsamkeit führen, und zwar in allen Wissenschaften, nicht bloß in der Theologie. Die theologischen

Schulen nehmen für sich die Autorität der lehrenden Kirche zu Unrecht in Anspruch, und so werden denn abweichende Meinungen mit großer Leichtigkeit als Abweichung von der kirchlichen Lehre bezeichnet und damit unberechenbarer Schaden intra muros et extra angerichtet. So wird die großartige Leistung des heiligen Thomas, der das Wissen seiner Zeit so innig in sein theologisches System zu verweben wusste, in den Händen kurzsichtiger Epigonen zum Unheile, nicht nur für diejenigen, die gegen die Schulmeinung fehlen, sondern für das Ansehen des Katholicismus in der Wissenschaft überhaupt.

Im Einzelnen belegt der Verfasser die Unhaltbarkeit der Ansicht, dass alles Neue als mindestens bedenklich, weil mit dem Dogma nicht gut vereinbar, abzulehnen sei, durch eine Anzahl Beispiele aus den Naturwissenschaften. Daher kommt es, dass Fernerstehende es dem Katholicismus als solchem zur Last legen, wenn gesicherte Ergebnisse von der Schule abgelehnt werden, aus mitunter wenig plausibeln Gründen. Und in diesen Zusammenhang gehört, wie der Verfasser ausführt, der Fall Galilei's. Man habe wahrlich keine Veranlassung, gleich nervös zu werden und alles Neue mit scheelen Blicken anzusehen, als ob die blasse Angst, es könne dem Dogma ein Schaden zugefügt werden, die Grundstimmung eines katholischen Theologen sei. Nur die wohlbegründete Angst, dass den veralteten und erstarrten Schulmeinungen etwas passieren werde, bewirkte und bewirkt die nervöse Empfindlichkeit und den Widerstand der Herren der Schule. Thomas nahm das ganze Wissen seiner Zeit in sein System auf, und die Schüler thun alles, um dem Meister darin nicht ähnlich zu werden.

Da das Wesentliche im thomistischen Systeme keiner Änderung bedarf, so kann es sich bei der bisher vernachlässigten Arbeit nur um Aus- und Umgestaltungen von Punkten zweiter und dritter Bedeutung für die Theologie handeln, die aber für das Ansehen derselben und für die Reputation der katholischen Forscher in der Wissenschaft von eminenter Bedeutung sind. Das wird die beste Art, Thomas zu ehren, sein, dass man sein Werk fortführt.

Im vierten Abschnitte bespricht Pernter die katholische Universität. Theoretisch billigt er ihr auf Grund der vorausgegangenen Erörterungen volle Existenzberechtigung zu, aber zugleich weist er auf die überwiegenden Schwierigkeiten hin, die ähnlich schon v. Hertling vor ein paar Jahren geltend machte.

* * *

Gegenüber der reichen Fülle von Ideen, die in dieser Schrift niedergelegt sind, kann ich hier unmöglich auf alles eingehen. Ich beschränke mich auf einige Ausführungen zum dritten Abschnitte. Der Eid der Dominikaner bezüglich der Lehre des heiligen Thomas, sowie der Eid anderer Ordensleute

bezüglich ihres Hauptordenslehrers hat heute nicht mehr dieselbe Bedeutung wie vor ein paar hundert Jahren. Die verschiedenen Orden halten diesen Brauch aus Verehrung aufrecht, gestatten aber auch Vorbehalte bei der Eidesablegung. Nach dem 8. December 1854, nach dem Verschwinden der Astrologie aus dem Bereiche der Wissenschaft, nach der Entdeckung zahlreicher kosmischer und physikalischer Gesetze und nach vielen anderen Dingen muss man in diesen Eiden nur eine Verpflichtung auf das Wesentliche des in Frage kommenden Lehrgebäudes sehen. Denn wenn sich die Kirche einmal entschließen würde, in wichtigen Fragen, die zwischen zweien solcher Systeme controvers wären — und solcher gibt es — eine Entscheidung zu fällen, so wäre damit das Ende einer dieser Gewohnheiten besiegelt. Damit mag man zu einer einigermaßen anderen Beurtheilung dieser Sache kommen, wie bei Pernter.

Die Lebhaftigkeit der Darstellung bei der Schilderung der erstarrten thomistischen Schule will augenscheinlich durch etwas stärkeren Farbenauftrag eine Aufrüttelung der Geister herbeiführen. Man darf darum nicht jeden Ausdruck durchaus wörtlich verstehen, obschon man anerkennen muss, dass der Gedankengang Pernter's im Allgemeinen der Natur gut abgelauscht ist. Es sind noch nicht viele Jahre her, dass ein gefeierter Dogmatiker eines der römischen Athenäen gestorben ist, der bis zu seinem Tode an der Theorie von 24 Stunden für die Schöpfungstage festgehalten und diese gelehrt hat, so lange er Professor war.

Nicht in seine Rechnung hat der Verfasser die Thatsache eingestellt, dass, wie ich einleitend erwähnte, die crasse Unkenntnis aller katholischen Verhältnisse, namentlich aber des Wesentlichen in der Kirchenlehre, auf Seiten der Gegner eine Verständigung sehr erschwert. Mausbach weist in seiner jüngsten Schrift mit Recht auf die an sich überraschende Thatsache hin, dass bei den Angriffen auf die katholische Moraltheologie der Katholicismus sofort und zunächst mit einer Gewissenserforschung über die Richtigkeit des bisherigen Betriebes geantwortet habe. Pernter thut in diesem Falle das Gleiche. Ich hebe das hervor, nicht als ob ich damit nicht im Allgemeinen einverstanden wäre, sondern weil ich dringend wünschen möchte, dass in der bevorstehenden zweiten Auflage der von mir berührte Punkt der Unkenntnis der Kirchenlehre auch Beachtung in seiner Darstellung finden möchte. Derselbe gehört ganz naturgemäß zur Abrundung des Bildes.

Auch die systematisch betriebene Verhetzung hindert im Übrigen ganz gescheidte Männer, vorurtheilslos an die Erörterung und Beurtheilung katholischer Probleme heranzutreten. Sie verstehen es nicht, rein innerkirchliche Angelegenheiten von den übrigen zu unterscheiden, sie zerren sie manchmal gewaltsam vor ein Forum, vor das sie durchaus nicht gehören.

Sie vermögen es nicht, Dinge, die der einzelne Katholik mit seinem Gewissen und seiner Kirche allein auszumachen hat, als solche anzuerkennen und sie mischen sich infolge dessen in Angelegenheiten, die sie durch Nichtbeachtung ehren müssten. Für sich verlangen sie gegebenen Falles genau das Gleiche.

Ähnlicher Punkte könnte ich noch mehrere anführen, aus denen mit Evidenz hervorgeht, dass auch das weiteste Entgegenkommen im Sinne des Verfassers die von ihm betonten Gravamina der katholischen Gelehrten nicht wird aus der Welt schaffen können. Damit will ich nun in keiner Weise behaupten, dass deswegen nicht von unserer Seite erst recht alles geschehen solle, um das verlorene Terrain nach Möglichkeit wieder zu erobern.

Es bleibt bestehen, was Leo XIII. von den Lehren des heiligen Thomas sagt, dass, wer leichtsinnig von seinen Anschauungen abweicht, sich in die Gefahr des Irrthums begibt. Es bleibt aber auch bestehen, dass, wer einem gegentheiligen oder abweichenden gesicherten Forschungsergebnisse nicht zustimmt, weil Thomas anderer Ansicht war, schon irrt. Den Worten des heiligen Vaters die Bedeutung geben, dass man nicht von der Lehre des Aquinaten in irgend einem Punkte abweichen dürfe, wenn die Forschung dazu zwinge, hieße jegliches Gesetz vernünftiger Interpretation umstoßen. Mit den wenigen Fanatikern, die sagen, dass man Thomas nie werde eines Irrthums zeihen können, haben wir es hier nicht zu thun. Als Gelehrter, der nur einzig und allein durch die Macht seiner Beweisführung wirken kann, participiert Thomas auch nicht einmal indirect an einer wie immer aufgefassten Infallibilität. Es ist darum zu begrüßen, dass Pernter in seiner hochbedeutsamen Schrift diese Frage durch seine temperamentvollen Ausführungen über diesen Punkt in Fluss gebracht hat. Es werden die Äußerungen für und wider sich bald geltend machen, so dass auf Grund der vorliegenden Schrift eine Klärung der Angelegenheit, die dringend nothwendig war, in weiteren Kreisen eintreten wird.

* * *

Dieser Aufsatz war schon abgeschlossen, als mir Houston Stewart Chamberlain's Abhandlung: „Katholische" Universitäten*) zugieng. Ich brauche die geistreiche, blendende Schreibweise dieses Gelehrten nicht besonders hervorzuheben; sie ist bekannt. Ich habe auch nicht nöthig, auf seine staunenswerte Belesenheit aufmerksam zu machen. Was jedoch im genannten Aufsatze besonders auffällig in die Erscheinung tritt, ist eine gewisse Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Abschnitte, sind nicht unerhebliche logische Entgleisungen und eine bedauerliche Verwechslung von Zeiterscheinungen in der Kirchen-

*) Die Fackel, Nr. 92 vom 24. Januar 1902 (Wien).



geschichte mit den wesentlichen, unverrückbaren Merkmalen des Katholicismus. Diese Mängel benehmen der Abhandlung im Ganzen einen erheblichen Theil ihres Wertes, so gerne man auch einzelne Ausführungen als richtig und gut beobachtet oder deduciert unterschreiben wird.

Im Besonderen glaube ich Einspruch erheben zu sollen gegen die Interpretation vieler von Chamberlain angezogenen kirchlichen Aussprüche. Man merkt doch gar zu deutlich, dass ihm die theologische Schulung fehlt, um jedesmal den richtigen Sinn derselben zu erfassen. Es genügt nicht, dass man lateinische Sätze übersetzen und an sich verstehen kann; man muss auch die Tragweite und Bedeutung der Worte im feststehenden theologischen Sprachgebrauch kennen.

Es ist anzunehmen, dass Chamberlain Ehrhard's Buch kannte, als er am 15. Januar seinen Aufsatz abschloss. Wenn dem so ist, dann erscheint unverständlich, was er alles über den Syllabus zu sagen weiß. An dieser Stelle und in diesem Zusammenhange muss ich darauf verzichten, näher auf die von ihm aufgeworfenen Fragen einzugehen, und es ebenso ablehnen, — man möchte fast sagen kindliche — Anmerkung Seite 7 mit ihm zu erörtern.

Pernter's Untersuchung über den wahren Begriff der Freiheit der Wissenschaft vom katholischen Standpunkte aus läßt deutlich erkennen, dass er gegenüber Chamberlain, der dasselbe Thema (Seite 7 ff.) behandelt, der tiefere und geschultere Denker ist. Mit einer großen Leichtfertigkeit gruppiert Chamberlain gewisse nicht zusammengehörige Dinge zu einem Ganzen, das ihm als Operationsbasis dient, um von da aus einen Husarenritt in katholisches Land zu machen. Seine Ausführungen waren schon widerlegt, bevor sie gedruckt wurden, und zwar in der Pernter'schen Schrift (Seite 18 ff.). Dort mag sich Chamberlain die Aufklärung über diesen principiell so wichtigen Punkt holen.

Was Pernter über die Bedeutung von namentlich naturwissenschaftlichen Thesen, Hypothesen, Meinungen und Systemen, die noch weit ab vom Gebiete des wirklich Bewiesenen liegen, sagt, dürfte Chamberlain in Zukunft abhalten, mit „neuesten Annahmen“ (Seite 13), „neuen Vorstellungen“ (Seite 14) und ähnlichem zu hantieren, um der Kirche Vorwürfe über die Behandlung der Wissenschaft zu machen. Ein solches Vorgehen ist direct unwissenschaftlich.

Es liegt mir selbstverständlich ferne, die persönlichen Erfahrungen Chamberlain's bei seinem Schulbesuche in katholischen Ländern anzuzweifeln. Er erzählt uns nämlich, dass er in seiner Jugend von seinen Schulkameraden, die sämmtlich katholisch waren, als „Ketzer“ häufig verhauen worden sei. Wogegen ich aber scharfen Widerspruch einlege, das ist die seichte Art, mit der er aus diesen und einigen anderen Vorkommnissen, die ich nicht

controlieren kann, allgemeine Schlussfolgerungen zieht, die sich auf den Glauben der Katholiken und die Bethätigung dieses Glaubens beziehen. Auch das ist unwissenschaftlich.

Was soll man zu dem Satze sagen: „Der Katechismus nach dem Beschluss des Tridentinischen Concils sagt ausdrücklich (pars I, cap. 10) die Pfarrer sollen das ‚credo sanctam ecclesiam catholicam' von allen Glaubensartikeln am häufigsten einprägen (omnium frequentissime inculcandus est); es ist, wie man sieht, wichtiger, dass man an die Kirche als an Gott und Christus glaube." Es gehört die ganze Eile eines Gelehrten dazu, der einen Aufsatz für den Tagesbedarf dem im Vorzimmer schon wartenden Setzerlehrling schnell übergeben muss, um eine so unglaubliche Schlussfolgerung zu machen. Ich bin nicht so gutmüthig, Chamberlain auf seinen groben Fehler aufmerksam zu machen; den mag er selbst finden, wenn er es vermag. Und die Fortsetzung des eben angeführten Satzes setze ich auch nicht hierher, obschon dieselbe einen noch gröberen Fehler gegen die Logik enthält.

Der Aufsatz Chamberlain's umfasst 32 Seiten und ist überschrieben: „Katholische" Universitäten. Auf Seite 21 endlich kommt er auf sein Thema. Was er dazu zu sagen weiß, ist nicht nur mager, sondern auch nicht übermäßig sachlich. Der Vergleich mit Frankreich kann für den österreichischen Plan nicht maßgebend sein. Mit mehr Recht hätte er die Universität zu Freiburg in der Schweiz heranziehen können, weil dort das verwirklicht ist, was man in Österreich anstrebt. Aus den Ausführungen des Verfassers geht ersichtlich hervor, dass er allerlei auf dem Herzen hatte, was er gern in einen Aufsatz zusammenfassen wollte. Da die Abhandlung so ziemlich de omnibus rebus handelte, so ergab sich kein wirklich passender Titel, und als erfahrener Mann wählte darum Chamberlain einen augenblicklich in Wien recht zugkräftigen, der nur den kleinen Fehler hat, dass er nicht zum Aufsatze passt. Pernter hat von solchen Äußerungen keine Widerlegung seiner Ausführungen zu fürchten.





# Adam Trabert.

**Von Richard v. Kralik.**

Wenn ich ein Maler wäre, so könnte es mich reizen, das rosige, gesundheitstrotzende Gesicht des Achtzigjährigen im Rahmen des schneeweißen Bart- und Haupthaares auf die Leinwand zu bringen. Aber auch dem Schriftsteller bietet Adam Trabert ein nicht minder dankbares coloristisches Problem. Ganz so wie bei Josef Görres, unserem Bannerträger, bildet sein männlicher Charakter einen harmonischen Contrast von blutfrischem Roth und fleckenlosem Weiß, von unbeugsamem, kampfbereitem Eifern für Recht und Freiheit und demüthigster Unterordnung unter die allein feststehenden Ideale unseres Lebens. Die glühendste Leidenschaft des Kämpfers für alles Gute verbindet er mit der unbedingtesten Ergebenheit für seinen Herrn und Gott, wie für seine Mutter, die Kirche. Und das ist, wie mir scheint, auch die einzig richtige Farbenmischung; die Treue, die deutsche Treue, ist das Band, das beide Farben verbindet und eint.

Noch in einer anderen Beziehung vereinigt der alte Jüngling zwei sonst scharf auseinanderfallende Seiten des Lebens: die thätige und die ästhetisch beschauliche Seite. Für jede dieser Seiten stellt er aber einen ganzen Mann, keinen halben. Der einen, der thätigen Seite zu folgen, verzichte ich hier; ich wäre es auch nicht imstande. Da soll er lieber selber reden und die Schleußen seiner Erinnerungen aufthun. Wenn man das Vergnügen gehabt hat, ihn von seinen hessischen Erlebnissen im Parlament und in der Festung plaudern zu hören, dann kann man nur hoffen, dass er uns einst seine Memorabilien nicht vorenthalten werde. Nur Eines will ich über ihn als Mann der That sagen: er gehört zu jenen wenigen, zu jenen einzigen Menschen, denen die Politik den Charakter nicht verdorben hat. Brauche ich dafür einen anderen Beweis anzuführen, als dass er das Schicksal aller ähnlichen Geister theilt: die schließliche Vereinsamung?

Dass ihn diese Vereinsamung auch auf dem anderen Gebiete seines Wirkens, dem poetischen, getroffen hat, das darf auch nicht Wunder nehmen. Denn auch zur breiteren Wirkung der Kunst gehört eine Art von Politik, die

nicht eines jeden Sache ist. Der Künstler, der anerkannt sein will, muss nicht nur Künstler sein, sondern auch Geschäftsmann, Händler, Speculant, Ausrufer, Vermittler &c., ja, er muss mindestens die Hälfte seiner Energie und Zeit diesem Geschäftszweige widmen. Mit Recht haben darum G. Freytag und W. Scherer in ihren poetischen Anleitungen auch diese Seite der Ästhetik berührt. Aber ach, mein lieber Trabert, wir werden in dieser Beziehung halt immer etwas rückständig bleiben! Ja, ich klage mich ernstlich an, dass ich dich bisher noch nie öffentlich gelobt habe, so sehr es mir mein Herz gebot. Aber, warum hab ich's versäumt? Vielleicht aus Furcht, dass du mich dafür wieder lobst und wir bei den ehrlichen Menschen in den Verdacht der unredlichen Kameraderei kommen! Hinweg mit dieser Feigheit! Ich will von nun an nur meinem Herzen und meiner Pflicht folgen.

Wenn ich also mit der Ehrlichkeit eines Geschwornen über meine ästhetischen Eindrücke urtheilen soll, so muss ich vor allem den Dramatiker vom Lyriker trennen. Trabert hat zwei Bühnengedichte veröffentlicht, eine Elisabeth von Thüringen und einen Kaiser Julian den Abtrünnigen. Beide sind in großem Stil gehalten, und mich zieht an jenem besonders ein romantischer Zug an, der hauptsächlich in der Gestalt des alten Zauberers und Sängers Klingsor zum Ausdrucke kommt, in diesem der Gedanke, die Handlung durch ein derbrealistisches Höllenparlament einzuleiten. Aber die volle Persönlichkeit des Dichters finde ich doch nicht hier, auch nicht seine volle Kunst, vielleicht deshalb, weil Trabert durch die Ungunst der Zeit von der praktischen Bühne ausgeschlossen blieb, weil seine Stücke nur die vorläufigen Talentproben eines aussichtslosen Idealisten bedeuten. Er kann sich unmöglich auf der Bühne, wie sie jetzt nun leider einmal ist, zu Hause fühlen. Das kann keiner von uns.

Ganz zu Hause ist er vielmehr im Gebiet der Lyrik. Und dies Gebiet ist kein beschränktes, es umfasst die objective, epische Ballade ebenso wie das allerpersönlichste Momentbild, den Naturselbstdruck des dichterischen Gemüthes. Aber so reich seine ganze Tonleiter, sein Farbenkasten ist, er experimentiert und coquettiert nicht mit zweifelhaften, unwahren und unechten Abarten der lyrischen Gattung, nein, wenn ich ein Musterbeispiel für das geben sollte, was ich im reinsten, vollsten und echtesten Sinne für lyrisch erachte, nach den strengsten nnd höchsten Gesetzen der Kunst, so wüsste ich nichts Treffenderes anzuführen als die drei Bändchen, die als „Deutsche Gedichte aus Österreich" in Frankfurt a. M. (G. Wendel) 1888—1889 erschienen sind. Es mag vielleicht gefeiltere und geputztere Lyriker geben, was aber jene Ursprünglichkeit betrifft, mit der sich eine volle und reiche Persönlichkeit in ungebrochenem und einheitlichem Strome ergießt, sich selber

und seine Überzeugung voll ausleben läßt, so wüßte ich meinem Dichter wohl alle antiken und mittelalterlichen Collegen an die Seite zu setzen, aber nur wenige moderne. Gewiss ganz naiv und ohne nachahmen zu wollen, gibt Trabert uns und unserem Culturkreis, unserer Zeit eben das, was die Alten ihren größeren oder kleineren Kreisen gaben, nämlich sich selber und ihre persönliche ungeschminkte Stellung zur Zeit, zu ihrer Politik, zu ihrem Volk, zu seiner Geschichte, seinem Glauben.

Trabert ist Österreicher, nicht durch Geburt, sondern durch Wahl, und zwar nicht durch zufällige Wahl, sondern aus politischer Überzeugung. Als Herold dieser Überzeugung tritt er vor ganz Österreich hin. In dem ersten Theil seiner Gedichte, den „Schwertliedern eines Friedsamen", beschwört er zu diesem Zweck die Vergangenheit. Er ruft die Todten auf, sie sollen ihm segnend das Geleite geben, sie sollen ihre Heldengräber öffnen und ihm helfen, für die deutsche Sendung Österreichs zu zeugen. Mit Recht sieht er diese Sendung in der Türkenzeit begründet, im Vorkampfe der christlichen Ostmark gegen den Ansturm des Islam, in jenem Kampfe, der auch die mehr als nationale Bedeutung des deutschen Kaiserthums zur Geltung brachte. Köstlich kommt das in seinem Studentenlied zum Ausdruck:

Sagt, ihr Bratschen, sprecht, ihr Geigen,
Warum heute denn so stumm?
Macht euch gar so traurig schweigen
Kara Mustafa's Gebrumm?

— — — — — — — — —

Mit gespalt'nem Schädelknochen
Liegt hier einer kalt und schwer;
Ungern hat er deutsch gesprochen,
Böhmisch spricht er jetzt nicht mehr.

Keiner hier in unser'm Kreise
Kämpfte braver doch für Wien:
Brüder, sprecht zur Himmelsreise
D'rum ein „Otce nas" (Vater unser) für ihn.

So sind alle diese historischen Balladen voll actuellen Lebens, keine Virtuosenkünste. Wie symbolistisch im besten Sinn ist jenes „Kinderspiel" aus der Türkenzeit:

Am Kohlmarkt saßen bei Lehm und Sand
Zwei Knaben im frohen Spiele;
Sie schnitten sich Stäbchen mit emsiger Hand
Und setzten in's Gräblein die Mühle.

Dann schleppten sie flink des Wassers herbei
Und füllten geschäftig den Graben.

Da fällt die Bombe. Ein banger Schrei
Gellt rings: O weh, den Knaben!

Die aber schreckte nicht der Schreck;
Sie lachten aus Herzensgrunde,
Dann liefen sie beide zur Bombe keck
Und löschten mit Wasser die Lunte.

Und als erloschen die Lunte war,
Da giengen sie wieder zum Spiele;
Und schöpften Wasser vom Brünnlein klar
Und ließen sich drehen die Mühle.

Ein volles Sinnbild des Lebens, besonders des allzu sorglosen Wiener Lebens!

Ganz actuell stellt sich auch der Dichter in den Eugen-Liedern:

Vor deinem Bilde neig' ich
Die Laute, Prinz Eugen!
Zu deinem Ruhme schweig' ich;
Was sollt' auch ihr Getön?

— — — — — — — — —

Dreut Unheil jetzt, so tret' ich
Zu dir, dich anzuseh'n,
Und feuchten Auges bet' ich:
Noch einen, Herr, wie den!

Ebenso rüstig und lebendig besingt unser Dichter die Gelbschnäbel von Kolin, Hadik's Zug nach Berlin und ähnliche Dinge, die die Österreicher aus Rücksicht für ihre einstigen Gegner zu vergessen suchen. Dem Sieger von Aspern, dem Helden von Leipzig und dem Vater Radetzky baut er auch ein Denkmal, ich will nicht übertreibend sagen, dauernder als Erz, auch will ich nicht leugnen, dass es möglich wäre, den Ausdruck, das Bild manchmal virtuoser zu prägen; aber so im Zusammenhang des Ganzen, und das ist ja die Hauptsache, sind die Helden der österreichischen Geschichte nie verständnisvoller aufgefasst worden, als Träger einer Mission, die noch immer fortdauert. Und dabei doch, welche echt poetischen Bilder! So, wenn der Dichter am Tage von Custozza die Vision hat:

Vor der Burg ist mir's geschehen,
Dass ich damals konnte sehen,
Wie das Standbild Karl's sich rührt.
Dreimal thät's die Fahne schwenken,
Dreimal sie zur Erde senken,
Wie man Siegern salutiert.

Wie volksthümlich beginnt sein Lied an Königgrätz:

O, Königgrätz, wer dein gedenkt,
Wie wird dem bang zu Mute!
Dein weites Feld, es ist getränkt
Mit Östreichs rotem Blute.

Ein sterbender Deutscher, ein Böhme und ein Magyar erheben nun ihre Klagen. Trefflicher kann man die Bedeutung des Tages nicht verbildlichen. Freilich auch nicht peinlicher. Aber es ist halt so, mag man die Ohren zuhalten oder nicht. Gewaltig deutet ein „Soldatenspruch“ den Finger der göttlichen Gerechtigkeit;

Zitt're nicht, mein Österreich,
Du so schwer bedrohtes,
Blicke nicht so schreckensbleich
In der Nacht des Todes!

Nun deutet er an, warum Albrecht den Italienern gegenüber siegte, warum das Leid von Sadowa erfolgen musste, und schließt:

Gottes Zucht war dieser Krieg;
Höre sein Ermahnen,
Und es wird dir Sieg auf Sieg
In des Rechtes Bahnen.

Bedeutsam wird diese Mahnung einem Krieger, der von Custozza her nach dem Norden kommt, in den Mund gelegt. Der Dichter findet aber die schönste Lösung für all' dies Leid in der „Rache für Sadowa“:

Vergaß wohl je den Todesstreich,
Wer ihn empfieng und doch genas?
Und glaubst du doch, o deutsches Reich,
Dass Östreich Sadowa's vergaß?

Vergessen ist die Rache nicht,
Ob noch so tief in's Herz versenkt;
Einst wird sie kommen stolz ans Licht,
Doch anders, als ihr draußen denkt.

Wenn euch einst Feinde rings bedreun
Und einsam euer Banner weht,
Dann wird es dies mein Östreich sein,
Das wie bei Leipzig bei euch steht.

Zu Schutz und Trutze wie bei euch,
Und ihr auch uns zur Hilfe nah,
Das soll — o hör' es, deutsches Reich —
Die Rache sein für Sadowa.

Und ähnlich sagt er in den Straßburg-Sonetten:

Wir hatten Grund und haben doch vergeben.
So sind es wir, die hier das Opfer bringen;
Doch anders läſst sich nicht der Haſs bezwingen,
Als daſs er Freundschaft wird auf Tod und Leben.

Aber wohin käme ich, wenn ich mich nicht losreißen wollte von all' dem, was mich auch in den folgenden Zeitgedichten aus den Siebziger- und Achtziger-Jahren lockt, zu verweilen. Ich wiederhole nur noch einmal: das ist die richtige Art, wie der Lyriker sich zu seiner Zeit zu stellen hat. So hat der alte Solon, so Walther von der Vogelweide, so die Troubadours, so noch Klopstock in seinen Oden, so zuletzt Grillparzer sein Wort erhoben, alle in ihrer Weise, Trabert in der seinen. Hören wir nur noch sein Schluſswort:

Und soll ich euch singen mein Lieblingslied?
Mir klingt's aus dem Stern, der da droben zieht,
Mir säuselts im Flüstern der Frühlingsnacht,
Mir tönts aus dem Sturme, der dröhnend erwacht,
Mir braustʼs in dem Herzen dem Strome gleich:
Hoch Österreich!

„Ein Menschenleben", bietet der Dichter im zweiten Theile seiner Sammlung. Es sind subjective Töne, der Liebe und Trauer, die hier angeschlagen werden:

Manchen, der mich anders kannte,
Mag befremden dieser Ton,
Aber, wo die Lava brannte,
Blüht nicht auch die Rebe schon?

Es ist lauter Wahres, Erlebtes und Erfühltes, Echtes und Tüchtiges, was hier in kräftiger, gerader, einfacher und treuer Weise zur Aussprache kommt. Und so ist es recht. Die Lyrik ist das Gebiet der Realistik, sie soll nur thatsächliche Erfahrung geben, sie soll nur formen und bilden, nicht erfinden und erlügen, wie der Romanschreiber. Die Phantasie, der Geist hat dabei noch genug zu thun, wie etwa in folgendem schön geschliffenen Spruche:

Stich der Wespe macht Beschwerde,
Schmerzt und brennt wie glühend Erz;
Erde d'rauf! Der kühlen Erde
Nur ein wenig heilt den Schmerz.

Herz, geduldе dich zu warten;
Enden wird auch dir das Leid,
Wenn man dort im stillen Garten
Einst auf dich die Erde streut.

Lieben kann unser Trabert trotz dem verliebtesten Minnesänger. Ich lasse ihn nur so einige Liedanfänge trällern, mehr nicht, sonst könnte man's übel nehmen:

Welchen Boten send' ich aus,
Mir mein Lieb zu grüßen? —

Am Weg zur Liebsten steck ich mir
Ein Röslein auf den Hut;
So komm' ich, wie der Lenz zu ihr
Umstrahlt von Rosenglut. —

Von tausend Vögeln umsungen,
Von tausend Blumen umblüht,
Von weißen Armen umschlungen,
Die Herzen von Lust durchglüht,
O, bleibe so schön, du herrliche Welt,
Die mir der Himmel zur Freude bestellt. —

In den Grübchen deiner Wangen
Lachen Engel, holdes Kind! —

Aber der Minnesänger wird zum Flitterwochenehegemahl und muſs bald Wiegenlieder für seine Kinder dichten. Sein Gesang übertönt alles Leidige:

Es mag dann kommen, was da will;
Frau Sorge singe noch so schrill. —

Aber nicht nur seine Geliebte besingt der Dichter, auch die Freiheit, die schönste aller Bräute; ihr hat er sich einst in Sturm und Drang zugewandt, bald freilich von den Orgien seiner Kameraden angewidert. Er läſst uns so den Verfassungskampf in Hessen 1850, seine ungerechte Verurtheilung, seine endliche Rehabilitierung mit erleben, er erhebt uns zu edlen Regungen des Verzeihens, der Klärung:

Ihr Worte des Zornes, o, seid verweht!

Und:

Wir waren schuldig hüben, drüben.

Der Rechtsbruch von 1866 treibt ihn aus seinem Vaterlande, aus Kurhessen.

Das Schicksal ist gekommen:
Alldeutschlands Bund zerbrach
Und zog in seinem Falle
Auch dich, mein Hessen, nach.

Da bleibt mein Trost der Stecken,
Auf dem ich ritt als Kind.
Nun denn, so will ich wandern
Mit ihm in Sturm und Wind.

— — — — — — —

Nun fort, mein Stecken, weiter!
Das Schicksal schreitet mit;
So glücklich werd' ich nimmer,
Wie einst ich auf dir ritt.

Er kann jene Reichszerschneider nicht verstehen:

Die das Reich des Doppelaars
Blutig abgeschnitten.
Einheit nennt ihr's; Theilung war's,
Doch — ihr habt's gelitten.

In das ferne Donauthal
Zieht es mich, den Müden,
Wo den alten Kaisersaal
Alte Fahnen hüten.

Fahnen schwarz vom Pulverrauch
Ungezählter Schlachten —,
Deutsche Thaten waren's auch,
Die sie einst vollbrachten.

Der Großdeutsche wird nun auch ein Großösterreicher, besser und consequenter als wir alle. Das ist sein Programm:

Mit Öst'reichs Feinden kühn mich schlagen,
Mit Czechen und Polen mich gern vertragen,
Mit Ungarn stehn fürs ganze Reich
Und für das Recht der Völker zugleich;
Will's Gott, auch mit den Deutschen draußen
Die frechen Brecher des Friedens zausen —
Das nenn' ich ein Sprüchlein von gutem Klang;
Gott lass es gelten mein Leben lang.

Er weiß es gar gut, woran die Österreicher kranken:

Sie schelten als sauer zum Magenrühren
Die Traube, die köstlich reift daheim;
Die Beeren, die draußen den Dornbusch zieren,
Sind ihnen süßer als Honigseim;
Ja, finden sie Koth dort hinter den Hecken,
So glauben sie laut'res Gold zu entdecken;
Und dichtet ein Lügner zu Österreichs Schmach,
So betet's ihr gläubiger Eifer nach.

Aber „trotzalledem" singt er:

Mir ruht in jeder Herzensfalte
Ein Stück von dir, o Österreich!
Und wenn ich dich als mein behalte,
So ist mir alles andre gleich.

Das Bedeutsamste in der Entwicklung Trabert's scheint mir aber zu sein, dass ihn ebenso wie einst Görres und manche Romantiker erst das Leben mit nothwendiger Consequenz zum lange vernachlässigten Glauben zurückführte. Er, der die Freiheitsfahne geschwungen, der die Rechtsstandarte hochgehalten, steht noch auf dem alten Standpunkt, nur hat er im großen weltgeschichtlichen Process, der ihn selber arg genug mitgenommen, die Kirche als den alleinigen Hort von Freiheit und Recht erkannt; das drückt er meisterhaft in den „Canossa" überschriebenen Sonetten aus. Es schmerzt mich, dass ich sie nicht alle hier mittheilen kann. Aber, wer mein Freund bleiben will, der soll sie im Buche nachlesen, bedenken und anderen vorlesen.

„Nach zwanzig Jahren" der Fremde wandert der Dichter wieder einmal im Geiste in die Heimat. Ergreifend und erschütternd ist es, wie er sich nach seinem Fuldathal sehnt. Schon sieht er die Rhön leuchten; aber er will nicht laut jauchzen, um das Reh in der Schlucht nicht zu stören, er will nur den Hut schwenken und leise grüßen:

Gott segne, Gott segne viel tausendmal
Mein Fuldathal!

Trotz der ganz modernen Art dieses Gedichts gemahnt es doch im besten Sinne an jenes berühmte „O weh" Walther's von der Vogelweide, mit dem er nach langer Zeit seine Heimat begrüßt. Ganz im Geiste jener unserer wahren Meister und Klassiker des Mittelalters sind auch die „Lebensregeln" des folgenden lakonischen Spruches:

Eig'ne Würde bester Adel.
Sei ein Ritter ohne Tadel:
Wo gefehlt dein heißes Blut,
Mach es büßend wieder gut.

Neige dich vor wahrer Größe:
Decke gern des ander'n Blöße:
Nur dich selbst zu keiner Frist
Heuchle größer als du bist.

Kämpfe nieder alles Schlechte:
Halte fest am guten Rechte;
Sei der Schwachen Schutz und Schild:
Richte streng, doch strafe mild.

Mehr als alles hass' die Lüge.
Drücke keinen, keinen trüge,
Lohn und Leistung halte gleich.
Nur durch Arbeit werde reich.

Viele werden doch dich schelten.
Dies mit gleichem zu vergelten,

Unterlasse fest und klug.
Auch allein sei dir genug.

Wie gesagt, das kann nur mit der allerbesten Gnomik des Mittelalters und des griechischen Alterthums verglichen werden. Hieher gehört auch die schöne, breit ausgeführte Parabel, in der „Hass und Liebe“ als das ähnlichste Geschwisterpaar geschildert wird.

Die letzte Sammlung „Trösteinsamkeit“ ergänzt die beiden früheren nach mancher Seite:

Mein stilles Haus am Grabesrand,
Tröst-Einsamkeit, so sei's genannt.
Tröst-Einsamkeit! Hier tretet ein,
Ihr letzten Tage, die noch mein.

Mein Leben war ein Waffengang
Mehr als ein halb Jahrhundert lang.
Ich hab gesorgt, gekämpft, gewacht
Und selten auch an mich gedacht.

Bin ich deshalb so ganz allein;
Nur mein Erinnern ist noch mein;
Ihr aber, meine Lieder, seid
Mein Trost in allem Erdenleid.

Die Lyra des Dichters begleitet immerfort lebendig die Ereignisse des Tages und gibt ihnen Tiefe und Bedeutung. Wie treffend ist zum Beispiel das Gedicht an das neue Reichsrathsgebäude in Wien:

Stolzes Heim der Parlamente,
Hat uns dieser Säulen Pracht,
Diesen Glanz der Marmorwände
Ein Hellene kühn erdacht?

— — — — — — — —

Alles Edle ruht im Maße,
Volksvertreter, lernt es hier,
Und der maßlos öden Phrase
Schließt, o schließt die Pforten ihr.

— — — — — — — —

Nur so lang es seine Götter
Ehrte, war Achaia groß;
Zu zerstören ist der Spötter,
Der Verneiner düstres Los.

Es ist kein Wunder, wenn unser rüstiger Wanderer endlich einmal etwas „müde“ wird, wie er in einem seiner allerschönsten Lieder singt:

Gewandert bin ich so viel und weit;
Doch nun, ich fühl's, ist Schlafenszeit.

Dem Geiste wird das Denken schwer,
Auch ihn hat all sein Hin und Her
Schon müd' gemacht.

Der Schlummer kommt, als wär's ein Schwan
Und trüge sanft mich himmelan.
Ich möchte so zu Gott einst geh'n;
Wie wäre da der Tod so schön.
O Welt, gut' Nacht!

Doch hab' ich vieles noch zu thun,
Drum segne, Gott, mein kurzes Ruh'n;
Lass mir des Schaffens Freudigkeit,
Die mir des Lebens Lust und Leid
So lieb gemacht.

Nein, er ermüdet doch nicht. Gleich erschwingt er sich wieder zu einem Dithyrambus „Am Ufer der Adria", der Zeugin der Siege von Lepanto und Lissa:

Ich greif' in deine demant'ne Flut,
Als könnt' ich mit Himmelsgewalten,
Den Landen des Kaisers zu treuer Hut,
Auf ewig dich fassen und halten.
Die Krone der Weltherrschaft ruht
In dieser Flut.

Köstlich zeichnet er dann das politische Getriebe:

Wahltag ist. Ein Schurke, wer
Heute wagt zu fehlen.
Kommt, Gevatter, setzt euch her,
Helft die Stimmen zählen.
Großmaul heißt das Feldgeschrei,
Nieder die Feudalen!
Nieder auch die Klerisei!
Sieg den Liberalen!
Großmaul hoch! Das ist der Held,
Umzukneten Staat und Welt.

Nicht eben erhebend ist sein Facit des Weltgetriebes:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht",
Ich glaub' es nicht.
Denn mit dem Guten geht in seine Gruft
Auch mancher Schuft,
Der sein Geraubtes durfte mehren
Und froh verzehren.
Am Grabstein aber steht zu lesen,
Er sei ein Edler und geliebt gewesen.

Der Dichter hat eben gar zu viel Übles gesehen und erfahren:

Und soll ich dir sagen, mein guter Freund,
Was mir der Übel größtes scheint?
Schulmeisterlein, das sich als Leuchte der Welt
Für klüger als seinen Pfarrer hält,
Und Pfäfflein, das des Glaubens bar
Doch steht im Amt am Hochaltar.

Er weiß, welches „Trifolium“ die Welt regiert:

Es ist uralte Regel
Und regt mir oft den Zorn:
Der Dummkopf und der Flegel
Steh'n aller Orten vorn.
Oft hat sich zu den Zweien
Der Gauner auch gesellt,
Dann rufen sie zu dreien:
So soll sich dreh'n die Welt!

Aber trotzdem läßt sich der Sänger die Lust nicht vergällen, noch manches saftige Trinklied und Minnelied anzustimmen oder am liebsten ein kräftiges Streitlied:

Himmel, gib mir Fröhlichkeit,
Dass ich lustig singe,
Oder auch ein neues Leid,
Dass ich mit ihm ringe.
Nicht ein feig erschlich'nes Glück,
Kampf ist's, was ich wähle.
Kühn zur Sonne strebt der Blick
Einer freien Seele.

Kräftig richtet er seine „Absagen“ nach links und nach rechts, scheut sich nicht, den „Bestgehassten“ sich zur Seite zu stellen; sein „fröhliches Gemüth“ ist in aller politischen und litterarischen Vereinsamung nicht umzubringen, er hat ja seine Sach' nicht auf die Welt gestellt, auch nicht auf „nichts“, sondern auf einen Grund, der ihm jede andere Stütze entbehrlich scheinen läßt.

Auch Gott, den noch kein Auge sah,
War doch von allem Anfang da
Und bleibt auch nach dem Ende.
Das Leben und der Tod ist sein,
Und was er mir verlieh als mein,
Ich leg's in seine Hände.

So, das ist wieder unser ganzer Dichter, echt und gerade, ohne Duckmäuserei, wie ohne Schwulst und Überstiegenheit auch seinem Herrgott gegenüber, auch hier ein frischer, freier, froher und frommer, deutscher Christenmensch.

Wenn ich zum Schlusse Adam Trabert recht charakteristisch classificieren und in die Litteraturgeschichte einreihen soll, so möchte ich ihn unter unseren Zeitgenossen einem aus der gegnerischen Schule vergleichen und gegenüberstellen, nämlich dem wohlbekannten Detlev v. Liliencron, dem größten Talent der modernen Schule. Liliencron hat wie Trabert erst spät publiciert, ist erst spät berühmt worden. Populär in gewissem Sinn wurde er erst durch eine beispiellose Anstrengung der ganzen modernen Genossenschaft. Er ist nur eben ein classisches Beispiel dafür, wie schwer auch das echte Verdienst durchdringen kann. Ohne Mithilfe niemals. Erst ein Vierteljahrhundert nach 1870 haben die Deutschen in Liliencron den eigentlichen „Homer" dieses weltgeschichtlichen Ereignisses zu erkennen geglaubt. Trabert aber wird einst, das steht für mich fest, als der berufene „Tyrtäus" der noch viel dramatischeren Katastrophe von 1866 erkannt werden müssen. Die ganze Bedeutung des deutschen Bundes gegenüber dem alten heiligen Reich, die Schuld der Revolutionen in diesem Bunde, vor allem der politische Fehler, die tragische Schuld von 1864, die sich dann sogleich an Österreich rächte, die bis auf den heutigen Tag währenden, noch ungelösten Folgen eines der schicksalschwersten Rechtsbrüche, all das hat an Trabert nicht nur einen tiefverständigen Richter, einen Seher, sondern auch einen das rechte Wort treffenden Herold gefunden. Ich will, um dies Bild zu vervollständigen, hier noch ein Gedicht „Der deutsche Bund" nachtragen.

In schweren Unglückstagen,
O hartes Weh der Zeit!
Da ward zerstückt, zerschlagen
Des Reiches Herrlichkeit.

Doch als es lag zertrümmert
Bis in den tiefsten Grund,
Ward uns ein Bau gezimmert,
Das war der deutsche Bund.

Zwar flammte vom Kyffhäuser
Kein Freudenfeuer her,
Denn ach, der Stuhl der Kaiser
Blieb umgestürzt und leer.

Doch ward ein Ring der Treue
Alldeutschlands fester Wall,
Dass sich die Falschheit scheue,
Zu sinnen den Zerfall.

Und dazu sprach sein Amen
Mein Volk mit Herz und Mund;
Es sprach: In Gottes Namen
Gesegnet sei der Bund!

Und aus des Reichs Ruinen,
Aus alter Missethat
Fieng herrlich an zu grünen
Des Friedens junge Saat.

Da gab's ein frohes Regen
Im Thal und auf der Alm:
Die Arbeit und ihr Segen
Schoss mächtig in den Halm.

Es standen die Gesellen
Um ihren Meister froh,
Und zu der Hämmer Gellen
Klang freudig ihr Halloh.

Wie da auf seiner Scholle
So stolz der Bauer saß,
Weil Rind und Schaf und Wolle
Noch nicht der Zins ihm fraß.

Noch nicht in Waffen starrte
Das Volk von Land zu Land,
Und wo das Rösslein scharrte,
War's an den Pflug gespannt.

Kein Wölkchen doch des Zagens,
Wann wo den Feind wir sahn;
Die Düpp'ler Schanzen sagen's,
Wer dort den Sturm gethan.

Mein Schleswig meerumschlungen,
Wie haben wir dich heiß
Umworben und errungen,
Doch schwer gezahlt den Preis.

Denn aus dem Lorbeerkranze
Ward ein Cypressenkranz
Und aus dem Siegestanze
Ward uns ein Todtentanz.

Doch still, mein Lieb, beklage
Nicht grollend das Geschick;
Alldeutschlands gold'ne Tage
Gibt uns kein Gott zurück.

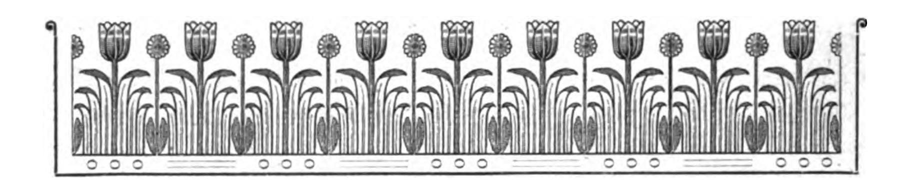
Doch dass so jähe Wende
Gebracht der erste Streich —
Uns alle traf das Ende
Und uns're Schuld ist gleich.

Es ist von prophetischer Bedeutsamkeit, dass dieser Dichter der Tragik deutscher Einheit kein Österreicher und kein Preuße, sondern ein gleichsam vaterlandsloser Kurhesse sein musste. Ich weiß, dass ich hiemit dem Namen Trabert's eine Bedeutung gebe, die ihm nicht einmal bei seinen nächsten Gesinnungsgenossen wird, nicht bei Österreichern, nicht bei Katholiken. Aber das irrt mich nicht, denn ich weiß, dass diese Anerkennung erst dann eintreten kann, wenn sich die politischen Anschauungen über jene Katastrophe von Grund aus geklärt haben werden! Das ist aber im gegenwärtigen Zustand mangelnden Gleichgewichtes, bewaffneten Friedens, ungelöster Probleme ganz und gar unmöglich, wenigstens bei den Massen. Einzelne mögen sich wohl schon zu freierer Ansicht durchringen. Jedenfalls werden unsere deutschen Brüder diese Art von „alldeutscher" Gesinnung unserem Sänger nicht übel nehmen dürfen.

Ebenso stehen die Aussichten für rasche Anerkennung auf rein ästhetischem Gebiete; denn der Politik des Erfolges steht heute auch eine Ästhetik des Erfolges zur Seite. Ein großer Theil des deutschen Volkes, wozu vor allem die Katholiken gehören, hat sich nach diesem Grundsatze einreden lassen, dass er rückständig und inferior sei, weil er einfach versäumt hat, sich den äußeren Erfolg zu sichern. Nervös gemacht durch das Siegesgeschrei des Gegners, wirft diese Schar ihre eigenen Waffen weg und vollendet die vermeintliche Niederlage durch Selbstmord und gegenseitiges Gemetzel, ungefähr so, wie man von den Cimbern und Teutonen erzählt. Aber seien wir gerecht! Trabert kann entschieden nicht so viel wie die Modernen, was die Technik, die Mache betrifft. Er kann nicht zugleich vierfach gereimte Sicilianen declamieren, während er eine brennende Petroleumlampe auf der Nase balancieren und acht Messingbälle in der Luft umwirbeln läßt. Der Demokrat Trabert hat sich nicht wie der altadelige Freiherr

dazu hergegeben, Leiter eines Überbrettels zu werden, um so den Erfolg aufs höchste zu steigern. Er hat nicht die Modedichter anzusingen verstanden, um von ihnen mit in den Parnass gehoben zu werden; er hat sich nirgends vor denen gebeugt, die ihn allenfalls zu politischen Zwecken fördern konnten. Ja, es ist auch wahr, dass Liliencron und seine Genossen die Sprache, den Vers, das Bild unbedingter meistern, schärfer prägen, fleißiger feilen. Aber man darf nicht jedes von jedem verlangen. Bei jenen Modernen ist die Sprache, der Vers, das Bild Selbstzweck, bei Trabert nur Mittel zu höherem Zweck; er will und darf eben nicht im Mittel stecken bleiben, er darf nicht die Dienerschar, und wenn es auch Edelknappen wären, zu Herren machen. Seine Kunst ist die vornehmere, die echtere, die richtigere. Auch als historischer Dichter des Jahres 1870 ist Liliencron im Äußerlichsten stecken geblieben, freilich aus Princip. Die moderne Kunst will ja nur Nervenreize wiedergeben; das thut sie mit großer Virtuosität und artistischer Pikanterie. Man hört es zur Abwechslung einmal gerne. Aber ich zweifle, ob diese Wirkung anhalten wird. Wertvoller und weniger modisch scheint mir die Weise Trabert's. Wahr ist auch und zuzugeben, dass nicht jedes Gedicht bei ihm vollendet ist, dass der Reim, der Vers, der Ausdruck oft widerwillig zum Dienst gezwungen wird. Aber das kommt wohl bei jenen Bewunderten nicht vor? Welche Sinnlosigkeiten, welche Reimzwänge, welche Bilderfratze ist ihnen nicht schon entschlüpft! Ich werfe es ihnen nicht vor, denn ich halte mich ans Positive und Starke, nicht ans Negative und Schwache bei Freund wie bei Feind. Ich will nicht den kritischen Chor der quakenden Schar im Froschpfuhl vermehren. Ich will vielmehr dazu beitragen, dass unsere Meister nicht allzu lange verkannt werden. Darum mögen denn jene dort ihres Ruhmes ungekränkt genießen. Du, mein Trabert, bedarfst des Ruhmes freilich nicht, dir leuchten ewigere Sterne. Aber *wir* brauchen dich und deine endliche Anerkennung. Du hast nur deinem Gewissen gehorcht. Auch uns schlägt das Gewissen, dass wir dich, unseren edlen Meister, so lang übersehen und verrätherisch und treulos nach fremden Meistern geschielt haben. Du bist glücklich, du hast deine Sache geleistet. Du hast dein Pfund nicht vergraben. Wir empfangen es mit reichem Wucher von dir. Es ist nun an uns, dafür zu sorgen, dass es unsere Freunde nicht zernagen, unsere Feinde nicht stehlen, sondern dass es erhalten bleibe als ein Schmuck- und Eckstein jener deutschen, volksthümlichen, christlichen, allumfassenden Kultur, die wir zwar noch nicht haben, an deren Bau wir aber unermüdet weiter arbeiten wollen.





# Adam Trabert

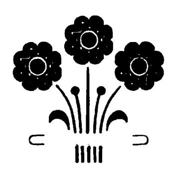
zum 27. Januar 1902.

Von Richard v. Kralik.

Als Österreichs und Preußens Aar sich um den Königshorst
Im deutschen Hain befehdeten und ringsum Feld und Forst
Erscholl vom Lärme des Gefechts
Und alles Federvolk sich duckte zagend,

Kamst du, mein Trabert, von der Hessen Gau zu uns heran
Und warfst dein Wort als bied'rer Sänger und als deutscher Mann
Wohl in die Schale guten Rechts,
Nicht nach der Palme des Erfolges fragend.

Nun freilich wiegt ein Manneswort
Heut nimmermehr so viel wie Blut und Eisen.
Jedoch getrost! Es wirkt ja fort
Und wird sich einst als mächtiger denn Erz und Stein erweisen.
Ja, wer's erlebt, der wird's erfahren. Sieh', wir haben Zeit.
Du bist erst achtzig Jahre alt:
Vor dir steht noch ein Stück Unsterblichkeit.





# Aus Trabert's Gedichten.

## Die alte Uhr.

Wir zünden die Lampen im Speisesaal,
Den Kindern, den Freunden zum fröhlichen Mahl.

Da plaudern wir froh, so lang wir allein,
Wie unser Anfang war so klein.

Hoch unterm Dach ein Stübchen schmal,
Das Fenster so niedrig, die Wände so kahl.

Ein Öfchen am Gange, das war dein Herd;
Der Topf darauf hat's wenig beschwert.

Der Teller Vorrath — für uns nur zwei
Und für den Besuch noch Numero drei.

Gar manchem, dem du den Tisch gedeckt,
Hat's doch vom dritten Teller geschmeckt.

Die Stühle, sie waren hart und schwer,
Und kamst von seidenen Pfühlen doch her.

Wir aber hielten bescheiden Haus
Und schmückten das Heim uns langsam aus.

Und als nach mancher durchwachten Nacht
Wir's endlich zur ersten Uhr gebracht —

„Tiktak! Tiktak! Sie schlägt sogleich!"
Wie sprachst du das Wort so froh, so reich.

Und als du hörtest des Glöckleins Ton,
Nie machte den Kaiser so glücklich sein Thron.

Und neuer Segen kam mehr und mehr
Als hätt' ihn die Uhr gerufen her.

Dann aber wurden die Zeiten schwer:
Es galt, zu kämpfen für Recht und Ehr'.

Und weil ich treu zum Rechte stand,
Gieng mir verloren mein Vaterland.

Die Uhr nur, die alte, blieb mein und dein;
Wie weintest du bitter bei ihr allein!

Wie hast du bei ihres Glöckleins Klang
Die Stunden gezählt so lang, so bang!

Da hat mir Österreich gastlich gewährt,
Uns wieder zu gründen Haus und Herd.

Die Rebenhügel, die Alpen fein,
All seine Thaten sind jetzt auch mein.

Mein seiner Freiheit milder Glanz,
Mein seiner Leiden Dornenkranz!

Die Uhr, die alte, hat's miterlebt,
Die jetzt zum Schlagen den Hammer hebt.

Sie kündet mit hellem Glockenklang:
„Kein Erdenleid währt allzu lang."

Da kommen die Gäste! Der Tisch ist gedeckt;
Nun zeigt der Mutter, wie gut's euch schmeckt.



## Ich komme, dich zu küssen.

Vom Wald umrauscht, im Mondenschein,
So lag ich unterm Flieder;
O Jugendzeit, ich dachte dein
Und rief: O komme wieder!

Da kam die Fee im Nebelkleid
Und sprach: Du sollst sie haben;
Nur musst du in Vergessenheit,
Was je du warst, begraben.

Das traute Bild vom Elternhaus,
Die tollen Knabenstreiche,
Den Kuss der Lieb' — lösch' alles aus
Für das, was ich dir reiche.

All Glück und Leid lösch' aus zuvor;
Dir hilft mein leiser Finger.
Lösch' aus, wie du gestürmt, o Thor,
Des Unrechts festen Zwinger.

Lösch' aus das Weh, du armer Mann,
Das dieser Sturm dir brachte,
Und wie die kluge Welt dich dann
Im Elend laut verlachte.

Ich aber rief: Verweh! Vergeh!
Du Nebelbild, zerstiebe!
Ich bin zu reich für dich, o Fee,
An Lust und Leid und Liebe.

Ich hab' gekämpft, geliebt, gelebt,
Und was ich hatt' und habe,
Was ich gelitten und erstrebt,
Ist mehr als deine Gabe.

Was sich die Fee dazu gedacht
Und was sie noch begonnen?
Ich glaub', sie hat mich ausgelacht
Und ist in Duft zerronnen.

So kam's, dass ich der Alte blieb,
Verwettert und verschlissen;
Doch klang der Wald: Du süßes Lieb!
Ich komme, dich zu küssen.

Ich weiß nicht, war's mein eignes Lied,
War's das der Nachtigallen;
Ließ Etwas doch, bevor sie schied,
Die Fee ins Herz mir fallen?



## Träume und Reime

aus der Zelle Nr. 5 der Bergfeste Spangenberg.

Es ist ein holdes Kinderpaar,
Kommt Hand in Hand gegangen;
Im Winde weht sein Lockenhaar,
Gleich Rosen blüh'n die Wangen.

So zieh'n sie in die Welt hinein,
Zwei trauliche Genossen,
Und niemand hält sein Kämmerlein
Vor ihnen zugeschlossen.

Ein Knab' ist eins mit heißem Blut
Und trotziger Geberde;
Sein Auge rollt in stolzer Glut,
Ihm dünkt zu klein die Erde.

Die Ströme brausen tief und laut,
Er muss sie keck durchschwimmen:
Kein Adler hat so hoch gebaut,
Er muss noch höher klimmen.

Und tobt um ihn des Wetters Wuth,
Er wankt nicht von der Stelle —
Das ist der stolze Jugendmuth,
Der trotzige Geselle.

Du gibst ihm gerne das Geleit,
Mag Blitz und Donner grollen,
Und fühlest seine Glut erfreut
In deinen Adern rollen.

Zu bald doch läßt er dich allein;
Dann muß dein Herz erkalten,
Wenn du nicht weißt sein Schwesterlein,
Das holde, festzuhalten.

Das ist ein Kind von stiller Art
Mit wundersamen Gaben,
Das dir das Höchste offenbart,
Was in dir liegt begraben.

Es blickt dich traut und sinnig an,
Da siehst du sich entfalten
Auf dem Gedankenocean
Die hehrsten Lichtgestalten.

Es sendet einem Gotte gleich
Dich aus in blanker Wehre,
Zu kämpfen für der Freiheit Reich,
Für Gott und Recht und Ehre.

Sein Name heißt Begeisterung
Nur für die höchsten Ziele,
Die noch im Alter kühn und jung
Sich stürzt ins Kampfgewühle.

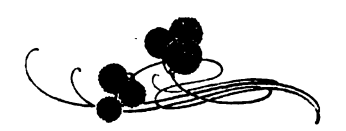
Wird's doch einmal im Kampf mir schwül,
Ein Trostwort, das ich habe,
Es heißt: Einst ruhst du still und kühl
Und lang genug — im Grabe.

## Der gefallene Stern.

Die lieben Sterne wallen
So freundlich und so sacht;
Doch einen sah ich fallen
Herunter in die Nacht.

Ich sah den gold'nen Schimmer,
Und dann erlosch das Licht;
Jetzt such' ich immer, immer
Den Stern und find' ihn nicht.

Die noch dort oben wallen
In unnahbarer Fern',
Die sagen: Der gefallen,
War deines Glückes Stern.





# Vision.

Von R. Crabert.

Wie trugst du mich auf deinen Flügeln,
O Traum, so wunderbar und schnell
Von waldumrauschten Rebenhügeln
Zum Gnadenhort Mariazell!

Tief war die Nacht. Kein Sterngefunkel
Hat freundlich mir bestrahlt die Bahn.
Das Gotteshaus so still und dunkel —
Und doch, es war mir aufgethan.

Ich ganz allein. Und welch' ein Beben
Durchschauerte mich armen Mann!
Das Gnadenbild, es fing zu leben
Und sonnenhaft zu leuchten an.

Die Heil'ge weinet. Zähr' auf Zähre
Benetzt ihr Kleid als Thränenstrom
Und zu dem Kinde spricht die Hehre:
„Hörst du die Rufe ‚Los von Rom!'?"

Das Kindlein hört sie wohl und schaute
Ins liebe Mutterangesicht
Und sprach mit süßem Trosteslaute:
„O Mutter, Mutter, weine nicht!"

„Lass' laut sie toben, stolz sie prahlen;
Mein Kreuz steht hoch genug und frei,
Wie Himmelslicht hinab zu strahlen
Zu Volksbetrug und Narrethei.

„Mein Felsen Petri lässt sie stürmen —
Das Zwergen- und das Riesenheer,
Und wenn sie Berg' auf Berge thürmen,
Das alles sinkt zerschellt ins Meer.

„Die Reinsten meiner Priester stehen
Eins mit den Völkern, kampfbereit;
Das Kreuz und seine Fahnen wehen,
Wer fragt da noch: Wann ist es Zeit?

„Steh' auf, steh' auf, dich zu verjüngen,
Mein Österreich, zu neuer Kraft!
Du musst den Argen jetzt bezwingen,
Der, Böses wollend, Gutes schafft."

So sprach das Kind; da trat am Himmel
Der Sonnenheld aus gold'nem Thor,
Doch Waffenklang und Kampfgetümmel
Und lauter Weh'ruf trifft mein Ohr.

Ihr Christen, flechtet Siegeskronen!
Der Feind zerstob in wilder Flucht
Und heulend singen die Dämonen:
Schwer trifft die Rache, wen sie sucht.





# Joseph Freiherr von Helfert.

## Erlebnisse und Erinnerungen.

## III.

## In Kremsier.

### 1.

Wo heute Kremsier steht, war vielleicht vor unvordenklichen Zeiten eine rohe Ansiedlung, im frühen Mittelalter finden wir da ein Dorf mit einer herzoglichen Burg und einer uralten Kapelle; der bei dieser angestellte Priester bezog seine Einkünfte aus den Gehöften des Dorfes Otěhřibi, wo besonders die Bienenzucht gedieh. Den Ort und die Burg von Kremsier erkaufte um das Jahr 1100 Bischof Johann II. von Olmütz für sein Bisthum und von da an galt für die Kremsierer der Spruch: Unter'm Krummstab ist gut wohnen. Im Jahre 1207 besaß der Ort schon einen Jahrmarkt, aber sein wahres Aufblühen sollte er erst dem thatkräftigen Bischof Bruno verdanken. Dieser begann 1260 den Bau einer großen gothischen Kirche zum heiligen Mauritius, wie deren Olmütz schon früher eine solche besaß; in Böhmen ist mir keine Kirche auf diesen Heiligen bekannt. Zur Mauritiuskirche stiftete Bruno ein Collegiat-Capitel; wir lesen in Urkunden von einem Archidiaconus Cremeserensis, von einem Decanus Cremsirensis ꝛc. In der Zwischenzeit hatte Bruno das Dorf Kremsier zum Marktflecken erhoben, der 1290 mit Brünner Stadtrechten und einem städtischen Richter begnadigt wurde; jetzt bekam Kremsier auch Stadtmauern mit einem Wallgraben, mit Thürmen und Thoren. Nahezu anderthalb Jahrhunderte vergiengen in vollem Frieden, bis die Husitenkriege auch über Mähren Unheil brachten. Im Jahre 1421 wurde Kremsier von Diviš Bořek v. Miletinek und den Brüdern Victorin und Hynek von Poděbrad belagert, 1422 musste es den Husiten capitulieren und erhielt eine starke Besatzung, 1432 wurde es von dem Raubritter Smil von Moravan überfallen und verwüstet, die Mauritius-Kirche ausgebrannt. In diesen Kämpfen gieng wohl auch Otěhřibi mit seiner Bienenzucht zugrunde, von dem längst keine Spur mehr vorhanden ist. Das Kremsierer Capitel war jetzt seiner Güter beraubt, der Gottesdienst in der zerstörten Kirche unmöglich,

und so zerstreuten sich die Domherrn und nahmen neue Heimstätten, wo sie solche fanden, während in der von ihnen verlassenen Stadt der Utraquismus seinen Sitz aufschlug. Doch nicht für lange! Um 1460 werden die Anhänger des Kelches vertrieben, der Prediger Matthäus wird gefoltert, vor die Stadt geschleppt und dort von vier Pferden zerrissen, sein Amtsbruder (socius) Janicellus endet auf dem Scheiterhaufen. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts löst Bischof Stanislaus Thurzo die Stadt und die Capitelgüter wieder ein, ruft 1508 die Domherren zusammen und verspricht ihnen, die Kirche herzustellen und ihre Existenz zu sichern. Er that aber wenig, die Domherren lebten nach wie vor in der Diaspora und es dauerte bis 1580, wo Bischof Stanislaus Pawlowsky die Mauritius-Kirche vollkommen herstellte und das Capitel in seine alte Residenz zurückführte. Der dreißigjährige Krieg brachte neues Unheil über die Stadt, 1643 wurde sie von den Schweden unter Torstenson unter einem entsetzlichen Blutbade erstürmt, der Plünderung preisgegeben und in Asche gelegt; die Mauritius-Kirche wurde ihrer Kostbarkeiten an Gold und Silber und Juwelen beraubt, der kostbarste Theil der Bibliothek fortgeführt; 1644 erfolgte eine zweite, 1647 eine dritte Heimsuchung durch die Schweden, wobei das Habe der Bewohner theils durch Plünderung, theils durch Brandschatzung ausgesogen wurde, bis zum Gipfel allen Unglücks 1659 die Stadt von einer Feuersbrunst ergriffen wurde, welche die Mehrzahl der Häuser und Höfe in Asche legte. Wieder erholte sich die Stadt, 1690 schuf Karl v. Liechtenstein das alte Castell in ein prachtvolles Fürstenschloss um; 1736 wurde die im schönen Stile umgebaute Pfarrkirche zu Unserer lieben Frau feierlich eingeweiht, 1737 der Grundstein zur Piaristenkirche zum heiligen Johann dem Täufer gelegt. Mit dem Eintritt des neunzehnten Jahrhunderts füllten die Bürger den Wallgraben aus, bepflanzten ihn mit Bäumen und Buschwerk und schufen so das ehemalige Vertheidigungswerk in einen Ort der Erholung und Erheiterung um. Noch einmal, 1836, sollte Kremsier einen großen Brand erfahren; einige im obersten Thurmfenster der Mauritius-Kirche versteckte Vogelnester wurden von den Flammen ergriffen, die sich schnell verbreiteten, den Thurm und das Kirchendach zerstörten, die Glocken zerschmolzen. Mit einem Kostenaufwand von nahezu 100.000 Gulden stellte Fürst-Erzbischof Somerau-Beeckh die Kirche schöner her, als sie früher gewesen; aber von dem ursprünglichen Bau war außer einigen Bestandtheilen der Hauptmauern kaum mehr etwas vorhanden.

Wenig Jahre später, auf einer Fußreise, die ich mit meinem Bruder durch das östliche Böhmen und einen Theil von Mähren machte, habe ich Kremsier zum erstenmal gesehen. Den Reisestock in der Hand, den Tornister auf dem Rücken kamen wir auf der Olmützer Straße von Tobitschau herab,

als wir vor uns im Thale die Stadt gewahrten; die Strahlen der sommerlichen Nachmittagssonne vergoldeten die Kuppeln und Thürme, glitzerten von den Fensterscheiben und glänzten von den sauber getünchten Mauern mehrerer hoher, langgestreckter Gebäude, deren Größe und Gestalt dem Orte fast ein großstädtisches Ansehen gab. Dabei war aber das Ganze so anmuthig von Grün umfangen, von Gartenanlagen und üppigen Wiesen, von Feldern und bewaldeten Höhen, dass sich sogleich der Charakter einer Landstadt wieder kundgab. So lag sie da, die wohnliche Stadt, damals außerhalb der Markgrafschaft noch wenig gekannt, im Lande selbst aber hochgeschätzt und gefeiert als Sommer-Residenz der reichen und mächtigen Fürst-Erzbischöfe von Olmütz, als das „mährische Rom", wo durch einen großen Theil des Jahres die Fäden zusammenliefen, welche die Kirchengemeinden und die Geistlichkeit bis in die entlegensten Gegenden des Landes mit ihrem geistlichen Oberhaupte verbinden.

Kremsier liegt am südwestlichen Ende eines gesegneten Landstriches, dessen schwarze, fast steinlose Dammerde von Flüssen und Bächen reich bewässert wird. Im Weichbild von Kremsier nimmt die March von der linken Seite den Gießbach Bečva und die minder bedeutende Mostenka auf; zur rechten strömt ihr etwas oberhalb Kremsier beim Dorfe Postupek die Hana zu, von welcher dieses schöne und fruchtbare Stück Erde den Namen Hana, deren Bewohner den Namen Hanaken haben. Die zeitweisen Überschwemmungen der Hana, dann jene der March und der bei Regengüssen rasch anschwellenden Bečva leisten der Gegend ähnliche Dienste, wie der Nil dem Lande Ägypten. Die Hanakei bringt Getreide aller Art in vorzüglicher Güte hervor, Gemüse gedeiht in reicher Fülle, saftige Wiesen kommen der Viehzucht zustatten; die Pferde, denen der Hanake eine besondere Sorgfalt zuwendet, sind weit und breit berühmt. Die Bienenzucht wird in der Hana seit frühen Jahrhunderten betrieben, Honig und Wachs spielten in den Stiftungen von Kirchen und Klöstern keine unbedeutende Rolle. Und wie das Land, so das Volk! Es ist ein frischer, schöner und gesunder Menschenschlag, der hier gedeiht, voll Selbstbewusstsein, stolz auf seine Heimat und seine Landsmannschaft, dabei liederreich und witzig. Die Mädchen mit ihren Rosenwangen sind als die schönsten im mährischen Lande gerühmt. „Wenn keine Hanakinnen wären", sagt ein Sprichwort, „wäre aus ihm ein geistliches Herrlein geworden" —

Kdyby nebylo Hanáček
byl by z něho panáček.

So gewähren auch die jungen Burschen einen herzerquickenden Anblick, schlank und ebenmäßig gebaut, bartlose Milchgesichter, das Haupthaar zu

beiden Seiten hinter das Ohr gestrichen und nur ober der Stirn nach alt-slavischer Sitte kurzgeschnitten. Man musste sie sehen, wenn sie am Sonntag zur Kirche giengen, auf dem Haupte ein rundes, mit rothen Bändern und frischem Rosmarin geschmücktes Hütlein, eine hellgrüne, mit kugelrunden Silberknöpfen besäte Jacke, lichtrothe Beinkleider, die in den bis an das Knie reichenden Stiefeln steckten, um den Leib einen breiten, von kleinen Spiegelchen flimmernden Gurt. So war 1848 durchaus ihre Tracht; ob sie es heute noch ist, wo allenthalben das städtische Wesen um sich greift und die uralten Gebräuche aufsaugt und verschwinden macht, weiß ich nicht zu sagen.

Der Hanake ist offen und ohne Falsch, er lebt in ländlichem Wohlstand und lässt sich beneiden von seinen minder beglückten Landsleuten. „Wenn wir es doch nur so hätten wie die Hanaken!" heißt es in einem mährischen Volksliede. Fühlte sich doch ein Schuselka, der gewiss nicht gern nach Kremsier gegangen war, bei Wahrnehmung des gesegneten Landstriches und des aufgeweckten Völkchens, das ihn bewohnte, so angenehm berührt, dass er sich nichts besseres einbilden konnte, als ein ausgiebiges Stück der fruchtbaren Hana zu besitzen und dann aus vollem Herzen zu singen: „Beatus ille etc." Doch der Hanake ist auch muthig und tapfer, er hat sich in alten und neueren Zeiten als Soldat stets bewährt; das „Haltet Euch, Hanaken — Držte se Hanáci", womit Oberst Sunstenau seine kampfbegeisterte Mannschaft im letzten Feldzuge gegen die Wälschen führte, war damals noch im Munde aller Leute.

Borrosch hatte im October in Wien die Befürchtung ausgesprochen, der Reichstag werde „in Kremsier čechisiert werden," ein Ausspruch, gegen welchen Graf Adam Potocki sogleich Verwahrung einlegte: „Wir gehen ja von der Gleichberechtigung der Nationalitäten aus, wir sollen nicht von Čechisierung, nicht von Germanisierung sprechen", und auch Schuselka rügte es, „sich in Recriminationen gegen Nationalitäten einzulassen". Borrosch wollte sich entschuldigen, allein was er jetzt vorbrachte, war noch ungeschickter als das was er früher gesagt hatte. Übrigens hatte Borrosch dazumal wie ein Blinder von den Farben gesprochen; woher sollte er auch die Hanaken näher kennen? Fanatiker war der Hanake nie, das ließ schon sein zum Phlegma hinneigendes Temperament nicht zu. Er sprach seinen böhmischen Dialect, weil er eben keinen andern kannte, und er nahm vom Deutsch der benachbarten Städte nichts an, weil er in seinen Verhältnissen, die ihm alles bieten, was er zum Lebensgenusse braucht, kein Bedürfnis darnach fühlte. Er sang seine böhmischen Lieder, weil sie ihm von Kindsbeinen lieb und gewohnt waren; aber es fiel ihm nicht ein, in einer Beseda oder in einem Concerte, wie das in Böhmen längst der Fall war, sich damit vor

anderen Leuten hören und bewundern zu lassen. Er war ein Nationaler, doch er hatte nicht das Bewusstsein der Nationalität, noch weniger den Drang, für sie Anhänger zu werben. Was das sei, lernten die Hanaken erst kennen, als der Reichstag mit seinen vielen böhmischen Abgeordneten in ihre Mitte kam, und darum ließ sich eher sagen, die Hanakei werde durch den Reichstag čechisiert, als umgekehrt. Wenn Strobach oder Rieger einen Ausflug in die Umgegend machten, bekamen die Bewohner erst zu hören, was rein böhmisch sprechen heißt. Oder es wurde eine Beseda nach bestem Prager Muster veranstaltet, und wenn dann Brauner in ihrer Mitte erschien und ein paar Worte in seiner kernhaften Weise an sie richtete, da ließen ihm die Hanaken einen Tusch blasen, hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn triumphierend im Saale herum — da erst kam das rechte Leben in sie und lernten sie, was es heiße, sich für eine Nation und eine Sprache begeistern!

Was Kremsier selbst betraf, so war es fast eine deutsche Stadt. Alle Schulen der Stadt, die Mädchenschule nicht ausgenommen, waren deutsch oder wandten der deutschen Sprache eine besondere Sorgfalt zu. In den Kanzleien wurde durchaus deutsch amtiert. In den Kreisen der herrschaftlichen Beamten, sowie in den besseren Bürgerfamilien waltete die deutsche Conversation entschieden vor. Wenn eine wandernde Schauspielertruppe Geld machen wollte, musste sie deutsche Stücke aufführen; eben in der Zeit, wo der Reichstag in Kremsier tagte, war dies der Fall. Seit den Märztagen fehlte es in der Stadt nicht an schwarz-roth-goldenen Abzeichen, und es hatte in den abgelaufenen Monaten so manchen Anlass gegeben, wo die Bewohner ihre echt deutsche Gesinnung bewähren konnten. Das alles wurde nun durch den Reichstag zwar nicht mit einem Schlage anders; aber für die ehrsamen Bürger, ihre Frauen und Töchter war es doch etwas neues, feine und gebildete Herren zu sehen, die es nicht nur nicht verschmähten, sich böhmisch zu grüßen, sondern die einen Stolz darein setzten, sich böhmisch zu zeigen. Als in Kremsier ein Ball „zum Besten der Nationalgarde“ gegeben wurde, erschienen die jüngeren der böhmischen Abgeordneten in der Čamara oder doch mit böhmischen Abzeichen; Tänze und Figuren wurden von den Ausschüssen in böhmischer Sprache angegeben, und die schönen Kremsiererinnen, von Kindsbeinen gewohnt, im gesellschaftlichen Leben möglichst deutsch zu erscheinen, machten große Augen, als die flotten Tänzer ihnen zumutheten, auf böhmische Anrede böhmisch zu antworten. Aber verba movent, exempla trahunt, das Beispiel wirkte, und wenn in den folgenden Monaten Mitglieder der Rechten auf die Galerie des Reichstagssaales hinaufblickten, konnten sie bei mehr als einer der Zuhörerinnen statt eines schwarz-roth-goldenen Auf-

putzes wie vordem, einen weiß-blau-rothen im Bande oder in der Rosette wahrnehmen.

Es ist schon erwähnt worden, dass die Stadt Kremsier, trotz ihrer weit zurückreichenden Vergangenheit, wenig mehr besaß, was an diese erinnern konnte; sie war eigentlich eine moderne Stadt zu nennen. Von altem Bestande waren nur wenige Mauertheile der großen und schönen Mauritius-Kirche, die Stadtmauern und Thore, soweit sie noch erhalten waren, und die allgemeine Anlage der Stadt. Denn gleich den größeren böhmischen Städten, wie Pilsen, Budweis, Časlau, hat Kremsier einen großen viereckigen „Ring“, auf den von allen vier Seiten, meist im rechten Winkel, die Hauptgassen münden. Auch die an den Häuserreihen des Ringes hinlaufenden „Lauben“ sind eine Eigenthümlichkeit, welche ältere böhmisch-mährische Städte mit ober-italienischen, namentlich Padua, gemein haben. Es sollte diese Bauweise erhalten bleiben, nicht bloß aus Pietät für ihre ehrwürdige Vergangenheit, sondern auch wegen ihrer Bequemlichkeit, da sie bei schlechtem oder bei unerträglich heißem Wetter ein schützendes Obdach gewährt, sei es für den bloßen Spaziergänger, sei es für die einkaufende Hausfrau. Denn ein zweiter Vortheil solcher Lauben ist der, dass sich unter ihnen das Verkehrsleben concentriert, alle Arten von Lebensmitteln, aber auch andere Gebrauchsgegenstände zur Schau ausgestellt und zum Verkaufe ausgeboten werden.

Landstädte von der Größe und Bevölkerung Kremsier's gibt es mehrere in Mähren; aber eine Landstadt mit so großartigen Bauten, so ausgedehnten und kunstvollen Anlagen wie das mährische Rom, wird man nicht leicht wieder finden, und all diesen Schmuck verdankt Kremsier dem Olmützer Erzbisthum und dessen prachtliebenden Nutznießern. Gleich dem Fürsten Schwarzenberg als Herzog von Krumau und dem Fürsten Esterházy zu Forchtenstein haben die Fürst-Erzbischöfe von Olmütz das Recht einer eigenen Miliz, und so sieht man in Kremsier gegenüber dem Haupteingange der Residenz eine Hauptwache mit zwei Kanonen, die Mannschaft in Uniformen in den erzbischöflichen Farben. Das Schloss selbst ist ein colossaler quadratischer Bau mit einer Unzahl von größeren und kleineren Räumlichkeiten. Der Hauptsaal, den, wie wir wissen, Jelen zum Reichstagssaal hergerichtet hatte, geht durch zwei Stockwerke, sein Plafond ist mit allegorischen Darstellungen im Stile des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ausgeschmückt, also wenn nicht volle Nuditäten nach classischem Muster, doch Halb-Nuditäten in Menge. Auch die anderen größeren Säle, der Lehnsaal, der Bibliotheksaal, der Thronsaal sind reich mit Wandmalerei ausgestattet, und wohl keines der kleinen Appartements, der Wohn- und Schlaf- und Fremden-Zimmer ist

ohne Kunstgegenstände, sei es der Malerei, sei es der Schnitzerei, Uhrmacherei 2c. Außerdem eine kleinere und eine größere Bibliothek, ein trefflich geordnetes Archiv, eine Münzen- und Medaillen-Sammlung u. a.

An das Residenz-Gebäude stößt der Park, nach dem Liechtenstein'schen von Eisgrub der größte und schönste des Landes Mähren, in welchem man sich stundenlang ergehen kann. Er ist in englischem Stile angelegt. Von einem Arm der March begrenzt, von einem anderen durchströmt, bietet er eine wunderbare Abwechslung von Laubgängen, schattigen Gehölzen, anmuthigen Wiesen, von kleineren Teichen, von größeren mit Inseln, von Cascaden und allerhand Wasserkünsten. Einige Teiche, im Winter treffliche Eisplätze, sind im Sommer lustig von Schwänen und Enten bevölkert. Ein von leichtem Drahtgitter umfriedeter Platz beherbergt eine Anzahl Rehe; unter einem anderen, von einem weit gespannten Netze überdeckten, tummeln sich die prachtvollsten Gold- und Silber-Fasanen; in mit starken Gittern nach vorn abgeschlossenen Felsverließen hausen Adler, Uhus und andere Raubvögel; für scheue Füchse sind in einer Vertiefung eigene Hütten angebracht. Dazwischen alles, was sich an Lustbauten der verschiedenen Völker und Erdstriche anbringen läßt: eine halbkreisförmige dorische Säulenhalle, ein Kiosk, ein Freundschaftstempel, eine Eremitage, ein Blumenthurm, eine Iris-, eine Phantasie-, eine Laternen-Brücke; von dem griechischen Tempel mit der „Aula" und dem „Füster" war schon die Rede. Etwas abseits von der Stadt, mit dem englischen Park durch eine Pappelallee verbunden, befindet sich ein zweiter großer Garten, in französischem Stile angelegt, mit Gewächshäusern, einem Wasserkunsthaus, einer prachtvollen Galerie, einem kleinen, aber tückischen Labyrinth u. a. m.

2.

Vom 27. November 1848, also von dem Tage, wo das Ministerium Schwarzenberg-Stadion seinen ersten parlamentarischen Erfolg errungen hatte, datierte das Decret, womit mich Stadion in Kenntnis setzte, dass mich Se. Majestät mit Allerhöchster Entschließung vom 23. zum Unter-Staatssecretär im Unterrichts-Ministerium ernannt habe. Ein paar Tage später kam mir ein Decret andern Inhalts zu. Es war aus Krakau vom 11. October datiert, war also mehr als anderthalb Monate in der Welt herumgeirrt, über Wien, über Prag, über Olmütz, bis es mich zuletzt in Kremsier traf. Der Statthalter von Galizien Ritter von Zaleski-gab mir darin zu wissen, dass in Hinkunft „an den Hochschulen in Galizien der Unterricht in polnischer Sprache ertheilt und statt der zum Vortrage in dieser Sprache nicht befähigten Lehrer, hiezu taugliche Subjecte berufen werden" sollten.

Nun, meine Ernennung zum Unter-Staatssecretär in der Tasche, konnte ich meine Enthebung von der Krakauer Lehrkanzel verschmerzen. In Wahrheit hatte nicht bald jemand in der Bahn seines Berufes einen gewaltigeren Sprung gemacht: vom provisorischen und supplierenden Professor zum „Vorstand aller Professoren", wie mir P. Johann Fabian, der alte Freund meines Hauses, aus Salzburg schrieb, und vom provisorischen Supplentengehalt von 900 Gulden zu einem definitiven von 6000 Gulden mit 1000 Gulden Quartiergeld! Mich hat, dieses Zeugnis darf ich mir geben, mein Glück nicht verblendet; die Stellung, die ich so unerwartet errungen, war mir wie ein äußeres Gewand, das mir eben wieder abgestreift werden konnte, eingedenk der Worte Schillers:

So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwandelte, glänzt.

Dass ich mich in meine neue Sphäre nicht gleich hineinfinden konnte, wird man begreiflich finden. Der Unterschied zwischen dem, was ich bisher gewesen, und dem, was ich jetzt vorstellen sollte, war zu groß. Ich hatte mich an das Leben eines friedlichen Stubengelehrten gewöhnt, der des Morgens bequem in seinem Schlafrock und in seinen Pantoffeln bleibt, bis ihn der Glockenschlag auf seinen Lehrstuhl oder sonst zu einem Geschäft aus dem Hause ruft. Der geneigte Leser erinnert sich wohl des komischen Auftrittes, da ich in dieser Verfassung vom Officierscorps der Kremsierer Garnison überrascht wurde. Erst später, als ich Rudolf Hirsch's Leben Stadion's las, habe ich mir es zur Pflicht gemacht, mich gleich des Morgens für den ganzen Tag anzuziehen.

Einige Verlegenheit bereitete mir anfangs meine neue Stellung solchen Persönlichkeiten gegenüber, die noch vor kurzer Zeit über mir gestanden hatten oder zu denen ich aus der Zeit meiner Lehrjahre mit einer Art respectvoller Scheu hinaufzublicken gewohnt war, wie Exner, meinem jetzigen Ministerialrath, oder Haimerl, meinem ehemaligen gestrengen Professor, oder gar dem Grafen Taaffe gegenüber, vor dem ich vor Jahr und Tag als Supplicant erschienen war, und der jetzt in seiner Eigenschaft als Curator des Theresianums unter mir stand.

Gratulationen regnete es jetzt natürlich von allen Seiten. Der gute Professor Fabian brachte mir seinen „aufrichtigen Glückwunsch mit Freuden, aber auch mit einer gewissen Wehmuth" dar: warum konnte meine Mutter, deren Liebling und Stolz ich war, diesen Tag nicht erleben? Warum musste mein Vater eines plötzlichen Todes dahin sterben, kurz vor dem politischen Umschwung, der seinen Sohn so überraschend emporschnellen sollte? Warum

war mein theurer Emmi nicht mehr am Leben, dass er sich an dem Glücke seines älteren Bruders erfreuen, sich dessen gegen andere rühmen konnte, ohne Neid und Scheelsucht, die sein treffliches Herz nicht kannte? Mehr als einer meiner Jugendfreunde schlug einen ähnlichen Ton an, gedachte bei seinem Glückwunsche meiner „verewigten Mama“, wie sie „in einem Augenblicke von clairvoyance“ über meine Zukunft gesprochen, oder erinnerte mich an die Jugendzeit, die wir miteinander durchlebt. Der Landsmann und langjährige Freund meines seligen Vaters, P. Höniger, der mich von Kindsbeinen an duzte, schrieb mir, nachdem er in der Zeitung meine Ernennung gelesen, als echter Kanzleimann in Folio und sprach mich mit „Euer Hochgeboren“ an, worüber ich ihm einen freundschaftlichen Wischer und die Mahnung zukommen ließ, er möge es doch beim Alten lassen. P. Höniger überbrachte mir auch die Gratulation des Prager Weihbischofs Tippmann. Dr. Franz Gülden, mein Mitschüler vom Gymnasium her, versicherte mich, meine Ernennung habe in Prag allgemeine Befriedigung erregt: „Dass Du das Ministerium ausschlugst, hat Deinen Ruf nur vermehrt und um dieser Bescheidenheit willen das Vertrauen für den künftigen Minister schon zum voraus begründet.“ Aufrichtiger war mein Schwager, Heinrich Fügner, der mir mittheilte: „Gewisse Unter-Staatssecretäre können sich bereits vieler Neider erfreuen.“

Die meisten Gratulanten knüpften begreiflicherweise an mein Auftreten im Reichstage an. Der k. k. Gubernial-Concepts-Practicant Gustav Kubin*) war landesfürstlicher Commissär bei meiner Wahl in Tachau gewesen: „Gönnen Sie mir das Vergnügen,“ schrieb er mir jetzt, „Ihnen bezeugen zu dürfen, dass mich Ihr Auftreten in der Kammer mit Bewunderung erfüllt hat.“ Karl Felkl erzählte mir, wie in Lemberg meine Haltung im Reichstage bei allen Rechtlichgesinnten, „auch unter den Polen“, ungetheilten Beifall gefunden habe. „Mit wahrem Stolze trat ich manchmal unter eine Gruppe von Zeitungslesern, wenn sie fragten, wer wohl dieser Dr. Helfert sein möge, der so gesunde Ansichten entwickle, und ich sagen konnte: »Ein Mitschüler von mir ist's!«“ Was mich besonders freute, war, was ich von einem meiner früheren Professoren erfuhr. „Professor Nowak“, schrieb mir Victor Hansgirg, „konnte mir nicht genug sagen über die Schärfe und Klarheit, mit welcher Du Unterscheidung und Licht in die Robotablösungsfrage gebracht hast.“ Auch von anderer Seite vernahm ich, dass Nowak meines Lobes voll sei.

*) Gestorben als Freiherr, Wirkl. Geheimer Rath und lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses.



Wohl hatte ich für meine Vertheidigung des Entschädigungs-Princips, für meine Abweisung der ungarischen Deputation manchen Unglimpf erfahren, und noch mehr stand mir jetzt bevor, wo mich mein Glück auf einen so sichtbaren Posten gestellt hatte. Besonders die „Deutsche Zeitung aus Böhmen" zog heftig gegen mich los, obwohl sie von einem meiner ehemaligen Spezi Franz Klier, „Mylord Whisterfield", redigiert war. Der fromme P. Athanasius Bernhard, Ossegger und Professor der Theologie in Leitmeritz, tröstete mich darüber: „Seien Sie überzeugt, dass es noch immer sehr viele Herzen gibt, in denen Ihre Worte wiederhallen. Alles Gute gedeiht nur im langsamen Ringen. Die Rosen blühen nur auf Dornen. Aristides wurde verbannt, weil er gerecht, Sokrates vergiftet, weil er wahr war, Jesus Christus, die ewige Liebe, ans Kreuz geschlagen. Ein kleiner Theil Bitterkeit wird jetzt auch Ihnen zutheil, weil nicht die bloß negative Freiheit, sondern auch Recht und Billigkeit für Alle das Ziel Ihres Strebens ist. Wolle Gott Sie stark machen und schützen; denn der Sturm ist noch nicht vorbei und bedroht leider die herrlichsten Bäume. Seien Sie versichert, viele fromme Wünsche auch von hier aus begleiten Sie, und ich werde nicht aufhören, die Barmherzigkeit Gottes für Sie anzuflehen. Er allein kann unserem lieben Österreich helfen!"

Außer Prag und meiner böhmischen Heimat war es mein letzter Aufenthaltsort, wo meine Erhebung das größte Aufsehen erregte. „Ganz Krakau," schrieb mir der launige Köstler, „schaute bei der Nachricht verblüfft darein; nur Brodowicz und Slotwiński wollten es Dir gleich von Anfang angesehen haben, dass Du zu etwas Großem bestimmt bist." Köstler selbst meinte, es wundere ihn gar nicht, dass ich Unterrichtsminister geworden: „Das ist einmal sicher, in einem Stücke brauchst Du keinen Unterricht, sondern kannst einen geben: wie man es anzustellen hat, um Vater zu werden, darin hast Du in möglichst kurzer Zeit das Unglaubliche geleistet!" Im Casino der Austriyaken, mit und ohne Säbel, das ich mitbegründen geholfen, wurde eine Erinnerungstafel an mich an einer hervorragenden Stelle angebracht und geschmückt.

Übrigens war jener Kreis, in welchem ich in Krakau so viele frohe Abende verlebt hatte, schon bedeutend gelichtet, und wurde es mit jedem Tage mehr. Wir Prager Professoren waren die ersten gewesen, die schon im Sommer die Stadt verlassen hatten. Bald darnach war Polizei-Commissär Gabriel nach Lemberg übersetzt worden. Im October war das Bataillon Schönhals, in welchem ich viele und herzliche Freunde hatte, gegen Wien gezogen und hatte am 28. in der Jägerzeile schwer gekämpft. Den braven und lebenslustigen Baron Schneider v. Arno hatte nur seine Taschenuhr

gerettet, von welcher eine feindliche Kugel abgeprallt war; der wackere Hauptmann Theodor v. Theobald war todt, Hauptmann Heinrich Wiedemann und Lieutenant Joseph Heinold waren verwundet, ebenso Hauptmann Ernst Spatni, und zwar dieser schwer: eine Kugel hatte seine Kinnlade getroffen, war darin stecken geblieben und musste ihm herausgeholt werden. Es war ihm Rettung verheißen, wenn er strengste Ruhe einhielt. Das fiel nun dem Manne schwer, denn er war ein unermüdlicher Plauderer. Er hielt sich, so lange er niemand um sich hatte; allein da trat sein „Bursche" — so hießen damals die Officiersdiener — ins Zimmer, Spatni konnte sich nicht bezwingen, ihm einen Sermon zu halten, die Wunde brach auf und die Folge davon war sein Tod; so hat mir einer seiner Kameraden erzählt. Jetzt stand der Einmarsch in Ungarn bevor, der einen weiteren Theil der Garnison von Krakau fortführen sollte. Und so hatte der lustige Regimentsarzt fast nur noch seine Hohenzollern-Chevauxlegers. „An Schlik", klagte er mir, „habe ich, sowie wir alle sehr viel verloren. Ich komme mir jetzt hier vor wie das letzte Blatt eines Baumes, der so schöne Blüten und Früchte getragen, und ich sehe mich bemüssigt, neue Freunde zu suchen; denn ich kann nicht leben, ohne mich an jemand herzlich anzuschließen." Diese muss er gefunden haben, da er mir einige Zeit später schrieb: „Ins Casino geht kein Mensch. Ich gebe zuweilen glänzende Soiréen — bei Würstel und Okocziner Bier —, wo man lacht, auch Deiner immer gedacht wird. In der Eisenbahn-Restauration ist es jetzt leer, ich bin selten dort, da nur zwei Kerle hinkommen, die zu allem ja sagen, nicht wetten und keinen Champagner trinken." Dabei hatte er mir immer etwas Lustiges zu berichten, zum Beispiel über die Art, wie sich der Krakauer demokratische Frauenverein auflöste. Das geschah nämlich, wenn man dem Schalk aufs Wort glauben durfte, so: die Frau Präsidentin mahnte in einer Sitzung, die Hausfrauen sollten ihre Dienstboten gut erziehen, insbesondere sie lesen und schreiben lehren, worauf ein Mitglied der Versammlung erwiderte: „Ihre Tochter kann weder lesen noch schreiben, und hat schon ein Kind, ohne verheiratet zu sein." Diese Interpellation machte die Präsidentin so confus, dass sie sofort den Commandostab niederlegte. . . .

Einen unserer lieben Freunde, die aus Krakau geschieden waren, sah Köstler zu seiner großen Freude bald wieder, wenn auch nur auf kurze Zeit: es war Gabriel, der in Dienstangelegenheiten von Lemberg nach Wien reisen musste. In Krakau war Aufenthalt von etwa einer Stunde, den Gabriel in geselligem Kreise in der Restauration des Bahnhofes zubrachte. Da wurde auf der Rückseite einer Speisekarte eine Adresse an mich entworfen und unter den Klängen der Volkshymne unterzeichnet. „Den Stoff zu unserer Begeisterung

lieferte uns jener gute Freund*), der Gabriel und mir Champagner zahlt, so oft und so viel wir wollen.“ Gabriel sollte nun die Adresse mit sich nehmen und mir, sobald er mit mir zusammenträfe, übergeben.

* * *

Die Glückwünsche, die mir zuströmten, waren sehr häufig mit allerhand Anliegen verbunden, die dem Gratulanten am Herzen lagen und für deren Abhilfe er meine Gönnerschaft in Anspruch nahm. „Denn Du bist ja jetzt,“ wie sich Victor Hansgirg dichterisch ausdrückte, „ein Krösus der Zeit geworden; beglücke doch bei dem Goldquell, den Du Dir selber gezaubert durch Kraft und durch Muth, auch einen armen Teufel mit einem Obolus.“

Einer der ersten, die meine Verwendung in Anspruch nahmen, war mein Cousin von mütterlicher Seite, Gustav Schreiner, älterer Bruder jener beiden, von denen ich früher einmal erzählt habe. Gustav war ein Sprachtalent vom ersten Range, er hatte als Gymnasiast das Arabische von Orientalen gelernt, die sich in Graz, ich weiß nicht ob Studien oder Handelsgeschäfte halber, einige Zeit aufgehalten hatten, und war dann in die Orientalische Akademie zu Wien aufgenommen worden, wo er nebst den orientalischen Sprachen alle bedeutenderen europäischen kennen und sprechen lernte; nur die slavischen und rumänischen nicht, denn auf diese wurde in der Anstalt nicht geachtet, als ob es auf der Balkan-Halbinsel, die uns doch am nächsten liegt und wo viele Zöglinge der Akademie ihre künftige Verwendung finden, außer den Türken und Griechen nichts anderes gäbe. So wurde auch mein Gustav, nachdem er seine Curse mit Auszeichnung vollendet hatte, in Constantinopel verwendet, wo er für's erste den nicht sehr kurzen Titel führte: „Kaiserl. königl. Constantinopolitanischer Internuntiatur-Dolmetsch-Gehilfe“. Er war von einem fabelhaften Leichtsinn, hatte nie Geld und immer Schulden, besaß aber dabei, wie dies bei Personen solchen Schlages zu sein pflegt, einen Witz, eine Laune, eine Unterhaltungsgabe, die ihn überall beliebt machte: wenn er so recht herzlich lachte, musste man unwillkürlich mit ihm lachen. Als er einst durch Athen kam, wo damals Prokesch-Osten unser Gesandter war, führte dieser eine größere Gesellschaft auf die Akropolis, von wo man auf die Stätten einer hochberühmten Vergangenheit herabblickt. „Sehen Sie, meine Herren und Damen,“ sagte Prokesch mit Pathos, „zu unseren Füßen haben Sie die Akademie, von der alle Akademien der Welt den Namen haben; dort war das Gymnasion, von dem alle Gymnasien der Welt den Namen haben; weiter das Lykaion, von dem alle Lycäen der

*) Wenn ich nicht irre, Graf Sommery, Oberstlieutenant bei Hohenzollern-Chevauxlegers, wo Köstler Regimentsarzt war.



Welt den Namen haben." „Und dort," sagte Gustav mit etwas gedämpfter Stimme zu jenen, die ihm zunächst standen, „gewahren Sie die Insel Salamis, von der alle Salami der Welt den Namen haben." Natürlich schallendes Gelächter, ohne dass Prokesch wusste, was dazu den Anlass gegeben hatte. Bei all' seinem Leichtsinn war Gustav ein braver Mensch und eine treue Seele. In den Jahren, die er in Wien zugebracht hatte, war in dem vermöglicheren Mittelstande eines der glänzendsten Häuser das des General-Stabsarztes v. Issardink, zu dessen Tochter mein Cousin eine ernstere Neigung gefasst hatte. Mittlerweile war der Hausvater gestorben und es hatte sich gezeigt, dass nichts vorhanden war; die Frau, das directe Gegentheil einer guten Wirtin, hatte nicht bloß die laufenden Einkünfte aufgebraucht, sondern sich auch das zu verschaffen gewusst, was ihr Mann erspart und zurückgelegt hatte. Dieser Glückswechsel übte jedoch keinen Einfluss auf die Entschlüsse Gustav's und er freite um die Hand der früher gefeierten und viel umworbenen, jetzt allen Glanzes beraubten Geliebten, die nebstbei nichts weniger als hübsch war. Er hatte sich einen halbjährigen Urlaub erbeten, hatte einige Zeit in seinem väterlichen Hause in Graz zugebracht, war in den letzten Octobertagen nach Wien gekommen, wo er als verdächtig von der Mobilgarde abgefangen und auf die Aula gebracht wurde und Gefahr lief, als Spion behandelt zu werden, bis es ihm gelang, unter den Akademikern einen Bürgen aufzutreiben, auf dessen Zeugnis man ihn entließ. Was er jetzt anstrebte, war, einen selbständigen Posten zu erhalten, um seine Braut heimführen zu können, und dafür sollte ich bei meinem jetzigen „Collegen", dem Ministerpräsidenten, meine Fürsprache einlegen. Ich that es, aber ich weiß nicht, ob ich mir nicht dadurch ein Guttheil der Gunst, in der ich bis dahin bei Schwarzenberg gestanden hatte, verscherzt habe; denn erst nachträglich wurde ich aufmerksam gemacht, dass dem Fürsten nichts mehr zuwider sei, als Nepotismus und Protectionswesen.

Das Anliegen meines Vetters Gustav war jedoch nur der Anfang. Tag für Tag brachte mir die Post Briefe und Bittschreiben, wie in einem Einreichungs-Protokoll. Es sei mir gestattet, einiges davon anzuführen, weil der geneigte Leser daraus die auf's unsichere gestellte Lage erkennen wird, in der sich damals fast jeder befand, der nicht von seiner Hände Arbeit lebte. Es war ja durch die vorausgegangene Revolution so gut wie alles über den Haufen geworfen, und Neues musste an die Stelle des Früheren gesetzt werden. Durch das Patent vom 7. September war die Unterthänigkeit und damit die Patrimonial-Gerichtsbarkeit aufgehoben, und die Posten aller Justiciäre, Syndici und Magistratsräthe schwebten in der Luft, wenn es ihnen nicht gelang, in den Staatsdienst aufgenommen zu werden. Aber auch vielen

Staatsbeamten schwankte der Boden, auf dem sie bis dahin sicher gestanden hatten, unter den Füßen. Stadion hatte alle Beamten seines Ministeriums, hohe wie niedere, für disponibel erklärt, keiner hatte die Bürgschaft, auf seinem Posten, ja überhaupt im Dienste zu bleiben. Es war das eine harte Maßregel, aber sie war nothwendig, und im Dienste kannte Stadion keine Schonung. Die neue Lage verlangte neue Leute; von den alten konnten nur solche auf Belassung zählen, von denen sich voraussetzen ließ, dass sie sich in die vollständig veränderten Verhältnisse hineinfinden würden. Das waren die Besorgnisse! Auf der andern Seite standen die Aussichten und Erwartungen. Die Scheidung der Administration von der Justiz war ausgesprochen, in beiden Zweigen sollte von unten bis hinauf alles landesfürstlich sein, und da gab es nun eine Menge neuer Stellen, die zu besetzen waren. Einige Branchen, wie die für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, für die Bodencultur, waren seit dem März neu geschaffen worden, und da gab es fortwährend Creierungen von neuen Stellen, Besetzungen und Beförderungen. War es unter solchen Umständen zu wundern, wenn jeder, dem jetzt vor der Zukunft bangte oder der eine bessere Stellung anstrebte, sich an einen derjenigen wandte, die in der vordersten Reihe standen?

In solcher Lage erinnerte sich denn so mancher, der seit unseren Studienjahren nichts von sich hatte hören lassen, jetzt an unsere Schulfreundschaft, beschrieb mir, wie er „mit freudigem Stolz“ meine Laufbahn verfolgt habe, wünschte mir Glück zu der hohen Mission, die mir bei der jetzigen Neugestaltung geworden, und besann sich ad vocem „Neugestaltung“, dass ja ihm auch dabei ein Plätzchen zufallen könnte, wozu ich ihm mit meinem jetzigen Einflusse behilflich sein möchte. Wie viele, mit denen ich irgend einmal in Berührung gekommen war, oder die nur meine seligen Eltern, meinen Bruder Emanuel gekannt hatten, oder meine Schwester, das Fügner'sche Haus oder irgend jemanden meiner näheren Freunde kannten, meldeten sich jetzt, indem sie sich auf diese Beziehungen beriefen, zu mir und empfahlen sich meiner Aufmerksamkeit bei Besetzung einer Stelle oder baten mich ganz allgemein, sie „irgend in meiner Nähe“ unterzubringen. Der Witz auf meinen Namen „Helfert“, dass ich ihnen helfen sollte, wurde unzähligemal gemacht. Da saß ein armer Landgeistlicher, der mit mir in den philosophischen Jahrgängen den Jandera und den Padlesak gehört hatte, „mit Mutter und Schwester“ auf einer „Expositur“, hatte 2000 Seelen, 6 Ortschaften, 4 Schulen und 120 fl. Gehalt und wandte sich nun an mich — „Gott gab mir den Gedanken, an Sie zu schreiben!“ — ich möchte ihm behilflich sein, dass seine Expositur zu einer Pfarre erhoben werde. Da sandte mir ein „ehemaliger Schüler und Verehrer meines † Vaters“ ein Gesuch an den Kriegs-Minister,



damit seine beiden Söhne von Cadetten zu Officieren befördert würden; oder wünschte mein theurer Max, „von der odiosen Dienstleistung als Fourier" nach sieben langen Jahren endlich in den Rock eines k. k. Kriegs-Commissärs schlüpfen zu können. Auch „Mylord Schlägterfield" gab mir bei Cordon zu thun. Er, der Connetable (Großkronfeldherr) der hohen Lordschaft,*) war jetzt „unobligater Regiments-Cadet" in der Linie; seine „politische Ansicht und die angeborne Vorliebe zum Kriegerstande" hatte ihn bei Beginn der Wirren in die Reihen der Armee geführt, und er erklärte sich zufrieden, wenn er nur k. k. Lieutenant würde; für das weitere wolle schon er sorgen.

Nun kam die Branche der Justiz. Ein ehemaliger Mitschüler bat für den Mann seiner Schwester, einen Magistrats-Kanzelisten, um eine Stelle bei einem Bezirksgericht; es könne mich ja beim Ministerialrath Kuhanek „nur ein Wort" kosten; „ich glaube es", so schloss er sein Schreiben, „meinem Schwager schuldig zu sein, nach Möglichkeit zu seinem Glücke beizutragen." Ein anderer Mitschüler, Dr. Leopold Ehrenfeld, der nebenbei an der Universität Collegien las, hatte ein „stallum" (Advocatenposten) in Mies erhalten und wünschte nach Prag übersetzt zu werden. Meine Schwester Marie legte für einen ihrer vielen Schwäger ein Fürwort ein, dass er eine Advocatur erlange, und berief sich in seinem Namen auf die in letzter Zeit vorgekommenen Verleihungen solcher Art, die zu beweisen schienen, „dass das Justiz-Ministerium von dem liberalen Grundsatze ausgehe, auch jüngeren Doctoren die Wohlthat einer selbständigen Wirksamkeit angedeihen zu lassen". Dr. Harant in Zwettl kam sogar mit drei Bitten. Einmal für sich, dass ich ihm, — „um der Freundschaft willen, die mir Ihr seliger Vater angedeihen ließ" — bei den neu zu errichtenden Gerichtsbehörden eine Stelle verschaffe. Dann schickte er mir eine Deputation nach Kremsier; der Syndicus an ihrer Spitze bat im Namen sämmtlicher Patrimonial- und Communal-Beamten der Stiftsherrschaft um Unterbringung derselben bei den zu errichtenden landesfürstlichen Ämtern. Er war Vater von zehn Kindern und ohne eigenes Vermögen, und daher bat Harant drittens, einem der Söhne des Syndicus ein Stipendium zu verschaffen.

Das war denn doch etwas zuviel auf einmal, und dazu kam immer wieder neues. So erhielt ich vom Cameral-Secretär Joseph Heller wiederholt sechs bis acht Seiten lange Schreiben, so dass mir das Lesen allein eine Menge Zeit raubte. Ich hatte ihn in den Prager musikalischen Kreisen durch Freund Ambros kennen gelernt, und nun setzte er mir weitläufig auseinander, welches Unrecht ihm vor Jahren durch die Ernennung Plener's

*) Ein heiterer Kreis aus meiner Prager Zeit; alle Mitglieder waren Lords, die älteren hatten daneben noch besondere Amts- oder Würde-Titel.

und May's*) zu Cameralräthen geschehen, und bat mich, seine Darstellung dem Minister Kraus mit der Bitte zu überreichen, „er möchte sie nur lesen". Mein Onkel P. Franz Amadeus Helfert war Dechant in Radonitz gewesen, hatte sich seither in Ruhestand gesetzt und lebte jetzt als Vyšehrader Ehren-Canonicus in Prag. Die Stadt Radonitz, im Saazer Kreise südlich von Kaaden gelegen, war 1842 durch eine Feuersbrunst hart mitgenommen worden und sah jetzt ihre Rettung darin, wenn sie ein k. k. Bezirksgericht erhielte. Kaum hatten die Radonitzer meine Erhebung vernommen, als sich der Bürgermeister in Töplitz einfand und meinen Onkel, der eben dort die Cur gebrauchte, ersuchte, er möchte bei mir ein Fürwort zu Gunsten ihrer Stadt einlegen. Der Canonicus that es, indem er mich an den „ehemaligen Schauplatz der jungen Helfert und WindischGrätz"**) erinnerte und mit Emphase schloss: „es möge der glorreiche Sohn sich an dem Platze unsterblich machen, wo auch der berühmte Vater ein unvergängliches Denkmal hinterlassen hat".***) Aber selbst mein lieber Schwager ließ mich nicht los. „Unvergleichlichster Unter-Staatssecretär, Pitt Österreichs", so redete mich Heinrich Fügner an und stellte mir vor: ich möchte doch mit „meinem Collegen", dem Handels- und Finanz-Minister, sprechen und „im Gespräche schlau die Frage fallen lassen, ob es nicht jetzt gelingen könnte, die Concession zum Etablissement einer Agentur von ausländischen Versicherungs-Gesellschaften zu erhalten".

Diese und noch viele andere Sollicitationen betrafen nicht meinen Beruf; dazu kamen nun zahllose Anliegen im Bereiche des Unterrichts und nicht weniger in meiner Eigenschaft als Abgeordneter, und man wird zugeben, dass ich den General-Bettelmann bei sämmtlichen Ministerien hätte abgeben müssen, um all diesen Anforderungen zu genügen. Dabei sahen viele einer „baldigen Antwort" entgegen, wo ich kaum die Zeit hatte, überhaupt nur eine zu geben. Sie stellten sich die Sache so vor, als ob es mich, der ich ja „an der Quelle" sitze, „nur einen Schritt", „nur ein Wort" koste, um ihre Wünsche in Erfüllung zu bringen, oder, wie sich der muntere Regimentsarzt in Krakau ausdrückte: „Du hast ja jetzt so viele Verbindungen, dass es Dir ein leichtes sein muss, in fünf Stunden aus einem Schneidergesellen einen Hofrath zu machen."

* * *

---

*) Ignaz Plener, der spätere Finanz-Minister, damals k. k. Cameralrath in Ellbogen; Stephan May, k. k. Hofrath und Cameral-Gefällen-Administrator in Prag.

**) Prinzen Karl und Hugo von der Veriand'schen Linie.

***) Stiftung von Seelenmessen für verstorbene Familienglieder auf dem Kapellenberge bei Winteritz.

Die treue Seele verlangte gleichfalls etwas, aber nichts für sich, sondern für einen unserer gemeinschaftlichen Freunde, der eine unverdiente Zurücksetzung erfahren hatte. Ich habe berichtet, dass der neue galizische Gouverneur alle Austryaken unter den Professoren der Krakauer Universität heimgeschickt hatte; allein auch andere nicht-einheimische Beamte erfuhren, wenn sie den Herren Polen nicht recht zu Gesicht standen, dasselbe Schicksal. Das war denn auch bei dem Polizei-Obercommissär Alois Gabriel der Fall. Er hatte bei dem Krakauer Aufstande im April 1848 sowohl dem Militär als auch der Regierung vortreffliche Dienste geleistet, aber eben dadurch sich den Hass der polnischen Partei zugezogen. Ohne Zweifel ist von ihrer Seite das möglichste geschehen, ihn bei Zaleski in Verruf zu bringen, und so wurde Gabriel in der That von der Krakauer Polizeidirection abberufen und, wenn ich nicht irre, als einfacher Conceptsbeamter nach Lemberg beordert. Das war nicht bloß eine harte Demüthigung für den braven Mann, der in Krakau einige Zeit sogar eine leitende Stellung provisorisch versehen hatte, sondern traf ihn auch pecuniär auf das empfindlichste. Ich nahm mir vor, für ihn zu sprechen und meine Verwendung ist nicht ohne Erfolg geblieben.

Einem meiner Krakauer Freunde konnte ich unmittelbar und sogleich helfen: es war Johann Freih. v. Päumann, der lustige Stotterer. Er war gleich Gabriel bei der Krakauer Polizei angestellt, hatte aber von Zaleski nichts zu fürchten, da er der polnischen Sprache in Wort und Schrift mächtig war. Doch gefiel es ihm nicht länger auf seinem Posten und er dachte sich: mein Freund Helfert ist jetzt ein mächtiger Herr geworden, der wird mir eine andere Stelle verschaffen. So erschien er denn eines Tages wie vom Himmel herabgeschneit bei mir, ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben des Prälaten Schindler. Ich entschloss mich, ihn in meinem Ministerium unterzubringen, Stadion erhob nicht den geringsten Anstand und so schickte ich ihn denn nach Wien, wo ihn seine heitere und gutmüthige Laune bei meinen Räthen, besonders bei Well und Bergenstamm schnell beliebt machte. Der Mensch war ganz glücklich, nicht mehr in Krakau sein und bei der Polizei dienen zu müssen; er gefiel sich in Wien, obwohl er, wie er mir schrieb, „nicht an die Minorität seines Adjutums und die Majorität seines Appetits“ zu denken wage, und „obwohl ich mich weder vom Elysium*), noch vom Fasching, der nach Welden's Zeitrechnung am 14. Januar beginnt, verführen und verlocken lasse“. Päumann besaß keine juridischen Studien, ließ sich daher im Concept wenig verwenden, dagegen zeigte er sich geschickt für solche Angelegenheiten, die mit der Litteratur und Journalistik zusammenhiengen und konnte als Amts-Bibliothekar gute Dienste

*) Wiener Belustigungsort in den Kellerräumen des St. Anna-Gebäudes.

leisten. Er hat es im Laufe der Jahre bis zum k. k. Sectionsrath gebracht und hat den Freundschaftsdienst, den ich ihm damals erwiesen, bis an das Ende seiner Tage in dankbarer Erinnerung bewahrt.

Von meinen Krakauer Universitäts-Collegen befand sich der einzige Schmidt-Göbel in einer bedauernswerten Lage. Theodor Michel lebte, auf eine Professur wartend, einstweilen bei seinen Eltern in Prag, eine hoffende Braut in seiner Nähe; Jonák war im constituierenden Reichstag, Makowiczka in der Frankfurter National-Versammlung, somit beide für die erste Zeit versorgt. Schmidt allein war durch seine Entlassung aus Krakau vollständig aufs Trockene gesetzt; er war noch dazu verheiratet — er hatte zur Frau eine Tochter des Prager Architekten Jöndl — und vielleicht schon Vater in spe. „In Wien hat man uns 1847 gesagt," schrieb er mir in seiner Verzweiflung, „die Regierung werde es uns allen gut anrechnen, dass wir das zweifelhafte Experiment wagen, nach Krakau zu gehen; nun jagt man uns fort, wie Bettler von der Thür." Bei seinen anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen konnte es nicht schwer fallen, für ihn eine Stelle zu finden; nur augenblicklich ließ sich eine solche nicht schaffen und der arme Teufel war fürs erste auf das Warten angewiesen. Er lief in Wien bei allen Bekannten herum und bot sich an, Privatstunden zu geben: „Ich brauche Hilfe und zwar schnell. Mein Einkommen von 120 bis 150 Gulden ist so viel wie nichts. Mir steigt das Wasser in den Mund, morgen oder übermorgen wandert mein letztes Silber in die Münze, dann bin ich fertig." Er sandte seinen Freund Löhner zu mir. Schmidt bat für den Anfang wenigstens um Verwendung im Ministerium für Bodencultur oder in dem für öffentliche Arbeiten; ich ließ ihm durch Löhner sagen, ich würde suchen, ihm vorläufig im Dienste meines Ministeriums etwas zu verschaffen. Schmidt und ich waren persönliche Freunde und so waren es auch unsere beiden Frauen. In nationaler und politischer Hinsicht waren wir die entschiedensten Gegner; er wie sein Schwager Umlauft und sein Freund Löhner waren unnachgiebige Deutsche, und wenn in Krakau die Rede auf die „Čechen" kam, so war bei Schmidt der Teufel los. Darum schrieb er mir, nachdem er von Löhner unsere Unterredung in Kremsier erfahren: „Dass Du unserer oftmaligen Streitigkeiten nicht gedacht hast, das ist es, was ich besonders dankbar und erfreut anerkenne. Übrigens ist das Programm des Ministeriums geeignet, unsere Differenzen bedeutend auszugleichen; denn ich verlange wenig mehr und wenig anderes als Euer volles und ganzes Programm".

4.

„Es lebe unser constitutioneller Kaiser Franz Joseph I.!", mit diesem Rufe hatten Smolka und der Reichstag am 2. December ihren neuen Mo-

narchen begrüßt. Und das war von beiden Seiten ehrlich und loyal gemeint. Denn der junge Kaiser und sein Ministerium wollten sich an jene Verfassung halten, die der constituierende Reichstag Hand in Hand mit der Regierung zustande bringen sollte. Gegenüber dem Souveränitäts-Standpunkte des Wiener constituierenden Reichstages war nunmehr seitens der Regierung und ihrer Partei die Verfassung als zweiseitiger Vertrag gedacht, der beide Theile befriedigen, von beiden Theilen zustimmend angenommen werden sollte. Die Sache ließ sich gut an. Ministerium und Reichstag standen zu einander in einem Verhältnisse, das einen gedeihlichen Ausgang erwarten ließ. Die Linke beharrte zwar in ihrer Opposition, aber es war zum weitaus größten Theil eine gut gemeinte Opposition. Sie griff nicht die gemeinsame Grundlage an, auf welcher man das Neugebäude der Verfassung aufführen wollte, sondern war nur über die Art und Weise dieses Neubaues, über die Ausführung der freiheitlichen Grundsätze, an denen man beiderseits festhielt, anderer Meinung als ihre Gegner. Die von der Linken ließen sich, mindestens vorläufig, ein Ministerium gefallen, das Entschiedenheit und Kraft zeigte und unverkennbar mit sich nicht scherzen ließ, das aber nichts von dem übernahm oder auch nur, wie sie sich überzeugt hielten, beabsichtigte, was sie vor der Erklärung seines Programmes von ihm befürchtet hatten: Auflösung des Reichstages, strafgerichtliche Untersuchung und Verfolgung. Ausgesprochene Feinde der Regierung waren nur und blieben ein großer Theil der „Polen im Frack", die es dem neuen Minister des Innern nicht verzeihen konnten, dass er ihnen die Ruthenen „erfunden" hatte.

Von jenen Abgeordneten, die sich in die stürmischen Ereignisse, namentlich in der Octoberzeit, gar zu tief eingelassen hatten, suchte mehr als einer seinen Frieden mit dem Ministerium zu machen. In wahrhaft anwidernder Weise that dies der Abgeordnete für Lichtenwald in Steiermark Dr. Alois Smreker, der sich in Wien auf den rothesten unter den Rothen hinausgespielt hatte und der jetzt um die Minister und selbst um einige Abgeordnete der Regierungspartei herumschwänzelte, dass es nur eine Freude war*).

*) In der Wiener „Geißel" Nr. 93 vom 8. December Seite 388 war eine Correspondenz aus Kremsier vom 5. zu lesen: „Ein steirischer Deputierter soll in der Grazer Zeitung ein neues Glaubensbekenntnis abgelegt haben, worin er denselben Jellačić, den er zuvor einen ‚Empörer' nannte, nun einen ‚Befreier' nennt. Derselbe pflegte in den Octobertagen die noch in Wien anwesenden Deputierten mit dem Zurufe: ‚Ihr Kerle, werdet Ihr zustimmen, sonst . . .' zu terrorisieren. Jetzt wandelt er, der sonst in seinem grau und grün ausgeschlagenen Schützenrocke in der Gesellschaft Umlauft-Füster den Schweif bildete, um von den Ehren, welche die Linke in Empfang nahm, auch mit einem Theilchen zu participieren, in schwarzer Tracht, mit einem Zuckerhut auf dem leeren Schädel, in den Hallen des Ringplatzes hin und

Füster kroch in anderer Weise zum Kreuz. Seine Stellung als Universitäts-Professor in Wien, das sah er wohl ein, hatte er für immer verscherzt; laut verwahrte sich das Collegium der philosophischen Facultät dagegen, ihn wieder als Collegen in seine Mitte aufzunehmen. Von seinen illyrischen Landsleuten aber war zu vernehmen — er war früher Professor am Lyceum zu Görz gewesen —, dass sie, wenn jemand aus dem Norden nach Krain kam, ihn entrüstet fragten, ob denn der Schuft Füster noch nicht gehängt sei?! In Kremsier nun antichambrierte Füster bei Stadion und erschien eines Tages bei mir mit der Bitte, ob er nicht eine Bibliothekarstelle erhalten könne. Er suchte seine Haltung in Wien in ein günstiges Licht zu stellen, klagte über die Verleumdungen, die über ihn verbreitet worden seien, und überreichte mir — und ohne Zweifel auch dem Grafen Stadion — sein Buch „Mentor für die studierende Jugend"*). Das Buch enthielt gewiss nichts, was Anstoß erregen konnte, schon darum, weil es vor 1848 unter der Herrschaft der Censur gedruckt war. Gelesen habe ich es nicht, weil ja unter allen Umständen von einer Belassung Füster's im Staatsdienste keine Rede sein konnte, wenn auch nur die Hälfte von dem wahr war, was man sich von seinem Treiben unter den Studenten und auf den Barrikaden erzählte, und um seiner Rede am 29. Juli im Reichstage willen, wo er die kaiserliche Familie wegen ihrer Abfahrt nach Innsbruck an das Schicksal eines Karl I. und Jakob II. von England, eines Ludwig XVI. von Frankreich erinnert hatte.

Ein ganz anderer Fall war es mit Med. Dr. Adolf Fischhof, Abgeordnetem für Matzleinsdorf. Er gehörte wohl zu der entschiedenen Linken, aber er war eine Persönlichkeit, der selbst politische Gegner ihre Achtung nicht versagen konnten. Minister Doblhoff hatte ihn als Rath in sein Ministerium aufgenommen, ich denke für Medicinal-Angelegenheiten, und es ist begreiflich, dass er diesen Posten nicht leichthin verlieren wollte. Er meldete sich bei Stadion, der nichts dawider hatte, einen Mann von so anerkannten Fähigkeiten und Kenntnissen im Ministerium zu behalten; nur machte es Stadion, was ja vom Standpunkte der Regierung unausweichlich war, zur Bedingung, dass sich Fischhof mit voller Aufrichtigkeit dem Ministerium unterordne, dessen Principien acceptiere und darnach handle. Das war nun aber für einen Radicalen wie Fischhof eine schwere Sache, es hieß

---

sinnt auf eine Eidesformel, in welcher er beschwören könnte, nie ein Radicaler gewesen zu sein. O über diese verächtlichen Menschen, in deren Wirken der Segen, das Glück von Millionen niedergelegt worden!" A. F. Draxler in Graz druckte dies in seinem „Herold" S. 375 unter der Aufschrift ab: „Wie mag sich wohl dieser Mann nennen?"

*) Wien 1848 Braumüller; 12°, XII u. 333 S.



das, wie er meinte, seine politische Vergangenheit seit dem März 1848 verleugnen, und die wiederholten Schritte, die Fischhof bei Stadion machte, waren darum weit entfernt, zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu führen. Ich habe das aus dem eigenen Munde Stadion's.

Für einen von den Männern der Linken hatte Stadion eine Art Schwäche, für Löhner. Nicht etwa, dass zwischen beiden ein besonderer Verkehr bestanden hätte oder dass einer auf die Ansichten des andern eingegangen wäre. Aber der „Gentleman“, was Löhner in seiner Haltung und in seinen Manieren war, machte auf Stadion einen vortheilhaften Eindruck, und ich meine, wenn es sich um eine Gewährung von Stadion's Seite gehandelt hätte, würde sie Löhner leichter als jeder Andere erlangt haben. Ein eigenartiges Verhältnis bestand zwischen Löhner und mir. Wir waren parlamentarische Gegner. Löhner besaß eine hervorragende Rednergabe, besonders aus dem Stegreif; wenn ihn ein Gegenstand ergriff, konnte er hinreißend wirken; er war reizbaren Temperaments und dabei empfindlich gegen Angriffe von anderer Seite. Meine Stärke war die Replik, sehr häufig von sarkastischem Gepräge, und so war mir in meinen Wiener Reichstagsreden auch der Abgeordnete für Saaz nicht entgangen, den ich wiederholt scharf abgetrumpft hatte. Seitdem konnten meine Collegen von der Rechten wahrnehmen, dass, so oft ich mich zum Wort meldete, Löhner sich aus dem Saale verlor. Er vermied mich auch im Umgange; allein wenn er mir nicht ausweichen konnte, war er von der größten Höflichkeit, wie es sich von einem Manne von Sitte und Anstand nicht anders erwarten ließ.

Wie Stadion für Löhner, so war der Finanzminister Kraus für Dr. Rudolf Brestel, Abgeordneten für die Wiener Rossau, ungemein günstig gestimmt. Er rühmte Brestel's klaren Verstand und logische Schärfe und empfahl mir ihn wiederholt für eine Verwendung im Lehrfach oder eine Anstellung im Unterrichtsministerium. Aber dazu hatte ich keine Lust, da ein Mann von entschieden radicaler Gesinnung doch gewiss am allerwenigsten in das Lehr- und Erziehungsfach eines Ministeriums passte, das eine entschieden conservative Richtung einschlug. Brestel war ein ausgezeichneter Mathematiker; warum fand Kraus nicht in seinem eigenen Ministerium ein Plätzchen für ihn? Trug etwa der „October-Minister“ Bedenken, einen October-Mann so auffallend zu begünstigen?

* * *

Von den Mitgliedern des jetzigen Ministeriums waren Bruck und Cordon den Abgeordneten neu und standen darum deren Kreisen ferner als zum Beispiel Bach und Kraus, die sie schon von Wien aus kannten. Neu

war den Abgeordneten vor allen der Ministerpräsident, bei welchem noch das dazu kam, daſs er, weil er zumeist um den Kaiser war, sich nur in besonderen Fällen in Kremsier zeigte. Schwarzenberg's aristokratisches Wesen, seine militärischen und diplomatischen Antecedentien bildeten auch eine Art Schranke für nähere Berührungen mit den ihm persönlich durchaus fremden Abgeordneten.

Anders war Schwarzenberg mit seinen Collegen, den Mitgliedern des Ministeriums. Gegenseitiges Vertrauen, Einmüthigkeit in den Beschlüssen und Verschwiegenheit nach außen hatte er als die Grundlagen unseres gemeinschaftlichen Handelns aufgestellt, und er selbst gieng hierin mit dem besten Beispiele voran. Bach rühmte es eines Tages mir gegenüber, was für ein Unterschied in diesem Verhalten Schwarzenberg's sei gegen das frühere Wessenberg's, der in Angelegenheiten seines Ressorts stets einen gewissen Rückhalt beobachtet hatte. Schwarzenberg hingegen machte aus den Mittheilungen, die er von auswärts empfieng, und von den Antworten, die er dahin abgehen ließ, seinen Collegen gegenüber kein Hehl. Aus seiner Präsidial-Kanzlei und aus dem auswärtigen Amte lief kein wichtigeres Schriftstück ab, das nicht zuvor dem Ministerium mitgetheilt und im Schoße desselben besprochen worden wäre. Er hatte eine durchaus vornehme Weise, die Geschäfte zu behandeln, und behielt bei angenehmen wie bei unangenehmen Nachrichten die gleiche Ruhe bei. Bei allem Ernste, womit er die Geschäfte behandelte, wuſste er, wo sich Anlaſs dazu bot, die heitere Seite herauszufinden und gab uns das gern zum Besten. Stoffe solcher Art boten namentlich die Berichte, die damals aus Paris einliefen. Einmal erzählte er uns — ich glaube es war im Wagen auf der Fahrt von Hullein nach Kremsier —, wie unser Geschäftsträger Thom an einem heißen Sommertage den republikanischen Minister des Auswärtigen Bastide in dessen Bureau in Hemdärmeln getroffen, was diesen durchaus nicht geniert habe, in eine diplomatische Verhandlung einzugehen. In die Geschäfte, die Schwarzenberg persönlich in die Hand nahm, brachte er einen neuen Geist; was er meinte und wollte, sprach er bestimmt und entschieden aus, seinen eigenen Organen wie den fremden Cabinetten gegenüber. Wenn es in der Schule Metternich's als Grundsatz galt, nur ja jeden Eclat zu vermeiden, so kümmerte sich Schwarzenberg darum gar nicht; im Gegentheil, wo er sich im Rechte fühlte, schien er den Eclat zu lieben, um zu zeigen, daſs Österreich festen Willen und Kraft genug besitze, um sich keine fremde Belehrung oder Einmischung in dessen innere Verhältnisse gefallen zu lassen.

Das war in der ersten Zeit besonders England gegenüber der Fall. Lord Palmerston hatte sich, in der Zeit von Österreichs Bedrängnis, nur

zu oft einen Ton erlaubt, der, wenn nicht in der Form, doch in der Sache impertinent genannt werden konnte. Schwarzenberg zahlte ihm mit gleicher Münze zurück und benutzte gleich den Thronwechsel dazu, um dem „Lord Feuerbrand" eine Lection zu geben: während der junge Kaiser nach St. Petersburg und nach Berlin Prinzen des kaiserlichen Hauses sandte, um die Monarchen bei seinem Regierungsantritt zu begrüßen, wurde das Olmützer Ereignis in London nur auf einfach geschäftlichem Wege angezeigt. Die junge Königin Victoria fühlte sich dadurch persönlich verletzt; doch Schwarzenberg's Haltung sollte ja nicht ihr gelten, sondern ihrem Minister, der in der letzt verflossenen Zeit Österreich, besonders in den italienischen Angelegenheiten, so viel Grund zum Ärgernis gegeben hatte.

Schwarzenberg wollte zweifelsohne in das Amt, welchem er vorstand, einen neuen Geist, einen frischeren Zug bringen. Als er in seiner Eigenschaft als Minister zum erstenmal in Wien erschien und sich das Personal seines Ressorts vorstellen ließ, sprach er es an: „Meine Herren, machen wir keine Umstände" —, mein lustiger Cousin Gustav, der dabei war und mir den Vorfall erzählte, sagte: „Wir dachten nun, es sei das eine Einladung, es uns bequem zu machen" —; allein Schwarzenberg fuhr fort: „Erbärmlicher als es in diesem Ministerium bestellt ist, kann es in keinem andern zugehen!" Und nun sprach er über den Schlendrian, über den schleppenden Gang der Geschäfte, das müsse von nun an anders werden, u. dgl. Die Strafpredigt hat wohl wenig genutzt. Schwarzenberg war Soldat und kein Bureaumann, und so hatte er nicht den rechten Einblick in das bureaukratische Getriebe, um es in seinem Sinne gründlich umwandeln zu können. Was unmittelbar von ihm selbst ausgieng, da merkte man sogleich die Tatze des Löwen; in den Bureaus selbst aber blieb es so ziemlich so, wie es zuletzt unter Metternich gewesen war.

* * *

Der Finanzminister Baron Philipp Kraus war eine der verehrungswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je kennen gelernt habe. Er gieng in seinen Pflichten auf. Er war schon Hofrath bei der allgemeinen Hofkammer, als er es nöthig fand, die ungarische Sprache zu lernen und sich in der That diese ihm völlig fremde Sprache in jenem Maße eigen machte, wie er sie für seinen Dienst brauchte. Er war ein durchaus frommer Mann, seine Frau, eine Polin, war ein Muster christlicher Ergebung; als sie später in den fünfziger Jahren ihren hoffnungsvollen einzigen Sohn verloren, sagte der tiefgebeugte Vater: „Wenn etwas gefehlt hat, um meine Frau zu einer Heiligen auf Erden zu machen, so war es diese Prüfung, die uns der Herr

geschickt hat." Kraus' Pflichttreue einerseits und sein Gottvertrauen anderseits erklären seine Haltung während der furchtbaren Octobertage; er hielt auf seinem Posten aus, weil er eidlich dazu verpflichtet war, er wusste nichts von Gefahr, weil er auf den Himmel baute. Jemand hat von ihm gesagt: wenn es einen Maria Theresien-Orden für Civilisten gäbe, Philipp Kraus hätte ihn bekommen müssen. Dabei war er in seinem äußeren Leben die Einfachheit selbst. In Olmütz, in Kremsier erschien er regelmäßig allein, ohne Bedienten, ohne einen Beamten seines Ministeriums, nur mit einer Handtasche für seine Papiere, seinem wahren „Minister-Portefeuille", das er sich mit eigener Hand zur Eisenbahn und von der Eisenbahn trug.

Von amtlichen Geschäften, die während der Kremsierer Zeit zu besorgen waren, war eine der wichtigsten die Ausführung des Robot-Patentes vom 7. September, woran das Ministerium des Innern, das der Landescultur und das der Finanzen in gleichem Maße betheiligt waren. Eine principielle Frage war die, ob das Patent sich auf die an Grund und Boden haftenden Giebigkeiten an die Geistlichkeit, also namentlich auf den pfarrlichen Zehent erstrecken solle oder nicht. Ich war dagegen, indem ich hervorhob, das Patent vom 7. September habe es seinem Wortlaute und seinem Sinne nach nur mit den unterthänigen Leistungen und mit dem bestandenen Verhältnisse zwischen Grundobrigkeit und Grundholden zu thun; das Verhältnis des geistlichen Zehentherren zu den Zehentholden beruhe auf einer ganz anderen Grundlage und sei daher durch das Patent nicht getroffen. Aber ich drang nicht durch. Bach meinte, man solle jetzt mit allen den bäuerlichen Grund und Boden beschwerenden Lasten und Giebigkeiten ein Ende machen; selbst Kraus, ein so frommer Sohn der Kirche er war, war der gleichen Meinung, und in diesem Sinne fiel denn auch der Beschluss aus.

Der Kriegsminister Baron Cordon war eine biedere Soldatennatur, der redlich sein Tagewerk verrichtete. Er war Minister geworden, weil es von ihm verlangt wurde und er als Soldat dorthin folgen musste, wohin man ihn stellte; er war ohne weiteren Ehrgeiz, ohne höheren Schwung. Cordon war Schnupfer, ich im Schnupfen Schmarotzer; als er eines Tages, da ich mit ihm und Kraus von Kremsier nach Olmütz fuhr, sein Döschen herauszog und ich ihn um eine Prise bat, reichte er mir das Döschen hin und sagte: „Ich versichere Sie, ein Prischen Tabak hat mir schon manchmal in ernsten Augenblicken eine Consolation gewährt." Abends in Kremsier hatte Cordon mit seinen Adjutanten seinen frugalen Thee, und dabei wurde eine Partie Whist gemacht, an der ich ein und das anderemal theilnahm. Bach lachte darüber. „Ich bitte Sie," sagte er zu mir, „wir anderen Minister wissen nicht woher wir unsere Zeit nehmen sollen, und er spielt Karten!"

Eine eigenthümliche Erscheinung unter den Ministern war **Bruck**, richtiger „**von Bruck**“. Ein Bild kräftiger Männlichkeit, groß und stämmig, war er nichts weniger als zum Salonmann geschaffen; besonders sind mir damals seine derben Stiefel aufgefallen; es hat mich das jedesmal an den französischen Kammerpräsidenten, ich glaube Dupin, erinnert, über den ich gelesen hatte, dass er unter seinen fein angezogenen Amtsgenossen durch seine großen Schuhe von dickem Leder aufgefallen sei. Ebenso wenig als Hofmann war Bruck Bureaumann. Als gewandter Prakticus in Handels- und industriellen Sachen wollte er auch in seiner neuen Stellung alles auf kürzestem Wege abthun. „Wissen Sie,“ sagte er mir, „das wollen wir ohne Schreibereien unmittelbar unter uns ausmachen.“ Indessen kamen die Schreibereien dann doch nach, bei Bureauarbeiten geht es einmal nicht anders. Quod non est in actis, non est in factis. Bruck war Rheinländer von Geburt, aber in jungen Jahren nach Triest gekommen und dort heimisch und ein so guter und patriotischer Österreicher geworden, wie es kaum einen zweiten gab. Als Geschäftsmann zeichneten ihn ein klarer Blick und eine unbeugsame Thatkraft aus. Eine congeniale Natur, stand er in Triest in allen Handel und Industrie betreffenden Angelegenheiten dem hochstrebenden Gouverneur zur Seite, und so war es denn Stadion, der bei der Bildung des Ministeriums in Olmütz die Blicke Schwarzenberg's auf den erfahrenen und einflussreichen Director des Österreichischen Lloyd lenkte.

Mit dem Minister für Landescultur, Herrn v. **Thinnfeld**, stand ich im allgemeinen sehr gut, aber eines hatte ich vollen Grund, ihm übelzunehmen. Die forstwirtschaftliche Lehranstalt von Maria-Brunn stand bis dahin unter dem Unterrichtsministerium. Thinnfeld beanspruchte sie für sein Ressort. Wenn er es mir gesagt oder in meiner Gegenwart im Ministerrath vorgebracht hätte, würde ich vielleicht einige Einwendungen erhoben, zuletzt aber ohne Zweifel nachgegeben haben, da ja sein Begehren seine guten Gründe hatte. Allein ich erfuhr gar nichts, bis mir eines Tages die Angelegenheit als fait accompli mitgetheilt wurde, was mich, wie ich nicht leugnen will, etwas „verschnupfte“. Was das Lehrpersonal der Maria-Brunner Anstalt betraf, so wäre es viel lieber unter dem Unterrichts-Ministerium geblieben, und dasselbe war mit dem Thierarznei-Institut der Fall, das zu Anfang meiner Amtierung gleichfalls unter mir stand.

(Fortsetzung folgt.)





# Das religiöse Protectorat Österreich-Ungarns in der Türkei.

Von Th. A. Ippen.

Als die ottomanischen Türken in Europa ihr Reich gegründet hatten, waren unter den europäischen Staaten Österreich-Ungarn und Frankreich die ersten, welche mit ihnen in nähere Beziehungen traten. Diese Beziehungen waren allerdings sehr verschieden; diejenigen, welche Frankreich zur Türkei unterhielt, waren sehr freundschaftliche, sie beginnen mit einem Allianzvertrage vom Jahre 1535, und erst das Jahr 1799 sieht Franzosen und Türken das erstemal gegen einander in Waffen; dementgegen waren die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei eine Reihe von Kriegen, welche beinahe drei Jahrhunderte von 1524—1791 ausfüllen, aber dabei Gelegenheit zu mehrfachen Friedensverträgen gaben.

Sowohl die Kaiser aus dem erlauchten Hause Habsburg als die Könige von Frankreich haben ihre Beziehungen zu der Türkei nicht bloß für die politischen und wirtschaftlichen Interessen ihres Reiches verwertet, sondern eingedenk der Pflichten, welche sie als katholische Herrscher gegen die Kirche hatten, haben sie bei allen ihren Verträgen mit der Türkei auch die Bedürfnisse der katholischen Kirche im Reiche der Sultane wahrgenommen.

Ich gebe im Nachstehenden die die katholische Religion betreffenden Bestimmungen der französischen und österreichischen Verträge mit der Türkei, indem ich zugleich dieselben einander gegenüberstelle, um ihren verschiedenen Umfang in's richtige Licht zu setzen.

Capitulation vom Jahre 1604, abgeschlossen zwischen König Heinrich IV. und Sultan Achmed I.

Art. IV. Wir wollen und befehlen, dass die Unterthanen des Kaisers von Frankreich und der ihm befreundeten Fürsten die heiligen Stätten von Jerusalem besuchen können, ohne dass ihnen

Frieden von Wien, geschlossen 1615 zwischen Kaiser Mathias und Sultan Ahmed I. (Modification des Vertrages von Zsitva-Torok vom Jahre 1606)

Art VII. Diejenigen, welche sich als Volk Jesu Christi bekennen, die Anhänger des Papstes, Priester oder Mönche oder

ein Hindernis bereitet oder eine Unbill zugefügt werde.

Art. V. Um der Ehre und der Freundschaft dieses Kaisers willen wollen wir ferner, dass die Mönche, welche in Jerusalem wohnen und die Kirche der Auferstehung*) bedienen, dort ohne Störung und Hindernis wohnen, kommen und gehen können, dass sie gut empfangen und beschützt werden und ihnen Hilfe und Beistand geleistet werde.

Capitulation von 1673, abgeschlossen zwischen König Ludwig XIV. und Sultan Muhamed IV.

Die Franzosen, welche die hl. Stätten besuchen, sollen nicht misshandelt werden, und die Mönche, welche in der Kirche des hl. Grabes sind, sollen nicht belästigt werden, um der alten Freundschaft willen, welche die Kaiser von Frankreich mit unserer Pforte halten.

Die lateinischen Bischöfe und Mönche, welche Unterthanen Frankreichs sind, sollen an allen Orten unseres Reiches so wie sie bisher waren, weiter bleiben und sie sollen ihre Functionen ausüben, ohne dass sie Jemand störe oder hindere.

Die französischen Mönche, welche in Jerusalem sind und seit Langem die hl. Stätten sowohl innerhalb als außerhalb besitzen, sowie auch diejenigen, welche in der Grabeskirche sind, sollen in diesem Genusse und Besitze bleiben, ohne dass sie Jemand durch Forderung von Abgaben oder sonstwie belästige, und soferne sie einen Rechtsstreit haben, sollen sie an unsere h. Pforte geschickt werden.

Wir wollen, dass die Patres Jesuiten und Kapuziner in Galata im Genusse ihrer Kirchen bleiben, und wir erlauben, dass die Kapuziner-Kirche, da sie abgebrannt ist, wieder aufgebaut werde.

Wir wollen auch, dass man die Kirchen der Franzosen in Smyrna, Saïda, Jesuiten, werden die Erlaubnis haben, in den Besitzungen des Kaisers der Türken Kirchen zu erbauen, in denen sie nach ihrem Brauche und nach den Regeln ihres Ordens und dem alten Herkommen das Evangelium lesen, sich versammeln und den Gottesdienst werden halten können.

*) d. i. die hl. Grabeskirche.

Vertrag von Constantinopel zwischen Kaiser Leopold I. und Sultan Mehmed IV. 1681.

Die Mönche, Jesuiten und Geistliche der katholischen Kirche, welche in den türkischen Orten wohnen, sollen nicht ungerecht bedrängt und gequält werden; sie sollen im Sinne der Capitulationen und der erwirkten Verordnungen der Pforte beschützt werden und es soll nicht erlaubt sein, dass sie belästigt werden.

Friedensvertrag von Karlowitz zwischen Kaiser Leopold I. und Sultan Mustafa II. 1699.

Art. XIII. Der ottomanische Kaiser bestätigt zur fürderen Beobachtung aller günstigen Zugeständnisse, welche seine Vorgänger den Geistlichen und der Ausübung der christlichen Religion nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche, sei es durch Erlässe oder durch Special-Verordnungen gemacht haben. So werden die genannten Geistlichen ihre Kirchen reparieren und ausbessern, ihre von alters herkömmlichen Functionen ausüben können. Niemandem sei es erlaubt, die Geistlichen, welchem Orden oder Range immer sie angehören, den Capitulationen und den göttlichen Gesetzen entgegen durch irgend eine Belästigung oder Gelderpressung zu kränken: sie mögen der gewohnten kaiserlichen Achtung sich erfreuen und sie genießen.

Ferner soll es dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der Hohen Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion und der christlichen Wallfahrtsorte in der heiligen Stadt Jerusalem auseinanderzusetzen und

Alexandrien und in allen anderen Hafenorten unseres Reiches nicht belästige, noch dass man von den Franzosen für diese Kirchen Geld abverlange.

Wir erlauben, dass sie im Hospital in Galata Gottesdienst halten können, ohne dass sie Jemand belästigt.

Capitulation von 1740, abgeschlossen zwischen Sultan Muhamed und König Ludwig XV.

Art. I. Man wird die Franzosen, die kommen und gehen, um Jerusalem zu besuchen, sowie die Mönche, die in der Kirche des hl. Grabes sind, nicht beunruhigen.

Art. LXXXII. Wenn die Stätten, welche die von Frankreich abhängenden Mönche in Jerusalem besitzen, Reparaturen nöthig haben, um vor dem Verfalle geschützt zu werden, so wird man über Verlangen des Botschafters von Frankreich Befehle erlassen werden können, die diese Reparaturen gestatten; die Kadi und Befehlshaber werden den durch Befehl erlaubten Dingen kein Hindernis bereiten dürfen Da unsere Officiere unter dem Vorwand, dass man an diesen Stätten geheime Reparaturen vornehme, mehrere Male im Jahre Durchsuchungen abhielten und den Mönchen Geld abpressten, so befehlen wir, dass von Seiten der Pascha, Kadi und Befehlshaber nur einmal im Jahre in der Kirche genannt das Grab Jesu und in den anderen Kirchen und Pilgerstätten eine Durchsuchung gehalten werde.

Die Bischöfe und Geistlichen, welche vom Kaiser von Frankreich abhängen und die sich in meinem Reiche befinden, werden beschützt werden, solange sie sich in den Grenzen ihres Standes halten; niemand darf sie verhindern, in den Kirchen, die sie besitzen, sowie an den anderen Orten, wo sie wohnen, ihre Religion nach ihrem Brauche auszuüben.

sein Begehren zu der kaiserlichen Schwelle zu erheben.

Friedensvertrag von Passarowitz zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Ahmed III. von 1718.

Art. XI. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Belgrad zwischen Kaiser Karl VI. und Sultan Mustafa von 1739.

Art. IX. Wie der vorhergehende.

Friedensvertrag von Sistow zwischen Kaiser Leopold II. und Sultan Selim III. von 1791.

Art. XII. Was die Ausübung der christkatholischen Religion im ottomanischen Kaiserreiche betrifft, ihre Priester, ihre Anhänger, die Erhaltung und Reparatur ihrer Kirchen, die Freiheit des Cultus und der Personen, den Besuch und den Schutz an den heil. Stätten von Jerusalem und an anderen Orten, so erneuert und bestätigt die Hohe Pforte nach dem Grundsatze des stricten status quo nicht allein die durch den Art. IX. des Vertrages von Belgrad dieser Religion zugesicherten Privilegien, sondern auch jene, welche durch Fermane oder andere souveräne Acte später zugestanden wurden

Die hier angeführten Verträge begründen zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn, beziehungsweise Frankreich, ein Rechtsverhältnis, welches das Österreich-Ungarn und Frankreich zustehende Schutzrecht für die katholische Kirche in der Türkei darstellt. Dieses Schutzrecht, deutlicher ausgedrückt das Recht, den Schutz für die katholische Kirche auszuüben, ist wie ein Servitut, welches die Türkei jenen beiden Staaten bestellt hat. Der Sultan räumt durch diese Verträge den beiden Staaten das Recht ein, bezüglich der Behandlung der katholischen Kirche Vorstellungen machen zu dürfen, wenn solche nöthig sind, er gestattet also eine Intervention, eine Einmengung der beiden Staaten zu Gunsten der katholischen Kirche und verpflichtet sich, solche Interventionen entgegenkommend aufzunehmen. Das ist in den Verträgen mit dem Kaiser ausdrücklich gesagt: „Es soll dem Abgesandten Sr. Majestät des römischen Kaisers bei der h. Pforte gestattet sein, seine Aufträge bezüglich der Religion auseinanderzusetzen und seine Forderungen vor den kaiserlichen Thron zu bringen."

Alle citierten Vertrags-Artikel enthalten Rechte, welche die türkischen Sultane der katholischen Kirche concedieren; dadurch, dass diese Verpflichtungen in einem Vertrage mit einem anderen Staate aufgezählt werden und da jeder Staat über die richtige Ausführung seiner Verträge wacht, haben Österreich-Ungarn und Frankreich das Recht erhalten, über die Einhaltung der der katholischen Kirche zuerkannten Rechte zu wachen, das ist, dieselbe dort, wo es nöthig ist, gegen eine Schmälerung ihrer Rechte zu schützen. Durch diese Verträge sind die beiden Staaten Garanten für die Zugeständnisse geworden, welche die Sultane zu Gunsten der katholischen Kirche gemacht haben.

Zwischen den Stipulationen, welche die Türkei mit Frankreich und mit Österreich-Ungarn abgeschlossen hat, besteht ein Unterschied zu Gunsten des letzteren; die Vertrags-Artikel mit Frankreich sprechen immer von den Bischöfen und Geistlichen, welche Unterthanen Frankreichs sind (Capitulation von 1673) oder welche vom Kaiser von Frankreich abhängen (Capitulation von 1740); es ist also das Schutzrecht auf diese Kategorien eingeschränkt. Die Artikel der mit dem Kaiser abgeschlossenen Verträge hingegen zeigen keine solche Einschränkung, in ihnen heißt es immer „die christkatholische Religion, ihre Priester und ihre Anhänger".

Dieses Recht des religiösen Protectorates wird vielfach bekämpft, — ich sage bekämpft, denn bestritten kann es nicht werden, — und dies in erster Linie von demjenigen Theile, der seinerzeit dieses Recht bestellt hat, von der Türkei. Es wird von türkischer Seite eingewendet, dass jeder souveräne Staat in seiner Gesetzgebung und in seiner inneren Verwaltung unabhängig sei; das religiöse Protectorat bedeute aber eine fortwährende Einmengung seitens

eines fremden Staates in beides. Man ist dabei von türkischer Seite weniger empfindlich, solange es sich um fremde Unterthanen und ihnen gehörige Institute handelt, da man an Sonderrechte der Fremden in der Türkei gewöhnt ist; besonders schwer wird das religiöse Protectorat empfunden, so-ferne Unterthanen der Türkei und deren Institutionen in Frage kommen. Es ist ja ganz richtig, dass die von türkischer Seite beanspruchte Ausschließung jeder fremden Einmengung der allgemeine Grundsatz ist, welcher die Beziehungen der Staaten regelt: aber diese allgemeine Regel ist nicht von der Art, dass Ausnahmen von ihr ganz ausgeschlossen wären; diese Ausnahmen müssen eben nur eine im Sinne des internationalen Rechtes legale Basis haben; dass dieses bei dem religiösen Protectorate der Fall ist, beweisen die citierten Vertragsbestimmungen, und man muss also von türkischer Seite sich damit trösten: volenti non fit iniuria. Solange die Staaten, welchen das Recht bestellt worden ist, für die Rechte der katholischen Kirche und des katholischen Clerus einzutreten, auf ihr Recht nicht verzichten, kann die Türkei es ihnen nicht absprechen oder schmälern.

Laut der Verträge hätte also Österreich-Ungarn das Schutzrecht über die katholische Kirche und den katholischen Clerus, sowie über die Katholiken ohne jede locale oder sonstige Einschränkung in der ganzen Türkei auszuüben. Die Monarchie hat sich jedoch selbst eine locale Einschränkung auferlegt; sie übte das Schutzrecht continuierlich und intensiv in den ihren Grenzen zunächst liegenden türkischen Provinzen aus, während sie in jenen türkischen Provinzen, mit welchen eine Verbindung nur auf dem Seewege möglich war, da sie im 17. und 18. Jahrhundert keine Marine und keinen Seehandel hatte, von einer directen Ausübung des Schutzrechtes absah; in diesen Provinzen nahm sich Frankreich der katholischen Kirche an, da es ohnedies mehrere Handels-niederlassungen und Klöster französischer Ordensgeistlicher dort hatte. Jedoch ist auch Österreich-Ungarn zu wiederholten Malen zu Gunsten der heiligen Stätten von Jerusalem eingetreten.

Ich habe bis nun versucht, die Wesenheit des religiösen Protectorates zu definieren und sein Geltungsgebiet anzugeben; ich will jetzt erörtern, welches der Umfang dieses Schutzrechtes ist, das ist zu Gunsten welcher Rechte der Schutz ausgeübt werden kann.

Die griechische und die armenische Kirche haben jede ihr eigenes Statut, welches ihnen von der türkischen Regierung verliehen worden ist, sie sind gewissermaßen staatlich anerkannte Kirchen. Auch die orientalischen Riten der katholischen Kirche, wie die armenischen Katholiken, die griechischen Katholiken haben ähnliche Statuten; die katholische Kirche lateinischen Ritus hat kein solches Statut, sie erscheint daher wie nur toleriert; und doch leben in der Türkei

gegen 120.000 Katholiken lateinischen Ritus, welche Unterthanen des Sultans sind. Diese verschiedene Behandlung der christlichen, ja sogar der einzelnen katholischen Kirchen ist eine merkwürdige Erscheinung, ich begnüge mich, dieselbe hier hervorzuheben.

Um festzustellen, welches die Rechte der lateinischen Kirche in der Türkei sind, müssen in erster Linie die Verträge mit den Kaisern aus dem Hause Habsburg consultiert werden. Diese Verträge enthalten theils selbst solche Rechte, theils verweisen sie auf andere Quellen und zwar Verordnungen der Pforte (Vertrag von Constantinopel), ältere Special-Erlässe und -Befehle der Sultane (Vertrag von Karlowitz), Fermane und andere souveräne Acte (Vertrag von Sistow).

Diese Gruppe von Rechtsquellen verdient eine nähere Erörterung; wählt man für die in den verschiedenen Vertragstexten gebrauchten Ausdrücke die dem türkischen Staatsrechte geläufigen Bezeichnungen, so umfasst diese Gruppe:

1. Die Fermane und Berate, welche vom Sultan direct erlassen sind: dieselben können allgemeine Verfügungen enthalten, sind jedoch zumal in den früheren Zeiten meist für einzelne Personen, Institutionen oder für specielle Fälle ertheilt worden; es sind also landesfürstliche Diplome und Freiheiten. Es dürfte schwer halten, eine größere Sammlung solcher Urkunden zusammenzubringen, da die verschiedenen Bischöfe, Klöster oder sonstigen Persönlichkeiten, welche sie seinerzeit erhielten, sie nicht mit der wünschenswerten Sorgfalt aufbewahrten. Es ist dies übrigens kein so empfindlicher Verlust, da diese Urkunden zumeist Freiheiten enthielten, welche seither durch Gesetze verallgemeinert und codificiert sind, oder sich auf Abgaben bezogen, welche derzeit nicht mehr bestehen.

Ich glaube, bloß die Franziscaner des heiligen Landes bewahren eine große Anzahl von Fermanen und Beraten auf, welche ihnen den Besitz der heiligen Stätten bestätigen und von denen ein guter Theil durch Intervention der kaiserlichen Botschafter und Internuntien beim türkischen Hofe erwirkt wurden.

2. Die Emrname — Visirialschreiben, das sind Verordnungen, welche die jeweiligen Großvesire an einzelne Provinzgouverneure zu Gunsten der katholischen Kirche erlassen haben.

3. Wären offenbar auch die Gesetze hier einzureihen, soferne solche erlassen wurden, welche die katholische Kirche betreffen.

Eine legislative Thätigkeit besteht in der Türkei erst seit dem Jahre 1839, in welchem durch ein kaiserliches Patent ein Staatsgrundgesetz in europäischem Sinne erlassen wurde, der sogenannte Hatischerif von Gülhane.

Die katholische Kirche interessierende Bestimmungen enthält ein zweites kaiserliches Patent von 1856, der Hatihumajun ferner das Gesetz

vom 7. Zilhidsche 1281 (Juni 1864) über die Zollfreiheit und das Visirialschreiben vom 7. Sefer 1278 über die Testamente der Christen.

Ich will nun versuchen, auf Grund dieser drei Gruppen von Rechtsquellen, den Verträgen, dem Herkommen und den codificierten Gesetzen, die vorzüglichsten Rechte der katholischen Kirche zusammenzustellen und aufzuzählen.

a) Freiheit des Bekenntnisses. Die Bekenner der katholischen Kirche sollen wegen ihrer religiösen Meinung weder beleidigt noch beunruhigt und noch viel weniger verfolgt oder bestraft werden. (Hatihumajun, alinea 8.)

Es gibt in der Türkei noch immer Gegenden, wo die Katholiken von Seite ihrer mohammedanischen Landsleute beunruhigt und zum Abfalle vom Katholicismus getrieben werden; die Regierung hat nicht die Macht, diese gegen die Freiheit des Bekenntnisses verstoßenden Übelstände abzustellen.

b) Freiheit für den Clerus, sein Priesteramt auszuüben. Die katholischen Geistlichen, Mönche, welchem Orden immer sie angehören, auch Jesuiten, dürfen nicht belästigt oder gekränkt werden, sie werden die kaiserliche Achtung genießen. (Vertrag von Constantinopel und Vertrag von Karlowitz, Art. XIII.)

Im Sinne dieses Rechtes erhalten die katholischen Erzbischöfe und Bischöfe kaiserliche Bestallungs-Urkunden, sogenannte Berate. Sie dürfen in ihren Visitationsreisen in den Diöcesen nicht behindert werden.

Als Muster eines solchen Berates sei hier der folgende wiedergegeben:

An den Vali von Monastir, an den Mutessarrif und den Kadi von Skutari. Die Botschaft Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, König von Ungarn, hat mitgetheilt, dass Fra Giulio Marsili zum Bischof von Sapa in der Provinz Skutari ernannt worden ist, und hat ein kaiserliches Befehlsschreiben erbeten, damit derselbe in Gemäßheit unserer Verträge Schutz und Beistand erfahre. Der Artikel IX des zwischen Meiner und der erwähnten Regierung abgeschlossenen Vertrages von Belgrad besagt: Alle Vertragsbestimmungen aus der Zeit der Sultane, meiner Vorgänger, zu Gunsten der fränkischen Geistlichen, sowie alle Concessionen, welche alle Geistlichen insgesammt, sei es vor, sei es nach dem Frieden von Passarowitz durch specielle kaiserliche Urkunden und Befehle erhalten haben, werden bestätigt. Indem die Einhaltung dessen Mein Allerhöchster Wille ist, thue ich kund und zu wissen, dass sämmtliche Verträge und Abmachungen zwischen Meiner und der erwähnten Regierung eingehalten werden müssen und in deren Gemäßheit die erforderlichen Veranlassungen zu treffen seien. Ihr, Vali, Mutessarrif und Kadi, habet nun nach dieser Weise zu handeln und vorzugehen. Gegeben am 20. Dschemasülewel 1291.

Eine fernere Folge der Freiheit des Clerus ist, dass allen katholischen Orden erlaubt ist, Niederlassungen in der Türkei zu gründen. (Frieden von Wien, Art. VII.) Nach der derzeit bestehenden Übung obliegt es den Orden, welche eine Niederlassung in der Türkei gründen wollen, dazu eine kaiserliche Erlaubnis der türkischen Regierung zu erlangen. Ordens-Niederlassungen, welche dieser Vorschrift nicht nachkommen, wird der Genuss verschiedener Immunitäten, welche solche Niederlassungen im Principe haben, verweigert.

c) Freiheit der äußeren Ausübung des Cultus. Die Anhänger des katholischen Glaubens dürfen nach den Vorschriften ihrer Religion sich in den Kirchen versammeln und Gottesdienst halten. (Frieden von Wien, Art. VII.) Keine Kirche ist in der äußeren Ausübung ihres Cultus einer Beschränkung unterworfen, soferne in der betreffenden Örtlichkeit kein anderes Glaubensbekenntnis vorkommt. (Hatihumajun alinea 6.) In den Stadtvierteln und Dörfern, welche also eine rein katholische Bevölkerung haben, dürfen auch alle außerhalb der Kirchen abzuhaltenden Ceremonien der katholischen Religion ungestört ausgeübt werden, z. B. Processionen. Nicht im Einklange mit dieser Bestimmung steht die derzeit befolgte Praxis bezüglich des Gebrauches von Kirchenglocken. Nach den citierten Bestimmungen wäre in rein katholischen Dörfern oder Stadtvierteln das Läuten der Kirchenglocken frei; in Wirklichkeit jedoch wird nicht erlaubt, Kirchenglocken anzubringen und zu läuten ohne ausdrückliche Erlaubnis der Central-Regierung für jeden speciellen Fall.

d) Freiheit der Errichtung neuer Kirchen und Reparatur der alten Kirchen.

Die Anhänger der katholischen Religion haben die Erlaubnis, in den Besitzungen des Kaisers der Türken Kirchen zu erbauen (Frieden von Wien, Art. VII.); die katholischen Geistlichen dürfen ihre Kirchen reparieren (Vertrag von Karlowitz und spätere). Trotz dieser Bestimmungen hatte sich die Übung eingenistet, dass die Erbauung von Kirchen an Orten, wo früher keine bestanden hatten, nicht gestattet wurde. Im Jahre 1856 erst wurde gesetzlich bestimmt, dass in Städten und Dörfern, deren Bevölkerung derselben Religion angehört, die Erbauung und Reparatur von Kirchen, Schulen, Spitälern, Friedhöfen frei ist, in confessionell gemischten Städten und Dörfern jedoch nur dann, soferne für die betreffenden Confessionen ganz getrennte Stadttheile oder Viertel bestehen. (Hatihumajun alinea 5 und 6.)

In Stadtvierteln oder Dörfern, in denen katholische und mohammedanische Familien vermengt mit einander leben, ist die Erbauung von katholischen Kirchen überhaupt nicht gestattet, während bezüglich mohammedanischer Moscheen keine Beschränkung besteht.

Die von diesem Gesetze statuierte Freiheit der Erbauung neuer Kirchen ist jedoch nicht unbeschränkt, vielmehr müssen, wenn der Bau in glaubens-

einheitlichen Orten geplant ist, die Baupläne durch kaiserlichen Befehl approbiert sein; wo es sich um gemischt-confessionelle Orte handelt, ist für Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, Spitäler, Friedhöfe eine Bewilligung durch kaiserliche Entschließung nothwendig. Nach den Verträgen und Gesetzen wäre die Reparatur bestehender Kirchen, soferne sie mit keiner Erweiterung oder Vergrößerung verbunden ist, ganz frei. In Wirklichkeit wird aber auch für die Reparatur die Einholung der Erlaubnis des Provinz-Statthalters, oft auch der Centralregierung in Constantinopel vorgeschrieben.

e) Das Recht, Schulen zu errichten: Jedes Religionsbekenntnis ist berechtigt, öffentliche Schulen für wissenschaftlichen und gewerblichen Unterricht zu errichten (Hatihumajun alinea 10).

Auch dieses Recht hat in der Praxis die Beschränkung erfahren, dass zur Eröffnung jeder Schule, auch der Elementar-Dorfschulen, eine kaiserliche Entschließung nothwendig ist.

f) Die Gesetze der katholischen Kirche sind als giltig anerkannt für die Ehesachen der Katholiken; die Jurisdiction wird von den katholischen Diöcesangerichten ausgeübt, welche auch Erbschaftsprocesse entscheiden können, wenn beide Theile ihrer Jurisdiction sich unterwerfen (Hatihumajun, alinea 13).

Das katholische Kirchenrecht ist für die Testamente der Katholiken maßgebend; die türkischen Behörden erkennen den katholischen Bischöfen notarielle Befugnisse bezüglich der Testamente der Katholiken zu (Visirialschreiben vom 7. Sefer 1278).

g) Befreiung des Clerus von gewissen Steuern. Gebäude, welche dem Clerus gehören und von ihm bewohnt werden, sind von der directen Steuer befreit. Gemüse-, Wein-, Obst- und Olivengärten genießen ebenfalls die Befreiung von der directen Steuer, wenn sie dem Unterhalte des Pfarrers oder des Klosters dienen. Von Äckern wird der Zehent entrichtet.

Die geistlichen Personen oder Anstalten genießen für den Wein, den sie in ihrem Hause für ihren Bedarf keltern, und für den Branntwein, den sie destillieren, die Befreiung von der Spirituosen-Steuer.

Alle zur Erhaltung der Kirchen dienenden Gegenstände, welche aus dem Auslande eingeführt werden, sind zollfrei.

Geistliche Personen und Anstalten können alle zum Unterhalte nöthigen Gegenstände wie Kleidung, Nahrungsmittel 2c. bis zu einem gewissen Maximalbetrage zollfrei aus dem Auslande beziehen. —

Aus dieser Aufzählung der Rechte der katholischen Kirche läſst sich schließen, daſs Österreich-Ungarn — welchem das Recht bestellt wurde, jedesmal einzutreten, wenn eines jener Rechte verletzt oder vorenthalten wird — häufig in die Lage kommen muſs, solche Interventionen eintreten zu lassen. Der

Vertrag von Karlowitz und alle späteren Verträge enthalten die Bestimmung, dass der Vertreter Sr. Majestät des Kaisers befugt ist, Vorstellungen in religiösen Angelegenheiten zu erheben und Forderungen zu stellen. Da die Verträge immer von Bekennern der katholischen Religion und katholischen Geistlichen sprechen, ohne die Einschränkung auf Nicht-Unterthanen der Türkei, so ist das Recht der Vorstellungen und Forderungen auch für den Fall gewährt, dass es sich um türkische Unterthanen katholischer Religion handelt.

Es haben sich Fälle ereignet, dass die katholische Bevölkerung einer Gegend von ihrer mohammedanischen Umgebung wegen ihres katholischen Bekenntnisses angegriffen wurde, es kann vorkommen, dass katholische Geistliche, welche türkische Unterthanen sind, wegen ihrer geistlichen Thätigkeit bedroht oder verletzt werden, es kann sich darum handeln, an Orten, wo nur türkische Unterthanen wohnen, eine neue katholische Kirche zu bauen. In solchen und ähnlichen Fällen hat Österreich-Ungarn immer durch Befürwortung und Vorstellungen bei der türkischen Regierung sein Schutzrecht zu Gunsten der katholischen Interessen ausgeübt.

Von türkischer Seite wird eingewendet: auf türkischem Grund und Boden für eine Gemeinde, die ausschließlich aus Unterthanen des Sultans besteht, eine Kirche zu erbauen, sei eine Angelegenheit, welche eine andere Regierung nichts angehe, und jede Einmischung derselben sei daher abzuweisen.

Vom allgemeinen, theoretischen Standpunkte des Völkerrechtes ist dieser türkische Einwand gewiss richtig, zum Unglück für diesen türkischen Einwand aber hat sich die türkische Regierung allerdings vor Jahrhunderten dieses Rechtes, fremde Einmengung auszuschließen, begeben, und es kann jetzt Österreich-Ungarn nicht zugemuthet werden, auf ihm concedierte Rechte zu verzichten, bloß weil deren Ausübung jetzt die türkische Empfindlichkeit verletzt.

Die Ausübung des religiösen Protectorates bedingt nicht auf der anderen Seite einen Verzicht auf die Souveränitäts-Rechte, diese Ausübung ist ganz gut vereinbar mit dem vollständigen Respecte gegenüber den Rechten des Landesherrn. Das Object des religiösen Protectorates sind schließlich Rechte, welche der Landesherr selbst freiwillig gewährt hat, der Zweck des Protectorates ist es, eine Gruppe der Bevölkerung in Zufriedenheit und Ergebenheit gegenüber ihrer eigenen Regierung zu erhalten. Österreich-Ungarn hat sein Schutzrecht stets in diesem Sinne ausgeübt und es nie dazu benutzt, um der Türkei Verlegenheiten zu bereiten, sondern hat ihr im Gegentheil Verlegenheiten erspart. Wenn man andererseits die Fälle, in denen Österreich-Ungarn sein Schutzrecht ausgeübt hat, durchprüft, so ergibt sich der Schluss, dass das Schutzrecht noch eine Nothwendigkeit ist und ein Verzicht darauf moralisch nicht zu rechtfertigen wäre.

Als die Kaiser aus der Habsburg'schen Dynastie das Schutzrecht über die katholische Kirche in der Türkei erwarben, erwarben sie es nicht als eine politische Errungenschaft; politische Errungenschaften sind in den Verträgen durch territoriale Erwerbungen und Erwerbung commercieller Vortheile repräsentiert; die Erwerbung des Schutzrechtes war für die Kaiser eine moralische Verpflichtung, die aus ihrer Stellung der katholischen Kirche gegenüber resultierte; und wie es erworben worden ist, so wird dieses Recht ausgeübt, nicht als politisches Mittel, sondern als moralische Verpflichtung.

Endlich muss noch hervorgehoben werden, dass der Schutz der religiösen Rechte der Katholiken in der Türkei nicht gleichbedeutend ist mit einem Schutz über die Katholiken überhaupt. Die Beziehungen zwischen der türkischen Regierung und ihren katholischen Unterthanen sind frei von jeder fremden Einmischung, solange sie nicht in die religiöse Rechtssphäre fallen.

Es besteht eine Ansicht, nach welcher der Berliner Vertrag in das Rechtsverhältnis des religiösen Protectorates eine Änderung gebracht hätte; diese Anschauung beruft sich auf den Artikel LXII alinea 6:

„Das Recht des officiellen Schutzes wird den diplomatischen und Consular-Agenten der Mächte in der Türkei zuerkannt sowohl in Betreff der Geistlichen, Pilger und Mönche aller Nationalitäten, als auch der von ihnen gehaltenen geistlichen Wohlthätigkeits- und anderen Anstalten, und dies sowohl an den heiligen Stätten wie anderwärts."

Die Verfechter jener Ansicht interpretieren diesen Artikel dahin, dass die in der Türkei wirkenden Geistlichen fremder Nationalität den Schutz des Vertreters ihres Heimatslandes genießen, dass, soferne diese Geistlichen Institute leiten, auch diese Institute den Schutz dieses Vertreters genießen, dass sohin für ein specielles religiöses Protectorat seitens einer dritten Macht kein Platz mehr da sei.

Das ist nicht richtig. Erstens müsste, soferne der Berliner Congress die alten Protectoratsrechte hätte aufheben wollen, dies ausdrücklich gesagt sein, denn ein in so vielen Verträgen bestätigtes und durch Jahrhunderte geübtes Recht kann nicht stillschweigend und auf dem Wege einer Interpretation aufgehoben werden. Zweitens ist neben dem in der citierten Vertragsbestimmung statuierten speciellen Schutzrechte des jeweiligen heimatlichen Vertreters ganz gut Raum für das Schutzrecht der das religiöse Protectorat ausübenden Macht. Jeder Priester, jeder Mönch ist ein Theil der Kirche, die Respectierung des sacerdotalen Charakters, dessen Träger er ist, bildet ein Interesse der Kirche. Wenn nun jeder Staat ein Interesse daran hat, das Leben und Eigenthum seiner Angehörigen zu schützen, so läuft daneben das Interesse der Kirche, ihr Ansehen, ihre Würde zu schützen, das Kapital, welches jeder

Priester als Arbeiter auf kirchlichem Gebiete für die Kirche darstellt, zu sichern. Auch die Kirche will für ihr Interesse einen Vertreter, und dies muss die das religiöse Protectorat ausübende Macht sein.

Dieser Anschauung hat auch die Übung Rechnung getragen, wie sich dieselbe in mehreren, seit 1878 vorgekommenen Fällen der Verletzung eines fremden Geistlichen in der Türkei constatieren ließ. So schritten für den im Jahre 1895 bei Marasch in Syrien ermordeten italienischen Franciscaner P. Salvatore Lili der französische und italienische Vertreter ein.

Bei geistlichen Anstalten endlich wird es oft schwer sein, dieselben dem einen oder dem anderen Lande zuzurechnen, da die meisten derselben im wahren Sinne des Wortes katholisch sind und ihre Mitglieder aus verschiedenen Staaten rekrutieren.

Als ferneres Argument möchte ich jener Ansicht noch entgegensetzen, dass die Thätigkeit des religiösen Protectorates sich nur zum geringen Theile auf den Schutz von Personen erstreckt, hauptsächlich handelt es sich um den Schutz von Rechten.

Ich möchte schließlich noch die Haltung der Kirche mit einigen Betrachtungen streifen. In dem Rechtsverhältnisse des religiösen Protectorates ist sie die Empfängerin einer Reihe von Diensten, die ihr freiwillig und ohne Gegenleistung gezollt werden. Die Kirche, von der Voraussetzung erfüllt, dass die das religiöse Protectorat ausübenden Mächte auf der Höhe ihrer Aufgabe sich zu halten bestreben, hat dem zwischen der Türkei und Österreich-Ungarn bestehenden Rechtsverhältnisse die Anerkennung und Zustimmung, soweit die Kirche dabei in Frage kommt, stets gegeben und ist bisher nie darauf eingegangen, dass an den durch Verträge und jahrhundertlange Übung begründeten Rechten zu Gunsten Anderer etwas geändert werde. Es hat nie an Personen gefehlt, welche glaubten, gegen die Art der Ausübung des Schutzrechtes Beschwerden erheben und Änderungen erwirken zu können. Solchen Anregungen wurde jedoch in Rom nie Folge gegeben, da jene Beschwerden zumeist aus einer falschen und übertriebenen Auffassung des Schutzrechtes entsprangen. Eine officielle Kundgebung für Wahrung des status quo bezüglich des religiösen Protectorates enthält das Circular der päpstlichen Congregation für Glaubensverbreitung (Propaganda fide) „Aspera rerum conditio“ vom 22. Mai 1888: „Das Protectorat Frankreichs im Orient besteht seit Jahrhunderten und ist durch Verträge zwischen den betheiligten Regierungen bestätigt. Man soll sich darin jeder Neuerung enthalten; dieses (französische) Protectorat soll überall, wo es in Übung ist, sorgsam aufrecht erhalten werden und die Missionäre sollen darüber aufgeklärt werden, damit sie, so oft sie Beistand brauchen, an die Konsuln

und anderen Vertreter Frankreichs sich wenden. In gleicher Weise muss in jenen Missionsgebieten, wo das Protectorat Österreichs in Übung ist, dasselbe ohne jede Änderung aufrecht erhalten werden."

Zum Schlusse noch eine Bemerkung, die sich an die katholische Partei in Österreich und Ungarn richtet. Das religiöse Protectorat Frankreichs ist ein dem gesammten Frankreich theures und von ihm hochgehaltenes Vermächtnis aus seiner historischen Vergangenheit; das Protectorat ist so populär, dass sich im Jahre 1898 ein „Nationalverein zur Bewachung und Vertheidigung des französischen Protectorates im Orient" bilden konnte, von dem der heil. Vater sagte, „er möge, indem er die großen Interessen der Religion und des Vaterlandes sich zu Herzen nehme, Frankreich hochherzigen Beistand leisten in Erfüllung dessen 600jähriger Aufgabe". Nun Österreich-Ungarn hat dieselbe Aufgabe seit drei Jahrhunderten auf sich genommen; wie wenig ist jedoch dieselbe unter seiner Bevölkerung gekannt und gewürdigt! Sollten sich nicht auch in Österreich-Ungarn die Mitglieder zu einer Vereinigung, ähnlich wie die französische, finden?



# Parabel.

Von Karl Domanig.

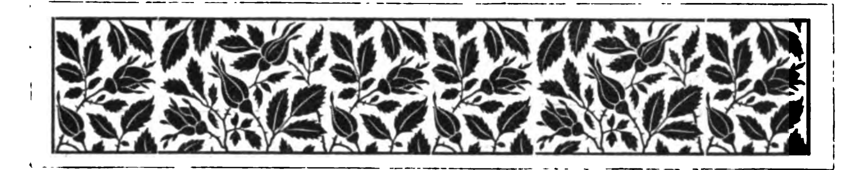
Steht der Hund nun schon die längste Weile
In der Winterkälte vor dem Hause,
Kratzt die Thüre, bellt sich müd' und heiser —
Ist kein Pförtner da, kein Herr des Hundes?

Sieh', ein Weiblein, ihres Weges kommend,
Fühlet Mitleid mit dem armen Thiere,
Zieht die Glocke mühsam, humpelt weiter.

Und der Pförtner jetzo lugt und öffnet —
Ha und sieht nicht, wem er öffnen sollte!
Wettert fäusteballend auf die Rangen,
Die ihn aufgenarrt aus seiner Ruhe,
Und gebietet nebenher dem Hunde:
„An den Ofen, Köter, wo dein Platz ist!"

Hund und Herr, — die Fügung ahnet keiner.





# Otfried.

Epische Dichtung in neun Gesängen von *,*

## Erster Gesang.

### Im Hochwald.

Der junge Otfried schüttelt seine Locken,
Er kühlt im See sein glühend Angesicht:
Der arme kranke Vater merke nicht
Die Thränen, die noch kaum im Auge stocken.
Dem Gram, den er verhehlen nimmer konnte,
Ihm ließ er frei Gewähr in Waldesnacht,
Indes am Häuschen sich der Vater sonnte,
Umsponnen von des Todes dunkler Macht.
Nun eilt der Sohn, von Sorge hingetrieben,
Er findet Iring schon dem Sterben nah;
Da kniet er hin und ruft: „O bleibe da!
Ich will dich immer und dich einzig lieben.“
Ein Lächeln will des Greises Mund umschweben —
Auch dieses muss entfliehen mit dem Leben.

Verlassen, ungetröstet, schmerzdurchflossen
Ist Otfried nun im weiten, öden Wald;
Erst liegt er stumm und starr zur Erd' gegossen —
Auch seinen Thränen wehrt des Grams Gewalt.
Die Welt um sich muss er frohlocken hören
Im ersten Jubel neuer Lenzeslust,
Als wollte sie die Trauerlieder stören,
Die todesmüthig ihm durchziehn die Brust.
Die Wesen alle athmen süßen Frieden —
Er wird allein von jedem Trost gemieden.

„So werd' ich nimmer dir ins Auge schauen
Und nimmer folgen deinem leisen Gang,
Mit dir nicht beten mehr im Morgengrauen,
Nie wieder hören deinen Nachtgesang.

Wer soll mich nun im Guten unterweisen,
Mich tränken von dem Born der Wissenschaft,
Mich lehren, meinen Gott im Liede preisen?
O Tod, du hast mein Leben hingerafft!"
So schreit er auf, vom Schmerze übermannt,
Und weinend küsst er Irings kalte Hand.

Da fällt ein kleines Büchlein in den Sand,
Das jener unter seinem Arm getragen.
Der Jüngling löst geschwind das alte Band
Und liest die Schrift aus jüngst vergangnen Tagen:

„Mein Sohn, ich weile nimmer auf dem Sterne,
Der halberleuchtet um die Sonne fliegt,
Ich bin in einer wundersamen Ferne,
Wenn diese Schrift vor deinen Augen liegt.
Dein Erbe sollen diese Blätter werden,
Sie mögen dir, ich flehe, theuer sein.
Ich nannte nichts mein Eigen sonst auf Erden,
Nur was ich sann und fühlte, das war mein.
Du findest nicht Gedanken froher Stunden,
Nicht Blütenhonig und nicht Rebensaft,
Nur Tropfen Blutes alter Seelenwunden,
Doch Tröstung auch, die starker Wille schafft.

Wenn ich von deiner Seite bin geschieden,
Versinke nicht in tiefe Traurigkeit;
Ich gieng ja hin zum ewigschönen Frieden
Und gab darum die Schmerzen dieser Zeit.
Beweine nie, was dir der Tod entrissen,
Beweine nur, was dir das Leben nahm,
Das Fremdgeword'ne wirst du ewig missen,
Doch wiederfinden, was zum Himmel kam.

Wenn ich begraben bin am Rand der Wogen,
Dort wo die blitzgetroff'ne Esche steht,
Dann froh und kühn in weite Welt gezogen,
Wohin so lange schon dein Sehnen geht.
Mir war die Einsamkeit die Ruhestätte,
Die mir die Kraft zum Weiterwandeln gab,
Dich aber hielt ja nur der Liebe Kette,
Dir ist die Waldesruh' ein ödes Grab.
Das lehrten lange deine düstern Züge,
Es klang mir laut aus manchem Klagelied,
Dass nach der Welt des Neides und der Lüge
Mit aller Kraft der Jugend Wahn dich zieht.

Du hoffst ein Glück in jener Welt zu finden,
Das maltest du mit gold'nen Farben aus.
Zu frühe wird der süße Traum entschwinden,
Erwachen wirst du in des Grames Haus.

Ein Strom ist diese Welt, der seine Wellen
Am Rand des Himmels und der Hölle wiegt,
Von dort und hier erfließen ihm die Quellen,
Wetteifernd, wer die anderen besiegt.
Drum hörst du auch ein Durcheinanderrauschen
Von Seligkeit und schwerer Herzenspein;
Du siehst der Wellen ewiges Vertauschen,
Und dauernd ist der wilde Strom allein.
Hier fließt, zu scheiden nicht und nicht zu lösen,
Gemischt in eine graue, laue Flut,
Das Gute mit dem dunklen Schein des Bösen,
Das Böse scheint Dir oft so himmlisch gut.
Da ringt, da betet wohl die Seelenhoheit
Um einen Tugendkranz vom Paradies,
Nicht fern von ihr, da höhnt und flucht die Roheit
Um hohe Tempel, die sie niederstieß.
Auf Rosenschiffen kommt die schöne Liebe,
Die Untreu folgt ihr und der finst're Hass,
So zieht es hin in wechselndem Getriebe
Und stöhnt und jubelt ohne Unterlass.
Verlang' kein Paradies von dieser Erde —
Hier wohnt die Lust nur mitten in Beschwerde.

Der Palme freu' dich, die in Wüsten steht,
Des Hauches, der an glüh'nde Wangen weht,
Der Blume, die verwelkend sich erschließt,
Der Freundschaft, die vorübergehend grüßt,
Des Trauerkranzes, den die Liebe bringt,
Des Klanges, den der Schmerz im Busen singt:
Denn wolltest du ein volles Glück erwerben,
Du würdest nur dein ganzes Leben sterben.

Wenn des Geschickes Hand dich schwer geschlagen,
Bei Gott nur suche Trost für deine Pein:
Die kleinen Schmerzen kannst du Vielen klagen,
Die schwersten Leiden trägst du stets allein.
Doch sollst du auch des guten Gottes denken,
Wenn dir ein Glück die Freudenpforte baut:
Er wird nur dem im Leide Frieden schenken,
Der in der frohen Zeit zu ihm geschaut.

Der Ahnen Ruhm, ihn will ich dir verschweigen,
Den sie errangen mit dem kühnen Schwert —

Du sollst der Welt die eigne Würde zeigen,
Ein hoher Sinn ist mehr als Throne wert.
Die Thoren prahlen gern mit Glanz und Schein —
Dein Adel soll der Menschen Liebe sein.

So geh' denn hin und streue allerwegen
Des Guten und des Schönen Samen aus;
Ich spreche aus dem Grabe meinen Segen,
Ich sende Gottes Huld mit dir hinaus.

Noch diese Lehre schließ in dein Gemüthe,
Sie will dich wahren vor dem schwersten Leid:
Du findest draußen eine schöne Blüte,
Sie anzuschau'n, bringt dir die Traurigkeit:
Willst du bewahren dich vor tiefem Schmerze,
So hüte vor dem Weibe Aug' und Herze!"

## Zweiter Gesang.

## Der erste Mensch.

Seit Irings Auge sich der Welt verschlossen,
Die Seele sich dem Himmel aufgethan,
War nun der dritte Tag dahingeflossen,
Der vierte fieng im Ost zu dämmern an.
Da rang sich Otfried aus dem kurzen Schlummer,
Dem ersten, der seit langem ihn erquickt;
Erwachen will mit ihm der alte Kummer,
Sobald er nach des Vaters Grabe blickt.

„Hinweg!" so ruft er, „düstere Gedanken!
Nicht will ich zürnen weiter meinem Los.
Es soll der Mensch nicht um Vergang'nes ranken,
Der Blick ins Künftige nur macht ihn groß.
Ich will den Gram zu diesem Grabe legen,
Will kühn ergreifen meinen Wanderstab.
Mich schützt und leitet ja der starke Segen,
Den mir der gute Vater sterbend gab.
Du Laute, Freundin meiner schönsten Stunden,
Dich lass' ich nicht im öden Wald zurück,
Sind erst die letzten Schmerzen überwunden,
Dann singst du mir wohl auch von süßem Glück."

Er birgt nun noch in seines Kleides Falten
Das Büchlein, das der Vater hinterließ,
Und läßt die Einsamkeit allein dort walten —
Er wandert zum geträumten Paradies.

Er zieht den einen Tag im wilden Walde,
Den andern Tag im wilden Walde auch.
Er sucht den Weg auf nie gemähter Halde,
Oft geht es mühsam über Stein und Strauch.
Da heben Felsen drohend ihre Spitzen,
Es gähnt vor seinem Fuß die tiefe Schlucht,
Die Bäche sieht er in der Sonne blitzen,
Zum Bade lockt die Flut in seichter Bucht,
Das Häslein flüchtet kaum vor seinen Füßen,
Es hebt sich spähend aus dem fetten Klee;
Die Krähe schreit, den Fremden zu begrüßen,
Verwundert blickt ihn an das junge Reh.
Die Schnecke zieht im Grase ihre Spuren,
Die Echse schwindet hin im schnellen Husch,
Ameisen wandern über ihre Fluren,
Die Bienen summen um den Blütenbusch.
So schwinden ihm des Tages schnelle Stunden,
Zum Schlafen ist ein Plätzchen leicht gefunden.

Am dritten Tage will die Sonne sinken,
Da thut ein weites Thal vor ihm sich auf,
Er sieht die Dächer ferner Höfe blinken,
Und froh beflügelt er den Fuß zum Lauf.
Nun steht er staunend an dem Rand der Felder,
Im Winde wogt, was Menschenhand gesä't,
Zu weitem Kreise reihen sich die Wälder
Um eine Welt, vor der er jubelnd steht.
Und Glocken hört er aus der Ferne klingen —
O süße, nie gehörte Harmonie!
Da breitet aus der Geist die leichten Schwingen,
Er schwebt hinauf ins Reich der Melodie,
Der Finger lockt die Klänge aus der Saite,
Und zärtlich trägt der Ton das Wort ins Weite:

Ich grüße dich, du schöne Welt,
Du friederfülltes Thal,
Dich goldbestreutes Ährenfeld,
Euch Herzen ohne Zahl.
O flechtet mich in euren Kranz,
O spendet mir der Liebe Gut! —
Ich schenk' euch meine Seele ganz,
Die Hand, das Herz, mein Lied, mein Blut!

Wie kaum der letzte Ton zu Thal gezogen,
Da steht ein Mönch vor ihm mit greisem Haar;
Auf seinen Schultern trägt er Pfeil und Bogen,

Sein Auge ruht auf Otfried warm und klar.
Gleich hat ihn dieser mit dem Arm umwunden,
Erfreut, dass einen Menschen er gefunden.

Der andre rettet sich vor seinen Küssen,
Er lächelt ob dem sonderbaren Gruß:
„Du wirst die Welt wohl erst verstehen müssen,
Du schreitest mir auf viel zu kühnem Fuß.
Recht wenig kennst du Menschenthun und Lassen —
Ich konnte dies erfahren aus dem Lied —
Wie wolltest du die alle sonst umfassen,
Von denen jeder seine Bahnen zieht?
Doch lasse mich nach deinem Namen fragen,
Woher, wohin dich deine Füße tragen."

„Verzeih', dass mich die Freude überwunden,
Die jäh bei deinem Anblick mich befiel:
Du bist der erste Mensch, den ich gefunden,
Bist meiner Wanderung ersehntes Ziel."

Der Bogenträger sieht im Mann der Laute
Ein tolles Haupt, aus dem der Wahnsinn lacht;
Wer dächte anders, der da hörte, schaute
Die dunkle Rede und die selt'ne Tracht?
Doch wie sie langsam durch die Felder wallen,
Da breitet Otfried all sein Leben aus,
Der andre sieht ihn an mit Wohlgefallen
Und führt ihn endlich in sein schönes Haus.
Mit Staunen sieht der Sänger Thor und Stiege,
Die Fenster im getäfelten Gemach,
Im reinen Stall die Kuh, die muntre Ziege,
Den weiten Hof, das blanke Schieferdach:

„Wie klein war unser Haus! Durch seine Spalten,
Da flog der Sturm, da drang der Regen ein.
Dort war nicht viel zu schaffen und zu walten —
Du musst in diesem Himmel selig sein!"

Ihm sagt der Mönch: „So denkt nur, wer die Sorgen,
Die Unruh' meines Amtes nicht erkennt;
Mich ruft vom Lager schon der graue Morgen,
Und Müh' an Mühe reiht sich ohne End'.
Da heißt es ordnen, mahnen und befehlen
Der spielbereiten Magd, dem faulen Knecht,
Den Feinden wehren, die das Feld bestehlen,
Denn wo der Herr nicht ist, da stirbt sein Recht.

Und wenn der Mond das volle Rund gewonnen,
Dann ruft zu meinem Herrn der Rechentag;
Da muss ich büßen für den Brand der Sonnen,
Für Rindersterben und für Hagelschlag.
So leb' ich wahrlich nicht in gold'nen Zeiten,
Genieße nur ein schwer verdientes Brot,
Doch ohne Zagen will ich weiterschreiten,
Getreu erfüllen meiner Pflicht-Gebot.
Wer nicht ermattet auf den schwersten Wegen,
Der mag dereinst sich froh zur Ruhe legen."

„Ein sanfter Tod nach mühevollem Leben",
Erwidert Otfried, „wäre Lohn genug?
Verkünde mir, ob nie dir sonst ein Streben
Den Wunsch nach einem höhern Ziele trug?"

Da klagt der Mönch: „Das Hoffen ist ein Träumen;
All unser Streben nur ein Kinderspiel.
Wir suchen Bahnen in gedachten Räumen
Und täuschen uns mit einem Strahlenziel.
Die Thoren lass' ich drum auf Meeren schiffen,
Wo Well' auf Welle an die Planken schlägt;
Viel lieber wohn' ich auf den Felsenriffen,
Wohin kein Hauch der Freude Samen trägt.
Da pflück' ich mir die edelweiße Blüte:
Geduld im weltvergessenen Gemüthe."

„Sei unser Hoffen immer nur ein Wähnen,"
So hebt der junge Sänger wieder an,
„Es gibt ein Ruh'n für unser Freudesehnen,
Und wär' es nur in einem lieben Wahn.
Ob nun die Quelle über wahre Kiesel
In Wahrheit aus dem wahren Felsen quillt,
Ob ich mir träume nur ihr sanft Geriesel,
Was gilt es? — wenn sie nur mein Sehnen stillt.
Oft wenn ich lange sah den Sternenhimmel,
Da drang ein sonderbar Gefühl mir ein:
Vielleicht ist über mir das Lichtgewimmel
Und unter mir der feste Grund nur Schein!
Da wollt' ein Bangen mir die Brust beschleichen —
Vor meinem Denken musst' es wieder weichen.
Denn sieh, es ist ja eins, ob all die Dinge
Aus wesenhaftem Stoffe sind gemacht,
Ob ich mit Gotteskraft die Flügel schwinge,
Ihm nachzudenken, was Er vorgedacht.
Der wahre Gott, er wollte nicht betrügen,
Und wär' die ganze Schöpfung nur ein Schein —

Ein holdes Dichten nennen wir kein Lügen,
Das wahr Geträumte ist ein wahres Sein.
Was Gott nicht ließ im Weltenraume schweben,
Das läſst er in der Menschenseele leben."

Verwundert hört der andre diese Worte:
„Du redest klar und doch so räthselhaft,
Du wuchsest auf an weltvergess'nem Orte,
Wer lehrte da so neue Wissenschaft?"

„Ich sann" — so sagte Otfried — „viele Stunden
Den dunklen Räthseln dieses Lebens nach,
Und manche Lösung hab' ich auch gefunden
Der Fragen, die zu mir ich selber sprach.
Und wären all die Dinge aufgeschrieben,
Sie füllten wohl ein schweres, großes Buch,
Nun aber ist mir nur im Geist geblieben,
Was ich geformt in einen kurzen Spruch.
Solang mein Vater in der Welt gewesen,
Da dient' als Griffel ihm das harte Schwert,
Und was er doch an Wissen aufgelesen,
Das hat er mich vor Jahren schon gelehrt.
Ich sah die Wahrheit in der Ferne blinken,
Das hat begehrlich meinen Geist gemacht;
So lasset mich mit vollen Zügen trinken,
Was kluge Männer unter euch gedacht.
Ich steige muthig über alle Schranken
Und ewig will ich meinem Führer danken."

Begeistert sagt der kleine Mönch dawider:
„Darin erkenn' ich Gottes weise Hand,
Daſs dein Begehren von den Bergen nieder
Zum Feld der Fulda seine Wege fand.
Ich möchte nicht die eig'nen Brüder preisen.
Doch ist es in der ganzen Welt bekannt,
Daſs keine bessern Meister unterweisen
Die Jugend in dem weiten deutschen Land.
Im Buchenwald, an urweltwilder Stätte
Hat Bonifatius sein Heim gebaut,
Dort wuchs es mit den Eichen um die Wette,
Seitdem ist ein Jahrhundert fast ergraut.
Sein Jünger Sturmius zog viele Stunden
Des Tags im Walde und auch manche Nacht,
Bis er dem Gotteshaus den Ort gefunden,
Voll unentweihter Paradiesespracht.
Hier blühn wie Rosen aus dem Heldengrabe
Der Tugendsinn, die Lust an schöner Kunst —

Getreuer Fleiß gewann uns reiche Habe,
Des Volkes Liebe und der Großen Gunst.
Wir Fuldasöhne haben auch gereutet
Das Land, das ich behüte, und das Haus
Gebaut, das dir ein Paradies bedeutet,
So viele andre noch landein, landaus.
Du findest dreimal tausend bei den Franken
Und dreimal tausend im Thüringerland,
Du siehst in Bayern uns're Ähren schwanken,
Und uns're Saaten sä't der Sachsen Hand.

Doch wie sich auch des Hauses Güter breiten,
Wir rühmen wenig unser Eigenthum —
Das deutsche Volk dem Himmel zu bereiten,
Darin erkennen wir den wahren Ruhm.
Zu trinken eilt heran die deutsche Jugend
Von uns'rem Born der Kunst und Wissenschaft,
Sie schlürft aus ihm den Trank der Christentugend
Erfüllt die Brust mit froher Glaubenskraft.
Was immer hoch und lieblich ist zu preisen,
Das wird so leicht der Frömmigkeit vereint;
Drum singen wir Horazens muntre Weisen
Und stimmen an, was Jeremias weint.
Wir lesen gern, was Salomo geschrieben,
Und hören, was der Stagyrite spricht;
Der Harfe Klang ist uns nicht fremd geblieben,
Doch schmäh'n wir auch der Leier Töne nicht.
Wir lauschen gern den auserwählten Worten,
Wenn Augustinus seine Schuld bekennt;
Doch steh'n wir sinnend auch an jenen Orten,
Wo stolze Helden uns ein Grabmal nennt.
Was Kinder dichten und die Mütter sagen,
Was deutsche Männer singen um den Wein,
So manches Wort aus lang vergang'nen Tagen,
Wir schreiben es in uns're Bücher ein.
Schwer geht die Sprache noch vom deutschen Munde
Wir glätten sie durch kluge Wörterwahl:
Für diese Sorge lohnt uns eine Stunde,
Wo deutsche Rede klingt wie scharfer Stahl.
Dann mag die Römersprache sich verschließen
Zum frommen Dienste in das Gotteshaus,
Belehrend aber und erfreuend fließen
Das deutsche Wort in deutsches Land hinaus.
Nach diesem Ziele geht mit kühnem Schritte
Ein Mann, der immer nach dem Höchsten strebt,
Rhabanus Maurus, der in unsrer Mitte
Als ein Prophet des edlen Wissens lebt.

In seine Arme denk' ich dich zu führen,
Sobald ein neuer Mond erhellt die Nacht,
Er wird in dir das edle Feuer schüren,
Das du in deiner Seele schon entfacht.
Mit Freuden wird er deine Lieder hören,
Der Worte Glut, die Klänge mild und weich;
Es läſst vom Gaukler leider sich bethören
So manches gute Herz im Frankenreich.
Und wolltest du des Sanges Gabe schenken
Dem wahren Glauben und dem Tugendsinn, —
Du würdest manchen Geist zum Bessern lenken,
Dir würde Ruhm und Liebe zum Gewinn."

Nun führt der Mönch den jungen Gast zum Mahle,
Den Gast, aus dessen Aug' die Hoffnung sprüht, —
So wird dem Felsen, wenn im ersten Strahle
Des Morgens ihm das hohe Haupt erglüht.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)



Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



# Kulturideale.

Von Richard v. Kralik.

Als ich vor Jahren anfieng, das Kulturideal, mit dem uns die akademische Bildung erfüllt, zum erstenmal mit der Wirklichkeit um mich her selbständig zu vergleichen, da schien sich mir ein bedeutender Widerspruch herauszustellen. Auch andere haben das mit mir gefühlt, aber es für nothwendig gehalten, ihr Kulturideal nach dem anscheinenden Bedürfnis des modernen Geistes zu berichtigen. So ist die große Bewegung entstanden, die man zum Unterschied von der Antike, der Renaissance oder der Romantik die Moderne genannt hat. Sie hat das Richtige gehabt, dass allerdings jede Zeit durch eigene originale Arbeit sich auch des conservativsten Kulturideals erst bemächtigen, es zur lebendigen Anwendung bringen muss. Irrig aber war die Meinung, dass es überhaupt kein objectives, bleibendes, feststehendes Kulturideal gebe, dass wir daher mit jeder Generation wieder ganz von neuem anfangen müssten. Die Falschheit dieser Annahme hat sich auch heute vollkommen herausgestellt. Die radicalsten Anhänger jener einstigen Moderne sind selber zu diesem Resultat gelangt und haben praktisch wie theoretisch ihren Irrthum eingestanden. Das weiß jeder Kenner der allerneuesten Litteratur und Kunst seit etwa drei Jahren. Ich schmeichle mir, dass ich es schon etwas früher wusste und von Anfang an in diesem conservativeren Sinn den Wiederaufbau einer den Hochkulturen früherer Zeiten und Völker ebenbürtigen modernen Kultur angestrebt habe, allerdings mit dem Bewusstsein, damit nicht so bald durchzudringen. Denn wie sollte mein Ideal einer Welt gefallen, die mir nicht gefallen konnte, da sie meinem Ideal so wenig entsprach! Bis heute hat sich daran wohl noch nicht viel geändert, aber der Boden ist doch mehr vorbereitet, die Gemüther sind nach so vielen Enttäuschungen empfänglicher. Ich halte es daher für nicht mehr so ganz hoffnungslos, mit dem positiven Programm einer wirklichen modernen Kultur hervorzutreten, und das will ich denn hier in Kürze versuchen. Ich will in einigen Thesen einen kleinen Grundriss des Baues geben, den ich in vielen Büchern und Büchlein ausführlicher entworfen habe.

Der Hauptfehler unserer modernen Kultur ist, dass sie eine materialistische ist. Das, was zur Zeit der jonischen Naturphilosophen,

der Sophisten, des Lucretius nur eine Unterströmung war, ist bei uns zum ersten Mal zur Oberströmung geworden. Das Letzte gilt als das Erste, das Dunkelste als das Hellste, das Niedrigste als das Höchste, die Barbarei als Kultur. Eine große Kultur muss aber idealistisch sein, auf dem Geist sich aufbauen, nicht auf der Materie. Das, was schon die großen antiken Kulturträger jenen Kulturschädlingen gegenüber geleistet haben, das müssen wir auch umso kräftiger anfassen, je übermächtiger der böse Kulturfeind geworden ist. Das stärkste Armutszeugnis für unsere Moderne ist, dass wir keine Philosophie haben; denn es wird doch niemand mehr Nietzsche für einen Philosophen ansehen. Diese moderne Philosophie, das heißt die Anwendung der „Philosophia perennis“, des Idealismus auf unsere Zeitanschauungen habe ich in meiner „Weltweisheit“ versucht, ohne es einem anderen zu verwehren, es besser zu machen.

In der Einheitlichkeit liegt die Größe aller hohen Kulturen. Ein einheitliches, harmonisches Weltbild ist ihr höchstes Ideal, ist die feste Stammburg, von der aus sie ihre Eroberungen machen kann. Das Kennzeichen der modernen Kultur ist aber die Zerfahrenheit, das Nebeneinanderklotzen unvereinbarlicher Gegensätze und Widersprüche. Sie ist kein einheitlich geplanter Tempel, sondern ein Museum, wo in verschiedenen Sälen oder Pavillons alles mögliche aufgehäuft und zusammengeschleppt ist, um so unverdaut und unorganisch sich vor dem Leben abzuschließen. Allerdings ist das Problem für unsere Zeit schwierig, aber auch die Griechen, die Römer, das Mittelalter haben ähnliche Probleme organischer Assimilierung gelöst. Für uns zerfällt die Aufgabe in zwei Theile: Erkenntnis der wesentlichen Factoren unserer Bildung, und diese sind die Antike, das Christenthum und das eigene Volksthum; diese drei müssen organisch verschmolzen, vereinigt werden. Der zweite Theil der Arbeit ist die Erkenntnis, dass andere an sich ansprechende Elemente, wie sie die indische, persische, chinesische Kultur bieten, unserem Kulturideal entgegengesetzt sind und daher in wesentlich anderer Weise angeeignet werden sollen, nicht als gleichwertige Factoren, sondern als zu überwindende Gegner oder als unterworfene Beute. Die Moderne hat aber gerade umgekehrt dahingearbeitet, die drei im Mittelalter und in der Renaissance schon geeinten Grundfactoren auseinander zu reißen und dafür jenen fremden Elementen zu einer unorganischen Invasion zu verhelfen. Selbstmörderisch und hochverrätherisch! Darf ich zur näheren Ausführung dieses Punktes auf meine „Kulturstudien“ verweisen?

Eine fruchtbringende, erfreuliche Kultur muss positiv, erhaltend, bewahrend, schützend sein. Die moderne Kultur ist wesentlich eine negative. Sie verneint nicht nur das Positivste, den Geist, die Ideen, nicht nur die Einheit, nicht nur die Vernunft und Harmonie der Welt, sie verneint auch

die ganze Vergangenheit, den Stamm, dem sie entsprossen ist und ohne den sie nicht einmal vegetieren kann, sie verneint die ganze Geschichte und Tradition. Sie ist radical, aber nicht in dem berechtigten Wortsinn, dass sie zur Wurzel alles Wesens zurückstrebt, sondern in dem Sinn, dass sie wurzellos und voraussetzungslos ihre eigene Wurzel sein will. Ihre Tendenz ist nicht aufbauend, sondern zerstörend, kritisch scheidend, zersetzend und auflösend, nicht verbindend, setzend und erhaltend. Aber, wie gesagt, eben darin ist eine bessere Erkenntnis durchgedrungen, und man hat wieder angefangen, an jene Zeiten anzuknüpfen, die man früher nicht genug verachten konnte. Von der Nothwendigkeit durchdrungen, dass wir uns vor allem eine positive Grundlage für alle künftige organische Kulturarbeit sichern müssen, habe ich selbst einen großen Theil meines Fleißes nicht eigenen Producten, sondern der Erhaltung und Erneuerung der wurzelhaftesten Arbeiten unserer Vorfahren gewidmet.

Eine große Kultur darf nicht individualistisch, nicht exclusiv sein, sie muss vielmehr social sein, die ganze Gesellschaft, das ganze Volk umfassen, alle Stände, alle Classen. So waren die alten Kulturen. Seit der Renaissance hat sich dieser ideale Zustand immer mehr verschlechtert und ist in der Moderne zu seinem Gegensatz geworden. Auf der einen Seite wollen die Socialdemokraten, auf der anderen Seite die Übermenschen ihre Kultur für sich; die einen eine Herdenkultur, die anderen eine Helden- oder Tyrannenkultur, andere eine Kultur für Lebemänner, für freie Geister, überlassen aber gerne den Bauern ihre eigene. Die moderne aufgeklärte Kultur stellt sich immer mehr doch nur als eine Kultur für Egoisten, für Wenige heraus, die nicht auf das Volk anwendbar ist, ohne alles, auch das egoistische Behagen jener Auserwählten zu gefährden. Wohl fühlt man die Nothwendigkeit, etwas für das Volk zu thun, man gibt ihm Bücher, Bildung, Arbeiterkasernen, Altersversorgung, man sucht Kopf und Magen zu befriedigen. Das Herz hat man vergessen. Seht doch einmal die Straßen unserer Städte an! Habt ihr da schon die Freude gesehen? Nein, es ist nur eine mäßige Lust, unter diesen Verhältnissen zu leben. Darum machen sich auch so viele so schnell davon. Was hält uns denn an dies Leben fest? Eine vollkommene Kultur müsste aber das Leben ganz anders lebenswert machen, als es jetzt der Fall ist.

Der Staat ist der Leviathan unserer modernen Kultur. Er hat mit seinen Ämtern und Beamten, seinen Steuern, seinen Fiscalien und Regalien alles eingeschlungen. Die übrigen Factoren einer harmonischen und mannigfaltigen Kultur sind ihm gegenüber ganz entmündigt worden: so der Einzelne mit seinem Selbstbestimmungsrecht, so die Familie, so die Gemeinde, die Zunft, die Stände, die Kirche, die Vereine, die Schule, die Erziehung, und endlich sogar das Königthum. Nun

aber haben alle diese Factoren eine Kulturfunction, auf die wir nicht verzichten können. Sie müssen sich selber wieder der modernen einseitigen Staatskultur gegenüber zur Geltung bringen. Gewiss hat die absolutistische Organisation der Volkskräfte im Staat ihre großen Vortheile, aber auch noch größere Gefahren und Nachtheile. Wir wollen auch den Staat nicht schwächen, sondern im Gegentheil stärken und stützen, indem wir ihn von einer Bürde entlasten, die ihn schließlich zu Boden drücken muss. Auch wollen wir unsere Kultur auf eine breitere Basis stellen, damit sie auch bleibe, wenn etwa der Staat irgend einem Anprall nicht mehr widerstehen könnte.

Die moderne Kultur gieng von einem falschen Begriff des Fortschritts aus, sie meinte, dass der Mensch über sich hinaussteigen könne und müsse, ungefähr so, wie der Affe einst zum Menschenthum hinaufgestiegen sei. Dies Übermenschenthum, diese Kultur der „Reizsamkeit“, hat sich indessen hauptsächlich als Hysterie oder noch Traurigeres herausgestellt. Man hat wieder das Seiende, das Bleibende wesentlich höher schätzen lernen. Über das Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft können uns die höchsten Stelzen und Perrücken nicht hinwegtäuschen. Dass wir nur nicht am Ende schlechter werden über all dem Streben, höher hinaus zu kommen! Dass wir nur nicht alles das verlieren, was wir noch etwa haben! Wir laufen Gefahr, den Sperling aus der Hand zu lassen, während wir nach dem Sprosser auf dem Baum greifen. Darum hat sich nach trüben Erfahrungen der besonnene Conservativismus als viel wichtiger herausgestellt denn so manche Fortschrittstendenz, die uns nur im Kreise herumführt um das so nahe liegende Ziel.

Aber noch mehr! Eine große Kultur muss nicht nur im organischen Zusammenhang mit ihrer nächsten Vergangenheit bleiben, sie muss noch viel mehr darnach streben, ihre Lebenskraft aus den Wurzeln und Quellen ihrer Kulturelemente zu erneuern. Mit einem Wort, der conservative Weg, die Methode der höchsten Wirkung geht durch eine Reihe von Renaissancen. So wie der über einen großen Graben strebende zurücktreten muss, um einen Anlauf zum Sprung zu nehmen, so müssen die Vorkämpfer der Kultur umso weiter zurücktreten, je weiter und höher sie sich erschwingen wollen. Das gesammte Alterthum gibt die Kritik der Gegenwart, die Correctur ihrer Mängel. Das ist die historische Methode, die neben der philosophischen nicht vernachlässigt werden darf. So hat z. B. Plato neben der philosophischen Grundlegung seines Staats in der „Politeia“ auch die historische im „Kritias“ angestrebt. Aber die ganze griechische Kultur ist ja eine immerwährende Renaissance der heroischen Kultur der homerischen Feudalzeit, bis auf Vergil und die Römer herab, und auch die Kultur des Mittelalters entwickelt sich durch eine Reihe von Renaissancen, eine karolingische, eine ottonische, eine

staufische u. s. w. Wiedergeburt, Regeneration ist das Zauberwort aller Natur und aller Geschichte. Neublüte aus der Wurzel, nicht aus den äußersten Ranken, und wenn sie noch so prunkend sind! Wenn eine Kultur sich ausgelebt hat, darf man sie nicht noch überbieten wollen, man muſs, wenn ein Weg bis ans Ende geführt ist, zum Kreuzweg zurückgehen, um eine neue Bahn aufzusuchen. Nur darf man dabei nicht die bisher gefundenen Ergebnisse so leichtsinnig aufgeben, wie es die im engeren Sinn so genannte Renaissance gethan hat.

Die Kultur soll des Menschen selber wegen da sein, nicht der Kultur oder gar einzelner Theile wegen. Unsere moderne Kultur hat wohl mehr als eine frühere für die Technik, für den Verkehr geleistet, aber die Triumphe auf diesem Gebiet verleiten sie, die Mittel über den Zweck zu stellen. Der Mensch ist nicht der Technik, des Verkehrs wegen da, sondern umgekehrt. So selbstverständlich dies scheint, so leicht wird es doch vergessen. Leben, Gesundheit, Nerven, Behaglichkeit, Ruhe, Vergnügen gelten fast nichts mehr, wenn es sich darum handelt, die Wunder der Technik und des Verkehrs zu steigern. Ein geistreicher Freund sprach einmal das scherzhafte Paradoxon aus, die altägyptischen Priester hätten wohl schon alle Erfindungen der Neuzeit gekannt, sie aber aus Rücksicht für eine ideale Kultur unterdrückt. Es liegt ein tiefer Sinn in diesem Scherz. Die Alten hatten die Kultur fester in der Hand, uns ist sie durchgegangen, wie ein scheues Roſs, über das wir nicht mehr Herr sind. Ich will nicht die gute alte Zeit der Postkutschen und der Handarbeit überschätzen, aber in vieler Beziehung fangen gerade die Spitzen der Civilisation an, jene überholten Verhältnisse erst recht zu würdigen. Wir haben eines mit dem anderen erkauft; Gewinn und Verlust ist noch sehr zweifelhaft. Nur das eine ist schon jetzt sicher: eine Kultur der Technik und des Verkehrs ist noch lange keine menschenwürdige, hohe Kultur, kein Ideal. Sie ist es zudem, die uns erst das Proletariat, die unlösbare sociale Frage gebracht hat; unlösbar, weil die meisten Proletarier Luxusarbeiter sind.

Die herrschende Kultur ist eine egoistische, selbst da, wo sie vorgibt, für das Wohl der Menschheit, des Volkes zu arbeiten, denn ihr Altruismus ist nur eine Ausgleichung aller Egoismen. Die Kultur soll aber ethisch im vollsten Sinne sein, d. h. das höchste Gut nicht in der gröſstmöglichen Fülle sinnlicher Genüsse, sondern in der Erhebung des Geistes zu seinem Ursprung, zu seiner eigentlichen Heimat suchen. Die wahre Kultur soll sich dem Ideal eines Gottesreiches auf Erden möglichst annähern.

Unsere moderne Kultur ist in ihrer Grundlage eine frostig wissenschaftliche, sie soll aber eine warme lebensvolle sein. Die Wissenschaft soll in ihr nicht voraussetzungslos das Gute tyrannisieren, sondern dem Guten dienen.

Das Ästhetische, das Künstlerische spielt in jeder echten Kultur eine bedeutende Rolle. Die Kunst ist ja die Vermittlerin der Ideen mit dem Leben. Die Kultur soll erscheinen, sichtbar werden, glänzen, und das kann sie nur in ästhetischer Form. Auch das Evangelium hat die künstlerische Form der Parabel nicht verschmäht. In der Kunst kommt das Wesen des Wahren und Guten zum Ausdruck. Kunst und Kultur sind, wenn man beides im höchsten, umfassendsten Sinn nimmt, identisch. Denn beide sollen ja das ganze Leben durchdringen und heben. In dieser Beziehung ist die „Moderne" mit uns einverstanden, ja, sie ist geneigt, die Kunst eher noch zu ausschließlich zu überschätzen. Aber sie missversteht eben die Kunst. Sie hält sie in unserem technischen Zeitalter auch nur für Technik. Und allerdings in der Technik ist unsere Kunst ganz respectabel. Aber auch nur in der Technik. Die Kunst ist aber so wenig der Kunst wegen da, wie die Wissenschaft der Wissenschaft wegen, wie die Technik der Technik wegen. Für's Leben soll sie sein. Es gibt eigentlich nur eine einzige echte Kunst: die Lebenskunst, worin auch die Kunst zu sterben mit eingeschlossen ist. Die Kunst soll das Leben zum Fest machen, zum Freudenfest wie zum Trauerfest, aber sie soll es lebenswert machen, ihm den Schwung, den Rhythmus geben, der den Menschen zum Überthier, vielleicht sogar zum Übermenschen im guten Sinn macht. Darum nenne ich den keinen Künstler im Sinne hoher Kultur, der für Leihbibliotheken und das heimliche Bedürfnis opiumsüchtiger Romanverschlinger schreibt. Nein, im Heldengedicht, in der nationalen Sage halte der erzählende Dichter dem ganzen Volke das erhöhte Spiegelbild seiner edelsten Bestrebungen vor, und der Staat lasse dies zur Erhöhung jeder Festfreude auch öffentlich dem Volke singen und sagen. Nicht für einen Künstler halte ich den Buchlyriker. Der Sänger stelle seine Begabung in den Dienst des Lebens, der Gesellschaft, der Feste des Volks, der Gemeinde, der Familie, der Kirche. Nicht für Kunst halte ich das Unterhaltungsstück des Repertoiretheaters, sondern nur das Weihefestspiel erhabensten oder heitersten Charakters. Nicht für Kunst halte ich die Musik, die sich nicht in den Dienst der Poesie, des Lebens stellt, nicht für Kunst die Malerei, die für den Markt, die Kunstausstellungen arbeitet, anstatt für das Bedürfnis der Öffentlichkeit, für das Volk, für den Schmuck von Tempeln und Foren. Aber auch da sei nicht der nichtssagende Schmuck das Ziel. Nein, der Künstler sei sich bewusst, in jedem Fall als Seher, als Prediger, als Vermittler der höchsten Einsicht und Kraft zum Volk zu sprechen. All dies habe ich in meinem „Kunstbüchlein" näher ausgeführt.

Und endlich: die höchste Kultur kann nur eine religiöse sein. Bis hieher war ich vielleicht im Einverständnis mit einigen wenigen. Von nun an wird mein Weg noch einsamer. Zwar das haben in diesen letzten

Jahren auch schon die Einsichtigsten erkannt, dass die moderne Kultur durch ihre Religionslosigkeit am meisten geschädigt werde. Sie wissen auch schon, dass die gesuchte Kultur der Zeit nur aus der Wurzel einer religiösen Weltanschauung, eines von der Religion getragenen Lebens erblühen kann. Aber sie gehen nach verschiedenen Seiten in die Irre: sie suchen diese ersehnte Religion entweder in der Zukunft oder in der Vergangenheit bei Griechen, bei den alten Germanen, oder in weiter Ferne bei Indern, Persern, Chinesen. Nun verweist uns aber das Princip der Actualität, die Geschichte, die philosophische Vergleichung, überhaupt alles und alles auf die einzige actuelle, wirkliche, volksgemäßeste wie geistigste Religion, auf das Christenthum. Wenn irgend etwas sicher ist, so ist es das, dass das Christenthum allein die antike Kultur organisch fortgesetzt und verständnisvollst abgelöst hat, dass es identisch ist mit der europäischen Civilisation, dass es mit unserem Volksthum organisch verwachsen ist, dass es nicht eine, sondern die Religion ist, die gefundene und offenbar gewordene Religion, wie es nur eine Mathematik, die des Euklid, und nur eine Logik, die des Aristoteles gibt. Wollten wir das Christenthum aufgeben, so müssten wir zugleich unsere ganze Vergangenheit, unser ganzes Volksthum zerstören. Die einheimische Geschichte des Germanenthums beginnt erst mit der Christianisierung. Aber selbst wenn das nicht so wäre, wäre es thöricht, eine Religion zu machen, zu suchen, zu construieren, zu adaptieren. Denn es liegt im Wesen der Religion, dass sie stärker sein muss als wir; sie muss uns umschaffen, nicht wir sie; darum brauchen wir sie ja. Wenn wir aber die Nothwendigkeit der Religion für die Kultur eingesehen haben, wenn wir das Christenthum als die Religion erkennen müssen, so bleibt auch keine Wahl zwischen den Confessionen. Das griechische Kirchenthum hat sich durch seine Ablösung alles Lebens beraubt. Der Protestantismus ist, wie Lagarde feierlich ausgesprochen hat und die ganze Entwicklung besonders seit einem Jahrhundert bestätigt, praktisch unhaltbar, wissenschaftlich, theologisch und historisch überwunden und aufgegeben von seinen eigenen hervorragendsten Vertretern. Es gibt nur eine Kirche, die katholische; die anderen Confessionen sind nur Tendenzen zu ihr oder von ihr. Das weiß die ganze Welt, wenn es auch tausend Gründe gibt, dass man sich's nicht gesteht. Wenige sind so aufrichtig wie Moltke, der große Schweiger, der in seinen Gesprächen mit Bernhardi den Ausspruch that: „Wenn auch die katholische Kirche Reformen nöthig haben sollte, katholisch müssen wir doch alle einmal werden.“ Nun gut, das steht also fest.

Welche Reformen aber wollen wir jetzt der katholischen Kirche vorschlagen? Etwa, dass sie ihre Einheit, den „Ultramontanismus“ aufgebe? Aber diese weit ausgreifende Einheit, diese überragende Autorität macht sie

uns ja gerade erst suchenswert. Oder dass sie sich auf die Kirchenhalle beschränke, auf das nackte Dogma, dass sie es aufgebe, alle Lebensgebiete ergreifen und durchsetzen zu wollen, wie sie es im Mittelalter beanspruchte? Nein, wir wollen ja doch einen Sauerteig, der das ganze Leben schmackhaft mache, kein Kirchenlämpchen, sondern eine Sonne, die alles durchleuchte. Oder soll der „Clericalismus“ seine führende Macht dem Laienstand abtreten? Damit würden wir nur einen theologischen Dilettantismus, Curpfuscherei, Naturheilverfahren in unserer Zeit des Fachwissens gewaltsam hervorrufen. Noch viel weniger aber haben wir Grund, jenes haltlose Professorenkirchenthum der Reformation anzustreben und damit die allein autoritative apostolische Grundlage unserer Kirche zu schwächen. Oder wollen wir den Cölibat abschaffen, weil er angeblich zu manchen Missständen Veranlassung gibt? Als ob die Ehe eine Versicherung gegen alle Gefahren wäre! Nein, seien wir froh, dass einer Minorität vom Bann der Geschlechtlichkeit sich frei zu machen die Gelegenheit geboten wird. Aber die Ohrenbeichte werden wir doch vielleicht aufgeben müssen? Wie, dies Institut, um das uns so viele beneiden, die nicht stark und heldenhaft genug dazu sind! Oder sollen durch den „gesunden Menschenverstand“ manche volksthümliche Formen der Andacht, übertrieben scheinender Heiligencult, die Marienverehrung, der Wunderglaube auf ein gewisses Maß beschränkt werden? Um Gotteswillen, nein! Wir brauchen ja für unsere Kultur Volksthümlichkeit, selbst Naivetät, wir brauchen Mannigfaltigkeit, wir brauchen Poesie, wir brauchen Mystik. Wir brauchen den archimedischen Punkt außerhalb der Erde, um von da aus die Erde zu bewegen, und dieser Punkt kann nur die Übernatur, das Wunder sein. Wenn wir, um der modernen Kritik entgegenzukommen, das Gebiet des Wunders nur auf das dogmatisch Nothwendigste beschränken, so wird dies um so unbegreiflicher und unerträglicher für sie dastehen. Oder sollen wir etwa für Esoteriker die rationalistische, symbolische Auflösung unserer Dogmen gestatten? Das wäre gerade so, wie wenn wir ihnen ein Privilegium geben wollten, von der Luft zu leben. Sollen wir etwa den Nationalismus in der Kirche stärker betonen? Ein kurzsichtiger Irrthum! Ja, seien wir national! Ich selber glaube es an nationaler Arbeit mit jedem aufnehmen zu können; aber es gibt für uns keine nationalere Politik, als womöglich noch römischer zu sein, als die Italiener. Nur so haben wir das einheimische Volksthum erhalten und gehoben. Das haben wir bewiesen durch Thaten, nicht durch Bierbankgeschrei, wie manche Andere. Oder sollen wir der Kirche zumuthen, sich mit den sogenannten modernen Ideen, wie sie an sich sind, friedlich schiedlich auseinander zu setzen? Wehe uns dann! Dann wäre unsere letzte Hoffnung dahin. Wir haben ja den religiösen Geist nur deshalb berufen

wollen, um uns aus der Kulturbarbarei dieser modernen Ideen zu retten. Oder sollen wir gewisse religiöse Orden von uns abschütteln? Ja, wenn wir unser Kulturheer einer wirksamen und so recht modernen Waffengattung berauben wollen! Ja, wenn wir den Kampf und den Sieg der religiösen, der wahren Kultur noch länger hinausziehen wollen, wenn wir uns vor dem Ziel fürchten, das wir doch anstreben.

Ich habe da eine Reihe von Reformvorschlägen aufgezählt, wie sie in neuerer Zeit von verschiedensten Seiten aufgestellt werden. Aber ich will die Reformbedürftigkeit der katholischen Kirche nicht ganz leugnen. Sie leidet an einem großen wirklichen Fehler, der alle anderen, nur scheinbaren nach sich zieht. Dieser Fehler ist, dass so viele und besonders die Gebildetsten bis jetzt noch außer ihr stehen. Und in dieser Beziehung bin auch ich Reformkatholik. Aber seid überzeugt, ihr „Gebildeten", dass ihr in der Kirche die höchste Bildung finden werdet und auch Männer, die im Stande sind, euch diese Bildung vollkommen angemessen zu vermitteln. Sie warten nur auf euch, um die Reform der Kirche zu vollenden. Ja, die Mängel im Leben der Kirche können nur durch diese höchst wünschenswerte Reform gehoben werden. Ist diese aber durchgeführt, das heißt ist unsere ganze Bildung nicht mehr außerhalb, sondern innerhalb der Kirche, stellt sie ihre ganze Kulturarbeit in den Dienst derselben, dann sind alle Schäden von selber geheilt, dann erst allerdings kann die Religion ihre ganze kulturbildende Kraft ohne Reibungsverlust entfalten. Aber das ist eben ein Vorwurf und ein Mangel, der nicht die Religion und die Kirche an sich trifft, sondern jene, die sich der Kirche verschließen. Wenn ich will, dass mich die Sonne bescheinen und wärmen soll, so muss ich zum mindesten aus dem Schatten hervortreten. Und wenn wir alle Gutgewillten in die Sonne der Wahrheit locken wollen, so müssen wir sie in ihrer ganzen unverhüllten glänzenden Gegensätzlichkeit zur Dämmerung darstellen, mag sie so auch blenden und schmerzen, und mag man uns auch vielleicht „Romantiker" schelten.

Nun also, meine Freunde hüben und drüben, so entscheidet euch: Wollt ihr eine Kultur oder nicht?





# Die Philosophie der Astronomie.

Von **Aloys Müller.**

Es ist etwas Sonderbares um den Menschengeist: ein nimmermüdes Streben nach Erkenntnis aller Höhen und Tiefen der Schöpfung macht sein Leben und Wesen aus; aber wenn ihm gegeben ist, von wo er seine Schwingen entfalten und den Flug vertrauensvoll wagen kann, verzichtet er stolz, lieber der eigenen Kraft vertrauend. Dann geht es ihm wie dem Vogel, der aus dem sicheren Luftkreis in den Äther hinausfliegen will: seine Flügel finden keinen Halt, — und wo es sonnenwärts zu gehen scheint, geht's thatsächlich erdwärts. Noch ist es kein Jahrhundert her, da die Wissenschaft des Geistes dieses traurige Schauspiel erlebte. Es war die unglückliche Zeit Hegels und Schellings, wo die Philosophie, unbekümmert aller Ergebnisse und Methoden der Naturwissenschaft, sich die ganze wirkliche Welt aus ihrem eigenen Innern hervorspann, was man damals — und auch heute noch in gewissen Kreisen — mit unbewußter Selbstkritik „Freiheit der Philosophie" zu nennen pflegte.

Sehr weit braucht man heute nicht zu gehen, um dasselbe, ja eigentlich ein noch schlimmeres Schauspiel wiederholt zu sehen, noch schlimmer deshalb, weil man nach dem kläglichen Scheitern jener Schilderhebung einer übermüthigen Philosophie und dem machtvollen Aufblühen der Naturwissenschaften doch fast meinen sollte, die Menschen seien klüger geworden. Das Sonderbarste dabei ist, daß man sich einbildet, auf dem Boden eines gesunden Empirismus zu stehen, und diese Einbildung mit einer Hitzigkeit vertheidigt, die gemeinhin solchen Leuten eigen ist, die es nicht sehr weit in einer Sache gebracht haben und sich dieses Mangels heimlich bewußt sind, — während man in Wahrheit einem Intellektualismus ärgster Sorte huldigt. Das ist das schlimmste Zeichen für den Verfall einer Philosophie, daß man nicht mehr weiß, was man thut und treibt. Und doch, wie oft ist nicht der Satz, daß Philosophie und Naturwissenschaft so eng zusammengehören, daß letzthin keine ohne die andere als eine mit zur Lösung des Weltproblems berufene und diesen Beruf mit Ernst erfassende Wissenschaft existieren kann, wie oft ist nicht dieser Satz in die Herzen unserer Philosophen hinein geredet und

geschrieben worden, geschrieben nicht nur mit den Worten auf dem Papier, sondern mit den unauslöschlichen, brennenden Buchstaben, wie sie die Geschichte schreibt!

Anstatt den theoretischen Beweis der Nothwendigkeit der Naturwissenschaft für die Philosophie zu führen, der in den Einleitungsworten schon ganz allgemein ausgesprochen liegt, will ich sogleich die praktische Anwendung der Behauptung machen und, da es unmöglich ist, hier die ganze Naturwissenschaft in den Bereich des philosophischen Denkens hineinzuziehen, einen ihrer Theile, die hohe Himmelskunde, herausgreifen, um an ihr den so ungemein reichen philosophischen Inhalt der Naturwissenschaft zu demonstrieren.

Mit Absicht gehe ich in die Praxis und mit Absicht nehme ich gerade die Astronomie. Das erste deshalb, weil ich den theoretischen Beweis anderswo erbracht habe und man, wenn ich stets so verführe, vielleicht Nietzsche's Wort (Zarathustra) darin bestätigt finden könnte: „Wohl zog ich den Schluss; nun aber zieht er mich!" Das letztere aus dem Grunde, weil, wie es wohl auf den ersten Blick aussieht und eine auch nur geringe Kenntnis der Werke unserer Philosophen zu beweisen scheint, die Astronomie von allen zum engeren Begriff der Naturwissenschaft gehörigen Disciplinen die wenigsten und nebensächlichsten Berührungspunkte mit der Philosophie gemein hat. Wenn es sich nun zeigen wird, dass dieses Aschenbrödel unter den Zweigen der Naturwissenschaft trotzdem viele und wichtige philosophische Momente in sich birgt, so dass jeder Philosoph, der es ernst nimmt mit der Wissenschaft als dem Forschen nach der Wahrheit, sich auch Kenntnis der Astronomie beschaffen muss, dann liegt damit ein äußerst günstiger Schluss für die übrigen Disciplinen der Naturwissenschaft nahe.

Zugleich soll durch diese praktische Anwendung gezeigt werden, dass der Naturwissenschaft eine philosophische Seite gleichsam eingeboren ist, dass dieselbe verleugnen oder verkennen soviel hieße, wie jener ihre schönste Zierde rauben und sich entgegen dem ausgesprochensten Sehnen des menschlichen Geistes freiwillig jeden tieferen Einblick in das geheimnisvolle Wesen der Natur abschneiden. Die Naturwissenschaft im strengsten Sinne erleidet zwar keine Einbuße durch den Verzicht auf alles philosophische Denken; aber gerade der arbeitende Forscher, der wie kaum ein zweiter die Wahrheit des Wortes erfährt, „dass kein Honig süßer, als der der Erkenntnis ist", wird sich dem Reize philosophischer Erkenntnisse, wenn er ihm einmal erschlossen, wenn einmal der Sonnenblick dieser Königin mitten in die öde Welt seiner Formeln und Experimente gefallen ist, willenlos ergeben. Der beredteste Beweis dafür sind die Werke unserer großen Naturforscher, die zugleich alle große philosophische Denker waren und deren philosophische

Lebensarbeit mit all' der jugendlichen Frische umkleidet ist, wie sie ein Geist nur ausstrahlen kann, der frei vom Staube der Schulphilosophie unmittelbar von des Lebens goldenen Baume pflücken darf.

Bei der Lösung unserer speciellen Aufgabe läßt sich wohl ein anderer als der praktische Weg nicht einschlagen, indem wir eben die einzelnen astronomischen Lehren, die in Betracht kommen, durchgehen und das Philosophische daran hervorheben. Man kann dabei ein doppeltes philosophisches Moment unterscheiden, ein formelles, das für die Art und Weise, ein materielles, das für den Inhalt des philosophischen Denkens von Wert ist.

I

Das formell philosophische Moment finde ich sowohl in der Geschichte als in der Methode der Astronomie.

Was man thuen soll, kann die Geschichte einer Wissenschaft eine andere Wissenschaft niemals lehren, wohl aber, wie man etwas thuen soll, und in dieser Hinsicht ist die Geschichte ja stets eine große Lehrmeisterin gewesen. Man darf aber dabei nicht an Methoden denken, die einmal historisch sich ergeben haben und vorbildlich für die andere Wissenschaft sein sollen; denn waren sie nicht begründet, so gehören sie überhaupt nicht hierhin, indem sie ja das Wertverhältnis der einen Wissenschaft zur anderen aufheben, waren sie aber begründet, so sind sie in dem methodologischen Inhalt einbegriffen, der erst später zur Sprache kommt. Es handelt sich hier vielmehr um die ganze Geistesrichtung, in der philosophische Fragen gestellt und gelöst werden, um die Weite des Blickes, die Unbefangenheit, Vorurtheilslosigkeit, die Ansichten über die Stärke des menschlichen Geistes, über die Natur, kurz in gewissem Sinne um eine Weltanschauung, mit der ausgestattet man an die Lösung des Weltproblemes herantritt. Das alles kann allerdings auch Product des philosophischen Denkens sein, es kann aber auch die Grundlage für weiteres Denken sein, das, was ihm die Richtung gibt, ihm die Form aufdrückt, es in diese oder jene Bahnen lenkt, und als solches kommt es hier in Betracht. Meistens ist diese Geistesrichtung eine Mitgift des Schöpfers oder durch Erziehung oder Erfahrung erworben. Da nun die Geschichte auch Erfahrung ist, so kann sie hier einsetzen, und wenn sie auch als Geschichte einer Wissenschaft bei weitem nicht ausreicht, einer anderen die ganze Richtung zu geben, so ist doch nie ausgeschlossen, dass sie über wichtige Punkte Aufschluss ertheilen kann. Dafür bringen wir nun aus der Geschichte der Astronomie zwei Beispiele.

Als erstes classisches und auch wohl manchmal in die Philosophie hineingezogenes Beispiel diene das kopernikanische Weltsystem. Durch

die schönen Studien Schiaparelli's ist es ja bekannt, dass Kopernikus manche Vorläufer, besonders unter den großen griechischen Astronomen, besaß. Aber dieselben verschwinden unter der Menge der Gegner; die Zeiten waren eben noch nicht reif genug, um die so gewaltig reformierende Idee aufzunehmen. Er selbst konnte keinen eigentlichen wissenschaftlichen Beweis für seine Anschauung bringen, er erkannte ihre Richtigkeit intuitiv; so kam es, dass selbst zu seiner Zeit sein Gedanke nicht durchdrang. Ja in viel späteren Jahrhunderten fand sein System noch Gegner in bedeutenden Männern (z. B.: Bossuet), und im 19., ja sogar in unseren gesegneten 20. Jahrhundert hat man noch gegen ihn geschrieben. Man kann ruhig sagen, dass damals, als er sein System aufstellte, und noch viel später, die Überzeugung aller Menschen und Zeiten gegen ihn sprach. E pur si muove! Und doch hatte er Recht. Diese eine Thatsache beweist bis zur Evidenz, dass der sogenannte „Autoritätsbeweis", das ist der Beweis aus der Übereinstimmung aller Menschen und Zeiten, keinen wissenschaftlichen Wert hat.

Wo findet man nicht heute noch diesen Autoritätsbeweis! Bei dem Problem der Sternenbewohner hat man ihn geführt, obwohl er hier am allerwenigsten berechtigt war, weil die erste grundlegende Frage die nach der Bewohnbarkeit ist, diese aber erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Entdeckung der Spectralanalyse) beantwortet werden kann; in der Frage nach der Objectivität der Sinnesqualitäten hat man sich auf ihn gestützt; für die Unsterblichkeit der Seele citiert man ihn, obgleich sich hier die Erkenntnis, dass es kein wissenschaftlicher Beweis ist, auch ganz zaghaft bei unseren christlichen Philosophen äußert. Hätte man ihn nicht zu des Kopernikus Zeiten mit demselben Recht gegen dessen Genie führen können? Vielleicht hat man es gethan, vielleicht hat man das scheinbare Recht noch dadurch zu vergrößern gemeint, dass man auf des Astronomen System als eine unbewiesene Auffassung hinwies. Alles hatte er gegen sich, was vom Anfang der Welt an gelebt hatte, und seine ganze Zeit. Und wie hat ihn nicht die fortschreitende Wissenschaft gerechtfertigt! Wo bleibt da noch der Autoritätsbeweis? Wenn er sich auch nur ein einzigesmal eclatant als unrichtig erwiesen hat, so fällt damit seine wissenschaftliche Berechtigung. Es kann Vorstellungen, Ideen, Suggestionen geben, die die Menschheit Jahrhunderte, Jahrtausende lang gebannt halten und die doch falsch sind. Die ganze Menschheit ist gleichsam nur ein einziger großer Mensch und sie kann irren und Irrthum zeitweilig festhalten, wie ein einzelner Mensch. Und wie könnte es auch anders sein? Wenn der Mensch in dem Sinne das Maß aller Dinge wäre, dass das, was er, „der Mensch" κ. ἐ., für richtig hält, auch deshalb richtig ist, dann wüsste ich wirklich nicht, wie man für immer über

den Satz Nietzsche's (Fröhliche Wissenschaft) hinwegkommen sollte: „Was sind zuletzt die Wahrheiten des Menschen? — Es sind die unwiderleglichen Irrthümer des Menschen." Subjectiv, für den einzelnen Verstand mögen solche Beweise überzeugend sein und daher beziehen sie auch ihre Existenzberechtigung. Aber es ist stets ein folgenschwerer Fehler gewesen, wenn man zwischen subjectiver Überzeugungskraft und wissenschaftlicher Berechtigung nicht unterschied.

Vielleicht bedürfte ein Autoritätsbeweis eines besonderen Wortes, ich meine den für das Dasein Gottes. Er wird von unseren Ausführungen kaum tangiert, wenigstens wäre noch lange Überlegung nöthig, ehe man ihn unter die besprochene Rubrik dieser Beweise reihen könnte: Gott ist nicht etwas, was dasein kann, sondern etwas, was dasein muss; das unterscheidet den Beweis von allen übrigen. Die Frage hängt überdies zusammen mit dem Problem der eingeborenen Gottesidee, doch entzieht sie sich vollständig der näheren Behandlung an dieser Stelle. — Die Überzeugung, die die Menschen aller Zeiten besitzen, muss allerdings in gewissen Fällen irgend einen realen Untergrund haben. Darum fragt Fechner (Zend-Avesta): „Kann das jetzt ohne Gründe verworfen werden, was von vorneherein keiner Gründe bedurfte, um den Menschen einzuleuchten?" Soviel also darf man jener Überzeugung trauen; aber auch nur soviel, und mit diesem Satze ist der andere noch lange nicht ausgesprochen, dass man nun in allen Fällen diese Überzeugung als einen Beweis gegenüber anderen, auch nicht streng wissenschaftlichen Beweisen ausspielen darf.*)

Als ein zweites Beispiel ziehe ich die Anwendung der Spectralanalyse und der Physiologie auf astronomische Objecte heran. Was man vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Physik der Sterne wusste, war blutwenig und beruhte dazu manchmal auf ziemlich unsicherem Grunde. Da erfolgte die Entdeckung Kirchhoff's und Bunsens, und mit einem Schlage war man in ein neues, ungeahntes, nie erträumtes Reich versetzt. Jeden Stoff auf den fernsten uns sichtbaren Sternen vermögen wir nun nachzuweisen, soweit er sich auf der Erde findet; mit einer Genauigkeit von

*) Man schränkt vielfach die Geltung des Autoritätsbeweises auf „die der Vernunft aller zugängigen Urtheile" ein, unter der Voraussetzung, dass „sich zeigen lässt, dass keine die Vernunft beirrenden Einflüsse das übereinstimmende Urtheil herbeigeführt haben." Damit lässt man seine Richtigkeit in der Frage nach den Sternenbewohnern, nach der Objectivität der Sinnesqualitäten u. a. fallen. Damit ist aber zugleich der Beweis aus der Übereinstimmung aller Menschen als solcher aufgehoben. Denn jetzt beweist nicht mehr diese Übereinstimmung, sondern die logische Wahrheit des Denkprocesses und der Autoritätsbeweis ist nur mehr da zur Stütze für Schwachköpfe, die ihr eigenes Denkresultat bezweifeln, wenn sie es nicht bei irgend einer Autorität wiederfinden.

weniger als einem halben Kilometer können wir die Geschwindigkeiten messen, mit denen die Sterne sich auf uns zu oder von uns ab bewegen. Selbst die kühnste Phantasie hätte sich nicht träumen lassen, dass ein winziger Lichtstrahl solche Geheimnisse in sich schließe. Und in der Neuzeit hat sich durch die glückliche Verwendung der Physiologie wieder ein anderes Reich eröffnet. Dinge, an denen alle bisherigen Erfahrungen scheiterten, die allen Berechnungen und Hypothesen spotteten, die völlig exempt waren, haben durch sie ihre natürliche Erklärung gefunden.

Was die Philosophie, die so gut wie die Astronomie eine fortschreitende Wissenschaft ist (wenn es überhaupt eine andere Wissenschaft gibt), daraus lernen kann, ist dies, dass sie nicht die uns jetzt bekannte Thatsachen- und Gedankenwelt als die ansieht, womit nun alles erklärt werden muss. Es kann und es muss Naturordnungen, Naturthatsachen, Naturzusammenhänge geben, die mit dem Maße unserer Kenntnis, unserer Kategorien und Ideen nicht gemessen werden dürfen; es kann und es muss Gedankenwelten geben, die jenseits der Grenzen der menschlichen Auffassungsfähigkeit liegen. Wir verlangen die Anerkennung des Hamlet'schen Wortes, dass es Dinge im Himmel und auf Erden gibt, von denen die Schulweisheit sich nichts träumt. Das klingt banal und ist es doch nicht. Denn von etwas anderem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist es die Wiederholung des Spruches: Wo der Thor sagt: Entweder — oder! sagt der Weise: Sowohl als auch! Und wer sich diesen Sinn mit allen Consequenzen überlegt, wird wohl nicht nur den theoretischen, sondern auch den praktischen Wert unserer Forderung einsehen lernen, der sich bei ihrer Durchführung besonders auf den Grenzgebieten der Philosophie und Theologie zeigen würde.

Ein Beispiel soll das Dargelegte erläutern. Wir erklären, so sagt man gewöhnlich bei uns, den Spiritismus mit Hilfe natürlicher Kräfte, so weit es geht, gibt es thatsächlich Erscheinungen, bei denen wir damit nicht mehr ausreichen, so liegt ein übernatürlicher Einfluss vor, und da die Engel sich zu solchen Sachen nicht hergeben, so haben wir dämonische Wirkungen. Diese ganze Deduction leidet an Einseitigkeit. Wer will die Möglichkeit der Existenz von Natur- und Seelenkräften leugnen, die jenseits unserer jetzigen Kenntnis zu suchen sind? Man hat soviel gespottet über die Zöllner'sche Erklärung, dass die spiritistischen Erscheinungen von Wesen herrührten, die in der vierten Dimension lebten und nun in die dritte herüberkämen. Ich werde mich hüten, diese kuriose Idee noch mit einem Worte zu vertheidigen. Aber ein richtiges Moment enthält sie: Es gibt Naturzusammenhänge, deren Berührungspunkte wir nicht nach dem beurtheilen dürfen, was wir von dem einen Theile eines solchen Zusammenhanges wissen, während der andere uns total unbekannt

ist. Es ist etwas Ethisches, was vielen Philosophen fehlt, nämlich Demuth in der Beurtheilung unserer Geisteskraft, Demuth auch, tiefe Demuth vor der Größe des Weltgeheimnisses, vor dem selbst ein Newton sich vorkam, wie ein am Ufer des Meeres mit Muscheln spielendes Kind.

Über das formell philosophische Moment in der Methode der Astronomie ist eigentlich nicht viel zu sagen. Die Naturwissenschaft überhaupt ist ja methodologisch derart für die Philosophie vorbildlich, dass man sie deshalb allein ja schon als philosophische Disciplin bezeichnet hat. Da nun die Astronomie die formell vollendetste unter der Naturwissenschaften ist, wird ihr philosophischer Wert in dieser Hinsicht unmittelbar einleuchten. Jedoch besitzt sie gewisse Eigenthümlichkeiten, die sie besonders wertvoll machen, und davon sei wenigstens eine hier erwähnt. Die Astronomen machen keine größere Rechnung, ohne dass sie bei gewissen Etappen innehalten und sogenannte Correcturrechnungen einschieben, indem sie nachrechnen, ob die bis dahin erhaltenen Daten mit irgend welchen früher beobachteten übereinstimmen. Thun sie es, so fährt man fort, thun sie es nicht, so bleibt nichts anderes übrig, als die Rechnung von der vorhergehenden Correctionsrechnung, die noch stimmte, oder von vorne wieder zu beginnen.

Jeder Denker stützt sich auf beobachtete Daten und nimmt bei ihnen seinen Anfang; darum muss er sich auch an den Beobachtungen, an den Thatsachen corrigieren lassen. Von vornherein ist eine solche Sicherstellung der Denkarbeit nur zu wünschen. Mit dem Denken ist es wie mit dem Rechnen: ein kleiner Fehler zu Anfang gebiert am Schluss Ungeheuerlichkeiten. Daher soviele speculative Ungeheuer. Je abstracter die Begriffe werden, mit denen man operiert, desto leichter kann sich ein Fehler einschleichen, — das ist ein Satz der Methodenlehre, den sich unsere Philosophen Tag für Tag ins Gedächtnis zurückrufen sollten. Bekannt ist der Rath, den Rückert in einem launigen Gedicht den Juristen gab, nur ja ihre Rechtssätze nicht zu weit zu verfolgen und auszuspinnen. Man thut also wirklich gut daran, dem Astronomen zu folgen und sein Denken von Zeit zu Zeit zu prüfen.

Als erläuterndes Beispiel diene die aristotelische Theorie von Materie und Form. Bei gewissen Veränderungen in der Natur, so sagt dieselbe, zum Beispiel bei Verwandlung der vom Menschen genossenen Speise in Blut, muss etwas bleiben — das nennen wir die Materie — und etwas sich ändern — das nennen wir die Form; in unserem Falle wird die Form der Speise durch die Form des Blutes ersetzt. Die Form ist demnach das Bestimmende, das, was die Materie, das Bestimmungslose, zu diesem Stoffe: Blut, Eisen 2c. macht. Halten wir hier ein, bevor wir die Begriffe metaphysisch vertiefen, und machen wir die Probe an der Erfahrung. Man sieht sofort ein, dass

die Theorie Wesensverwandlungen verlangt, und wir müssen nun die Naturwissenschaft fragen, ob es solche gibt. Da erfahren wir denn, dass man aus vielen Thatsachen der Chemie und Physik mit ziemlicher Sicherheit schließen kann, dass substantiale Verwandlungen in der Natur nicht vorkommen. Genannt seien hier nur 1. das Verhalten der isomeren, speciell der metameren Körper und 2. das Verhalten der Verbindungen im Spectrum. Die Folgerung aus jener Theorie wird also von der Naturwissenschaft nicht bestätigt und damit die ganze Theorie hinfällig.*)

II.

Den ungemein reichen *philosophischen Inhalt* der Astronomie kann man wohl zweckmäßig unter folgenden Gesichtspunkten betrachten. Wir besprechen der Reihe nach

1. Lehren, die als astronomische zugleich philosophisch sind,
2. Lehren, die eine astronomische und eine philosophische Seite haben,
3. philosophische Folgerungen und Resultate aus astronomischen Thatsachen und Gedankengängen.

1.

Ich muss hier von vornherein einem Einwurf begegnen, der auf die kurze Inhaltsangabe in der Eintheilung hin erhoben werden könnte. Du ziehst, so sagt man mir, nicht genau die Grenzen der Wissenschaften; wie könntest du sonst etwas astronomisch und als solches auch philosophisch nennen? Das ist bedenklich, denn von jeher war das Verwischen der Grenzen eine große Gefahr für die Wissenschaft.

Ich weise dem Einwurf gegenüber zunächst auf die Thatsachen hin, die zeigen, dass sich nicht immer feste Grenzen ziehen lassen. Was ist das Leben? — Wer will leugnen, dass dies eine eminent philosophische Frage ist? Und doch ist ihre Beantwortung auch das letzte Ziel, auf das alle Anstrengungen der Biologie hin gerichtet sind. Eines der großen Ideale der modernen Naturforschung ist ferner die Zurückführung aller Naturkräfte auf Bewegungen des Äthers. Und auch diesem Problem wird man einen streng philisophischen Charakter nicht absprechen können. Man sieht, dass der soviel gebrauchte Satz: Wo die Naturwissenschaft aufhört, fängt die Philosophie an — nicht richtig ist.

*) Einer unserer christlichen Philosophen, der wusste, wie schwerwiegend diese naturwissenschaftlichen Gründe sind, wollte die Theorie durch Einführung von Begriffen, wie „viturelle Atome“ u. ä. an dieser Klippe vorbeileiten. Aber wenn sie auch so der Charybdis der Naturwissenschaft entgangen ist, fällt sie doch unrettbar der Scylla der Philosophen in die Hände.

Und es kann auch im Grunde nicht anders sein. Was ist denn eigentlich Philosophie? Die beste Definition, die ich kenne, hat bereits Aristoteles gegeben, der die Kant'sche sehr nahe kommt: Philosophie ist die Wissenschaft von den ersten Principien. Paulsen (Einleitung in die Philosophie) nennt sie zwar eine „Verlegenheitsauskunft", die „Unbestimmtheit" besitze, weil sie in das Gebiet anderer Wissenschaften eingreife; aber er will doch darauf „in gewisser Weise zurückkommen". Aber ist denn seine eigene Definition: „Philosophie ist der Inbegriff aller wissenschaftlichen Erkenntnis", „die universitas scientiarum" — nicht noch viel unbestimmter? In einem gewissen Sinne gefasst, ist sie richtig, unterscheidet sich aber dann kaum noch von der aristotelischen, die ja von den meisten Philosophen acceptiert wurde. Überall bleibt die Philosophie „der Versuch, die Lösung des Räthsels auszusprechen, den Schlüssel zu dem mysterium magnum des Daseins zu finden." Und da die Naturwissenschaft auch mitberufen ist zur Lösung des Welträthsels, da auch sie nach Principien sucht, von denen aus sie das bunte Heer der Thatsachen einheitlich erklären kann, so ist es klar, dass sich zwischen ihren und der Philosophie Principien nicht reinlich scheiden läſst, daſs die höchsten naturwissenschaftlichen Principien auch zugleich als solche philosophische Principien sein müssen.

Wem übrigens diese Ausführungen nicht behagen, der lasse sie beiseite. Die in diesem Abschnitte besprochenen Lehren können zur Noth auch so gedeutet werden, daſs sie in einen der folgenden Theile hineinpassen; das philosophische Moment wird man ihnen doch niemals absprechen können. Welches Verhältnis man auch zwischen diesem und dem astronomischen construieren möge, ist für die Sache an sich gleichgiltig; hier genügt es, daſs überhaupt ein Verhältnis besteht.

An erster Stelle in diesem Abschnitt möge die Kant-Laplace'sche Theorie fungieren. Die Theorie hat mit der Theologie höchstens insofern etwas zu schaffen, als die Exegeten des Hexaemerons sich nach ihr richten müssen. Aber ebenso falsch wie die materialistische Behauptung, daſs durch dieselbe Gott aus dem Weltgebäude und seinem Geschick verbannt sei, ist die andere, daſs gerade sie einen Weltschöpfer am nothwendigsten mache. Die Theorie ist rein naturwissenschaftlich; sie geht zurück bis auf einen Urzustand des Kosmos und entwickelt von da ausschließlich an der Hand der Naturgesetze den jetzigen Zustand; aber sie fragt sich nicht: woher denn dieser Urzustand? Sie hat eben nur mit dem im Raume Gegebenen zu rechnen. Und wenn es selbst, wie die Dinge heute stehen, noch nicht möglich ist, alles streng naturwissenschaftlich etwa vom Standpunkte der mechanischen Naturanschauung zu erklären, — nun ja, die Theorie ist ebensowenig vollkommen

wie irgend eine andere und die Wissenschaft hat ihren Höhenpunkt noch lange nicht erreicht. Darum ist es fast unbegreiflich, wie man die prächtige „Kosmogomie“ des Jesuiten Carl Braun als „zu liberal“ bezeichnen konnte, weil derselbe in richtiger Auffassung der Theorie und der Forscherthätigkeit überhaupt alles rein mechanisch zu erklären versucht. Das ist ja eben die philosophische Grundlage der Theorie, dass der Kosmos sich nach allgemeingiltigen Naturgesetzen, rein durch „causalen Mechanismus“ entwickelt. Wann stirbt endlich die Sorte von „Gelehrten“ einmal aus, die, wie Braun treffend sagt, „zu viel Glauben und zu wenig Wissen“ besitzen? Das zur Klarstellung des Inhaltes der Theorie.

Dieselbe ist in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand großer Kontroversen gewesen. Nachdem Faye proclamiert hatte, dass sie veraltet sei und durch eine zeitgemäße ersetzt werden müsse, haben so und so viele Kleine und Kleinste es ihm nachgesagt und sich auf die Jagd nach dem Glück gemacht, ob ihrer vielleicht der Ruhm harre, ein zweiter Kant oder Laplace zu werden. Es gieng hier ähnlich wie bei der Bekämpfung des Darwinismus: man übersah hier wie dort den sehr berechtigten Grundgedanken, der zufällig beiderseits der gleiche ist, nämlich die Descendenz, die Entwicklung überhaupt, und bekämpfte diesen Grundgedanken stets zugleich mit der Lösung der anderen Frage, wie, durch welche Ursachen die Entwicklung zustande gekommen sei, während doch thatsächlich diese letzte Frage nur noch ein Problem ist. Ein Unterschied liegt nur insoweit vor, als der Entwicklungsgedanke in Zoologie und Botanik schon vor Darwin bekannt war, so dass dieser nur die Frage nach dem „Wie?“ zu beantworten hatte, während er mit Kant und Laplace erst in die Astronomie eintrat, natürlich zugleich mit einer Antwort auf jene Frage. Merkwürdig ist, dass man historisch über diesen bloßen Vergleich hinausgieng, indem bekanntlich Carl du Prel in seinem „Kampf ums Dasein am Himmel“ den Darwinismus auf die astronomische Entwicklungslehre übertrug.

Wir halten also an der Richtigkeit des Grundgedankens fest, dass eine Entwicklung aus einem primitiven Urzustand stattgefunden hat, eine Entwicklung vom Nebelstadium an durch alle Stadien des Sonnenzustandes hindurch bis zu erkalteten Planeten und Monden. Dass eine solche möglich ist, beweist die mechanische Wärmetheorie und andere physikalische Lehren. Dass sie wirklich ist, zeigt der augenblickliche Zustand des Kosmos; alle einzelnen Etappen jenes großartigen Entwicklungsganges sind im Weltall zu finden, vom feinsten Nebel und seinen Spiraldrehungen an bis zu todesöden Körpern. Alles was die Theorie fordert, ist vorhanden und alles Vorhandene fügt sich ihr zwangslos. Streng nachweisen können

wir ein Stück dieses Entwicklungsprocesses bei der Erde. Den besten Beweis für die Lehre bildet wohl die Classificierung der Fixsterne auf Grund der Vogel'schen Sterntypen. Ich habe selten etwas Überzeugenderes gelesen als die Abhandlungen über diese Typen in Scheiner's „Spektralanalyse der Gestirne". Ich würde mit der sichersten Hoffnung auf Erfolg jedem Zweifler an der experimentellen Grundlage der Theorie die Lectüre dieses Abschnittes empfehlen, dessen Ausführungen eventuell ja mit Huggins'schen Ansichten und neueren Beobachtungen compensiert werden können.

Sobald wir nun durch die Combination von theoretischen Schlüssen und beobachteten Thatsachen über den Grundgedanken der Lehre im Klaren sind, tritt die weitere Frage an uns heran, auf welche Weise denn diese Entwicklung vor sich gegangen sei, und hier besitzen allerdings die Theorien, wie sie uns von Kant und Laplace überkommen sind, Stellen, die unbedingt einer Verbesserung bedürftig sind. So begegnet uns unter anderem die Frage, ob die Entwicklung der Fixstern- und Planetensysteme durch Ringbildung oder sonstwie erfolgt sei. Die beste Lösung, die Epping bereits in seinem „Kreislauf im Kosmos" angedeutet hatte, scheint Braun gegeben zu haben. Mit ihr fällt auch der Einwurf, der von der Rückläufigkeit der Uranustrabanten hergenommen und immer wieder ins Feld geführt wird (so zum Beispiel neuerdings wieder von Günther in seinem „Handbuch der Geophysik", von Liebmann in der neuesten Auflage seiner „Analysis der Wirklichkeit"), ja er wandelt sich sogar in der Braun'schen Fassung der Theorie zu einem Beweise für dieselbe um. Es gehört nicht zu unserem Zweck, näher auf diese Specialfragen einzugehen, wir merken uns nur, dass sie auf das Wesen der Theorie ohne Einfluss sind.

Das, was den menschlichen Geist zu dieser Lehre von der Bildung des Kosmos angetrieben hat, ist die Idee der Einheitlichkeit, die sehr deutlich in dem Original von Kant ausgedrückt ist. Monistisch gesinnt ist der Geist seiner Natur nach, und so kann man sich mit Recht darüber wundern, dass die Entwicklungslehre nicht schon längst in die Astronomie eingeführt wurde, während doch die Schöpfungssagen so vieler Völker von einer einheitlichen Entstehung reden. Der Gedanke der Einheit liegt in einem zweifachen Sinne in der Theorie ausgedrückt. Zunächst in dem Entwicklungsgedanken als solchem, und da es sich nun an anderen Sachen nachweisen lässt, dass dem Streben des Geistes, alles einheitlich zu ordnen, draußen in der Natur ein gleiches Streben entspricht, so ist dasselbe allein schon ein gar nicht zu verachtender Grund für die Annahme einer Entwicklung. Entwicklung ist Entfaltung aus einer einheitlichen Wurzel. Der ganze Kosmos ist ein Blumenstrauß, dessen Blüten nacheinander knospen, sich entfalten und

vergehen. Unbewusst haben wir bereits die Idee des Organismus hineingetragen, trotzdem die Idee der Einheit sie nicht ausfüllt, vielmehr noch andere hinzukommen müssen, was aber thatsächlich, wie spätere Erörterungen zeigen werden, beim Kosmos der Fall ist. Der ganze Kosmos als ein Organismus, das wäre die höchste Idee der Einheit. Aber nachweisen können wir die Existenz eines Organismus nicht. Wer will, kann also das Weltall mit einem Garten voller Organismen vergleichen, die dann die conforme Entstehungsweise und die gleichen Gesetze, die wahrscheinlich alles beherrschen, einheitlich verbinden.

Fürs zweite finden wir jene Idee in der Einheit des Stoffes. Eine Einheit, die sich auf die Thatsache beschränkt, dass alle Elemente der Erde auch im Kosmos vorkommen, fordert die Theorie, und die Spectralanalyse hat sie glänzend erwiesen und so der Theorie eine neue Stütze gegeben. Geleitet von gewissen chemischen Daten, nimmt man vielfach eine noch höhere Einheit an, eine allen Elementen gleicherweise zugrundeliegende einheitliche Materie (Äther?). Verbinden wir, wie es meist geschieht, mit dieser monistischen Naturanschauung die mechanische, so ist uns damit die volle Einheit der Kraft gesichert. Das Einheitsbedürfnis wäre also im höchsten Maße befriedigt, wenn wir uns an dem Anfang aller kosmogonischen Entwicklungen einen Ball mit völlig gleichartiger Materie dächten, aus dem sich dann im Laufe unabsehbarer Zeiträume die Elemente mit ihren Verhältnissen sowohl wie die Systeme und Sternkörper differenzierten.

Man hat speculativ dagegen eingewandt: Das wäre allerdings eine gewisse höchste Einheit, aber im Grunde genommen doch nur starre Einförmigkeit, aus der sich so unendlich Mannigfaltiges, wie es uns überall in der Welt entgegentritt, nicht habe entwickeln können. Aber man übersieht dabei, dass wir ja annehmen, dass die der Materie mitgetheilten Kräfte, oder, vom Standpunkte des Mechanismus aus, die aus den räumlichen Verhältnissen der Atome heraus sich entwickelnden Kräfte, also die Materie selbst so beschaffen waren, dass jene Differentiation nothwendig stattfinden musste. Nach all unseren Erörterungen wird es uns wohl deutlich genug zum Bewusstsein gekommen sein, dass die Kant-Laplace'sche Theorie eine Lehre ist, in der sich philosophisches Denken und exakte Beobachtung und Rechnung in wunderbarster Weise vermählen.

Einige Berührungspunkte mit der kosmogonischen Lehre besitzt die Frage nach der Endlichkeit oder Unendlichkeit des Weltalls und Raumes, wie aus dem folgenden von selbst erhellen wird. Unter Weltall verstehe ich hier die Gesammtheit aller Himmelskörper, oder noch besser den vom Äther erfüllten Raum. Über eine möglicherweise existierende Grenze des Raumes kann wohl durch die exacte Wissenschaft, soweit wir jetzt blicken

können, niemals ein Entscheid gegeben werden, hier helfen, wenn man die Sache isoliert betrachtet, nur speculative Gründe. Dagegen ist es von vorneherein wenigstens nicht ausgeschlossen, dass über die Endlichkeit oder Unendlichkeit des Weltalls Beobachtungen oder Berechnungen zu entscheiden vermögen. Da aber solche unbedingt den Vorzug vor der reinen Speculation haben, so suchen wir zuerst die Frage zu erledigen, der wir uns mit größerer Sicherheit nahen können: Ist das Weltall endlich oder unendlich?

Hier treffen wir an erster Stelle auf den berühmten Olbers'schen Beweis für die Endlichkeit des Weltalls. Die eigentliche Idee desselben rührt gar nicht von Olbers her, sondern von einem Lausanner Astronomen. Olbers stützt sich vielmehr, wie aus dem Original hervorgeht (mitgetheilt bei Zöllner: Über die Natur der Kometen), auf die thatsächliche Unendlichkeit des Weltalls, die ihm also aus irgend welchen anderen Gründen klar ist, und schließt dann so weiter: Wenn zwischen der Erde und den unzähligen strahlenden Sonnen nichts läge als leerer Raum, so müsste der ganze Himmel bei Tag und Nacht so hell leuchten wie die Sonnenscheibe; da dies aber nicht der Fall ist, so befindet sich im Weltall ein absorbierendes Mittel — ein Schluss, der im übrigen auch falsch ist. Der Olbers'sche Beweis für die Endlichkeit des Weltalls, um die falsche Bezeichnung als terminus technicus beizubehalten, beruft sich also darauf, dass bei unendlichem Weltall der Himmel in einer unerträglichen Glut leuchten würde, indem dann ja das Auge in jedem Punkte der Sphäre auf einen Stern stieße. So oft dieser Beweis auch in der Neuzeit wiederholt worden sein mag, wir müssen ihn als falsch bezeichnen. Zunächst würden die dunklen Körper im Weltall, die höchstwahrscheinlich in viel größerer Anzahl vorhanden sind als die hellen, viel Licht zurückhalten. Einen weiteren Theil des Lichtes würde die Atmosphäre absorbieren. Um aber ganz eclatant die Unrichtigkeit darzuthun, braucht man nur auf die Thatsachen hinzuweisen: Von den 20 Millionen Sternen, auf die man die Anzahl der mit den größten Teleskopen sichtbaren geschätzt hat, sehen wir mit bloßem Auge nicht mehr als 6000—7000.

Abgesehen von den speculativen Beweisen für die Endlichkeit des Weltalls, auf die wir gleich zu sprechen kommen, wüsste ich keinen mehr, der Beachtung verdiente. Man hat allerdings hingewiesen auf den unendlichen Druck, der bei der Unendlichkeit des Weltalls infolge der ausströmenden Gase auf der Erde lasten müsse; aber diese Schlüsse beruhen auf einer Verallgemeinerung physikalischer Gesetze, für deren Berechtigung man erst den Beweis bringen müsste.

(Fortsetzung folgt.)





# Joseph Freiherr von Helfert.

Erlebnisse und Erinnerungen.

III.

## In Kremsier.

5.

Für die Abgeordneten hatte kein Minister eine höhere Bedeutung als Stadion. Er war ohne Frage nach Schwarzenberg der Erste, obwohl ihm Kraus und Bach in der Minister-Anciennität vorangiengen; man sprach von einem Ministerium Schwarzenberg-Stadion, wie man früher von einem Ministerium Wessenberg-Doblhoff gesprochen hatte. Stadion's Persönlichkeit, seine nahen und vertrauten Beziehungen zu Schwarzenberg, endlich seine Stellung als Minister des Innern, in vieler Hinsicht des wichtigsten aller Departements, brachten das mit sich.

Stadion war eine geniale Natur. Er hatte von Kindheit an etwas Apartes, er war nicht wie andere Knaben; er war lebhaft wie sie, aber auf seine eigene Art. Sein Vater war der berühmte Napoleonfeind Graf Philipp Stadion, zu einer Zeit böhmischer Oberster Kanzler, der seine Bureaus und zugleich seine Wohnung in dem Gebäude auf dem Judenplatz hatte, und dieses Gebäude durchstrich der Knabe Franz mit diesem oder jenem seiner Brüder nach allen Richtungen, erschien in den Bureaus und rumorte darin, als ob es seine eigene Spielstube wäre. Als ich einmal in Kremsier mit Stadion spazierte und er besonders gut aufgelegt war, fiel mir dieser Zug, den mir kurz zuvor jemand erzählt hatte, ein und ich sagte zu ihm: „Sie machen mir den Eindruck, als ob Sie in Ihren Knabenjahren so etwas wie ein loser Junge gewesen seien.“ Es kam mir vor, als ob ihm dieser Ausspruch ein wenig in das Näschen gefahren wäre; und doch war, was ich sagte, der Wahrheit gemäß. Wie trieb er es selbst noch als junger Beamter! Als er Kreiscommissär in Innsbruck war, stand er unter dem Gubernialrath Ritter von Mensi und hatte mit dessen Knaben manchen Spass. Der Gubernialrath war zugleich Gymnasialdirector, wie es das damalige System mit sich brachte, und gab als solcher von Zeit zu Zeit eine Professorentafel. Dem muntern Kreiscommissär war es zu langweilig, in einer so ehrwürdigen Gesellschaft Platz zu nehmen. Er hielt besondere Tafel auf seinem Zimmer, holte die Knaben des Kreishauptmanns, Joseph und

Karl, aus ihrer Studierstube zu sich und schenkte ihnen ein Glas Champagner nach dem andern voll. Als der Wein seine Wirkung zu äußern begann, sagte er zu dem älteren: „Jetzt, Pepi, geh zu dem Zimmer, wo die Tafel gehalten wird, reiß' die Thüre auf und ruf' hinein: Ihr seid alle zusammen Eseln!" Buchstäblich that es der Bursche, und es mag sich jeder ausmalen, welchen Eindruck das unerwartete Intermezzo bei der Tischgesellschaft herbeiführte! Begreiflicherweise erwartete den Knaben, nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, eine exemplarische Strafe; doch er berief sich auf den Grafen Stadion, der es ihm befohlen habe, was dieser lachend bestätigte — was wollten die Eltern machen? Der junge Hauptheld jenes Auftrittes hat mir die ergötzliche Geschichte selbst erzählt.

Auch als gereifter Mann war Stadion ein Original in allen Dingen, in seinen Manieren, in seiner Hausordnung, in seiner Art, die Geschäfte zu behandeln. So hatte er auch eine eigene Art der Begrüßung, er reichte nicht die Hand, sondern nur den Zeigefinger, höchstens den Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand. War das aristokratischer Hochmuth? Ich denke nicht; denn ich habe es auch seinen Standesgenossen gegenüber nicht anders gesehen, es war einfach — originell. Er schien sich darin zu gefallen, in allen Dingen anders zu thun, anders zu urtheilen als die gewöhnlichen Menschen. Dabei wusste er für alles einen originellen Grund anzugeben. Bei seinen Diners wurden auf ein Glockenzeichen des Hausherrn Speise und Geschirr von den Dienern herbeigebracht und auf den Tisch gestellt; sodann mussten sie sich entfernen und die Tischgenossen allein lassen. „Ihre Gegenwart ist lästig", sagte er; „wir bedienen ebensogut uns selbst und haben für unsere Gespräche keine Zuhörer, die davon nichts zu wissen brauchen." Nach dem Diner gieng man in ein anderes Zimmer, wo man den Kaffee nahm; der alte Heinrich brachte ein elegantes Kästchen, worin sich Fläschchen mit verschiedenartigen Liqueuren befanden, Anisette, Chartreuse, Curaçao, Maraschin, Benedictiner 2c. Aber für Stadion war das alles — „Schnaps". Er öffnete das Kästchen eigenhändig mit einem Schlüsselchen und fragte dann seine Gäste: „Was wünschen Sie für einen Schnaps?"

Nun aber der glänzende Avers der Medaille! Stadion war ein Mann von einem Pflichteifer, einer Pflichttreue, der vor keiner Schwierigkeit, selbst vor keiner Gefahr zurückschreckte. Niemand konnte den Beruf des Staatsdieners ernster, ja strenger auffassen. Besonders der Beamte, der eine leitende Stelle einnimmt, hatte nach Stadion seinen Untergebenen, aber auch den Außenstehenden als aufopferndes Vorbild voranzuleuchten. Die Einhaltung der Bureaustunden und die Bewältigung des papierenen Geschäftes standen Stadion in zweiter Linie; thatkräftiges Eingreifen ins wirkliche Leben, Selbst-

überwindung in Erfüllung der Anforderungen, die der Staatsdienst an ihn stellte, in erster. Er war 1829 Kreis-Commissär in Galizien, als zum erstenmal eine ganz neue Krankheit mit ungeahnten Schrecken über das Land hereinbrach — die Cholera, von der die Leute das Schauderhafteste erzählten; die leichteste Berührung des Kranken, ja die bloße Nähe bringe den Tod. Wer sich um das von seinem Schicksale ereilte Opfer befand, floh aus dessen Nähe, Verwandtschaft, Freundschaft versagten ihren Dienst, selbst der Todtengräber zauderte, seines Amtes zu pflegen. Da überwand der weichlich erzogene Stadion die Scheu, die auch ihn nach allem, was er von der fürchterlichen Ansteckung der Cholera vernommen, erfassen musste, packte entschlossen eine der Leichen an, lud sie auf seinen Rücken und trug sie zum Hause hinaus. Das Beispiel war gegeben und die Todtenbestatter thaten ihren Dienst.

Stadion's administrative Glanzzeit war seine Statthalterschaft in Triest. Abgeordnete, die ihn von dorther kannten, z. B. Hagenauer, wussten nicht genug von ihm zu erzählen. Wenn es irgend etwas wichtiges zu unternehmen gab, brachte Stadion die Angelegenheit vorerst nicht in sein Bureau, sondern in seinen Salon. Er veranstaltete eine Soirée und lud zu dieser solche Persönlichkeiten, die sich für die betreffende Angelegenheit interessierten, auf sie von Einfluss sein konnten, und dann wusste er theils selbst, theils durch seine „Adjutanten" das Gespräch auf die Sache zu bringen, dieselbe in ungezwungener Unterhaltung nach allen Seiten zu erörtern, Anhänger dafür zu gewinnen, Vorbereitungen dazu zu treffen. So war es auch mit seinen Diners. Während der Tafel wurden die heitersten Gespräche geführt, von allen möglichen Dingen, die eben der Tag brachte. Wenn man aber dann in das Caffézimmer gieng, in welchem die feinsten Cigarren zur Auswahl standen, nahm die Sache einen anderen Charakter an. Dieser oder jener wurde vom Hausherrn oder einem seiner Alter-Egos in einen besonderen Winkel geleitet, oder auch die ganze Gesellschaft, die für diesen Zweck eigens ausgewählt war, constituierte sich zu einem Comité, wo in der ernstesten Weise jene Angelegenheit durchsprochen wurde, die Stadion eben in Gang bringen wollte. Die „Acten" und das „Expedit" waren gewiss die letzten, die davon erfuhren; sie kamen erst in Thätigkeit, nachdem die Hauptsache im Salon so gut wie abgemacht war, daher man sagte: der Salon Stadion's sei sein zweites, nein, sein erstes Bureau!

Um das Jahr 1845 beschäftigte die Handelswelt aller Länder die Frage der sogenannten Überlandspost, d. h. des am schnellsten zurückzulegenden Weges aus Ost-Indien nach England. Brindisi, Marseille, Triest kamen in Frage. Der britische Lieutenant Waghorn war für die Linie Triest, und es galt nun österreichischerseits ihm die Mittel zur Ausführung seines Planes zu erleichtern. Was that Stadion? Wenn er die Angelegenheit durch die Acten

laufen ließ, nach Wien berichtete, sich von dort Weisungen erbat, konnte sie sich in die Monate hinausziehen. Er schlug einen anderen Weg ein. Um die Schnelligkeit des Transportes aus Ägypten ad oculos zu demonstrieren, ließ er von dort frische Datteln und andere Früchte kommen und sandte sie einer hochgestellten Dame in Wien, die darüber den nöthigen Lärm schlug, und dies in Kreisen, deren Meinung mehr ausgab als das Votum von zwölf Hofräthen.

Diese Art und Weise der Geschäftsbehandlung behielt Stadion auch als Minister bei. Wie früher in Triest und dann in Lemberg von seinen Gubernialräthen, so verlangte er jetzt von seinen Ministerialräthen, dass sie ihren Blick über die Acten hinaus richteten, sich, wo es immer angieng, von dem Grund oder Ungrund der vorgebrachten Thatsachen in Person überzeugten und dann erst zur Feder griffen. In manchen Fällen that er dies selbst. So erschien einmal, da er eben in Wien amtierte, die Witwe eines kürzlich verstorbenen höheren Beamten vor Stadion und trug ihm die Bitte vor, ihren beiden Töchtern Erziehungsbeiträge bei Sr. Majestät zu erwirken; sie berief sich dabei auf ihre beschränkten Verhältnisse, auf den Mangel eigenen Vermögens, auf die mäßige Pension, die zur Erhaltung der Familie nicht hinreiche, daher ihre Töchter genöthigt seien, sich ihre Lage durch den Ertrag von Handarbeiten zu verbessern. „Womit beschäftigen sich Ihre Töchter?" „„Mit Weißzeugnähen!"" Mit der Versicherung, sein Möglichstes in der Sache thun zu wollen, entließ sie der Minister. An einem der nächsten Tage erschien in der Wohnung der Witwe ein fremder Herr; die Mutter war nicht zu Hause, von den Mädchen saß das eine beim Clavier, das andere las. Auf die Frage der jungen Damen, was er wünsche, entgegnete der Fremde, er komme sich ein Dutzend feiner Battist-Hemden zu bestellen, da er gehört habe, dass sich die Fräuleins damit beschäftigten. Mit einer Art Entrüstung wiesen die Mädchen eine solche Zumuthung von sich ab, indem sie schnippisch bemerkten, dass sich der Herr wohl in der Adresse geirrt haben müsse. Der Fremde brachte seine Entschuldigung vor und bat nur beim Weggehen, der Frau Mama seine Karte einzuhändigen. Die Karte lautet auf den Namen Stadion. Das Weitere kann man sich denken. Ich habe dieses Geschichtchen nicht aus eigener Wissenschaft, halte es aber nach dem mir so vertrauten Wesen meines hohen Gönners für durchaus glaubwürdig.

So wenig übrigens Stadion das eigentliche Bureauleben liebte, so gieng doch kein Geschäftsstück aus seinem Amte heraus, das er nicht früher eingesehen und selbst „approbiert" hätte. „Das muss ich thun", sagte er mir, als ich eines Tages in Wien bei ihm zu thun hatte und ihn über einem Pack concipierter Acten traf, von denen ihm einer nach dem andern gereicht wurde, wo er dann einen Blick hineinwarf, allenfalls sich eine kurze Erklärung

dazu geben ließ und dann seine Namens-Chiffre — ein „S“ mit einem raschen m. p. — darunter setzte. Während er das that, hörte er mein Anliegen an und gab mir den erbetenen Bescheid. War es etwas Wichtigeres, das sich nicht so schnell abthun ließ, so sagte er: „Verehrtester, jetzt habe ich keine Zeit, abends auf dem Spaziergang werden Sie mir davon erzählen!“

Für Stadion und dessen Bureau hatte Jelen die schönsten Räumlichkeiten im Kremsierer Schlosse gewählt. Wenn es vertrauliche Besprechungen mit ausgewählten Abgeordneten oder eine wichtige Berathung unter den Ministern gab, so fand dies in dem großen Eckzimmer statt, in dem sich Stadion's Schreibtisch und Stehpult befanden; es war ein geräumiger Saal, roth austapeziert und mit Gemälden an den Wänden geschmückt. Hier versammelte Stadion, wenn er in Kremsier war, täglich die Herren seines Präsidialbureaus, eröffnete in ihrer Gegenwart die einlangenden Berichte und Depeschen und befragte etwa einen seiner jüngeren Herren was er darüber meine; dann gab er mit kurzen Worten an, in welcher Weise die Angelegenheit zu behandeln sei. In diesem Saale waltete dieser sein Generalstab auch dann, wenn Stadion in Wien oder Olmütz war, und es kamen da schnellere und bessere Beschlüsse zustande, als in einem andern viel größeren Raume des Gebäudes, wo ihrer mehrere hundert beisammen saßen und stunden- und stundenlang beriethen und verhandelten, ohne dass es recht vorwärts gehen wollte. So traf ich Stadion's Gesellen eines Tages, als ich ihn suchte, aber nicht fand: Öttel saß auf dem Canapee und hatte ein Schriftstück vor sich, die jungen Herren des Präsidialbureaus auf den Stühlen um den Tisch herum — es war der Entwurf des Gemeindegesetzes, den sie im Auftrage ihres Herrn und Meisters beriethen.

Die Organisierung des Gemeindewesens war ein Hauptaugenmerk Stadion's gewesen, da er als Gouverneur im Küstenland wirkte und auch in Galizien war dies eine der ersten Angelegenheiten, die er in seine Hand nahm, allerdings, da er zu bald abgerufen wurde, nicht zu Ende führen konnte. So that er denn auch jetzt, nicht mehr für ein einzelnes Land, sondern für das ganze Reich. Sein Grundsatz war: „Die Grundlage des freien Staates ist die freie Gemeinde“, und dieser Gedanke sollte von unten bis hinauf durchgeführt werden. Von der Ortsgemeinde als der untersten Stufe, der breiten Grundlage, auf welcher sich das Staatsgebäude aufbauen sollte, gieng er zur Gaugemeinde über, indem er darauf hinwies, dass es in jeder Gegend auf dem Lande einen Ort gebe, der für die Bevölkerung der umliegenden Gemeinden eine Art Mittelpunkt bilde, wo sie etwa ihre nächste Behörde haben, wo sie einen Arzt finden, wo zu gewissen Zeiten Markt gehalten werde und wohin sie daher aus diesen und anderen Ursachen

von Zeit zu Zeit kommen; den Umkreis eines solchen Ortes nannte Stadion Gau. Über einer Anzahl Gaugemeinden sollte die Bezirksgemeinde, über mehreren Bezirksgemeinden die Kreisgemeinde stehen. Mit den Kreisgemeinden hörte Stadion's Organismus auf; die Kreisgemeinde und die k. k. Kreisregierung sollten unmittelbar unter dem Ministerium stehen, und auf diese Weise ganz Österreich ein einheitlicher, gleichmäßig abgetheilter Staat à la Frankreich mit seinen Departements werden. Das war Stadion's ursprünglicher Gedanke und sein letztes Ziel. Doch war er vorsichtig genug, nicht mit der Thüre ins Haus zu fallen. Die Aufhebung der Landesregierungen wäre die Negierung der einzelnen Länder selbst gewesen und damit ein Schritt gethan worden, der nicht bloß das allergrößte Aufsehen erregt, sondern auch eine große und nicht ungefährliche Aufregung hervorgerufen haben würde. Darum wollte Stadion die Statthaltereien und Landesregierungen vorderhand noch fortbestehen lassen; doch mehr zum Schein, als durchlaufende Posten zwischen den Ministerien und den Kreisregierungen; wenn einmal diese hinreichend erstarkt und eingeschult wären und die Bevölkerung sich gewöhnt hätte, sich hier statt aus der Landeshauptstadt die höhere Entscheidung zu holen, dann werde man, war Stadion's Gedanke, mit den Landesregierungen ohne Sang und Klang ein Ende machen. Das Königreich Böhmen, das Erzherzogthum Niederösterreich &c. würden dann allenfalls noch historische Nomenclaturen und geographische Begriffe sein, wie die Dauphiné, die Provence &c. in Frankreich, aber keine staatsrechtlich und administrativ gesonderten Staatstheile mehr.

* * *

An der Spitze von Stadion's Präsidial-Bureau stand Joseph Öttel, Stadion's rechte Hand, sein politisches Factotum, sein fidus Achates, der alle Gedanken und Pläne seines Herrn und Meisters kannte. Stadion hatte ihn in Triest an sich herangezogen, hatte ihn nach Galizien mit sich genommen und von da zum Reichstag nach Wien, wo Öttel stets in seiner Nähe war, obwohl Stadion damals ohne alle amtliche Beschäftigung gewesen war. Öttel war in Kremsier noch immer Gubernialrath, bis er eines Tages mit der Beförderung zum Ministerialrath überrascht wurde: denn nicht Stadion hatte ihn dazu gemacht, der mit der persönlichen Begünstigung seines Personals etwas sparsam war, wohl auch im Drange der Geschäfte daran nicht dachte; sondern die anderen Minister, die Öttel's Tüchtigkeit und das besondere Vertrauensverhältnis, in welchem er zu seinem Chef stand, genau kannten, hatten für ihn beim Kaiser diese Rangserhöhung erbeten. Und tüchtig war Öttel im Geschäft, das musste man ihm lassen. Er besaß große Kenntnisse, er war gescheidt und geschickt. Er war eine Arbeitskraft ohnegleichen, er lebte im Bureau, er brachte bis in die Nacht hinein arbeitend darin zu, er schlief auch dort,

wenn es darauf ankam. Wie oft geschah es, als wir später in Wien waren, wo wir Sonntags unsere Spielpartien bei Grebler hatten und selten vor Mitternacht nach Hause giengen, dass Öttel auf unser „Gute Nacht!“ erwiderte: „Oh, ich muss noch im Bureau nachschauen, ob es nicht etwas Neues gibt!“

Öttel hatte so lange Jahre um Stadion's Person zugebracht, dass er sich, wohl ohne es zu wissen und zu wollen, vieles von den Manieren seines Gebieters angeeignet hatte; er erschien in dieser Hinsicht wie eine zweite Ausgabe Stadion's, eine in Duodez gegen jenen in Folio, da er von Gestalt ebenso klein und unansehnlich war, als Stadion hochgewachsen und Andere überragend. Wenn Öttel jemandem etwas auseinandersetzte, hatte er eine eigenthümliche Handbewegung und schlug dabei einen gewissen lehrhaften Ton an — beides à la Stadion. Nur in einem Stücke glich Öttel seinem Meister nicht. Stadion war streng, ja unerbittlich im Dienste; allein er war nie grob, er konnte es gar nicht sein, denn jeder Zoll an ihm war ein Gentleman. Öttel aber war im Dienst hart und ohne alle Formen; er war im Stande den ältesten Rath wie einen Schuljungen herabzukanzeln oder ihm durch den jüngsten Beamten, ja selbst durch einen Amtsdiener ein bearbeitetes Stück zurückzuschicken und ihn auf die „Dummheit“ aufmerksam machen zu lassen, deren er sich schuldig gemacht habe. Im außeramtlichen Umgange aber war Öttel durchaus kein Pedant, vielmehr ein angenehmer Causeur; er konnte mit Frauen über einen Strickstrumpf oder eine Stickerei ebenso eingehend sprechen, wie mit Männern über Politik oder über das Kartenspiel oder über eine Reise in fremde Gegenden.

Neben Öttel war nur noch ein älterer Beamter von Stadion's Ministerium in Kremsier, der Ministerialrath Friedrich Sachse v. Rothenberg, der aber bloß im laufenden Geschäft verwendet wurde. Stadion liebte die älteren Beamten nicht, er sah in ihnen nur Feinde und Widersacher seiner reformatorischen Pläne. Er zog mit Vorliebe junge Leute in seine Nähe. „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,“ sagt Goethe, „ein Werdender wird immer dankbar sein.“ Da war der classisch gebildete Karl Fiedler, der gleich Öttel schon in Triest unter Stadion gedient hatte. Da war Karl Mehoffer, ein Galizianer; Graf Leo Thun, der ihn während seiner Dienstleistung in Lemberg kennen gelernt hatte, schilderte ihn ganz richtig: „ein unschädlicher höflicher Mensch, so ziemlich ein Beau, mit niedriger Stirn, gesprächig ohne dass viel brauchbares herauskommt.“ Der jüngste, aber zugleich der bedeutendste war Graf Heinrich Clam-Martinitz, kaum einundzwanzig Jahre alt, Schwager des Grafen Leo Thun. Stadion hatte ihn, als er den Gouverneurposten in Galizien antrat, aus Wien zu sich genommen. Als es 1848 schien, der böhmische Landtag werde

zusammentreten, war Clam nach Prag gegangen, hatte sich dann im Sommer zu Wien wieder Stadion angeschlossen, war während der ersten Octobertage und bei der Flucht Stadion's aus Wien dessen steter Begleiter gewesen und nahm nun eifrig an den legislatorischen Arbeiten theil, die sein Minister in Gang brachte.

Es war das ein lustiges Völkchen, an dessen Schnurren in freien Augenblicken selbst die sonst so strenge „Ottilie" theilnahm. Denn so hieß Öttel bei seinen jungen Mitarbeitern, was darum besonders komisch klang, weil Öttel zwar klein und filigran von Gestalt war, aber sonst weder Schönheit noch Anmuth besaß. Namentlich war er im Gesicht durch eine krankhaft rothe Nase entstellt; es war, glaube ich, eine Fistel, an der er litt, die ihm viel Unannehmlichkeiten bereitete und zeitweilig Operationen nöthig machte. Im Dienste waren die jungen Leute alle brav, arbeiteten „wie die Galeerensclaven" und folgten Stadion und dessen Stellvertreter, ihrer „Ottilie", auf den Wink.

6.

Meine Berufspflichten waren jetzt von dreierlei Art:

als Abgeordneter,

als Mitglied des Ministeriums,

als Leiter der Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts.

Der Reichstag in Kremsier bestand mit wenig Ausnahmen aus denselben Personen wie vordem in Wien. Einer von meinen Parteigenossen wollte ausspannen: der Abgeordnete F. H. Slavik aus Altgebein auf der Stadion'schen Herrschaft gleichen Namens. Slavik war ein Schwarzseher, der nach den October-Ereignissen alles Vertrauen in die Zukunft Österreichs verloren hatte, so dass er Genossen warb, um nach Amerika auszuwandern. „Täglich mehrt sich der Zudrang derer, die mir vertrauen," schrieb er mir, „an deren Spitze ich jenseits des Oceans ein Glück suchen soll, dessen Blüten diesseits desselben täglich welker werden." Er bat mich, ihm beim Grafen Stadion eine Empfehlung an unsern Consul in New-York zu verschaffen. Als ich Stadion davon erzählte, meinte dieser, Slavik habe manchmal etwas überspannte Ideen, er werde sich die Sache wohl noch überlegen. In der That ist mir nicht bekannt geworden, dass Slavik seinen Vorsatz ausgeführt hätte.

Wie die Personen in Kremsier größtentheils dieselben waren wie im Wiener Reichstage, so war es auch mit der Gruppierung der Parteien. Ein Unterschied bestand nur darin, dass die Linke aus sehr begreiflichen Gründen im allgemeinen zahmer war als sie es früher gewesen. Auch gab es in der ersten Zeit, besonders nach dem glänzenden Auftreten des neuen Ministeriums, keinen Anlass mehr zu ernsteren Reibungen. Eine Ausnahme machte nur, gleich in einer der ersten Sitzungen, die Frage, ob die Verhandlungen des October-Reichstages Giltigkeit haben sollten oder nicht. Es gab da heftige

Reden und Gegenreden, wobei Rieger den October-Männern scharf an den Leib rückte. Einige giengen so weit, und, wenn ich nicht sehr irre, sogar seitens der Regierung, zu verlangen, dass die Protokolle aus der October-Zeit vertilgt würden, und es war ein großes Verdienst Jelen's, dies verhindert zu haben. Die stenographischen Berichte aus dem October wurden in ordentlicher Reihenfolge amtlich abgedruckt gleich den früheren in Wien und den späteren in Kremsier.

Auch darin blieb sich der Reichstag auf mährischem Boden gleich, dass er sein demokratisches Gepräge beibehielt. Stadion, Kübeck, Gleispach durften ja nicht mit ihren Adelsprädicaten, oder Stadion gar als „Erlaucht" bezeichnet werden; Smolka sagte regelmäßig: der Abgeordnete Gleispach, der Abgeordnete Kübeck rc. Darum fiel es in Abgeordnetenkreisen als zeitwidriges Curiosum auf, als man erfuhr, der Handels-Minister habe bei seiner Einfahrt nach Kremsier, als ihn der Polizeibeamte um Namen und Charakter frug, die Antwort gegeben: „Minister von Bruck". Ebenso durfte im Hause den Mitgliedern kein Amtstitel gegeben werden. Als bei einer Verhandlung Borrosch von mir mit einer Art Sarkasmus sagte: „Der Herr Unterstaats-Secretär Helfert", wurde ihm selbst aus den Bänken der Linken zugerufen: „Abgeordneter Helfert", worauf er jenen Ausdruck zurücknahm. Meine Collegen von der Rechten vergalten es ihm bei Gelegenheit, indem sie von ihm als Abgeordneter des „letzten" Bezirkes von Prag sprachen, wogegen er nichts einwenden konnte, ebensowenig als Balthasar Szábel, wenn sie ihn als Abgeordneten der „Festung" Olmütz bezeichneten.

Meinen Verpflichtungen als Abgeordneter kam ich insofern pünktlich nach, als ich regelmäßig in Kremsier weilte, den Sitzungen vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, ebenso in den Abtheilungen und Ausschüssen, denen ich angehörte, pflichtgemäß erschien. An den Debatten betheiligte ich mich nur selten; im offenen Hause während des November und December nur einmal, als es sich um die Frage handelte, ob Abgeordnete, die mittlerweile ein Staatsamt angenommen hatten, einer neuerlichen Wahl zu unterziehen wären. Das war nun bei Bach, Thinnfeld, Stadion und mir als Mitgliedern des neuernannten Ministeriums der Fall, und auf Stadion und mich war es seitens der Linken am meisten abgesehen. Stadion war im galizischen Wahlbezirke Rawa seiner Sache sicher; er konnte überzeugt sein, dass ihn die ruthenischen Wähler cum applausu wiederwählen würden. Anders stand es mit mir. Von allem Anfang war in Tachau meine Wahl nicht ohne einigen Widerspruch durchgegangen, weil ich vielen Wählern im Verdachte stand, es mit unseren slavischen Landsleuten zu halten; nach den reichstäglichen Verhandlungen im August war meine Haltung in der Entschädigungsfrage dazu

gekommen, und dies war von den Radicalen benutzt worden, um gegen mich als einen Bauernfeind zu hetzen. Als mir das bekannt geworden war, hatte ich einen offenen Brief an meine „lieben Landsleute“ drucken lassen und in alle Ortschaften meines Wahlbezirkes entsendet. Die Wirkung, welche diese Erklärung äußern würde, musste ich abwarten.

Es war aber keineswegs bloß mein persönliches Interesse, warum ich in dieser Angelegenheit das Wort ergriff; sie hatte in der Art, wie sie vom Reichstage behandelt werden wollte, ein principielles Bedenken wider sich. Man wollte nämlich den Grundsatz: „Jeder Abgeordnete, der ein Staatsamt annimmt, hat sich einer Neuwahl zu unterziehen“, in die Geschäftsordnung aufnehmen, und das gieng meiner Auffassung nach nicht an. Die Geschäftsordnung, behauptete ich, habe es mit den Vorgängen im Innern des Hauses zu thun; hierüber Bestimmungen zu treffen, sei allerdings Sache des Reichstages für sich allein, der Reichstag sei hierin autonom. Aber etwas ganz anderes sei eine Bestimmung, die das Recht, in diesem Reichstage zu sitzen oder nicht zu sitzen, betreffe; eine Bestimmung solcher Art falle unzweifelhaft in den Rahmen der Verfassung, könne nur durch ein Gesetz getroffen werden, und zum Zustandekommen eines Gesetzes sei das Zusammenwirken beider Factoren der legislativen Gewalt vonnöthen. „Mit einer Bestimmung, wie sie hier vorgeschlagen wird“, führte ich aus „anticipieren wir entweder etwas, was in die künftige Constitution gehört, oder wir wollen etwas nachtragen, was in der Wahlordnung, kraft welcher wir hier sitzen, nicht enthalten ist. Damit aber, meine Herren, hat die Geschäftsordnung nichts zu thun. Werden sie die Bestimmung, zu Folge deren ich hier Sitz und Stimme habe, in eine Linie stellen wollen mit den Bestimmungen, wann ich aufzustehen und wann ich mich niederzusetzen habe? Die Geschäftsordnung bezieht sich auf die Vorgänge im Hause, auf das Benehmen derjenigen, von denen es bereits ausgemacht ist, dass sie im Hause Sitz und Stimme haben; die Geschäftsordnung kann aber nicht anticipieren oder nachtragen die Bedingungen, unter denen man in dieses Haus tritt.“ Indessen blieb ich in der Minorität. Mein Antrag, die Angelegenheit als Gesetz zu behandeln, kam nicht einmal zur Abstimmung. Zur Abstimmung kam Grebler's Antrag, dass die Bestimmung keine rückwirkende Kraft haben solle, und auch dieser fiel bei Namensruf mit 157 gegen 126 Stimmen; ich und noch ein anderer enthielten uns der Abstimmung.

Inzwischen that ich für meine Wähler was ich thun konnte. Ich betrachtete sie als meine Schutzbefohlenen, ich sah es als meine Pflicht an, ihre Anträge anzuhören, für sie Schritte zu machen und an maßgebenden Orten für sie zu wirken. Ich konnte jetzt, wo mein Einfluss viel größer war, auch durchsetzen, was mir als einfacher Abgeordneter kaum gelungen wäre,

und heimste dafür oft warmen, ja gerührten Dank ein, was mir immer wohl that. In vielen Fällen handelte es sich um eine Aufklärung oder um einen Rath, was meine Schutzbefohlenen zu thun hätten, besonders in Unterthänigkeits-Angelegenheiten; das Patent vom 7. September wurde nicht immer richtig ausgelegt und ließ manches unentschieden. Dazu kamen die bisherigen Klagen über Grundentziehungen und Besitzstörungen durch ihre frühere Obrigkeit, die zum Theil in sehr weite Zeit zurückreichten, in welchem Falle doch nur die Gerichte entscheiden konnten. Die Insassen von Neudorf, Herrschaft Kuttenplan, fragten bei mir an, ob sie ihrem Herrn Pfarrer den Zehent in Körnern noch entrichten sollten oder nicht? Sie wollten es nicht thun, falls sie dazu nicht weiter verpflichtet wären; sie wollten sich aber auch nicht mit dem Consistorium verfeinden, das ihnen sonst, wie sie besorgten, ihren zweiten Geistlichen nehmen möchte. Auf derselben Herrschaft Kuttenplan hatten einzelne Grundholden in früherer Zeit ihre Robotschuldigkeit um einen mit der Herrschaft vereinbarten Preis abgelöst; aus dem Patente vom 7. September ersahen sie nun, dass die jetzige Ablösung für den Unterthan günstiger ausfallen werde, und sie verlangten von ihrem Grundherrn Grafen Berchem-Haimhausen, er solle das Mehr, was er von ihnen früher erhalten hatte, zurückerstatten. Ähnliche Anfragen kamen mir aus Konradiß, Drißgloben und Rahl, Herrschaft Maierhöfen, aus dem Markt Alt-Zedlisch, von den „Waldhäusler"-Gemeinden der Herrschaft Plan zu. Aus Maschakotten bekannten die Insassen, dass sie ihrer Herrschaft Tachau seit dem Frühjahr keine Robot geleistet hätten; aber nun kam die Herrschaft und sagte: „Die Robot ist gesetzlich erst vom 7. September an aufgehoben, darum müsst Ihr, da Ihr Eure Schuldigkeit bis zu diesem Tage nicht in natura nachtragen könnt, dieselbe nachträglich in Geld abbüßen"; eine solche Entschädigung fordere nun die Herrschaft, klagten die Maschakottener, und verhalte sie mit Strenge zu dieser Leistung. Es gab auch Bitten und Anliegen, von denen etwas schwer zu verstehen waren, wie sie gemeint seien.

Im Allgemeinen hatte die Stimmung in meinem Wahlbezirke, seit sie wussten, dass ich ein „mächtiger" Herr geworden, sehr zu meinen Gunsten umgeschlagen. Seit sie mein offenes Schreiben „An meine Landsleute" erhalten, wurde mir aus Neu-Zedlisch im Einverständnis mit den Gemeinden Labant, Mauthdorf, Langendörfles, Schönbrunn etc. geschrieben, werde „kein Verleumder mehr, unter welcher Maske immer er kommen mag," im Stande sein uns im Vertrauen zu mir wankend zu machen, sie hätten es von allen Anfang „ohnedies als eine himmelschreiende niederträchtige Verleumdung", als die „Bosheit eines elenden Schuftes" angesehen, was gegen mich Anzügliches verbreitet worden sei; nun seien sie mit meiner offenen Darlegung der Sachlage vollständig

überzeugt und ich könne vollkommen versichert sein, dass ihr ganzes Vertrauen mir zugewendet sei und stets bleiben werde. — Ich würde also, wenn ich mich wirklich einer Neuwahl hätte unterziehen wollen, kaum etwas zu besorgen gehabt haben. Übrigens bot mir der k. k. Postmeister von Stammersdorf Franz Stadler von Wolffersgrün, der schon meine erste Wahl in Tachau eifrigst betrieben hatte, abermals seine freundliche Dienste an; seine Familie stammte aus der Gegend von Plan und sein Name hatte dort einen guten Klang. Anderseits war mein College Herzig bereit, mir sein Mandat abzutreten und für mich in Reichenberg zu wirken. Er war ein maßvoll urtheilender und billig denkender Mann, er suchte in dem leidenschaftlichen Nationalitätenkampfe gerecht nach beiden Seiten zu sein und erkannte mich als von dem gleichen Streben beseelt. In der zweiten Hälfte November sandte er einen Herrn Redlhammer als seinen Vertrauensmann zu mir. Die Zustände in Reichenberg, schrieb er mir, hätten sich in der letzten Zeit sehr verschlimmert; Redlhammer solle sich mit mir berathen, welche Mittel anzuwenden seien, um nach und nach eine Einigung der deutschen und böhmischen Bewohner unseres Vaterlandes herbeizuführen . . . Leider starb der brave Mann bald darauf beim Brande seiner Fabrik.

Von meinen Verpflichtungen als Abgeordneter war es nur eine, der ich nicht nachkommen konnte, und zwar darum, weil sie sich mit meiner Stellung als Regierungsmann nicht zusammenreimen ließ. Eines Abends, da ich in meinem Amtszimmer arbeitete, erschien bei mir ein böhmischer Abgeordneter — ni fallor, Bürgermeister Franz Duschek von Tabor — und stellte mir vor, warum ich denn gar nicht in ihrer Mitte erschiene? Gewiss würde man auf meine Stimme hören, jetzt, da ich Mitglied des Ministeriums sei, mehr als früher. Es seien viele, die sich ein Gegengewicht gegen Strobach wünschten, der sich sehr befehlshaberisch benehme und keinen Widerspruch aufkommen lasse ꝛc. Ich musste bedauern, seinem Wunsche nicht entsprechen zu können; ich fühlte mich, versicherte ich ihn, durch das Vertrauen, das er mir im Namen seiner Genossen ausgesprochen, sehr geehrt, und danke dafür; aber eben die amtliche Stellung, von der er gesprochen, mache es mir unmöglich, mich an Clubverhandlungen zu betheiligen, da ich nicht als Vertreter einer Partei in ein Ministerium berufen worden sei, das es sich zur Aufgabe gestellt habe, über den Parteien zu stehen. Der würdige Mann verließ mich sichtlich gedrückt, dass er mit seinem wohlgemeinten Vorschlag nicht habe durchdringen können.

* * *

Persönliche Conflicte zwischen Abgeordneten, die Debatten im Reichstage ausgenommen, kamen in Kremsier äußerst selten vor. Mir ist ein einziger erinnerlich, der einen sehr komischen Ausgang hatte. Der Abgeordnete

Franz Peitler (für Zell am See) hatte nach dem October in seinem Wahlbezirk ein Rundschreiben veröffentlicht, worin er in nicht sehr ziemlichen Ausdrücken die Mitglieder der Rechten, namentlich Gredler und mich, den Bauern als jene hinstellte, die daran Schuld seien, dass ihnen die Robot nicht geschenkt worden. Als wir in Kremsier wieder zusammenkamen, sprach sich Gredler laut über ein so gemeines Vorgehen aus und nannte Peitler einen Hetzer und Denuncianten. Das wurde diesem hinterbracht und nun trat Peitler bei der ersten Gelegenheit, wo er Gredler außerhalb des Saales fand, diesem in den Weg und forderte ihn zum Duell. Gredler, nicht viel über Mittelgröße, aber kräftig gebaut, sah sich das kleine Männchen an und sagte: „Wissen Sie, mein Herr College, fechten und schießen kann ich nicht; aber wenn sie wollen, auf einen Beutler" — und hier machte er mit beiden Armen die entsprechende Bewegung dazu — „will ichs mit Ihnen wagen!" Die Umstehenden mussten lachen, Peitler selbst lachte mit, und die Sache hatte ein Ende. Gredler war überhaupt ein Mann von natürlichem Witz und großer Schlagfertigkeit. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit es war, wo er mit dem „schwarzen Mayer" in einen Wortwechsel gerieth und keiner den andern zu überreden vermochte, so dass Mayer zuletzt verdrießlich sagte: „Nun ja, von euch Tirolern weiß man es ja, dass ihr erst mit vierzig Jahren gescheidt werdet." „Ja, das weiß man," erwiderte Gredler mit komischem Ernst; „aber mit welchem Jahr ihr Mährer gescheidt werdet, das weiß kein Mensch."

Wer sich unter allen Umständen gleich blieb, derb nnd selbst grob in seinen Formen, aber dabei schlau und vorsichtig, war Alois Jelen, der „Ordner des Reichstags". Sieber (für Joachimsthal) sagte eines Tages zu mir: „Ich habe es noch nicht herausgebracht, ob er ein ehrlicher Kerl oder ein Spitzbube ist". Brauner aber behauptete: „Jelen hat drei Haupteigenschaften: unbedingte Verehrung für die Regierung, wüthenden Judenhass und fanatischen Eifer für Musik." Bei den Ministern gieng er aus und ein, hinterbrachte ihnen alles, that für sie alles. „Woher haben Sie denn das wieder?!" rief Bach eines Tages aus, als ihm Jelen eine Mittheilung machte, von der das Ministerium keine Ahnung gehabt hatte. „Ja, sehen Sie, Herr Minister," lautete die Antwort, „der Jelen hat lange Ohren und ist doch kein Esel." Unter den Abgeordneten kannte er nur zwei Kategorien: Engel, die der Regierung ergeben waren, und Teufel, die zur Opposition gehörten. Selbst seinen Landsleuten, die nicht zu den „Engeln" gehörten, spielte er, wo er konnte, einen Schabernak und wusste sie zu hänseln. Der in Kremsier neu eingetretene P. Johann Daniel Rosypal, Caplan in Winterberg, trat im Reichstag mit einer oppositionellen Rede auf,

die kein besonderes Meisterstück war. Als er Jelen fragte, wie ihm die Rede gefallen habe, sagte dieser: »Vyborně, vyborně, jak se Vam patří, Vy jste to tak pěkně rozsypal, že se člověk divit musí« — „Ausgezeichnet, ausgezeichnet, wie es von Euch nicht anders zu erwarten war, Ihr habt das so prächtig auseinandergestreut, dass sich der Mensch nur verwundern kann.“ Das Wortspiel lässt sich begreiflicherweise im Deutschen nicht wiedergeben.

Was mich betrifft, so stand ich mit Jelen, da ich ja für ihn in vorderster Reihe der „Engel“ stand, auf bestem Fuße, und so war es auch mit den meisten anderen meiner Parteigenossen. Allerdings waren nicht wenige, die in ihrer Haltung kaum das verbergen konnten, was mir Heinrich Fügner geschrieben hatte, „dass sich der neue Unterstaatssecretär bereits vieler Neider zu erfreuen habe“. Am ungeschicktesten in dieser Hinsicht benahm sich mein langjähriger Spezi und zuletzt Krakauer College Dr. Eberhard Jonák, der sich wohl überhaupt wegen seiner etwas zweideutigen Haltung im October jetzt etwas unbehaglich unter seinen Genossen von der Rechten fühlen mochte. Gegen mich spielte er den Gekränkten, näherte sich mir nicht, sprach nicht mit mir; er fühlte sich, wie mir hinterbracht wurde, beleidigt, dass ich ihm als altem Freund nicht gleich gesagt hätte, wie es mit mir stehe, was in Olmütz mit mir vorgehe u. dgl. Nun, das war doch für mich eine schwere Sache. Wer von meinen persönlichen Freunden darum gefragt hatte, dem hatte ich gewiss mitgetheilt, was ich konnte und durfte. Aber dass ich selbst zu jedem hingieng und sprach: „Du, weißt du schon, ich soll Minister des Unterrichts werden? Aber ich nehme es nicht an“ etc., das war doch nicht von mir zu verlangen. Am komischesten waren Jonák's Briefe, wenn er in irgend einer Angelegenheit doch nicht umhin konnte, sich an mich zu wenden; da schrieb er mir ohne Anruf und ohne Schlussformel, im Contexte mich nicht unmittelbar anredend, damit er sich nicht zwischen „Du“ oder „Sie“ entscheiden müsste.

Einer meiner Collegen aus dem Centrum war Engelbert Selinger, Professor an der Orientalischen Akademie, deren Zögling mein Cousin Gustav Schreiner gewesen war. Als sich Elise von Isfording, die Braut Gustav's, eines Tages in Wien nach mir erkundigte, antwortete ihr Selinger: „Allgemein verhasst“. Es war nun nicht gerade schön von ihm, meiner künftigen Schwägerin so etwas ins Gesicht zu sagen; aber es war leider etwas Wahres in den Worten, und es ist dies durch einen großen Theil meiner Laufbahn geblieben. Der Gründe zu der damaligen Abneigung waren verschiedene. Eines Tages in Kremsier gestand mir Frau Claudy, geborne Dorau-Schlick: „Worüber man sich wundert, ist, wie Sie in Ihren jungen Jahren sich so conservativ halten können.“ Ich antwortete: „Meine Gnädige, das ist nicht mein Belieben, sondern meine Überzeugung.“ In den Augen der Linken

war ich der Schwärzeste unter den Schwarzen, was sich wohl begreifen ließ. Ich war in meinen Reden gegen sie schroff genug aufgetreten; meine Haltung gegen Kudlich in der Robot-Entschädigungsfrage, meine Abweisung der ungarischen Deputation, die sich mit der Linken in offenkundigem Einverständnisse befand, meine Zurückweisung der journalistischen Anmaßung in der Logen-Frage — und zu alledem jetzt ein so hohes Staatsamt in solcher Jugend! Ich mied die von der Linken und wurde von ihnen gemieden. Nur selten, wie in den Ausschüssen und Abtheilungen, kam ich mit einzelnen von ihnen in Berührung, und da hatten wir, was unser Benehmen betraf, gegen einander nicht zu klagen.

* * *

Wenn Schwarzenberg in Kremsier war, speisten wir in der Regel bei ihm, dazu ein und der andere Gast, sei es aus dem Reichstage, sei es aus der höheren Beamtenwelt. Jelen machte dabei gewöhnlich den Haushofmeister. Bei der Tafel, die bei den beengten Kremsierer Verhältnissen nicht sehr luxuriös sein konnte, gieng es in der Regel heiter zu. Sehr häufig führte der vornehme Wirt das Wort. Wenn das Gespräch auf die Ereignisse des Tages kam, wusste Schwarzenberg so anmuthig scherzend zu plaudern, als ob das gar nicht Dinge von so großem Ernste und von solcher Wichtigkeit wären. Nach dem Speisen wurde mitunter ein gemeinschaftlicher Spaziergang in den ausgedehnten Park unternommen, bis zum prächtigen Maxenhof, wo die „Aula“ besehen und der Sultan im Kuh-Harem bewundert wurde.

Am meisten war ich natürlich mit Stadion, nicht bloß weil er mein Ressort-Minister, sondern auch weil er mein besonderer Gönner war. Ich weiß nicht, ob er eine eigentliche Neigung zu mir hatte, ob er überhaupt eines solchen Gefühles fähig war; Thatsache ist, dass er mich, wo wir amtlich oder außeramtlich zusammentrafen, regelmäßig an sich heranzog. Eines Vorfalles gedenke ich noch jetzt mit Rührung. Stadion und ich waren von einer Olmützer oder von einer Wiener Fahrt in sehr später Stunde nach Kremsier gekommen, so dass ich nicht gut mitten in der Nacht meine Hausleute aufstören konnte. Ich musste also bei Stadion bleiben und war als junger Mensch schlaftrunken zum Niederfallen. Da hätte man nun sehen sollen, wie sich Stadion daran machte, eine Matratze ausfindig zu machen, wie er sie mit seinem Kammerdiener Heinrich in das Zimmer, wo ich schlafen sollte, hereinschleppte, auf dem Fußboden zurechtlegte, dafür sorgte, dass Polster und Bettdecke zurecht gelegt wurden und nicht früher zu Bette gieng, als bis ich gehörig versorgt war.

Wenn Stadion in Kremsier war, machte er gewöhnlich gegen Abend mit mir einen Spaziergang, manchmal schloss sich ein dritter an. Hatte ich ihm etwas zu „erzählen“, von Geschäften nämlich, so wurde das zuerst

abgemacht, dann aber anderes geplaudert. Er hatte wohl das Bedürfnis, auf andere Gedanken zu kommen, denn er war durch die Aufreizungen und ununterbrochenen Anstrengungen seit dem 6. October schon in hohem Grade nervös. Heinrich Clam, der bei der Flucht aus Wien sein steter Begleiter gewesen war und dabei nicht selten mit Stadion in einem Zimmer oder doch in dessen unmittelbarer Nähe schlief, hat mir mitgetheilt, wie er, wenn er in der Nacht aufwachte, wahrnehmen konnte, dass Stadion wach war, oder dass ihn schwere Träume plagten und er unverständliche Worte murmelte. Auf unseren Kremsierer Spaziergängen aber gieng es meist sehr heiter zu. Stadion sprach allerhand Allotria und machte auch sonst manchen Spass mit. Einmal besuchten wir den englischen Garten des Fürst-Erzbischofs; Leopold Neumann war damals mit uns. Während es schon etwas dunkel war, kamen wir zu dem kleinen Labyrinth. Es war in der That mit seinen sich überall kreuzenden und verschlingenden Wegen ein Irrgarten zu nennen, aber aus so niederem Zaunwerk geschaffen, dass man mit halber Leibeslänge darüber emporragte. Stadion und ich wagten uns hinein, wandelten einige Zeit hin und her und waren in der That nicht im Stande, den Ausgang zu finden, so dass wir den gordischen Knoten, den wir nicht zu lösen vermochten, zuletzt zerhieben, indem wir uns mitten durch das Zaunwerk hindurch den Weg ins Freie bahnten.

Die leider so kurze Zeit, die ich mit Stadion verlebte, wird bis an das Ende meiner Tage zu meinen schönsten, aber auch zu meinen wehmuthsvollsten Erinnerungen zählen. Diejenigen haben nicht Unrecht, die da sagen, dass Aufschreiben der Tod des lebendigen Gedächtnisses ist. Die frühe Gewohnheit, alles mir Bemerkenswerte zu notieren, hat es dahin gebracht, dass das, was ich mir nicht notierte, von den wechselnden Eindrücken der Tage zu einem großen Theil überwuchert und begraben wurde. Welch reichen Schatz besäße ich nicht, mir und Anderen zum Vergnügen und zu mannigfacher Belehrung, wenn ich von den Gesprächen, die Stadion mit mir über die verschiedensten Gegenstände führte, mir sogleich à la Eckermann-Goethe Aufzeichnungen gemacht hätte. So ungeschickt er als Redner war, so gewandt und anziehend war er als Causeur, wo er, nicht beengt durch das Gefühl mangelnder Technik, seinen Genius frei sich ergehen ließ. Seine Äußerungen, seine Urtheile, die Bilder und Vergleiche, die er anwandte, die Beispiele und Gründe, die er vorbrachte, waren sehr oft paradox, aber immer geistvoll und immer derart, dass sie, wenn man auch nicht seiner Meinung war, zu denken gaben.

(Fortsetzung folgt.)





# Wiener Kunstleben (Herbst 1901).

Von Joseph Neuwirth.

Wie im Vorjahre durch die Gutenberg-Ausstellung, so hat auch im Sommer und Herbste des Jahres 1901 die außerordentlich umsichtige und zielbewusste Leitung der k. k. Hofbibliothek durch die Veranstaltung einer Sonderausstellung, die auf überaus wertvolle Objecte ihres großartigen Handschriftenbestandes die Aufmerksamkeit weiter Kreise lenkte, sich den besonderen Dank des kunstsinnigen Publicums gesichert. Die in ihrer Art wirklich einzig dastehende Miniaturenausstellung, für welche der altehrwürdige, selbst als Kunstwerk hervorragende Prunksaal der Hofbibliothek einen glänzenden Rahmen abgab, bot zum erstenmale den Laienkreisen die gern benützte Gelegenheit, sich aus eigener Anschauung ein Urtheil über die Handschriften-ausstattung und die künstlerische Leistungsfähigkeit verschiedener Jahrhunderte und verschiedener Völker zu bilden. Mit gutem Rechte ist man bei der Auswahl der Bilderhandschriften, deren Reichthum in der Wiener Hofbibliothek mit den hervorragendsten Bibliotheken von ganz Europa einen Vergleich in höchsten Ehren bestehen kann, nicht über das 16. Jahrhundert hinausgegangen: denn mit dieser Zeitgrenze schließt die Epoche der in künstlerischer Selbständigkeit beachtenswerten Handschriften-illustration so ziemlich ab, da die Concurrenz mit Holzschnitt und Kupferstich und eine immer größere Abhängigkeit von den durch beide gelieferten Vorlagen eine mehr handwerksmäßig verflachende Production unterstützten.

Die Auswahl der zur Ausstellung gelangten 370 Handschriften bekundete durchwegs feinen Takt, umsichtige Sachkenntnis und vortrefflichen Überblick über den Entwicklungsgang dieses eigenartigen Kunstzweiges, für dessen Phasen sich ein nahezu lückenloses Material aus den hervorragendsten Objecten der überreichen Bücher-sammlung gewinnen ließ; denn nur diese kamen bei der auch durch Raumausnützung beschränkten Auswahl in Betracht. Aber die ausgelegten Stücke waren nicht nur an sich Prachtwerke ihrer Art, sondern ließen auch in übersichtlicher Aneinanderreihung, deren Verständnis die jedem Objecte beigegebene kurze Erläuterung, später ein hand-licher Katalog unterstützte, mit wachsendem Genusse das Interesse an der geschichtlichen Entwicklung des Kunstzweiges sich beleben. Mit der berühmten „Wiener Genesis" und den Dioskorideshandschriften setzten sie bei den frühesten Denkmälern der Buch-malerei ein, während an anderen Handschriften das Nachleben byzantinischer Aus-stattungsgedanken und ihr Heranstreifen an slawische, syrische, armenische und koptische Denkmale ganz augenfällig waren. Vortreffliche Vertretung hatten die karolingischen Bilderhandschriften, die gerade bei den auf Salzburger Gebiete entstandenen Stücken noch den Nachklang irisch-angelsächsischer Formensprache zeigen.

Eine ganz besonders beachtenswerte Gruppe bilden die Handschriften öster-reichischer Provenienz im weitesten Sinne des Wortes, zum Theil aus den unter

Joseph II. aufgehobenen Klöstern stammend und die in einzelnen geistlichen Häusern auf ansehnlicher Höhe sich bewegende Kunstfertigkeit bezeugend. Schulmäßiger Zusammenhang war namentlich unter den Repräsentanten der böhmischen Buchmalerei zu erkennen, von welchen die im Geschmacke der berühmten Wenzelsbibel ausgestatteten Handschriften durch besondere Farbenpracht und reiche Bordürenornamentation hervorragen. Mit ihnen wetteifert das 1368 von dem Landskroner Pfarrer Johann von Troppau vollendete Evangeliar Herzog Albrechts III. von Österreich, theilweise auch das nach 1403 wahrscheinlich vom Hofmaler Johannes Sachs in Wien vollendete Rationale Duranti. Außer den für Friedrich III. und Maximilian I. hergestellten Arbeiten interessierte in hohem Grade eine im Stifte Melk um 1446 vom Mönche Simon geschriebene und mit Miniaturen geschmückte lateinische Grammatik in der Art des Donat für Ladislaus Posthumus. Es würde viel zu weit führen und den Rahmen dieses Berichtes erheblich überschreiten, wenn der gewiss verlockenden Nennung von Objecten gerade dieser Gruppe noch mehr Raum gewidmet würde. Denn auch andere dürfen nach ihrem hervorragenden Kunstwerte gleiche Beachtung beanspruchen.

Dies gilt insbesondere von den französischen Bilderhandschriften, die einst das Wohlgefallen Napoleons I. in so hohem Grade erregt hatten, dass er die prächtigsten Stücke nach Paris bringen und der Nationalbibliothek einverleiben ließ. Sie zeichnen sich vielfach durch Feinheit der Formensprache, Eleganz der Gestalten- und Gewandbehandlung, sowie durch Zartheit der bei aller Lebhaftigkeit nicht ins Schreiende verfallenden Farbengebung aus. Am besten ist hier die Illustration der am Ausgange des Mittelalters in Frankreich überaus beliebten allegorischen Romane vertreten, unter denen das Exemplar des vom Könige René dem Guten verfassten Romanes »Coeur d'amours épris« den Bilderschmuck aller anderen weit überragt, bereits psychologische Vertiefung der Ausdrucksmittel und virtuose Beherrschung von Beleuchtungseffecten selbst mit dem Hinübergreifen ins Helldunkel erkennen läßt.

Perlen ersten Ranges, hinter welchen die ausgelegten Denkmale englischer Buchmalerei erheblich zurückbleiben, bot die Abtheilung der vlämischen Bilderhandschriften, deren Erwerbung die Beziehungen der Habsburger zu den Niederlanden ganz natürlich erscheinen lassen. Von ihnen fesselten besonders die Gebetbücher Maximilians I. und Karl V., des letzteren Einzug in Brügge am 18. April 1515 und die in der Werkstatt Brelants zu Brügge für Herzog Philipp den Guten von Burgund um 1450 entstandene Chronik von Jerusalem, die bereits 1536 im Besitze Karls V. zu Brüssel sich befand und durch die Darstellung der Einschiffung der Kreuzfahrer sich den Ausstellungsbesuchern unvergesslich einprägte. Vergleicht man mit ihrer wundervollen Behandlung, die dem Einzelnen ebenso wie dem künstlerischen Gesammteindrucke gilt, die Werke der Karolingerzeit, so wird man sich der Entwicklung bewusst, welche die Buchmalerei im Laufe der Jahrhunderte durchmachen musste, um zu so bewundernswerten Leistungen emporzusteigen.

Gleich warmes Interesse verdienten die Miniaturhandschriften italienischer Herkunft. Unter den Auftraggebern für die italienischen Meister, welche seit dem 15. Jahrhunderte die Herstellung von Prachthandschriften nahezu fabriksmäßig betrieben, ragte der Ungarnkönig Matthias Corvinus hervor. Aus seinem Besitze stammen mehrere kostbare Stücke, andere aus jenem der Sforza, Acquaviva, Visconti, Gonzaga, Contarini, dal Verme, deren Mitglieder sich durchwegs als Liebhaber künstlerisch vornehmer Handschriftenausstattung in den für sie gelieferten Werken erweisen. Die Miniaturen der venetianischen Töpferinnungsstatuten oder einzelne

Scenen zu den medicinischen Tractaten des Giovanni Cadamosto greifen in das Zunft- und Verkehrsleben des 15. Jahrhunderts ebenso hinein wie die am Anfange des 16. Jahrhundertes entstandenen lebensvollen Scenen des berühmten Codex picturatus in Krakau.

Spanien war nur spärlich vertreten. Dagegen bildeten die orientalischen Handschriften, für deren fachmännische Würdigung gerade der derzeitige Vorstand der Hofbibliothek, Herr Hofrath Professor Dr. Karabacek, weithin als eine Autorität ersten Ranges gilt, in dem imposanten Kuppelraume gewissermaßen einen farbenprächtigen Kernpunkt der ganzen Ausstellung. Auf ihren Reichthum wie auf ihre Schönheit, auf ihre Mannigfaltigkeit und auf die hohe Seltenheit einzelner Stücke darf unsere Hofbibliothek mit Recht stolz sein. Ein ganz anderer Geist der Buchausstattung und ihrer Decorationsgesetze spricht im Vergleiche zu den abendländischen Bilderhandschriften aus den Prachtmanuscripten des Orientes. Sie schwelgen in einem kunstvollen Gewirre wundersam durch- und ineinander geschlungener Linien, phantastischer Ornamente und Figuren, in flimmernder Farbenpracht von märchenhafter Frische und sind kleine Wunderwerke schier unerschöpflicher, immer neue Reize hervorkehrender Gestaltungsfreudigkeit, die sich nicht genugthun zu können scheint und auch die Schrift decorativen Absichten dienstbar zu machen versteht. Die reichgeschmückten Originaleinbände dieser Handschriftengruppe, zum Theil feine Lackeinbände von tadelloser Erhaltung, erhöhen den Kunstwert der einzelnen Stücke und zeigen durchwegs Bedachtnahme auf die Herstellung einer des Inhaltes würdigen Hülle. Sie werden gewiss in absehbarer Zeit Glanzpunkte einer Ausstellung von Bucheinbänden abgeben, deren Veranstaltung der rührige Leiter der Hofbibliothek sich wohl nicht entgehen lassen wird. Sein eifriges, keine Mühe scheuendes Bestreben, weiteren Kreisen das Schönste und Eigenartigste der herrlichen Schätze seiner großartigen Bücherei zu erschließen, verdient uneingeschränkte Anerkennung. Ein frischer Zug des Darbietens, das an der gesteigerten Genussfreude des Publicums sich neu belebt, geht erfreulicherweise durch das Ganze. Der handliche Katalog orientiert knapp über die Geschichte der einzelnen Handschriften, ist aber in den litterarischen Angaben unvollständig, da er zum Beispiel bei Nr. 129 eine den Haupttheil der Handschrift Nr. 8330 zur Gänze publicierende Arbeit aus dem Jahre 1896, bei Nr. 105 noch andere der Wenzelsbibel geltende Abhandlungen nicht erwähnt. Die mehrmalige Erstreckung der Ausstellungsdauer fand in dem überaus starken Besuche ihre erfreuliche Begründung.

Die zwölfte Ausstellung der Secession hat die kunstinteressierten Gemüther und solche, die es zu sein vorgeben, nicht gleich stark wie ihre Vorgängerinnen während der beiden letzten Jahre erregt. Sie galt hauptsächlich der nordischen Kunst, Schweden, Norwegen, Finnland und Russland. Angesichts der Thatsache, dass diese Länder auf den Wiener Ausstellungen nur ganz vereinzelt vertreten sind, mochte man es im allgemeinen als eine sehr dankenswerte Veranstaltung begrüßen, eine größere Anzahl nordischer Werke auf Wiener Boden vereinigt zu finden und an ihnen einen Maßstab für die Abschätzung der Geschmacksrichtung und Leistungsfähigkeit nordischer Meister zu gewinnen. Aber das hier Ausgestellte war — Weniges ausgenommen — nur Mittelgut und gab keine verlässliche Vorstellung von dem Besten schwedischer und norwegischer Kunst, das man in Stockholm und Christiania gesehen und auch im Zusammenhange mit der Natur und Bevölkerung des Landes beurtheilen gelernt haben muss. Dort wirkt und packt vieles ganz anders,

wie ich es im letzten Sommer während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in Schweden und Norwegen an mir selbst mehr als einmal erfahren habe. Die wirklich führenden Meister dieser Länder, zu denen man Liljefors mit seinem „Eidervögelstrich" ebenso wenig zählt wie den mit seiner „Angst" wirklich Angst einjagenden Ed. Münch, waren in Wien nicht vertreten. Fjaestad's Feinfühligkeit bot ja in seinem „Reif", „Nach dem Regen im Walde" oder in der „Vermländischen Landschaft" recht Ansprechendes; gut beobachtete Einzelheiten „während der Messe" brachte der Gothenburger Karl Wilhelmson. Wirkungsvolle Charakteristik erzielt Christian Kroch mit seinem „gefährlichen Fahrwasser" und den wehmuthsvoll anziehenden Zügen des „kranken Kindes", in dessen Hand die entblätternde Rose als Symbol des entblätternden Menschendaseins gelegt ist. Großzügigkeit und Einfachheit geben in den Werken des Finnen Axel Galén den Ton an, der jedoch von Missgriffen der Stilisierung nicht frei bleibt. Wie überwältigend gestaltet er den Schmerz der Mutter Lemmi-hainens, indes die Bartbehandlung am Sohnesleichnam an die alten Assyrer und Perser gemahnt; kraftstrotzendes Leben athmet „Ilmarinen schmiedet Sampo". Die von Stilisierung noch unberührten Winterlandschaften „Imatra im Schnee" sind in der treuen Wiedergabe der Natureindrücke höchst wirkungsvoll. Das Bildnis des Schauspielers Rittner, an dem man den stilisierten Cigarettenrauch gern missen möchte, sprüht lebenswarmes Dasein. Von den übrigen Finnen zeigte sich mehr als Albert Edelfelt der gleichfalls in Helsingfors schaffende Pekka Halonen mit seinen „Wegbauern in Carelen" als beachtenswerter Meister; viel Anmuthendes wusste Jaernefelt dem hübschen Kinderbildnisse seines Sohnes zu geben. Durch eine ziemliche Anzahl von Arbeiten war Jan Toorop vertreten, von früheren Ausstellungen den Wienern nicht unbekannt. Das Neue bot für seine Beurtheilung nichts Neues, höchstens dass man ab und zu fast der Ansicht zuneigen konnte, der Wunderlichkeiten phantastischen Schrullen und bizarrsten Unverständlichkeiten seien inzwischen noch mehr geworden. Es ist unstreitig ein Abweg moderner Kunst, wenn einer ihrer Vertreter seine Hauptaufgabe darin erblickt, seine Zeitgenossen grundsätzlich vor Räthsel aller Art zu stellen, deren Lösung einer zur Urtheilssprechung berufenen Nachwelt noch weniger gelingen dürfte. So mag Toorop's „Garten der Leiden" und seine Umgebung manchem Ausstellungsbesucher ein Garten der Leiden geworden sein, der ihn ebensowenig wie „Fatalismus" oder »Les rôdeurs« anlocken konnte. Und doch bietet der Zeichner Toorop ab und zu, so in dem Greisenkopfe oder in den „Seelen am Meeresstrande" und einigen Frauenköpfen Einzelheiten von unbestreitbarer Schönheit, die man seiner merkwürdigen Farbengebung nicht nachrühmen kann; davon ist selbst das Triptychon der „drei Töchter" nicht ausgenommen.

Von den Russen interessierte wohl am stärksten der Moskauer Constantin Korowine mit seinem „Friese mit Polarlandschaften" und dem prächtigen Sibirien-Panneau. Hier schlummern Ansätze zu einem aus innigster Versenkung in die Natur herausquellenden Monumentalstile von ergreifender Einfachheit, die einen Anschluss an die Urzustände der Menschheit zu suchen scheint. Wie fällt dagegen Kalmykoff's Farbeneffecthascherei „Nach der Parade in Moskau" oder Nik. Roehrich's „Rückkehr des Großfürsten Wladimir aus Corsum" ab! Feine Stimmung regte sich in Somoff's „weißer Nacht" und „Augustlandschaft", sowie in den Schneecompositionen Wilhelm Purwit's aus Riga. In dem derben „Pan" Michael Wrubel's steckt ebenso ein barbarisierender Zug wie in der russischen Ornamentik, deren noch byzantinische Nachklänge verrathende Formen in Verbindung mit einer wirklich berauschenden

stellenweise abenteuerlich phantastischen Farbengebung einen nationalen Geschmack im Kunstgewerblichen nachdrücklich und eigenartig betonen.

Wie in München bildete ein viel belächeltes Schreckensstück der Ausstellungsbesucher Hodler's Bild „Der Auserwählte", nichts weniger als auserwählt, die Sympathie für den Meister und seine Richtung zu wecken. Wir sind ja ohnehin in den letzten Jahren schon daran gewöhnt, uns durch Ungewöhnliches nicht gleich aus der Fassung bringen zu lassen. Sie vor Hodler's Bild zu behaupten, war selbst erklärten Freunden weitgehender Freiheiten der Moderne etwas schwer. Die Härte der kreidigen Farben stimmte zu den eigensinnig steifen Linien, wohl die einzige Harmonie, die in dem Ganzen wahrzunehmen war. Es sei hier ausdrücklich constatiert, dass die Kunstkritik angesehener Wiener Tagesblätter, die der Secession stets mit ausgesprochenem Wohlwollen gegenüberstanden, das Werk Hodler's ganz unzweideutig abgelehnt und die Hodler-Schwärmer vor den Gefahren des Anschlusses an diese Richtung, vor dem Preisgeben großer und wertvoller Errungenschaften ernstlich gewarnt hat. An der ganz abfallenden Wirkung des möglicherweise für einen anderen Standpunkt des Beschauers berechneten Bildes war aber nicht in erster Linie die wirklich meist mit viel künstlerischem Tacte vorgehende Hängecommission der Secession, sondern vielmehr der Missgriff des Meisters, seine über den Anschluss an die Natur sich souverän hinwegsetzende Eigenwilligkeit schuld. Ebenso verfehlt wie „Der Auserwählte" ist der durch gräsliche Verzeichnung wirklich abstoßende „Frühling" Hodler's, dessen auch dem fernstehenden Laien sofort in die Augen springenden Mängel eine Befriedigung an sonst vielleicht noch erträglichen Einzelheiten um so weniger aufkommen lassen, als auch die grelle, unnatürliche Farbengebung rasch zum Verzicht auf jeden weiteren Genuss bestimmt. In diesem Zusammenhange interessiert von der Hand des Hodlerschülers Amiet das gute Hodlerbildnis doppelt, das mehr ansprach als die Hodlerwerke selbst. Und doch hat auch Hodler's „Auserwählter" in Wien sehr bald einen Käufer gefunden, so dass den Hodler-Bewunderern die Möglichkeit gesichert ist, mit dem Auserwählten stets in Fühlung zu bleiben.

Unter den nicht zahlreichen Werken der Plastik bot der Münchener Hermann Hahn mit seinem auferstandenen Christus und den Plaketten Pettenkofer's, Bismarck's und Moltke's Gutes. Arthur Aubert charakterisierte sehr packend die Fee Caraboſſe, während der Pole Szymanowski weder in „Mutter und Kind" noch in den „Karyatiden" befriedigen konnte.

Trotz manches interessanten Werkes war der zwölften Ausstellung der Secession nicht der alles in Athem und Spannung erhaltende Erfolg beschieden, der ihre Ausstellungsunternehmungen der letzten Zeit fast ausnahmslos begleitete. Um ihn zu sichern, müssen die Schöpfungen der ausstellenden Ausländer eine größere künstlerische Überzeugungs- und Anziehungskraft haben, als den diesmal vereinigten Leistungen innewohnte.

Der Wetteifer mit der rührigen Secession erwies sich wieder als eine belebende Förderung der Herbstausstellung im Künstlerhause, welche durch die ihr angegliederte Defregger-Ausstellung eine überall freudigst begrüßte, hochinteressante Erweiterung erfuhr. Es sei sofort mit größter Befriedigung constatiert, dass die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens es als eine Ehrenpflicht betrachtete, einen Überblick über das Kunstschaffen eines weithin gefeierten Österreichers zu bieten, der im Auslande zu Ehren und zu angesehener Stellung emporgestiegen, aber auch im Vaterlande unvergessen ist. In der ruhmreichen Geschichte

des letzteren, in der trefflichen Charakterisierung der Typen eines für Österreichs Herrscher in begeisterungsvoller Hingebung sich aufopfernden Volksstammes verzweigen sich die starken Wurzeln seiner Künstlerkraft, die vollberechtigten Anspruch darauf hat, in ihrer Entwicklung näher betrachtet zu werden.

Das weitgehende Entgegenkommen, welches der Gedanke der Künstlergenossenschaft bei den Besitzern von Defreggerwerken fand, ermöglichte die Aufbringung von 123 Objecten, so dass man wohl behaupten darf, eine so umfassende Ausstellung, die immerhin das Wichtige aus dem Gesammtwerke des Tiroler Meisters fast lückenlos vereinigte, noch nicht gesehen zu haben; ja es darf wohl fraglich bleiben, ob es je wieder gelingen sollte, das immerhin etwas zerstreute Material in einer Sonderausstellung binnen so kurzer Zeit, als hier zur Verfügung stand, zu sammeln. Man stand da auf Schritt und Tritt alten Bekannten gegenüber, denen man während des letzten Vierteljahrhundertes theils auf Ausstellungen, theils in öffentlichen Sammlungen, ja vielfach auch in illustrierten Wochen- und Monatsschriften begegnet war: darunter manch' wirklich liebgewonnener und mancher mehr gleichgiltig lassende, weithin bekannte Bilder neben bisher wenig beachteten Stücken, die interessante Streiflichter auf das Werden des Meisters werfen. Gerade in den Skizzen und Studien, die der Frühzeit des Künstlers angehören und trotz der ab und zu noch unbestreitbaren Unbeholfenheit schon die ausgesprochene hohe Begabung für das Charakteristische, seine Erfassung und Wiedergabe erkennen lassen, finden sich überaus wertvolle Aufschlüsse für Defregger's Eigenart. Das Beste seiner Kunst quillt aus dem Tiroler Bauernhause, seinen Bewohnern wie seiner Einrichtung, den traulich dämm'rigen Räumen mit dem einfachen Hausrath. Je schlichter und einfacher der Anschluss an diesen Stoff, um so packender die Wirkung selbst kleiner Stücke, die nicht selten die etwas gesuchte Behandlung größerer Arbeiten in den Schatten stellen. Naturfrisches Volksleben athmen ausnahmslos die Bilder aus dem großen Aufstande der Tiroler im Jahre 1809, denen sich der kraftvolle Schmied von Kochel würdig anreiht. Kriegerischer Ernst, Leidenschaftlichkeit, Zorn, Siegerstimmung, grinsende Schlauheit, Vaterstolz und noch so vieles Andere fluten da ineinander zu herrlichen Erinnerungswerken der ruhmreichsten Erhebung kaisertreuer Unterthanen. Das konnte nur ein Tiroler Kind, das schon seit der frühesten Jugend mit der Luft seiner Heimat auch den Geist ihrer glänzendsten Geschichtsepoche in vollen Zügen eingesogen hatte und durch eigene Gestaltungskraft sich zur künstlerischen Behandlung gedrängt fühlte, in so lebenswahr fesselnder Weise schildern. In Stoff und Darstellungsart pulsiert Bodenständigkeit, fühlt man den Odem Tiroler Berge. Defregger's Meisterschaft im Geschichtsbilde erklärt sich aus seiner innigen Fühlungnahme mit dem Tiroler Volksthume, aus dem er für eine andere Kategorie seiner Werke mit geschultem Auge und geschickter Hand köstliche Situationen herausgreift; wiederholt auf herzgewinnenden Humor gestimmt, lehren uns diese Genredarstellungen das Verständnis des Meisters für das menschlich Liebenswürdige besonders schätzen. Vorzüglich gelungen erscheinen die „Wilderer in einer Sennhütte" und das in Lobmeyr'schen Besitz gelangte „Zur G'sundheit". Wenige Bilder haben des Malers Namen so bekannt gemacht wie der von der Berliner Nationalgalerie erworbene „Salontiroler", dessen Grundstimmung auch in den „Malern auf der Alm" oder in der von Ludwig Urban in Wien erworbenen „gestörten Mittagsrast" nachklingt. Aber nur in jenen Bildern, welche die Maler unter den Bauern behandeln, schlägt die volle Lebensunmittelbarkeit durch; sie geht Einzelheiten des „Salontirolers", an denen das Gesuchte des gestellten

Bildes offensichtlich ist, unleugbar ab und wird auch an anderen Stücken vermisst. Wieder ein Beweis, dass nicht alles, was von der Welle des Erfolges getragen wird, vollkommen einwandfrei zu sein braucht! Und so brachte die Defregger-Ausstellung das eine Gute, dass man den Meister in seinen Vorzügen und in seinen Schwächen, zu welchen mehr als einmal auch die Farbe rechnet, verstehen und die einen an den anderen vielleicht noch höher stellen lernte. Seit der Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam und der Cranach-Ausstellung in Dresden habe ich keine andere Sonderausstellung der Werke eines Malers gesehen, die mich so fesselte und belehrte wie die Defregger-Ausstellung im Künstlerhause.

Ihr gesellte sich eine recht schöne und Abwechslung bietende Ausstellung heimischer Künstler bei; für die Gruppierung der Werke Einzelner, auf welche ein gewisser Nachdruck gelegt werden sollte, wählte man die schon früher und anderwärts so oft durchgeführte Scheidung der Meister im Rahmen des Ganzen, welche eine mehr geschlossene Vorführung der Schöpfungen des Einzelnen ermöglicht und seine Künstlerpersönlichkeit wirksamer hervortreten lässt. Mit solchen, theilweise recht umfangreichen Collectionen hatten sich Hugo Darnaut, Ludwig Koch, Karl Pippich, Johann Nep. Geller und Jehudo Epstein eingefunden. Fast bei allen hätte eine Beschränkung der Bilderzahl die Möglichkeit eines größeren, das Wesen tiefer erfassenden Genusses geschaffen, wäre das Weniger der Darbietungen ein Mehr des Verständnisses geworden, das doch nicht in erster Linie Fleiß und eine gewisse bewegliche Vielseitigkeit, sondern vor allem auf Grund des wirklich Charakteristischen die selbständige Art einzelner Künstler kennen lernen soll. Wenn Darnaut mit 83 Arbeiten auf den Plan tritt, hat er gewiss in jeder etwas Ansprechendes zu sagen; aber nicht alles, was er sagt, bringt uns auch Neues über den Künstler, den man schon aus einem Viertel der obigen Zahl vollauf schätzen und lieben kann. Was wissen uns zum Beispiel sein „Baumstrunk“, „Waldfriede“, „Wilder Kümmel“, „Sonniger Nachmittag“, „Am Teich“, „Friedhof in Kuttenberg“, seine „Birken am Bache“ und „Wasserrosen“, „Birkenallee“ und der prächtige „Schlossgraben“, die feine Studie der „Stubenthorbrücke“ zu sagen! Es reicht für eine Darnaut-Charakteristik mit dem Zusatze aus, dass der Künstler, der in unmittelbarster Fühlung mit den Worpswedern sich weiterzubilden suchte, eine Angleichung der österreichischen Landschaftsmalerei an diese norddeutsche Gruppe mit ihrer Massengliederung, mit ihren in breiten, kräftigen Strichen herausgearbeiteten Licht- und Farbengegensätzen anstrebt, in denen oft reizvolle, gerade von den österreichischen Landschaftern stets geschmackvoll herausgeholte Details untergehen. Darnaut bleibt auch darin er selbst und gibt sogar dort, wo er etwas worpswedert, seine uns lieb gewordene Art nicht preis. In die Wiener Stadt und an andere Orte unseres weiteren Vaterlandes führen uns manche der 59 Arbeiten Karl Pippich's, der mit scharfem Blicke charakteristische Veduten herausfindet und in ihnen — abgesehen von der feinen künstlerischen Behandlung — ein für spätere Zeiten doppelt wertvolles Material aufspeichert; dasselbe wird erst recht zur Geltung kommen, wenn die Gegenwart noch gründlicher mit dem aufgeräumt haben wird, was Pippich's Pinsel interessiert. Als vortrefflicher Schilderer des Wiener Volkslebens erweist sich der mit 56 Werken vertretene Joh. Nep. Geller; ihm kommt es weniger auf das Herausarbeiten der Typen als auf die malerische Wirkung des Gesammtbildes an, das er selbst bei dem ab und zu unverkennbar derben Zugreifen nicht ohne Anmuth behandelt. Eine Menge prächtiger Landschaftsmotive unserer Heimat findet in ihm einen liebevollen und beredten Interpreten

der überall coloristischer Geschlossenheit mit Geschick und Erfolg zustrebt. Die Collectivausstellung von Ludwig Koch mit 77 Nummern interessierte besonders die militärischen Kreise und erfreute sich auch wegen der Bildnisse der Erzherzoge Rainer, Franz Ferdinand, Otto, Ferdinand Karl, Franz Salvator und Heinrich Ferdinand eingehender Beachtung von Seiten Sr. Majestät des Kaisers und des Hofes. Besonderen Beifall fanden „Das 5. Dragoner-Regiment Nikolaus I., Kaiser von Russland, unter Oberst Graf Auersperg in der Schlacht bei Leipzig" (im Besitze des Regimentes selbst) und das Reiterbildnis des Prinzen Albrecht zu Schaumburg-Lippe. Aber manches streifte immerhin knapp an dem Begriffe der Schablonenware vorbei. Über ihn erhob sich wesentlich der unter südländischer Sonne in seiner Künstlerschaft ungemein vorgeschrittene Jehudo Epstein, für dessen 65 Arbeiten der beschränkte Raum keine günstige Ausstellungsgelegenheit bot. Durch das Drängen der Werke aneinander wurde die Ruhe der Betrachtung stark beeinträchtigt, die man gerade angesichts der Darbietungen eines jungen, erst zur vollen Entwicklung ansetzenden Künstlers doppelt gern festhält, besonders wenn sich in ihnen so offenkundig ein sehr beachtens- und förderungswertes Talent regt, wie dies hier der Fall war. Epstein verfügt über eine ganz eminente Farbenbegabung, die selbst Bildnisse fast nur durch die Farbwerte zu charakterisieren versteht, aber in strengerer Selbstzucht sich noch läutern muss, um auch künstlerisch vornehme Wirkung zu erreichen; heute stößt noch manches durch eine fast entsetzliche Roheit ab, die sich gewiss mildern wird, ohne in süßliche Geleckheit zu verfallen. Davor wird Epstein sein guter Geschmack bewahren, den die feine Auswahl so manchen Motives bekundet und die Farbenfreude des Südens auf erfolgreiche Wege geleitet hat. Epstein ist, wie einige Nummern besonders erkennen lassen, zugleich ein correcter Zeichner und erfreut sich damit eines Vorzuges, dessen sich nicht all' seine Kunstgenossen rühmen können, so sehr sie es eigentlich sollten. Aber auch hier thut noch Vervollkommnung noth, um später in der Vereinigung guter Zeichnung und Farbengebung zu bedeutenden Schöpfungen emporzusteigen. Als verheißungsvolles Vorstadium dazu durfte man die in den ausgestellten Arbeiten sichtlich gewachsene Leistungsfähigkeit Epstein's nur mit Freuden begrüßen.

Nächst diesen Sondercollectionen, welche die Herbstausstellung des Künstlerhauses über manche ihrer unmittelbaren Vorgängerinnen hoben, fesselte noch manches Werk anderer, in diesen Räumen schon wiederholt vertretenen Künstler. In noch frischem Gedenken ist die machtvolle Leistung von Egger-Lienz, dessen „Herbstsonne" sowohl in der reizenden Anordnung, als auch in der Weichheit der reichen Farben eines der besten Bilder der ganzen Ausstellung war. Feine Stimmung beherrscht nicht minder das Werk „Im Klostergarten". Mit einer wirklich an Leibl gemahnenden Wahrhaftigkeit bringt A. H. Schram ein Jägerbildnis, das mehr befriedigt als „das Volksbad in Rimini" in seiner gesuchten Farbenspielerei. Plastisch gestaltende Kraft sprach aus einem viel beachteten Porträt von Paul Joanowits, die schon so viele Freunde zählende Liebenswürdigkeit der Naturschilderung Schaeffer's aus zwei Penzinger Motiven. Im Bildnisse entwickelte Hans Temple die bereits früher an ihm mehrmals beobachtete Flottheit freier, mit breitem Pinselstriche arbeitender Behandlung, deren Knappheit das volle Erfassen der Persönlichkeit nicht versagt ist. David Kohn hält in zwei prächtigen Rothstiftzeichnungen die Züge des Unterrichtsministers Dr. Wilh. R. v. Hartel und des kunstsinnigen Grafen Hans Wilczek fest. An Tomec und dem Prager Anton Hudeček bemerkt man kaum wesentliche Neuheiten der Auffassung und Behandlung. Gleichfalls mehr in den Geleisen des an ihnen schon wiederholt

Beobachteten bewegen sich Julius von Blaas, Ribarz, Ditscheiner, Zetsche, Hamza, Wichera u. a. Kopallik's „Kirche Maria am Gestade", Nowak's „Klosterruine", die Bilder von Jos. Kinzel, die flandrischen Motive Frank's, besonders „Brügge", Giesel's „Schnepfenjagd" fanden viel Beifall, der auch einem Marmorporträt von Zumbusch und dem stimmungsvollen Marmorrelief „Echo" von Theodor Charlemont nicht vorenthalten wurde. Sonst bot die Plastik nichts besonders Erwähnenswertes. Im allgemeinen erregte die nahezu ausschließlich Werke der Österreicher umfassende Herbst-ausstellung des Künstlerhauses ein stärkeres Interesse als jene der Secession mit den exotischen Leckerbissen, bei deren Mehrzahl die Anziehungskraft nicht in der Größe der Kunstleistung, sondern mehr in der Seltenheit ihres Erscheinens auf dem Wiener Boden lag.

Während der Herbstmonate lenkten Ausstellungsvorbereitungen die Aufmerksamkeit des kunstfreundlichen Publicums auf den Wiener Künstlerbund „Hagen", der gleich der Secession sich von der ihn ehedem umschließenden Künstlergenossenschaft lossagte und als selbständige Vereinigung neben beiden sich entfalten will. In die Periode dieser Berichterstattung fielen die Adaptierungsarbeiten in der städtischen Markthalle in der Zedlitzgasse, die zum Drittel pachtweise dem Hagenbund für seine Ausstellungen überlassen wurde. Das Programm derselben umfasst für die Eröffnungsausstellungen ausschließlich Werke österreichischer Künstler, deren erste Abtheilung Werke bildmäßiger Wirkung und große Plastik bringen soll, während der zweiten Werke graphischen und illustrativen Charakters, Architektur, Kunstgewerbe und Kleinplastik zugewiesen wurden. Als eigentliche Frühjahrsausstellung ist „Die Kunst im Leben des Kindes" in Aussicht genommen, der namentlich seit dem Dresdener Kunsterziehungstage eine gewisse Actualität nicht abgesprochen werden kann. Also eine anerkennenswerte Abwechslung neuer Anregungen, von der wir im Zusammenschließen mit den von anderen Seiten ausgehenden eine erfreuliche Befruchtung unseres Kunstlebens erwarten wollen! Vielleicht bringt uns der Wetteifer der Getrennten rascher einen neuen Aufschwung als das ruhige Nebeneinanderschaffen der ehedem Vereinten, dem bis zu einem gewissen Grade eine Stagnation nicht abgesprochen werden konnte.

Die Räume des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie öffneten sich zunächst einer interessanten Ausstellung von Arbeiten der Lehrkräfte kunstgewerblicher Lehranstalten. Es war ein überaus glücklicher und sofort mit höchst erfreulichem Erfolge in die That umgesetzter Gedanke der Unterrichtsverwaltung, den Lehrern an kunstgewerblichen Schulen die neuen Methoden im Zeichnen und Modellieren durch besondere Feriencurse, für deren Abhaltung Wien, Prag und Salzburg gewählt wurden, zu erschließen und vertrauter zu machen. Unter der Leitung der Professoren Strasser, Roller, Ambrus, Breitner, Nowak, Keßler, Hammel und Mell wurde von den Theilnehmern dieser Curse, deren Zahl fast 70 erreichte, im allgemeinen viel Gutes geleistet. Nicht nur das Zeichnen, Malen und Modellieren nach Naturformen, sondern auch das Stilisieren von Pflanzen- und Thierformen mit Beziehung auf die Decoration verschiedenartiger Gebrauchsgegenstände sowie Anfertigung perspectivischer Aquarellskizzen für Darstellung kunstgewerblicher Objecte bildeten das Programm dieser Curse, welches mit Recht auch auf die Unterweisung in der Photographie und im Gebrauche des Skioptikons Bedacht nahm. Die ausgestellten Arbeiten bezeugten eine zielbewusste, unstreitig sehr anregende Lehrmethode, die durch die nur höchst wünschenswerte Fortsetzung der so glücklich begonnenen Curse gewiss schon in absehbarer Zeit das bei

uns erfreulichst ausgestaltete Fachschulwesen nur noch mehr heben wird. Man darf es mit großer Genugthuung verzeichnen, dass unser kunstgewerblicher Unterricht auf der Höhe der Zeit sich bewegt, ihre Anforderungen versteht und überall die sachgemäße Verwirklichung derselben fest ins Auge fasst; die Leistungen der Feriencurse sind ein neuer Beweis dieser Thatsache.

Bis Ende December beherbergte der Saal VII des österreichischen Museums eine neue Abtheilung der Textilsammlung, die namentlich mittelalterliche Gewebe, Stickereien und Posamenterien — darunter prächtige Goldbrocate des 13. und 14., sowie kirchliche Stickereien des 15. Jahrhunderts — umfasste.

Am 23. November erfolgte in Gegenwart des Unterrichtsministers Dr. v. Hartel und eines zahlreichen distinguierten Publicums die Eröffnung der Weihnachtsausstellung des österreichischen Museums, die wieder einen sehr befriedigenden Überblick über hervorragende Leistungen unseres Kunstgewerbes vermittelte. Ab und zu wurde wohl ein von anderen Veranstaltungen in günstiger Erinnerung gebliebener Ausstellungstheilnehmer vermisst; aber das Ganze war trotzdem reich und wirkte überwiegend vornehm. Dass auch die „historischen Stile" dabei zum Worte kommen durften und in dem von F. O. Schmidt thatsächlich ganz vortrefflich ausgestalteten großen Barockprunksaale sogar recht anspruchsvoll auftraten, hat weder der Ausstellung noch dem Publicum offenkundig geschadet, so wenig es auch den Anschauungen der Modernsten entsprechen mochte. Aber die letzteren sind ja immerhin noch nicht allein maßgebend und werden gewiss noch eine Zeitlang ein solches Zurückgreifen auf das nach ihrer Ansicht Überwundene über sich ergehen lassen müssen. Die ausgestellten Interieurs, auf deren geschmackvolle Einordnung in das Ausstellungsganze das österreichische Museum traditionell hohen Wert legt, waren durchwegs anziehend, theilweise höchst stimmungsvoll, behaglich und anheimelnd; die bekanntesten Firmen, wie Sigm. Jaray, Portois und Fix, Jul. und Jos. Herrmann, Pospischil, haben Gedanken von Baron Kraus, Holzinger, Prutscher ihren Ausführungen zugrunde gelegt. Einer neuen Formensprache strebten die Bugholzmöbel von J. und J. Kohn zu. Auf die Möbelanfertigung übten Entwürfe aus dem Atelier des Museums (Professor Hammel) einen sehr günstigen Einfluss aus; derselbe Industriezweig hat auch Professor Joseph Hoffmann fruchtbare Anregungen zu danken, welche mit englischer Ausdrucksweise sehr glücklich einen Wiener Grundton zu verbinden wissen. Vorzügliches boten Textil- und Glasindustrie. Ginzkey arbeitet nach Entwürfen von Hans Christiansen, Haas nach solchen von Otto Eckmann. Olbrich mäßigt sich in der Farbengebung großgezeichneter Teppiche. Prächtige Harmonie von Linie und Farbe erzielen Vorhang- und Möbelstoffe nach Moser, Benirschke u. a. Lobmeyr war wie immer mit Eigenartigem von hoher Vollendung vertreten, die in der zartesten Feinheit der Gravierungen überraschte. Originelle und geschmackvolle Formen nach Entwürfen Kolo Moser's und seiner Schule fesselten bei den von Bakalowits ausgestellten Objecten. Mit Tiffany-Erzeugnissen wetteifert Ritter von Spaun, in manchem bereits seinem amerikanischen Vorbilde überlegen und die wundersamsten Farbenwirkungen von pikantestem Reize erzielend. In der Porzellanabtheilung erregte nächst Ernst Wahliß, dessen in Scharffeuer-Emailtechnik decorierte Vasen wie edelsteinbesetzt sich ausnahmen und die prächtigen Eosinstücke fast in Schatten stellten, besondere Aufmerksamkeit die Wiener Firma Joseph Böck mit einem flott decorierten, von Professor Hammel entworfenen Tafelservice und mit dem durch praktische Form auffallenden Kaffeeservice der Moser-Schülerin Jutta Sicka. Geyling's Erben gaben in

den Glasmalereien einzelner Interieurs sehr schöne Proben unverminderter Leistungsfähigkeit. Die Kunst-Erzgießerei Krupp ließ in vortrefflichen Bronzen, Vasen, Statuetten, Beleuchtungskörpern u. dgl. ihr Streben nach inniger Fühlung ihrer Leistungen mit der Kunstbewegung der Gegenwart recht glücklich zur Geltung kommen. Hugo Munk, sowie Theyer und Hardtmuth dankte man die Gelegenheit zur Beurtheilung, mit welch' feinem Geschmack und mit welch' künstlerischer Vollendung die österreichische Papierausstattung heute arbeitet. Unter den Juwelierarbeiten, die immer noch ausgesprochene Abhängigkeit von französischen Einflüssen verrathen, verdienten einzelne Stücke der Auslagen Hauptmann, Hoffstätter, Rozet und Fischmeister nähere Betrachtung; namentlich die letzteren lassen sich auch die Weiterentwicklung der modernen Technik überaus angelegen sein. Georg Klimt, ein Bruder des Malers, und Nikolaus Stadler beherrschen meisterhaft die Treib- und Reliefkunst der Metallbearbeitung, selbst der Materialabtönung zarte Wirkungen abgewinnend. So verdiente wohl noch manches Erwähnung, wenn nicht die Raumberücksichtigung größere Beschränkung geböte. Der Gesammteindruck der Ausstellung durfte mit Recht befriedigen; sie zeigte in Vielem erfreuliche Fortschritte.

Durch das Entgegenkommen des österreichischen Museums, das schon mancher Provinzialausstellung werkthätig zur Seite gestanden, wurde eine Ausstellung für modernes Kunstgewerbe in Salzburg wesentlich gefördert, welche der Belebung des dortigen Kunstgewerbes zustatten kommen sollte; auf diese Weise bewahrt das Wiener Institut gedeihliche Fühlung mit den Bestrebungen der Provinzen.

Die Jubiläums-Möbelausstellung bot den Wiener Firmen gleichfalls Gelegenheit, mit geschmackvollen Erzeugnissen, die theilweise ganz modernen Anschauungen huldigten, vor die Öffentlichkeit zu treten. Wie sehr manches den Besuchern zusagte, bewies der gerade in dieser Ausstellung erzielte namhafte Verkauf. Diese Thatsache steht in ganz offenkundiger Wechselbeziehung mit dem Einleben moderner Formen im Wiener Kunstgewerbe, das so recht in der Weihnachtsausstellung des Wiener Kunstgewerbevereines zutage trat. In derselben reichten die alten Stile durch eine Gruppe von Übergangswerken bereits der mit zuversichtlichem Wagemuthe auftretenden Moderne, die überall ihre Daseinsberechtigung erweisen will, die Hand. Neben den prächtigen Erzeugnissen der Hofjuweliere V. Mayer's Söhne, der Hof-Metallwarenfabrik Moriz Hacker, der Hof-Bronzewarenfabrikanten Dziedzinski und Hanusch, des Silberwarenfabrikanten Max Schwarz, des Porzellanwarenhauses Ernst Wahliß waren Bakalowits mit reizenden Glasarbeiten nach Moser's Entwürfen, die keramischen Werke „Amphora" (Rießner, Stellmacher und Kessel) in Turn-Teplitz mit Fayencen in modernen Scharffeuerdecoren und der Hof-Hafner Bernhard Erndt mit einem Ofen im Stile Ludwig XIV., der einem im Stifte Klosterneuburg ähnlich ist, sehr gut vertreten. Daneben forderte in der Sondergruppe „Wiener Kunst im Hause" die Jugend gleiche Beachtung. Mehrere Schüler und Schülerinnen der Professoren Hoffmann und Moser haben hier drei gemeinschaftlich gearbeitete Interieurs zur Ausstellung gebracht und lassen in denselben eine erfreuliche Abklärung des Formensinnes, Vereinigung von Gediegenheit und Einfachheit mit Eleganz und Vornehmheit erkennen. Hans Vollmar, Karl Sumetsberger, Wilhelm Schmidt und Franz Meßner fanden in den Damen Elsa Unger, Trethan, Sicka und Baronesse Falke gleichstrebende Partnerinnen; ihre Gesammtleistung erzielte bereits einen recht befriedigenden Eindruck. Auch die Weihnachtsausstellung des bosnisch-herzegowinischen Haus- und Kunstgewerbebureaus lockte

mit einer reichen Anzahl künstlerisch ausgeführter Neuheiten in Gebrauchs- und Luxusgegenständen, unter denen getriebene und gravierte Metallarbeiten, reich in Silber und Gold tauschierte und incrustierte Stahl-, Bronze- und Holzgegenstände sowie Stickereien und Teppiche hervorragten. In der Weihnachtszeit traten der Albrecht-Dürer-Verein, die Vereinigung österreichischer bildender Künstler und Künstlerinnen, welche eine Collection von Franz Alt als nachträgliche Ehrung anläslich des 80. Geburtstages brachte, und der erst ein Jahr bestehende Wiener Künstlerbund mit recht gut besuchten Ausstellungen vor das Publicum; besondere Zugstücke gab es in keiner derselben.

Die Wiener Kunstsalons strebten gleichzeitig darnach, anziehende Abwechslung zu bieten, die freilich nicht immer erreicht wurde. Bei Miethke stellte Frau Clementine v. Wagner eine Anzahl von gut gemalten Bildnissen aus, denen aber zumeist das Eindringen in die Seele des Dargestellten abgeht, obzwar es nicht an feinen Einzelzügen fehlt. Die Sonderausstellung der tschechischen Maler Max Švabinský und Anton Slaviček — gleichfalls bei Miethke — bot nach dem, was man hierorts bereits von beiden kannte, eigentlich nicht viel Neues für die Charakterisierung ihrer Arbeitsgebiete; immerhin interessierte Švabinský nicht bloß durch die Persönlichkeiten seiner Porträts (Rieger, die Dichter Jar. Vrchlický, Jul. Zeyer, Swatopluk Čech, Hugo Salus, Professor Goll), sondern auch durch die ebenso lebendige wie intime Darstellungsweise. Die österreichischen Staatserwerbungen auf der Pariser Weltausstellung waren im Salon Pisko der Besichtigung zugänglich. Unter ihnen waren nahezu 30 japanische Gemälde, gegen Schülerarbeiten des technologischen Institutes eingetauscht, besonderer Beachtung wert, da sie bereits einen Wandlungsproceß in der japanischen Malerei erkennen lassen. Die Reproductionen von 40 Handzeichnungen Renouard's wurden vom Handelsminister der Hofbibliothek, die französischen Plakate und Menukarten dem österreichischen Museum für Kunst und Industrie zugewiesen. Die zahlreichen Ankäufe der letzteren, französische, englische und skandinavische Objecte, können als befriedigend bezeichnet werden, obzwar vereinzelt auch wunderliche Stücke dazwischenlaufen. Die fast 7000 erreichende Besucherzahl spricht am klarsten für das dieser Ausstellung entgegengebrachte Interesse. Im Salon Pisko, der darauf eine Gruppe der Münchener Secession vorführte, vereinigte der Wiener Maler Ludwig Hans Fischer 58 Werke seiner Hand, hauptsächlich Motive aus Wien, Dalmatien, Griechenland, Italien, Ägypten und Indien; das Oberstkämmereramt im Auftrage des Kaisers und das Unterrichtsministerium fanden sich auch unter den zahlreichen Käufern dieser Ausstellungsobjecte. Bei Hirschler, Neumann oder im Salon Venezia gab es nichts besonders Erwähnenswertes.

Zwei Ausstellungen hiengen mit Jubiläen zusammen. Anläßlich des 50. Gründungsgedenktages der Schottenfelder Realschule, der am 9. November festlich begangen wurde, veranstaltete man eine künstlergeschichtlich interessante Jubiläums-Ausstellung von Schülerarbeiten, unter welchen Tilgner, Benk, Weyr, Bernt, Schmutzer und andere bekannte Namen mit hübschen Stücken vertreten waren. Von größerer Bedeutung war die Ausstellung, welche am 4. November bei der Feier des 40jährigen Bestandes der photographischen Gesellschaft in den Räumen der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt eröffnet wurde. Sie wollte den so augenfälligen Gegensatz der unbeholfenen Anfänge der Photographie und der so überaus hochstehenden Leistungen der Gegenwart weiteren Kreisen zum Bewusstsein bringen. Gerade auf die Pflege dieses Kunstzweiges darf Österreich

besonders stolz sein. Die eben erwähnte graphische Lehr- und Versuchsanstalt und ihr zielbewusster Leiter Hofrath Dr. Eder, zugleich Präsident der photographischen Gesellschaft, erfreuen sich in ganz Europa des größten, wohlverdienten Ansehens und behaupten in Fragen der vervielfältigenden Kunst eine führende Stellung. Darum stand die Jubiläums-Ausstellung der photographischen Gesellschaft bei diesen beiden in zuständigster Patronanz. Unter den fast die Zahl von 700 erreichenden Ausstellungsnummern, an welchen man die allmähliche Entwicklung der Photographie vortrefflich studieren konnte, erregten auch die Collectionen einzelner Amateure besondere Aufmerksamkeit, so z. B. jene des Landesrathes Dr. Kosteršitz, des Dr. Julius Hofmann, Philipps R. v. Schöller. Des Erfreulichen und Lehrreichen, des zu künstlerischen Anforderungen und Leistungen Fortschreitenden gab es da gar manches zu sehen.

Bei den Ausstellungen standen, soweit es sich nicht um kunstgewerbliche Objecte handelte, die Werke der Malerei in erster Reihe; die Plastik war im allgemeinen schwach vertreten. Doch ist auch abgesehen von den Ausstellungsobjecten für sie manch' Beachtenswertes zu verzeichnen. Vor dem Parlamentsgebäude wurden die Rossebändiger von J. Lax aufgestellt, recht lebendig in der Bewegung. Auf die Grabdenkmalsplastik wurde die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade hingelenkt durch die Ausstellung des von Hasselries ausgeführten Denkmales in der Rotunde, das als Schmuck für das Grab Heine's auf dem Friedhofe von Montmartre in Paris bestimmt war. Dem Dichter Karl Maria Heidt wurde auf dem Heiligenstädter Friedhofe nach dem Entwurfe des Architekten Fabiani ein Denkmal errichtet, dessen plastischen Schmuck Alphons Canciani gearbeitet hat; die an den Obelisken gelehnte weibliche Gestalt, wie in Erinnerung versunken, ist fein empfunden, das Reliefbildnis des Verstorbenen wohl gelungen. Fast gleichzeitig, am 24. October, wurde auf dem Centralfriedhofe das von Johann Benk's Meisterhand stammende Grabmal für Johann Strauß enthüllt, das in Laaser Marmor zur stattlichen Höhe von 4 Meter ansteigt und in der Reihe der Ehrengräber eine beachtenswerte Stellung behaupten wird; die Gestalt des Donauweibchens und die prächtige Kindergruppe im Walzertempo, ein an sich etwas fremdartiger Grabschmuck, finden durch die Persönlichkeit des zu Verewigenden, dessen Bildnismedaillon aus der Felswand herausgearbeitet ist, ihre Erklärung. Für das Anzengruber-Denkmal hat der Bildhauer Hans Scherpe das Hilfsmodell bereits vollendet, das zu den Füßen des überlebensgroßen Dichters den von der Arbeit ausruhenden Steinklopfer-Hans zeigt. Im Cottageparke in Hietzing wurde Anfangs October das Denkmal des Freiherrn Alexander v. Hügel enthüllt, welches der Hietzinger Verein der Gärtner und Gartenfreunde dem berühmten Wiener Förderer der Gartenbaukunst widmete. Mit der gleichfalls aus Laaser Marmor hergestellten überlebensgroßen Büste hat Johannes Benk, der den geistreichen Männerkopf trefflich charakterisierte, ein Wien wirklich zur Zierde gereichendes Werk vollendet. Für die Christuskirche der großbritanischen Botschaft in Wien führte der Hellmer-Schüler Anton R. Hanak nach einem Bildnisse von Angeli ein lebensgroßes Reliefbrustbild der Königin Victoria in Carraramarmor aus. Eine lebhafte Discussion regte die Umkehrung des Beethoven-Monumentes an, die durch die Ausgestaltung der Lothringerstraße bedingt erscheint, da es immerhin etwas für sich hat, ein Denkmal lieber Gartenanlagen als einer Häuserreihe zuzuwenden. Natürlich musste dem entsprechend auch der ganze Sockelschmuck mit seinen Inschriften diese Wendung mitmachen. Die Gesammtwirkung der neuen Anordnung wird sich jedoch erst beurtheilen lassen, bis die neue Anlage thatsächlich ein Rahmen der Denkmalsaufstellung

geworden ist. Im ersten Stadium befinden sich die Vorbereitungen für die in allen Bevölkerungskreisen aufs sympathischeste begrüßte Errichtung eines Kaiserin-Elisabeth-Denkmals in Wien, für dessen Aufstellung eine vom „Neuen Wiener Tagblatt“ eingeleitete Umfrage bei verschiedenen hochstehenden und kunstinteressierten Persönlichkeiten die Wahl des Volksgartens als am meisten entsprechend bezeichnen durfte. Doch wird wohl noch einige Zeit vergehen, ehe die Entscheidung über die Platzfrage für dies Denkmal wirklich auf der Tagesordnung steht. In der Universität wurden die Denkmäler für Lotheißen, Petzval und Doppler enthüllt. Das marmorne Reliefbildnis Lotheißen's arbeitete Hans Bitterlich sehr ansprechend. Das Petzvalrelief von Brenek widmete die photographische Gesellschaft anläslich ihres Jubiläums, die Dopplerbüste von Georg Leisek das Unterrichtsministerium. Für die Zwischenräume zwischen den Erdgeschossfenstern der neuen Hofburg vollendeten außer dem verstorbenen Tilgner die Bildhauer Benk, Brenek, Hellmer, David, v. Hofmann, Haerdtl, Kauffungen, Kundmann, Koch, König, Scherpe, Schmidtgruber, Schwartz, Seib, Silbernagel, Swoboda, Weyr zwanzig große Marmorfiguren: Markomane, römischer Krieger mit der Weinrebe, Bajuvare, christlicher Glaubensprediger, Slawe, fränkischer Gaugraf, Magyare, Kreuzfahrer, Seefahrer, österreichischer Ritter, Magister, Burgunder Kaufherr, Stadtbürger, Bergmann, Landsknecht aus der Zeit Maximilians I., Wallensteinischer Soldat, Pole aus dem Heere Sobieski's, bewaffneter Wiener Bürger, Bauer mit zerbrochenen Ketten und Tiroler Landesvertheidiger. Der Gedankenzusammenhang dieser Statuenreihe illustriert vortrefflich die verschiedenen Phasen cultureller Entwicklung und geschichtlich bedeutsame Momente. Für die Ausschmückung des Herrenhaussitzungssaales arbeiten Schwerzek, Kauffungen, Edm. v. Hofmann, Joseph Beyer, Hugo Haerdtl, Arthur Kaan, Joseph Lax und Franz Koch an den als Nischenschmuck bestimmten Statuen des Lykurg, Solon, Themistokles, Aristides, Sophokles, Perikles, Demosthenes und Sokrates. Die Herstellung der Statuen des Numa Pompilius, Cincinnatus, Fabius Maximus, Cato, Gajus Gracchus, Cicero, Manlius Torquatus, Augustus, Seneca und Constantin beschäftigt die Bildhauer Emerich Swoboda, Joseph Kassin, Theodor Charlemont, Hans Bitterlich, Stanislaus Lewandowski, Karl Sterrer, Wilhelm Seib, Anton Brenek, Stephan Schwartz und Hans Scherpe. Eine mit Unterstützung der verstorbenen Kaiserin Elisabeth durchgeführte hochinteressante Bildhaueraufgabe löste Schwerzek mit seinem Reconstructionsversuche des östlichen Parthenongiebels in Athen. Sein 1895 im Künstlerhause ausgestellter „Kampf der Athene mit Poseidon“ hatte in so hohem Grade das Wohlgefallen der hohen Frau gefunden, dass sie den Künstler durch den Auftrag auszeichnete, für sie nach eigener Wahl des Themas eine Arbeit auszuführen, für welche Schwerzek der oben genannte Vorwurf besonders geeignet schien. Im Auftrage des Handelsministeriums wurde nach dem preisgekrönten Entwurfe des Professors Stephan Schwartz die bronzene Gedächtnisplakette für die österreichischen Theilnehmer an der Pariser Weltausstellung geprägt. Die Vorderseite zeigt in zart reliefierter Landschaft die an zwei Arbeiter Lorbeerzweige austheilende Austria, während die Rückseite mit der wohlgetroffenen Ansicht des durch Baurath Baumann errichteten österreichischen Reichshauses aus der rue des nations geziert ist. Anlässlich der Jahresfeier der Enthüllung des Goethedenkmals ließ der Wiener Goethe-Verein durch die kunstgeübte Hand Rudolf Marschall's eine wirklich reizende Plakette anfertigen, die einen dem Hellmer'schen Standbilde sich nähernden Jüngling mit Kranzgewinden bietet; die Composition füllt höchst geschickt den Raum und wirkt durch den Gegensatz des Reliefcharakters des Denkmales und der huldigenden Gestalt ganz vorzüglich.

Unter den Leistungen der Architektur können zwei Kirchenbauten verzeichnet werden: die nach den Plänen des Baurathes Jordan aufgeführte Kirche in Döbling für die unbeschuhten Carmeliter, die ihr altes, der Demolierung verfallenes Kloster in der Leopoldstadt aufgaben, und die St. Antoniuskirche in Favoriten. Den Bau der letzteren führte der Hofbaumeister Schmalzhofer nach Plänen des Baurathes Ritter v. Neumann; die figurale malerische Ausschmückung der an die Baugedanken von S. Marco in Venedig anknüpfenden Anlage ruhte in den Händen des Professors Wörndle von Adelsfried, die ornamentale Malerei war Schönbrunner übertragen, während Düll und Bildhauer Bernard den Figurenschmuck besorgten. Der Triumphzug Christi in der Kuppel athmet den Geist Führich's. Ein heißer Streit droht bei der Verbauung der Kaiser Franz Josephs-Kasernengründe zu entbrennen, deren Inangriffnahme eigentlich eine vollständige Beiseiteschiebung künstlerischer Interessen zeigte. Es ist daher nur vollkommen erklärlich, dass die an der künstlerischen Lösung der Frage interessierten Corporationen, darunter besonders auch der österreichische Ingenieur- und Architektenverein, bei den zur Entscheidung berufenen Instanzen Vorstellungen zur Wahrung des künstlerischen Standpunktes erhoben und insbesondere bei dem Kriegsministerium, für welches zwischen dem österreichischen Museum am Stubenring und dem Donaucanale ein neuer Prachtbau erstehen soll, die Ausschreibung einer öffentlichen Concurrenz unter den österreichischen Architekten behufs Gewinnung geeigneter Projecte zu erreichen suchten. Die Vorstellung scheint etwas verspätet gekommen zu sein, da das Kriegsministerium bereits durch Beamte des Militär-Bau-Ingenieurcorps die Entwürfe ausarbeiten ließ, die der Genehmigung harren; letztere läst sich ja immerhin noch an die Einhaltung gewisser künstlerischer Forderungen knüpfen, deren Geltendmachung niemals aus dem Auge gelassen werden darf. Freilich bedeutet es für die Künstlerschaft unzweifelhaft eine Unterbindung der nach Bethätigung ringenden Kraft, einen idealen Verlust, wenn ihr die Möglichkeit freien Wettbewerbes bei Unternehmungen im großen Stile nicht eingeräumt wird; denn letztere gehören ohnehin zu den Seltenheiten. In dieser Beziehung hat die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien bei der Concurrenz für den Bau des Kaiser Franz Josephs-Stadtmuseums mehr der billigen Rücksicht auf die Künstler Rechnung getragen, was mit der idealen Bestimmung des Gebäudes, das an den herrlichen Bau der Karlskirche harmonischen Anschluss finden soll, vortrefflich im Einklange steht. Von den eingereichten 38 Projecten sind 8 für die engere Bewerbung ausgewählt und honoriert worden. Otto Wagner, der schon früher in der Secession mit einem die Aufmerksamkeit erregenden Stadtmuseumsprojecte hervorgetreten war, zeigt das eingehendste Studium aller Einzelheiten, nützt den in der Form nicht besonders glücklichen Bauplatz sehr geschickt aus und findet bei schöner Klarheit des Grundrisses zweckmäßige Anordnung der Räume; in der Gesammterscheinung dürfte sich der Bau bescheiden der Karlskirche unterordnen. Freiherr v. Kraus und Tölk sind über eine glückliche Raumvertheilung wenig hinausgekommen, während Albert H. Pecha's Entwurf sich Einfachheit und gute Verhältnisse, entsprechende Anpassung an die Architektur der Umgebung nicht absprechen lassen, welch' letztere man dem auch sonst nicht einwandfreien Projecte Friedrich Schachner's weniger nachrühmen kann. Secessionistische Motive, in deren Vortrag Otto Wagner viel Originalität und Grazie entwickelt, finden sich bei guter Grundrisslösung nicht minder bei Waneczek und Tomek, entschiedener noch bei Max Hegele; bescheidener hielten sich Sowinski und die Brüder Drexler. Viel Beachtung fand und verdiente die tüchtige Arbeit von

Rudolf Dick, obzwar sie in Einzelheiten die Unterbringungsmöglichkeit der Sammlungen etwas zu sehr aus dem Auge verliert. Nach allem läſst sich aber mit Sicherheit erwarten, daſs die in guten Bahnen sich bewegende Angelegenheit des Stadtmuseumsbaues in absehbarer Zeit schon vor der Inangriffnahme der Arbeit stehen wird. Bereits im Stadtrathe wurde die Frage der Erbauung eines neuen Theaters im dritten Gemeindebezirke (Landstraße) erörtert, für welches die Überlassung des Baugrundes unter ähnlichen Bedingungen empfohlen wurde, unter welchen man den Baugrund für das Jubiläumstheater zur Verfügung stellte. Ein Baublock an der Marxergasse ist für diesen Zweck als besonders geeignet in Aussicht genommen. Nach den Plänen des Architekten Fellner und Hellmer wird das Stadttheater in Fürth ganz als Steinbau errichtet; bei dem Wettbewerbe für den figuralen Schmuck desselben erlangte den ersten Preis für die Ausführung der großen Giebelgruppe und sämmtlicher Fensterfrontgruppen Ernst Hegenbarth aus Wien. Zwei zweite Preise fielen bei gleichem Anlasse den Wienern Leopold Kosig und Franz Vogel zu. Viel Anklang fand der geistreiche Vortrag des diesjährigen Rectors der k. k. technischen Hochschule in Wien, des Professors Karl König, der am 26. October 1901 bei seinem officiellen Amtsantritte „über die Wissenschaft von der Architektur und ihre praktische Bedeutung" besonders im Anschlusse an die Arbeiten des Franzosen Eugen Viollet le Duc und Gottfried Semper's manch' wahres und beherzigenswertes Wort sprach. Daſs an der eben genannten Hochschule Professor Karl Mayreder ein Collegium „über Städtebau" liest, dessen Actualität die neue Auflage des prächtigen Buches von Camillo Sitte wohl am deutlichsten illustriert, spricht für die richtige und aufmerksame Wahrnehmung der praktischen Bedürfnisse der Gegenwart, mit welchen der Lehrplan der technischen Hochschulen zweifellos in erster Linie zu rechnen hat.

Unter den Anlässen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf die noch ausstehende Errichtung der schon öfters genannten „modernen Galerie" lenkten, muſs an erster Stelle die vom Unterrichtsministerium glücklich durchgeführte Erwerbung von Makart's „Fünf Sinnen" und von Böcklin's „Meeresidylle" erwähnt werden. Mit dem Ankaufe der schon nach ihrer Form berühmt gewordenen Makartbilder, die ja in Wien selbst entstanden, hat man noch in zwölfter Stunde eine dem Andenken des großen Coloristen längst schuldige Pflicht erfüllt und Werke von einst bahnbrechender Bedeutung bleibend für Wien gesichert. Das der besten Zeit Böcklin's angehörige Werk wurde aus dem Besitze des Berliner Commercienrathes Ernst Seeger um 100.000 Mark erworben, eine manchem vielleicht hoch erscheinende Summe, die aber nach dem heutigen Stande der Preise für Böcklin-Bilder nicht übertrieben genannt werden kann, wenn es sich wie hier um ein wirklich gutes, eine ganze Bilderkategorie vortrefflich charakterisierendes Werk handelt. Nun aber Böcklin, Klinger, Segantini, Makart, Strasser u. a. bereits hervorragend vertreten und würdig aufzustellen sind, wird die Frage der Errichtung der modernen Galerie immer brennender. Die führenden Künstlerverbände Wiens behielten sie auch während der Berichtsperiode sachgemäß im Auge. Sowohl die Künstlergenossenschaft als auch die Secession haben an competenter Stelle auf eine Beschleunigung der Angelegenheit hinzuwirken versucht. Denn es ist ganz unbestreitbar, daſs das Bedürfnis nach Schaffung eines Sammelpunktes besteht, an welchem auf dem Wiener Boden weiten Kreisen der Bevölkerung Gelegenheit geboten werden soll, aus Kunstschöpfungen der neuesten Zeit das Ringen nach neuen Formen und Ausdrucksmitteln kennen und verstehen zu lernen. Will man in Wien thatsächlich eine solche Möglichkeit schaffen, die neben dem Genusse

der berühmten Kunstschätze aus früheren Epochen Vielen eine hochwillkommene Ergänzung bieten dürfte und zugleich der Gegenwart ihr unleugbares Anrecht auf gleiche Beachtung in zustimmendem oder ablehnendem Sinne sichert, so wird man aus der Geschichte der neuesten Böcklin-Erwerbung die Lehre ziehen müssen, Hauptwerke besonders geschätzter Meister, welche die heutige Kunst Europas repräsentieren oder angeblich repräsentieren sollen, möglichst bald zu kaufen. Die Absicht der „Vereinigung bildender Künstler Österreichs", dem Ankaufe moderner Kunstwerke den Reingewinn ihrer Unternehmungen zu widmen und diese Erwerbungen der modernen Galerie zuzuwenden, ist gewiss sehr lobenswert und hat bereits in mehr als einem Falle recht glückliche Verwirklichung gefunden. Sie darf aber nächst Zufallswidmungen nicht die hauptsächlichste Erwerbsgelegenheit bleiben, sondern muss in den von anderen Stellen geförderten und mit größeren Mitteln arbeitenden Actionen zielbewusste Unterstützung finden. Wird nicht bald die Frage einer entsprechenden Unterbringung der neuen Erwerbungen gelöst und in die That umgesetzt, dann bleibt das Ganze auf halbem Wege stecken und lässt sich den Zinsenertrag der Belebung des Interesses für die Kunst der Gegenwart in einem Augenblicke entgehen, in welchem er am ertragreichsten wieder verwendet werden kann. Anzeichen, auf welche demnächst näher eingegangen werden soll, sprechen dafür, dass man an entscheidender Stelle sich der Berechtigung solcher Erwägungen nicht verschließt und eine feste Grundlage für die Ausführung des Projectes schaffen will; hoffentlich greift man gleich zu einer definitiven Lösung und nicht zu einem Verlegenheitsprovisorium, das nur zur Versumpfung der Frage führen könnte.

Die Künstlerkreise Wiens begannen bereits im Herbste 1901 ihre Betheiligung an zwei großen Ausstellungsunternehmungen des Jahres 1902 ins Auge zu fassen, nämlich an der internationalen Ausstellnng für decorative Kunst in Turin und an der deutschen Kunstausstellung in Düsseldorf. Erstere will alle Zweige künstlerischer und kunstgewerblicher Thätigkeit umfassen, die dem modernen Hause und seiner Ausstattung im weitesten Sinne des Wortes gelten; schon dieser Grundton macht sie einem großen Theile unserer Künstlerschaft sympathisch und wird gewiss manche unserer hervorragenden Firmen bestimmen, das große Ansehen des österreichischen Kunstgewerbes in dem Wettbewerbe mit anderen Völkern durch ebenso glänzende wie originelle Schöpfungen behaupten zu helfen. In der Düsseldorfer Ausstellung wird auch das historische Moment zur Geltung kommen. Für die Erzielung einer möglichst allseitigen Betheiligung aller Wiener Künstlergruppen an derselben war Professor Dr. Paul Clemen aus Bonn besonders nach Wien delegiert und hier erfolgreich thätig. So wird Wien in Ausstellungs-Unternehmungen der Österreich-Ungarn näher verbündeten Staaten voraussichtlich würdig vertreten sein, da die behördliche Förderung der Betheiligung bereits zweckentsprechend eingeleitet wurde.

Knapp vor Jahresschluss brachte die „Secession" durch Überreichung eines Promemorias an den Herrn Unterrichtsminister die Frage der Restaurierung des Riesenthores der Wiener Stephanskirche in Fluss, wodurch eine ziemlich erregte Discussion über Restaurierungsfragen eingeleitet wurde. Sie zog sich durch den ganzen Monat Januar 1902 hin und soll uns in dem nächsten Berichte noch näher beschäftigen.

An den seit September 1901 in Umlauf gebrachten neuen Zehn-Kronennoten konnte man wieder so recht die Überzeugung gewinnen, dass die Künstler-

schaft Wiens nur ihre Pflicht gethan, als sie vor einiger Zeit auf der Zuerkennung eines Einflusses auf die Gutheißung neuer Notenentwürfe bestand. Gegen die wirklich nicht befriedigenden Zwanzig-Kronennoten ist ja in den Zehn-Kronennoten bereits manches besser geworden; aber trotz der sehr sorgfältigen Zeichnung und Gravierung, welche Punktierung und Schraffierung zu vereinigen sucht, hat das Ganze ein verschwommenes und verblasstes Aussehen. Dadurch wird zweifellos die rasche und bestimmte Einprägung des Notenbildes und die Erkennung eines eventuellen Falsificates für ein weniger geübtes Auge etwas erschwert.

Der Umsatz auf dem Kunstmarkte war, wie die Verkäufe in den Ausstellungen zeigten, immerhin ein recht lebhafter, obzwar die ausstellenden Künstler angesichts der Fülle ihrer Darbietungen noch eine größere Kauflust des Publicums gewünscht haben mögen. Die Gemäldegalerie des am 9. Mai 1901 verstorbenen Domcapellmeisters Gottfried v. Preyer, welcher das Verkaufserträgnis zum Baue und zur Erhaltung eines Wiener Asyls für Waisenkinder ohne Unterschied der Confession bestimmte, wurde von dem amerikanischen „Kupferkönige“, dem Senator C. Clark von Montana, erworben und wanderte über den Ocean. Haben auch manche Werke, die berühmten Meistern wie Holbein, Franz Hals, Van Dyck, Rubens, Rembrandt zugerechnet wurden und an dem greisen Besitzer einen oft rücksichtslosen Echtheitsvertheidiger fanden, berechtigte Echtheitsanzweiflungen erfahren, so war doch immerhin in der Sammlung Preyer viel Schönes und Wertvolles vereinigt, dessen weitere Erhaltung in Wien sich vielleicht nur unter der schwer erfüllbaren Bedingung hätte erzielen lassen, dass ein Wiener Kunstfreund sich zur Erwerbung der ganzen Sammlung entschlossen hätte. Aber es ist so schwer, mit dem Dollar zu concurrieren!

Bei C. Gehbe gelangten Werke von Joanowits, Kinzel, G. Max, Nowak, Probst, Mathias Schmid u. a. zum Verkaufe. Jos. Pokall versteigerte vom 21. bis 26. October im Trattnerhofe zahlreiche Bilder, unter denen auch Wouwermann, Caravaggio, Salvator Rosa vertreten waren. Fast gleichzeitig — vom 24. October ab — kam das sehr reichhaltige und wertvolle Kunstblätterlager von S. Kende zur Versteigerung; der gegen 3000 Nummern umfassende Katalog verzeichnete eine Menge sehr seltener altfranzösischer und englischer Kupfer und Farbenstiche, seltene Dürer- und Rembrandt-Blätter, Städteansichten, Flugblätter, Einblattdrucke, Viennensia und Austriaca, Costümbilder, Porträts, geschichtlich interessante und Schlachten-Darstellungen.

In den Personalien ist an erster Stelle das Hinscheiden des liebenswürdigen Landschafters Eugen Jettel zu verzeichnen, der in Triest ganz unerwartet einem Herzschlage erlag, als er sich eben anschickte, den Erzherzog Karl Stephan auf einer Reise längs der italienischen Küsten nach Sicilien zu begleiten. Der begabte Zimmermann-Schüler, welcher sich der Secession angeschlossen, hatte während der letzten Jahre bei den Ausstellungen derselben viel Beachtung und Anerkennung gefunden und besonders in einer Collectivausstellung seiner Arbeiten im Salon Pisko seine vornehme Eigenart entfaltet. Obzwar gerade Österreichs Kunst an tüchtigen Landschaftern nicht arm ist, bedeutet Jettel's Heimgang für dieses Gebiet immerhin einen für gar manche noch lange fühlbaren Verlust. Wenige Wochen vorher trug man am 17. Juli 1901 den Oberbaurath Joseph Schiedt zu Grabe, einen in der Schule von Rösner, van der Nüll und Siccardsburg herangebildeten Architekten, den nicht minder Beziehungen zu Ferstel und den andern führenden Baukünstlern gefördert hatten. Er kannte wie kaum ein Zweiter die Architekturentwicklung Wiens in den letzten fünfzig Jahren und war stets voll des lebendigsten Interesses für alle künstlerischen und kunstgeschicht-

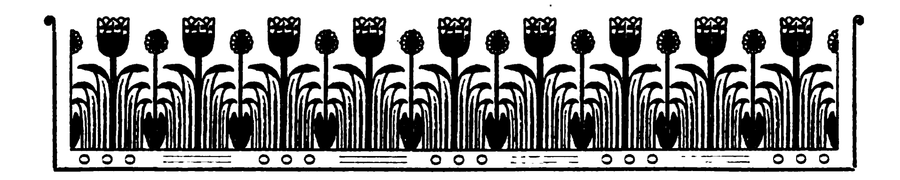
lichen Fragen. Am 30. August 1901 starb der pensionierte Ministerialrath Dr. Karl Lind, der um die Leitung der Geschäfte des Wiener Alterthumsvereines und um die Veröffentlichungen der k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale sich außerordentliche Verdienste erworben, durch zahlreiche kunstgeschichtliche Untersuchungen österreichischer Kunstschätze sich einen geachteten Namen in fachmännischen Kreisen gesichert und mit seiner allerdings durchaus nicht mustergiltigen „Kunst-Topographie von Kärnten“ die in Österreich noch so sehr im Rückstande gebliebene Denkmälerinventarisation begonnen hat. Anlässlich der Vollendung des 70. Lebensjahres war dem Rahl-Schüler Joseph Hoffmann, am 22. Juli 1831 in Wien geboren und durch seine als „Galerie Hoffmann“ bekannten Reiseaufnahmen in den letzten Jahren viel beachtet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise freundlich zugewendet. Das Gleiche galt von dem am 16. August seinen 80. Geburtstag feiernden Maler Franz Alt, dem Bruder des 89jährigen Wiener Altmeisters Rudolf von Alt. Auch er hat auf weiten Reisen in Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Belgien, Holland, Deutschland, Russland und in der Schweiz künstlerische Anregung in reichstem Maße gesucht und gefunden, wie seine die Zahl von 2000 übersteigenden Aquarelle und Studien bezeugen. Die Sonderausstellungen der Arbeiten des Vielbeschäftigten in den Jahren 1886 und 1888 sind noch bei Vielen in guter Erinnerung. Eine noch größere, 2500 Arbeiten überschreitende Fruchtbarkeit entwickelte der am 14. November den 80. Geburtstag begehende Maler Johann Nowopacky, aus Slawietin in Böhmen, dem von 1868 an der Zeichenunterricht der kaiserlichen Kinder, der Erzherzogin Gisela und des Kronprinzen Rudolf, übertragen war. Viele seiner Bilder, die überwiegend gründliches Naturstudium und frische Farbengebung zeigen, befinden sich in kaiserlichem Privatbesitze. Die Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums verlor mit dem freiwilligen Ausscheiden des Prof. Franz Matsch, das Aufsehen erregte und viel besprochen wurde, eine ganz vorzügliche, künstlerisch vielseitige Lehrkraft. Ihr danken die bereits selbst zur Geltung gelangten Schüler Kol. Moser, R. v. Kenner, Erwin Puchinger, Hans Pieringer, Otto Prutscher u. a. viel von ihrer Ausbildung, weshalb der Abgang eines derartig anregenden Lehrers doppelt bedauert werden muss. Zum 80. Geburtstage Virchow's lieferte Matsch die künstlerische Ausführung einer Adresse, die auf Anregung des Hofrathes Prof. Dr. Toldt in Wien von 140 Ärztevereinen überreicht wurde. Lebhafte Erörterung erregte der einstimmige Beschluss des Professorencollegiums der Akademie der bildenden Künste in Wien, als Nachfolger des Prof. Eduard von Lichtenfels dem Unterrichtsministerium den Maler Gustav Klimt, den hervorragenden Künstler der „Secession“, vorzuschlagen. Denn dieser Vorschlag bedeutet ganz zweifellos ein offenes Zugeständnis der Berechtigung der Moderne, deren Weiterentwicklung in Wien einen starken Halt gewinnen kann, wenn Klimt sich nicht nur als einen beachtenswerten Maler, sondern auch als einen vorzüglichen Lehrer erweist; beide Eigenschaften haben bekanntlich nicht viele bedeutende Künstler zu vereinigen verstanden. Nicht minder lebhaft als der eben erwähnte Vorschlag Klimt wurde die gegen Ende October auftauchende Nachricht der Berufung Max Klinger's an die Wiener Akademie besprochen. Sie versetzte sogar die Kunstkreise und Blätter des Deutschen Reiches in einige Aufregung, welche sich selbst in einer ganz grundlosen Schwarzmalerei der künftigen Stellung Klinger's in Wien ergieng. Für die Bedeutung der Secession wäre die Berufung Klinger's, von der bald nichts mehr verlautete, eine starke Stütze gewesen. Hellmer ist von der bisherigen Leitung der allgemeinen Bildhauerschule in den Posten von Zumbusch vorgerückt.

Dass die Jury der achten internationalen Kunstausstellung in München dem Wiener Kammer-Medailleur Ant. Scharff die Medaille erster Classe, den Malern H. Charlemont, Charles Wilda, Karl Fröschl und Karl Freiherrn von Merode, sowie dem Medailleur Karl Pawlik Medaillen zweiter Classe zuerkannte, sei als Zeugnis der Wertschätzung unserer Künstler im Wettbewerbe mit anderen Völkern besonders hervorgehoben. Die bekanntesten und wertvollsten Bilder des Meisters C. Rudolf Huber hat der Verlag von Victor Angerer zu einem geschmackvollen Album gelungener Photographien vereinigt, dem Gerhard Ramberg eine warm geschriebene Charakteristik der Künstlerpersönlichkeit beigegeben hat.

Es adelt und verklärt die Kunst, wenn sie sich bei gegebenen Anlässen auch in den Dienst der Menschenliebe zu stellen weiß. Bei dem unter dem Protectorate der Erzherzogin Isabella veranstalteten internationalen Nikolo-Markte im großen Musikvereinssaale zu Gunsten der Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft begegnete man als Förderern der Sache Horowitz, Kasparides, Tina Blau, Seligmann, Baronin Ebner-Eschenbach u. a. Das originelle Bilderbuch „Hansl" von einer unter dem Pseudonym Toni Mark sich bergenden Wiener Dame schlug an Absatz das patronierte Kinderbilderbuch der Schule des Prof. Böhm. Für die Ausschmückung des ersten österreichischen Settlements, das am 15. October 1901 in Ottakring eröffnet wurde, stellten die Professoren Joseph Hoffmann und Kolo Moser ihren bewährten künstlerischen Rath zur Verfügung, nach welchem Maler Falkenstein und Hoftischler Müllner die Innenausstattung besorgten. Die „Secession", die Firmen Bakalowits, Portois und Fix, die Prag-Rudniker Korbsesselfabrik stellten nebst manch' anderen mit freundlichen Spenden verschiedener Art sich ein, so dass mit einfachsten Mitteln ein sehr ansprechender Eindruck sich erzielen ließ.

Im allgemeinen hat die zweite Hälfte des Jahres 1901 gehalten, was die erste versprochen. Reich an mannigfachen Anregungen, die manches zur Verbreiterung des Interesses für bildende Kunst beitrugen, suchte die Pflege der letzteren vereinzelt auch bisher Versäumtes nachzuholen oder das Nachholen in ein etwas schnelleres Tempo zu bringen. Neuen Schritten war mehrmals erfreulicher und ermunternder Erfolg beschieden, mit dem das neue Jahrhundert sich in Wiens Kunstleben günstig einzuführen verstand.





# P. Hartmanns Oratorium „St. Franciscus“.

**Von Dr. Josef Mantuani.**

Nun hätten wir wieder einmal eine Sensation, eine Tagesfrage gehabt. Keine von beiden war nöthig, keine beabsichtigt; aber in einem Parteienheim, wie Wien es gegenwärtig ist, wird bald etwas zur „Frage“, und ist einmal eine Frage da, dann ist die Sensation sofort hinterher. Und ob das eine Sensation war, die Pater Hartmann-Angelegenheit! Hoch giengen die Wogen derselben; jetzt haben sie ihre impetuose Wuth schon eingebüßt. Die Leidenschaftlichkeit, mit welcher die schroffsten Widersprüche der Ansichten verfochten wurden, legte sich. Die glänzende Gesellschaft, die sich im hellerleuchteten großen Musikvereinssaale zusammengefunden hatte, ist zerstoben. Die Kritik hat theils mit mehr, theils mit weniger Geschick, Bedacht und Strenge ihres Amtes gewaltet, — nun sind alle Sensationsaccidentien vorüber, übriggeblieben sind der Componist und dessen Werk. Vielleicht ist es doch der Mühe wert, sich mit diesen beiden allein etwas zu beschäftigen.

Probleme aufstellen, Urtheile fällen, Schlüsse zeihen — das haben schon andere in den verschiedensten periodischen Schriften vor mir gethan und ich möchte dieses nicht mehr wiederholen. Der Componist und dessen Werk sollen Gegenstand nachfolgender Zeilen sein. Bevor ich mich aber mit dem neuesten Oratorium, das wir in Wien kennen gelernt haben, eingehender beschäftige, will ich des Verständnisses wegen einen ganz flüchtigen Rückblick thun.

Das Oratorium ist eine entwickelte musikalische Form, in welcher fast alle Zweigformen der Musik enthalten sind: die dramatische, epische, lyrische und die Contemplation. Es wurde seit Cavalieri immer gepflegt — aber mit Ausnahme von Händel's und Mendelssohn's Schöpfungen sind fast alle so sehr in den Hintergrund getreten, dass sie nur im Gedächtnisse derjenigen, die mit der Musikgeschichte etwas gründlicher vertraut sind, bei der Nennung ihrer Schöpfer auftauchen. Wer kennt — um nur bei den bedeutenden Schöpfungen des XIX. Jahrhunderts zu bleiben — Lachner's „Moses“ und „Vier Menschenalter“, Eybler's „Vier letzte Dinge“, Stadler's „Befreiung Jerusalems“, Assmayer's „Gelübde“ und „Saul und David“, Preyer's „Noah“, Neukomm's „Gesetzgebung auf Sinai“, Ries' „Sieg des Glaubens“, A. B. Marxen's „Moses“, Rungenhagen's „Heilige Cäcilia“ &c.? Durchgehends Werke von großer Bedeutung — dichterisch wie musikalisch —, aber alle versanken sie in der jetzt herrschenden Bedürfnislosigkeit nach solchen Werken. Es ist daher nicht leicht für einen Componisten, sich zur musikalischen Bearbeitung eines Oratoriums zu entschließen. Der Gegenstand selbst verlangt ein gläubiges Gemüth beim Componisten und ein gläubiges Publicum, wenn er sein Ziel erreichen soll. Außerdem sieht heute wohl jeder Componist sein Schicksal voraus: bald wird er

versunken und vergessen sein, wie viele vor ihm mit solchen Werken. — Wer kann unter diesen Umständen sich dem Oratorium widmen, wenn nicht jene, die mit der Welt abgeschlossen haben, der Clerus der katholischen Kirche? — Nur dieser kann auf all dasjenige verzichten, was dem Berufs-Componisten Hauptsache ist: auf Ruhm und Gewinn. Er kann aus innerem Drange schaffen und ist nicht so sehr an das Urtheil der Kritik und der derselben folgenden Menge gebunden. —

P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn ist 1863 zu Salurn in Tirol geboren. Schon im 7. Lebensjahre begann er in Bozen seine musikalischen Gehversuche bei Deluggi und Anzoletti. 1879 trat er in den Franciscanerorden ein und kam nach Salzburg, wo er bei P. Peter Singer Composition und Orgelspiel lernte. 1886 zum Priester geweiht, wurde er zuerst Organist in Lienz, dann in Reutte. Darnach studierte er bei J. Pembaur in Innsbruck Composition und Instrumentierung. Im Jahre 1893 kam er als Organist nach Jerusalem, von dort 1895 nach Rom in derselben Eigenschaft. Hier componierte er nebst manchem anderen auch sein erstes Oratorium „Petrus" und das in Rede stehende Werk. Dasselbe ist keine „voraussetzungslose" Arbeit. Es behandelt einen Ausschnitt aus dem reichen Geistesleben des hl. Franciscus und just jenen, der für die Kultur seiner Zeit so überaus entscheidend gewesen ist. In die geistige Existenz des heiligen Franciscus muss man sich zum mindesten theoretisch eingelebt haben, um die ganze Tiefe seines Strebens nur zu erkennen, wenn auch nicht zu erfassen. Es ist ein ganz sonderbarer, intimer und romantischer Reiz, diesen gloriosen heiligen Menschen in seinen Idealen zu schauen, die ja heute höher gerückt sind denn je. Nicht nur dem Werke des hl. Franz steht unser Saeculum mit seiner geistigen Erkenntnis rührend hilflos gegenüber, es geht so allen geistigen Bestrebungen jener Zeit. Wie weltabgewandt sind zum Beispiel die ergreifenden kirchlichen Dichtungen Jacopone's da Todi, wie kathederfremd für unsere Zeit stellt sich nicht die „Summa" Alexanders von Hales und dessen Schülers, des hl. Bonaventura »Formula aurea de gradibus virtutum«! Und doch, welche Tiefe der Empfindung, beziehungsweise des Denkens und Scharfsinnes bergen alle diese Geistesproducte in sich! Aber sie alle verbergen ihren inneren Reichthum unter einer überaus schlichten, unansehnlichen und wenig anziehenden äußeren Form.

Diesen inneren Reichthum, den Geist und das Wesen des hl. Franciscus hat sich nun der Textdichter, Franciscanerbischof Msgr. A. J. Ghazzi zum Stoff für ein Oratorium auserkoren. Schlicht und einfach wie seine Quellen — er benützte nur die spätere und legendenreichere Fassung der „Vita" und die Tagesofficien vom 17. September (Impressio ss. stigmatum) und 4. October (Todestag) —, so anspruchsbar ist auch die Gestaltung des Textes. Von einem freien poetischen Fluge, von einer „märchenähnlichen" Verklärung ist bei ihm keine Rede. Streng logisch und historisch sind die Thatsachen und legendarischen Erzählungen nacheinander angeordnet, wiewohl trotz alledem künstlerisch gestaltet. Die Mittel sind äußerst unauffällig: Chorstrophen wechseln mit Recitationen, ohne die moderne Vielgestaltigkeit der Metren und Strophenformen — das ist alles!

Der Componist hat sich aber gerade von diesem Texte angeregt gefühlt, von dem Texte, mit welchem andere begabte, originelle und formfeste Musiker nichts anzufangen wüssten. Schon darin unterscheidet sich P. Hartmann von anderen modernen Musikern, dass er seine Töne nicht erst vom Libretto getragen, sondern dieses von seiner Musik gehoben und gehalten wissen will. Der Schlichtheit des Textes greift P. Hartmann mit Bewusstsein nirgends vor; was einfach gedacht ist, soll so bleiben,

nicht aber von der Musik überwuchert und aufgebauscht werden: das ist der feste Grundsatz Hartmanns und zugleich auch eine gebieterische Veranlassung und Forderung, sich einzuschränken in der Wahl der technischen Mittel. Der Componist hat (ob durch eine mühsame Reflexion oder durch einen obtutiven Blick, kann und braucht nicht untersucht zu werden) erkannt, dass auf den einfach frommen Text nur eine ebenso einfache Musik passt, soll sie nicht die über dem Ganzen ausgegossene Stimmung vernichten. So gieng er an die Ausführung und künstlerische Ausgestattung des gefassten Gedankens.

Die Anlage des Werkes ist künstlerisch durchgeführt, wenn auch mit bescheidenen technischen Mitteln. Aber dass es trotzdem genau durchdacht ist, wird jeder zugestehen müssen, der sich mit Liebe und ohne Vorurtheil mit der Partitur bekannt gemacht hat.

Die Ouverture baut sich aus drei kurzen und concis ausgesponnenen Themen auf, von denen die erste das innere Hervordrängen des heroischen Entschlusses, sich der Armut zu vermählen, musikalisch illustriert und den — auch nicht eingeweihten — Zuhörer wunderbar in eine nicht leicht definierbare Stimmung versetzt, die zwischen Furcht und Neugierde, zwischen Hoffnung und Resignation schwankt, während schon die instrumentale Anticipation der folgenden Vocalchöre einen frommen und homophon gehaltenen Kirchengesang bringt, nach welchem das dritte Thema freundlich, melodisch fließend, mit den beiden ernsten Themen sich versöhnt und wie eine sanfte Lösung eines inneren Conflictes wirkt. Die technischen Mittel sind ja überaus einfach; die Steigerung ist nicht etwa in einem kunstvollen Ausbau geboten, sondern nur durch die größere Massenwirkung der Instrumente hergestellt, wodurch das gesangliche Thema in keiner Weise gefährdet wird.

Nun setzt der schlichte Männerchor ein, der dann von der Erzählerin der geschichtlichen Ereignisse, der „Storia“ (Sopran), abgelöst wird. Nachdem diese erzählt hat, dass Franciscus von Gott heimgesucht und so von dessen Geist erfüllt ward, dass er sich selbst vergaß, nicht sprach und ruhig stehen und sitzen blieb — „er konnte nicht reden und sich nicht bewegen“ —, da tritt wieder der Männerchor, seine Alters- und Standesgenossen, mit der Frage ein: „Warum kommst Du nicht in unsere Kreise? Bist Du vielleicht daran, Dir eine Frau zu nehmen?“ Dieser Chorsatz unterscheidet sich ganz bedeutend vom ersten; die neugierigen Frager kommen mit ihren Fragen nacheinander, stürmisch, hastend. Diesen antwortet Franciscus (Tenor) gemessen, fest, aber in gehobener Stimmung: Ja, er wolle eine Frau nehmen, wie sie schöner und edler nicht zu finden wäre. Es ist die Armut, die er erwählt; und er gründet einen neuen Orden für jene Männer, die seinem Beispiele folgen. Der nächste Satz ist wieder ein Männerchor und versinnlicht die ersten Ordensbrüder des Heiligen angemessen und glücklich. Der Chor ist ruhig — kein Triumphgesang — vocal, ohne Begleitung von Instrumenten; selbst diesen Schmuck hat sich der Componist versagt um die Armut musikalisch zu versinnlichen. Konnte hiefür eine treffendere Charakteristik gefunden werden? Nur wenige, überaus discret angebrachte Zwischenspiele stellen die Signatur der Einheitlichkeit mit dem ganzen Werke her. Nach dem verbindenden Texte der Erzählerin tritt ein Recitativ der hl. Clara ein und darnach wieder die Erzählerin, die von der Gründung des Clarissinnenordens berichtet, worauf ein Chor für Frauenstimmen, vocal, schmucklos wie jener der ersten Ordensbrüder, beweist, dass die Schöpfung nunmehr bestehe.

Die beiden geistlichen Orden erscheinen gegründet. Ein nun folgender Instrumentalsatz stellt musikalisch den Zusammenlauf des Volkes für jeden fasslich

dar; ein Marsch — aber kein moderner, militärischer — zeigt durch sein ruhiges Tempo an, dass man sich auch zu Lebzeiten des hl. Franciscus trotz aller Bewunderung für ihn nicht eben übereilt habe, seinem dritten Orden beizutreten, der aber doch stets wuchs. Trompetenstöße, die inmitten des Marsches erklingen, versinnlichen den mächtigen Ruf, der aus den Predigten und den Werken des hl. Franciscus der Welt entgegenscholl. Und nun erzählt die „Storia" vom Begehren der Menge, in die neue Gemeinschaft des hl. Franciscus aufgenommen zu werden, das derselbe zu erfüllen verspricht. Es herrscht darüber Freude, welcher besonders Luchesius mit der hl. Clara (Duett, Alt und Bass) Ausdruck verleiht. — Aber auch der hl. Franciscus freut sich darüber, denn „das ist das Geschlecht, welches Gott Jacobs sucht". Nun bricht der zurückgehaltene Jubel mit ungedämmter Kraft heraus: »Reminiscentur et convertentur« singt der gemischte Chor mit Begleitung des ganzen Orchesters. Erst ein gewöhnlicher Chorsatz, der nach 126 Takten der fugierten Bearbeitung weicht. Das Thema bringen zuerst die Bässe und darnach nacheinander alle Stimmen; der Satz baut sich von der Erdentiefe nach der Himmelshöhe auf und wird nach 49 Takten von einem Soloquartett der Erzählerin, der hl. Clara, des hl. Franz und Luchesius abgelöst. Eine Chorreprise des »Reminiscentur« nach dem Soloquartett schließt den ersten und größten Theil des Oratoriums ab. Im Finale des ersten Theiles ist die ganze Kraft des Sängerchores und des Orchesters in Anwendung, soweit und so wie sie den Herzen der beiden geistlichen Sänger, vorab dem des Musikers zu entströmen vermochte. Es ist der Triumphgesang der Armut und Liebe, das Glücksgefühl über die Umkehr so vieler Tausende. Ob die strenge historische Forschung dereinst wirklich den Beweis erbringen wird, dass die Reihenfolge der drei Ordensgründungen durch den hl. Franz die umgekehrte war, dass also zuerst die Terziarier, dann die Clarissinnen und zuletzt die Minderbrüder ins Leben gerufen wurden, weiß ich nicht. Aber auch in diesem Falle kann an der künstlerischen Anordnung des Oratoriums, die das Hervorragendste an die erste Stelle setzt, nicht gerüttelt werden, weil sie eine ästhetische Nothwendigkeit ist. Mit der Erzählung von der erfolgten Gründung des dritten Ordens werden wir unwillkürlich aus den geistlichen Zellen mitten in das Volk versetzt. Es überrascht uns also nicht wie eine unlogische Effecthascherei, wenn in der Einleitung zum zweiten Theile ganz einfache, volksthümliche Melodien erschallen, die uns durch ihr Wesen mitten unter die Pifferari und die sie umgebende Bergnatur versetzen. Schlicht und anspruchslos schweben in ruhigem Tempo dem uraltem Melodienschatze der italienischen Bergleute angemessen nachempfundene Melodien dahin, sich nirgends zu einer aufregenden Wirkung verknotend. Aber der Zuhörer ahnt, was da kommen soll; wie bei Beginn der Abenddämmerung das Tageslicht stetig abgetont wird, so verliert sich der sanft heitere Charakter des instrumentalen Idylls und wird etwas schwermuthdurchzogen, — man fühlt unwillkürlich, dass in dem Idyll auf dem Alvernerberge sich etwas geändert habe. Da tritt die Erzählerin ein und berichtet in fast lapidar gehaltenen Zügen von der Stigmatisation. Nun versteht man sofort die eingestreuten Seufzer der Instrumentaleinleitung; diese haben anticipativ jenes Gefühl erweckt, das der Heilige empfunden haben muss in seinem Fleische, als ihm Christus in der Gestalt eines Seraph während des inbrünstigen Gebetes erschien. Die Gnade, die ihm zu Theil wird, vorausahnend, frohlockt Franciscus: „Magnificabitur Christus in corpore meo" und gibt seinem gehobenen Glücksgefühle in einer Arie — es ist die einzige im ganzen Oratorium — pathetischen Ausdruck. Nun berichtet die Storia das Geschehnis: an seinen Händen und Füßen leuchten die Wundmale. Entrückt

allem Irdischen, in sich gekehrt, beglückt und befangen, freudig erregt trotz oder infolge des physischen Schmerzes, verklärt und verwirrt — das ist der momentane Seelenzustand des Heiligen; und dieses Geheimnis hat der Componist so wahrhaft und gelungen selbst auf den gar nicht eingeweihten Hörer zu übertragen das Glück gehabt, dass ihm Tausende folgen mussten. Aus dem letzten Takte der Orchesterharmonie nach der Erzählung quillt auf einmal, ungeahnt und wie das Wunder überraschend der Orgelsatz hervor, der nun die Worte des heiligen Franz: »Crucifixus sum Christo« begleitet. Ein canonisch gearbeitetes Duett zwischen der hl. Clara und Luchesius verherrlicht das Wunder auf dem Alvernerberge und schließt so weltabgewandt und wie in Betrachtung versunken, gesammelten Geistes den zweiten Theil.

Die Instrumentaleinleitung zum dritten Theile führt uns an das Sterbelager des hl. Franciscus. Aus der Tiefe ringen sich Bußseufzer, düster und dunkelgefärbt, hervor; den Zuhörer überkommt Todesahnen. Kein schnittiger, heller Saitenton klärt diese Dämmerigkeit, sondern Holz- und Blechbläser theilen sich in die Aufgabe, jene gedrückten Harmonien zu bringen.

Die Erzählerin berichtet nun, dass der hl. Franciscus am Sterben ist. Er selbst sehnt den Tod herbei: »Beneveniat soror mea mors!« Doch möchte er zuvor nochmals sein Sonnenlied hören, welchen Wunsch ihm seine Schüler sofort erfüllen. Es ist ein Männerchor, einfach wie alles, aber trauerdurchweht und etwas herb. Nachdem dieses Lied beendet war, wurde das Evangelium gelesen, wie uns die Erzählerin im folgenden Recitativ berichtet, und dann spricht der Heilige zu seinen „Brüdern“ zum letztenmale und stimmt den Psalm 141 an, welchen der Chor seiner Schüler aufnimmt, und während dieser den Psalm singt, haucht Franciscus seine Seele aus. Ein Ruck — das Orchester setzt aus, ein Arpeggio der Harfe von der Tiefe nach der Höhe versinnlicht das Entschweben der heiligen Seele vom Erdenthale zu den Himmelshöhen. Ein Recitativ der Erzählerin berichtet das Geschehnis: »Et vir beatus obdormivit«. Ein zweites Recitativ des Bruders Angelo „constatiert“ — möchte ich sagen — mit den Worten des Graduals am Feste des Heiligen, dass der auf Erden arme und demüthige Franciscus als ein Reicher im Himmel einzog und mit himmlischen Gesängen empfangen und geehrt wurde. Der gemischte Schlusschor bringt endlich die ewige Seligkeit des Heiligen zum Ausdruck; die allerheiligste Dreifaltigkeit spricht zur neu aufgenommenen Seele: »O sanctissima anima — mane nobiscum in aeternum!« Die ewige Dauer wird durch das primitive Mittel der Wiederholung veranschaulicht. — Damit schließt das Oratorium.

Wir hätten hiemit die ganze Anlage des Werkes erörtert und sind keiner Stelle ausgewichen, die Schwierigkeiten bieten könnte. Und nun entsteht die Frage, ob diese Anlage, wie sie ist, den künstlerischen Anforderungen entspricht?

Ich behaupte, gestützt auf die vorausgeschickte Analyse: ja. Der Componist hat den Plan gut durchdacht, hat die der Musikkunst zu Gebote stehenden Mittel angewendet und gut vertheilt. Instrumentaleinleitungen und Begleitungen, Recitative für verschiedene Stimmen, Chöre in allen Besetzungen, Homophonie und Polyphonie, Individualisierung der Instrumente nach ihrem Klangcharakter, Vertheilung der Formmassen — alles ist in den Arbeitsplan aufgenommen und dabei benützt worden. Der Componist hat der schlichten Textbildung erst Leben gegeben durch die abwechslungsreiche Bearbeitung einzelner Abschnitte. Alles dies spricht doch deutlich für die Behauptung, dass wir ein durchaus künstlerisch gedachtes Tonwerk vor uns haben.

Eine andere Frage ist dann, ob die wesentlichen Anforderungen erfüllt sind und der Charakter des Gegenstandes getroffen ist.

Bei Beantwortung dieser Frage können die Meinungen je nach ihrer Individualität auseinandergehen. Wer sich jedoch mit dem geistigen Grundzug des hl. Franciscus, der ja für den ganzen Orden Regel und Richtschnur ist, nur ein wenig vertraut gemacht hat, wird kaum etwas Wesentliches einwenden können gegen die Auffassung und die Realisierung des Gedankens, der die Grundfeste des Werkes bildet. Der innerste Kern, das Wesen der philosophisch-socialen Bestrebungen beim hl. Franciscus ist das Sichselbstvergessen in der Liebesbethätigung für Andere, ist eine planmäßige Selbsterniedrigung; die selbstgewählte Armuth ist der Grundzug seines Denkens. Einfach und prunklos sind seine Worte, wenn er den großen Volksmassen predigt, — aber sie verfehlen ihr Ziel nicht. Gegen diesen Grundzug hat P. Hartmann sicher in keinem Punkte gefehlt bei der Anlage und der Durchführung seiner Composition, zumal er ja das weltfreudigere Vorleben des Heiligen gar nicht berührt, sondern dessen Lebensgeschichte nach dem Verlassen der weltlichen Güter und Freuden in Tönen schildern will.

Da bedarf es denn keiner musikalisch-diplomatischen Formeln und Phrasen keinerlei technischer Spitzfindigkeiten, keiner interessanten Harmonien und packender Tonwitze, keiner Gewaltthaten an der musikalischen Logik. Das mag unserer modernen, zu socialen Gewaltthaten neigenden Zeit auch auf dem Gebiete der Kunst ein Bedürfnis, ein wirksames Reizmittel sein, — am Geiste des hl. Franciscus angebracht, wäre es ein widersinniger Anachronismus. Denn die freiwillige Armut des hl. Franciscus sinnt nicht auf drastische Mittel, um irgend einer Anforderung des brutalen Kampfes um das Dasein Genüge zu leisten; sie ist sanft, geduldig, langmüthig, verschwiegen. Es ist etwas Großes um diesen hl. Franciscus, das wir moderne Menschen nicht wohl fassen können, besonders, wenn wir bedenken, dass jenes dreizehnte Jahrhundert — vorab in Italien — durchaus nicht so rührend unpraktisch war, wie wir gern denken. Auch diese Zeit rang mit den Anforderungen des Lebens, auch sie kannte den „Kampf um das Dasein“. Und da kommt einer der »beati possidentes«, entäußert sich seines Besitzes und lehrt — man kann ruhig sagen, die ganze Christenwelt — die freiwillige Armut! Um dem Geiste dieses Engels im Menschenleibe gerecht zu werden, wenn man ihn in Tönen malt, — dazu gehört ein gründliches Sichvertiefen in denselben und in die Kultur seiner Zeit.

P. Hartmann hat sein Werk so aufgefasst und die Tonbilder entsprechend gestaltet. Sein durchaus künstlerisch gedachtes Werk ist mit einfachen, sogar sehr einfachen technischen Mitteln hergestellt. Ob ich mir einen glänzenderen, viel glänzenderen Wurf der Chöre denken könnte? Gewiss. Und eine wirksamere Harmonisation? Ja. Ob mehr Wechsel hineinzulegen möglich war? Allerdings. Vielleicht wäre ein vollkommenerer Ausbau und ein reizenderer Fluss der Themen in den fugierten Sätzen und beim Canon ein compacterer Guss möglich gewesen? Unbestritten. Der Componist hat es unterlassen, weil hiezu eine ästhetische Veranlassung vorhanden war; wer kann mit ihm darüber rechten? Concertmäßig freilich ist das Oratorium nicht; es will uns musikalisch in den Geist des hl. Franz einführen, in den Geist der Armut, der Selbstverleugnung und der Selbsterniedrigung; wo beginnt das Zuviel oder Zuwenig des künstlerischen Aufwandes? Wer kann da die Grenze ziehen oder wenigstens besser ziehen als derjenige, der sich mit diesem Geiste praktisch und gründlich bekannt gemacht hat?

Übrigens haben wir ja sehr schätzenswerte Parallelen hiezu in der bildenden Kunst. Nehme man doch das Bild des hl. Franz, wie es im Sacro Speco zu Subiaco gemalt ist und ziehe modernere Maler, vorab etwa Murillo oder Zurbaran zur Vergleichung heran: das technisch Primitivste entspricht dem Wesen des Dargestellten am besten. Giotto hatte in Assisi die Stigmatisation mit äußerst primitiven Mitteln dargestellt, trotzdem aber alle seine Vorgänger, die diesen Vorgang darstellten, — es sind zehn Bilder vor Giotto bekannt — weit überholt und damit das Grundschema für alle Zeiten geschaffen. Würde heute ein Künstler so malen wollen, was würde die Kritik über dessen künstlerische Befähigung sagen? Und doch — man gehe alle die bedeutenden Darstellungen der Stigmatisation durch, z. B. die Glasmalerei in Königsfelden, die Holzschnitte des 15. Jahrhunderts, Lucas von Leyden, J. van Meckenen, Dürer, Caracci, Cigoli ꝛc. bis auf Führich und Ludwig Seitz — keine ist gewaltiger, ursprünglicher und von so unmittelbarer Wirkung wie das primitive und bestechend naive Bild Giotto's. Man hat kein Recht, wegen der großen Einfachheit des einen Bildes auf Giotto's Unfähigkeit, auf dessen künstlerisches Wollen und Können zu schließen. Das ist keine „voraussetzungslose" Kunst, ebensowenig wie es die Composition P. Hartmanns ist. Was man voraussetzen kann und darf, das ist eine innerlich fromme, stimmungsvolle, äußerlich einfache, für moderne Concertlöwen reizlose Musik.

Händel, Bach, Haydn, Beethoven, Mendelssohn u. a., denen die Welt concertmäßige Oratorien verdankt, wollten ihren Künstlerruf begründen, um dann pecuniäre Vortheile daraus zu ziehen. Da mögen mancherlei Rücksichten mitgesprochen haben bei der Anlage und Ausarbeitung der Tonwerke; vor allem war es natürlich das Streben, dem Geschmacke der Zeit zu entsprechen. Diese Umstände spielen bei einem Franciscanermönche keine Rolle. Und wenn er componiert, so ist es einfach der künstlerische Drang, der ihn anspornt, aus sich selbst heraus zu schaffen, so wie es ihm um's Herz ist. „Der Kunst ihre Freiheit!"

Aus diesem einzigen Werke kann man den Künstler jedoch noch nicht kennen lernen; man erhält ein anderes Bild, wenn man ihn in seinen intimeren Regungen, bei Entwürfen und kleineren Compositionen belauscht. Das Oratorium St. Franciscus allein zeigt noch nicht den ganzen P. Hartmann, obwohl es viele vortheilhafte Züge aufdeckt. In seiner Harmonie ist er modern und frei; er wendet nicht selten die abgekürzte Modulation à la Grieg an; in seiner Instrumentierung wird man an Mendelssohn, Wagner und — Mascagni erinnert. Wunderbar kann er den gregorianischen Choral und, wie schon oben gesagt, das volksthümliche Lied nachempfinden. Seine Declamation in den Recitativen und Arien gehört zu dem Allerbesten, was auf diesem Gebiete geschaffen wurde, sein Tongefühl zeigt eine ausgebildete Nuancenempfindung. Das alles bekunden auch seine übrigen Werke; wer P. Hartmanns Kirchenchöre nicht gehört oder gesehen hat, kann sich kein abschließendes Urtheil über diesen Mann erlauben. Alle zeigen Vorbedacht, Nettigkeit und ehrliche Arbeit. Würden alle modernen Componisten den Vocalsatz der menschlichen Stimme so angemessen behandeln wie P. Hartmann, dann hätten wir wahrscheinlich einige tüchtige Sänger mehr. Modern aufgepulverte, ergrübelte und concertmäßig reizvolle Werke sind aber von P. Hartmann nicht zu erwarten, weil er hiezu zu wenig äußerlich und ihm die Empfindung der Concertbesucher fremd ist.



# Otfried.

Epische Dichtung in neun Gesängen von ***

(Fortsetzung.)

## Dritter Gesang.

## Kreuz und Rose.

Der Jüngling wandelt über grüne Wiesen,
Ein Bächlein rauscht zu seiner linken Hand,
Zur andern ragen graue Felsenriesen,
Vor seinem Auge liegt ein weites Land.
Das Hirtenkind am rauhen Bachgeländer,
Es lächelt froh den trüben Wand'rer an —
Du siehst, die Welt hat ihre Prachtgewänder,
Jung Otfried, dir zuliebe angethan.

Nicht hört der ernste Mann das sanfte Grüßen,
Das ihm zu Herzen spricht die heit're Welt;
Die Blume pflückt er nur zu seinen Füßen,
Die zu dem Wege wartend sich gestellt.
„Wegwarte" nennt sie sich in stummer Klage,
Einst war sie ein verlassen Menschenkind,
Nun harrt sie an den Wegen — geht die Sage, —
Auf dass sie ihren Liebling wiederfind'.
Er drückt die Blume küssend an die Lippen,
Als wollt' er trösten sie mit lindem Trost:
„Ich selber muss vom Kelch des Sehnens nippen,
Das gleiche Schicksal hab' ich mir gelost.
Ich kenn' es wohl, das Leiden über Leiden:
Das Liebste, das man weiß, auf ewig meiden!

Zwischen dir und zwischen mir
Tausend Strahlen leuchten,
Spielen mit der Farbenzier
In dem Gras, dem feuchten.

Zwischen dir und zwischen mir
Tausend Vöglein singen, —
Thal und Hügel — dort und hier —
Alles ist ein Klingen.

Zwischen dir und zwischen mir
Tausend Blumen blühen, —
Ach, wie wär' es doch zu dir
Gar so schön zu ziehen!

Weil es aber nicht mag sein,
Soll mein Lied dich grüßen,
Blumen, Klänge, Sonnenschein
Leg' es dir zu Füßen."

Der Jüngling sang es und er stieg zum Steine,
Den kaum ein andrer zu erklimmen wagt.
Zur Ferne geht sein Blick zum grünen Haine,
Aus dem ein stolzer Berg zum Himmel ragt.
„Dort wohnt", so ruft er, „wohnt nun all mein Frieden,
Und ewig bin ich, ach, von ihm geschieden!
So hätt' ich wahrlich dir nicht sollen trauen,
Nicht dir, noch deiner zauberhaften Zier,
Doch mufst' ich steh'n — ich mufste steh'n und schauen,
Ich wollte flieh'n und konnt' es nicht — vor dir!
Denn niemals hatt' ich noch ein Bild gesehen,
So wunderliebes Bild geseh'n vorher —
Drum mufst' ich schau'n, ich mufste schau'n und stehen,
Und wenn ein Blick mein Tod gewesen wär'.
Nun werd' ich ewig müssen an dich denken,
Du wundersames Bild der edlen Maid;
Wohin ich künftig mag die Schritte lenken,
Wird folgen mir die stille Traurigkeit.
Mir ist, als wär' ein Lied zu mir gedrungen,
Ein innig Lied durch weite Sommernacht,
Und hätte sich mir um das Herz geschlungen
Mit starker, sanfter, traurigsüßer Macht.
Viel Perlen schau ich in der Heide Kränzen,
Der Morgen weinte sie vor Leid und Lust —
Vor Wonne, weil er durfte dich beglänzen,
Vor Schmerzen, weil er von dir scheiden mufst'.
Ich netze mir die Hand mit seinen Thränen,
Ich kühle mir das Herz, das Augenlicht,
Auf dafs auch ich besiege all das Sehnen
Und nicht vergesse meiner hehren Pflicht."

Die Thräne feuchtet ihm die Augenlider,
Indes er sinnend nach der Ferne späht.
Da fällt ein Pfeil zu seinen Füßen nieder,
An dem ein Blatt im Höhenwinde weht.
Drauf steht mit jungem Erlenzweig geschrieben:
„Gefährlich ist das Träumen auf den Höh'n;
Wenn dich verwirrt ein Leiden oder Lieben,

Dann solltest du zum sichern Thale gehn."
Der Jüngling liest beschämt die Tadelworte,
Und Abschied nimmt er vom geliebten Orte.

Am Fuß der Felsen spielt die wilde Welle,
Sie wirft empor, sie fängt den leichten Schaum,
Dann eilt sie nach der Bucht in heit'rer Schnelle
Und jagt die Zweige um den Weidenbaum.
Der Jüngling schreitet auf dem Weg, dem glatten —
Es ist ein Stamm, gesenkt von eig'ner Last —
Er findet Eigil ruh'n im Erlenschatten,
Der blanke Bogen hängt an dürrem Ast.

Dem Jünger schließen sich beschämt die Augen
Und vor den Meister tritt er redebar;
Der schilt ihn strenge: „Mag ein Träumer taugen
Als Gottesmann im Chor und am Altar?
Wie willst du nach der Weisheit Quellen graben,
Wenn du in deine Welt versunken stehst?
Die Thoren willst du lehren, Schwache laben,
Wenn du die Pfade siecher Sehnsucht gehst?
Du bist der Gleiche nicht wie an dem Tage,
Da wir uns fanden vor dem wilden Hage.
Du wolltest Flügel damals, hinzufliegen
Zum Born der Tugend und der Wissenschaft,
Als könnt' er, eh' du kämest, noch versiegen.
Wie musst' ich zähmen deine Leidenschaft!
Du wolltest schreiben, lehren, denken, beten —
Die Kraft von zehn, du trautest dir sie zu:
Wer weiß, wohin die argen Winde wehten
Dein heilig Feuer, deines Herzens Ruh'.
Ich könnte dir vielleicht den Frieden bauen,
Wenn deiner Seele Feld mir offen wär',
Doch du verschließest dich, und kein Vertrauen
Las ich seit lang in deinem Auge mehr.
So musst du denn die eig'nen Wege wandeln
Und büßen für dein Denken und dein Handeln."

„O Meister Eigil, lass die herbe Rede!
Greif mir mit Schonung an den kranken Sinn:
Bis heute lag ich mit mir selbst in Fehde,
Ich glaube, dass ich Lobes würdig bin.
Es war am Tage, da wir pilgern giengen
Zur Kammerzell, du ruhtest in dem Wald.
Ich hörte ferne helles Lachen klingen,
Mich zog es an mit mächtiger Gewalt.
Drei Mägdlein fand ich unter einer Eiche,
Sie reichten einer Jungfrau Blumen dar

Zum Kranzgeflechte; was ich der vergleiche —
Kein Ding der Welt ist noch so süß und klar.
Ein Wesen schien es mir aus Himmelsfernen,
Sein Lächeln lief melodisch um den Mund,
Das liebereiche Schau'n aus hellen Sternen
Gab einer warmen Seele Strahlen kund.
Mir träumte einst, es käm' von Gott gesendet
Ein Gnadenbote aus der andern Welt,
Der sprach, ein volles Horn zu mir gewendet:
„Dir sei gewährt, was immer dir gefällt."
Da hielt ich denn nicht lange Wahl und Frage,,
„Gib mir ein Pfand des Glücks für alle Zeit!
So find' ich auf der Welt nur Wonnetage
Und doch dereinst die Himmelsseligkeit."
Mit Lächeln reicht' mir aus dem Horn der Knabe
Ein rothes Kügelein von zartem Glas —
Ihn sah ich nimmer, hielt nur seine Gabe,
Im Ohre klang es noch: „So hüte das!"
Mir schlug das Herz: Nun trug ich in den Händen,
In schwachen Händen trug ich nun mein Glück.
Ich wollt' es bergen, doch wohin mich wenden?
Kein Schloss, kein Riegel hält Gefahr zurück.
Ich grub es ein an menschenfernem Orte,
Ich grub es aus, ich barg es an der Brust —
Unselig Pfand! — mit diesem Klageworte
Erwacht' ich aus des Traumes Leid und Lust. —
Nur war mir bei der Jungfrau treuem Schau'n,
Als könnt' ich dieser wohl mein Glück vertrau'n.
Ich sah die Jungfrau sich zum Bache neigen,
In dem sie ihr bekränztes Bild erschaut',
Die Mägdlein zogen um sie her den Reigen,
Sie sangen: Judith ist die schönste Braut!
Da gieng es mir so schmerzlich durch die Seele,
Ich dachte sie an fremden Mannes Hand —
Du siehst, dass ich die Schwäche nicht verhehle,
So glaub' mir auch, dass ich mich überwand.
Ich will den Weg, den du mich führst, nicht meiden,
Ich fühl' es wohl, er geht zu meinem Glück;
Nur dulde mir, dass ich mit sanftem Leiden
Noch oft an jene Hehre denk' zurück.
Ich leg' ins Grab die sehnenden Gedanken,
Nur die Erinnerung soll d'rüber ranken."

Dem Mönche ist sein sinnend Haupt gesunken,
Nun blickt er auf: „Wenn ich dich recht verstand,
So willst du fachen die Gefahr der Funken
Und fürchtest doch den hohen, hellen Brand.

Dem Anfang widersteh! — so sprach ein Kluger,
So mancher büßte, der es nicht gethan;
Den Keim der Thorheit in der Seele trug er,
Aus dem erwuchs zuletzt ein toller Wahn."

Sprach Otfried: „Alles magst du Thorheit nennen
Was uns die Welt von ihren Gütern beut;
Denn was die Menschen Wonnesames kennen,
Es kommt, es geht, es freut uns und es reut.
Nur von dem einen soll der Weise schweigen,
Der gern Verachtung aller Dinge spricht:
Will sich ein Herz zu einem Herzen neigen
In edlem Drange, das ist Thorheit nicht!
Denn wenn dereinst in deiner letzten Stunde
All deine Habe aus der Hand dir fällt, —
Dann nimmst du doch zu ewig treuem Bunde
Die schöne Liebe mit aus dieser Welt."

Ein weißes Röslein brach er von dem Hage,
Er bot es lächelnd seinem Meister dar:
„Sieh' Gottes holde Schöpfung an, dann sage,
Ob sie entehren mag des Herrn Altar."
Da nahm der Mönch aus seines Kleides Falten
Ein schwarzes Kreuz mit dem Erlöser mild:
„Du willst für diesen Hohenpriester walten,
Und trägst im Herzen ein vergänglich Bild?
Nur eins der Zeichen magst du dir erwählen,
Denn Kreuz und Rose kannst du nicht vermählen."

Der Jünger nimmt das Kreuz, er nimmt die Rose,
Er drückt sie beide innig an die Brust:
„Ich wähle nicht, ich eine mir die Lose
Und bin mir eines Frevels nicht bewusst!"

Da sah der Mönch dem Jüngling in die Augen,
In ernste Falten legt er sein Gesicht:
„Mag auch das Röslein zu dem Kreuze taugen,
So rosenweiß bleibt deine Liebe nicht."

Dem Jüngling auf der Wange flammt die Röthe:
„So möge dir versprechen diese Hand,
Dass ich den Drang in meiner Brust ertödte,
Sobald ich ihn des Kreuzes unwert fand."

Mit Lächeln sagt der Mönch: „In deinen Jahren,
Da wandelt man in einer schönen Welt,
Mit Trauer aber wirst du bald erfahren,
Dass alle Blüte von den Zweigen fällt.
Zur Frucht gestalten sich die holden Triebe,
Wie zum Begehren wird die schönste Liebe."

Der Jüngling ruft: „Dies Dämmern zweier Seelen,
So schön wie Paradiesesmorgenroth,
Dies holde Sehnen, dieses süße Quälen,
Halb Seligkeit und halb ein banger Tod —
So hohen Zauber schüfe Gott, zu locken
Das Fleisch zum Fleische, das sich selber sucht?
Zum Tanze ruft man nicht mit Kirchenglocken,
So reiches Blühen blüht nicht für die Frucht!
Wer Liebe nicht von Liebe unterscheidet,
Der kennt wohl auch den Tag nicht von der Nacht;
Gemeine Liebe nimmt, genießt und neidet,
Indes die hohe Liebe selig macht.
Der hohen Liebe fremd ist ein Begehren,
Gemeiner Liebe Feuer löscht ihr Hauch —
Wie möchte sie die Unschuld nun versehren?
Sie schont die Tugend und sie schirmt sie auch.

Der Meister nimmt das Wort mit ernsten Mienen:
„Der hohen Liebe war ich niemals gram;
Doch hohe Liebe will dem Hohen dienen,
Und nimmer sucht sie, was vom Staube kam.
Erkenntest du der Gottesliebe Wonne!
Naht diese dir mit ihrer sanften Macht,
Da wird dem Geist, als hüb' sich eine Sonne
Und hätt' er früher nur geseh'n die Nacht.
Denn was dich lockt in diesem Schattenreiche,
Vergänglich ist es und der Untreu voll —
Nur einer ist der Treue, ewig Gleiche,
Den drum allein die Liebe lieben soll.
Ein Glockenläuten aus der weiten Ferne
Ist alles Erdeleid und alle Lust:
Es ruft dich Gott — Er rief', er zög' dich gerne
Zur Seligkeit an seine Vaterbrust.
Und folgst du ihm, so schwellt der Seele Falten
Ein schönes Ahnen, eine süße Noth;
Um dich vergeh'n vergängliche Gestalten,
Und freundlich grüßt von ferne dich der Tod.
Das Leben ist dir dann nur ein Geläute —
Ein Schlag das Gestern und ein Schlag das Heute,
Der letzte führt zum Himmel dich hinauf —
Zum Tempel gehst du ein des Ewigschönen,
Du hörst der Engel Gloria ertönen,
Du gehst in einer sel'gen Andacht auf.
D'rum solltest du den Blick zum Höchsten lenken
Und nimmer einem Weibe Liebe schenken!"

Der Jünger widerspricht mit sanften Worten:
„Die Liebe, die du nennst, die rühm' ich auch:

Die Schönheit Gottes such' ich allerorten,
Im Licht, im Wellenschlag, im Windeshauch;
Am schönsten sah ich seine Huld entfaltet
In meines Vaters edlem Angesicht —
So himmlisch herrlich aber ausgestaltet
Wie das der lieben Jungfrau war es nicht.
So künde mir, warum ich soll verachten
Die Schönheit, wo sie mir am schönsten blüht?
Wär' sie ein Blümlein, dürft' ich ihrer achten,
Wär' sie ein Vöglein, öffnen mein Gemüth.
Durch Gottes Willen ist die Holde worden,
Wie schön muss Er, der sie ersonnen, sein?
So will denn Liebe Gottesliebe morden?
Sie schließen froh sich in die Arme ein.
Wer in der Jungfrau Auge sah, das klare,
Ob der wohl je der Sünde dienen mag?
Es ist ein Stern, mit dem der Unsichtbare
Mich locken will zum hellen Himmelstag.
Mir ahnt es immer, wenn ich an sie denke,
Als wäre dieser Strahl herabgesandt,
Auf dass er mich durch seine Schönheit lenke
Zu großem Thun für Gott und Vaterland.
Wie sollte nur der Herr dem Herzen grollen,
Das sich besiegen läſst von seiner Macht?
Er schuf ein holdes Licht und sollte wollen,
Dass wir entbehrend wandeln durch die Nacht?
So vielen Reiz gab er dem Lieben eigen,
Dass ich vergäße gerne Speis und Trank
Und immer wollte Liebe nur bezeigen
Und einzig Liebe nehmen für den Dank.
Nimmst du mir diese, sag', was kannst du geben?
Denn keine and're Freude hat das Leben!"

„Nicht will ich fehden weiter mit der Liebe,
Die solchen Kämpfer hat," so spricht der Greis;
„Doch eines lehrten mich die tapf'ren Hiebe:
In deinem Herzen flammt es hoch und heiß!
Nicht Sieger bist du, wie du stolz gesprochen,
Als ein Besiegter gehst du deinen Gang;
Dein hoher Sinn, noch ist er ungebrochen,
In seinem Marke aber ist er sterbenskrank.
Drum schließ' ich dir den Weg zur Fuldapforte,
Solang ein Jahr zum gleichen Tage rollt,
Bis dahin sollst du wohnen an dem Orte,
Wo du des Übels ersten Keim geholt.
Und hat dich nicht dein Siechthum überwunden,
Dann reiche mir getrost die Bruderhand.

In Fuldas Hallen wirst du ganz gesunden,
Wo manch ein Trüber seinen Frieden fand.
Doch ahnt es mir, du bist dem Geist verloren,
Und Fleisch vom Fleische bist auch du geboren.

## Vierter Gesang.

## Der Sängerkampf.

Im Blankenwalde flüstern alle Wipfel,
Ein Märlein rauschen sie einander zu,
Das kam herab von Blankenberges Gipfel,
Es nahm dem weiten Walde seine Ruh'.
Der Falke brachte diese Mär zum Neste,
Er selber sah es in der Blankenau,
Wie da gerüstet wird zum Ehrenfeste
Für Blankenwaldes holde junge Frau.

Denn fünfzehn Lenze grüßten sie als Mädchen,
Der neue reiht sie in der Jungfrau'n Schar;
Die Norne spinnt ihr zu ein goldnes Fädchen,
Den Knospenjahren folgt das Blütenjahr.
Der Vater sieht erfreut der Tochter Prangen,
Und leise Ehrfurcht fühlt er im Gemüth:
Das Schönste, was er fand, auf diesen Wangen,
In diesen Augen schaut er es erblüht.
Um seinen Jubel in die Welt zu rufen,
Lud er die Menge zu dem Wiegenfest —
Es fließt der Wein und an des Thrones Stufen,
Da harren Gaukler auf den Kampf um's Best.
Denn fünfzehn Silberstücke ruh'n im Kreise,
Umschließen einen Ring vom Golde rein
Auf einer Tafel, die bestimmt zum Preise
Dem Sänger, der da würde Sieger sein.

Nun tritt des Blankenwaldes Herr zur Eiche,
Führt die Verschämte auf zu ihrem Thron:
O sel'ger Mann, dem diese Zierdereiche
Mit mildem Blicke reicht den Siegeslohn!
Zum Liederkampfe seid ihr hergezogen,
Ihr Wanderbrüder mit dem Saitenklang?
Glück zu! Wer nie vom Sangesquell gesogen,
Der Anblick gibt ihm Worte und Gesang.
Verwundert schaut der Edle, der Gemeine,
Verwundert sieht der Eigenholde Schar
Sie an, die Vielgerühmte Süße, Reine,
Ihr Kleid so licht, sie selber licht und klar.

Wer lauschen könnte in die Herzen alle,
Der hörte manchen wundersamen Klang:
Der Hunolt sprach: „Und tränk' ich stündlich Galle,
Mein wird sie niemals" — nahm den Wein und trank.
Dann fuhr er, sich getröstend, in die Saiten,
Er sagt' bei sich: „Den Preis erring' ich wohl,
Der soll mir manchen guten Tag bereiten —
Ein Fässlein trink' ich mit den Brüdern hohl."
Und prüfend gieng sein Blick im Sängerkreise,
Wer ihm zu fürchten wäre von der Schar —
Der Hunolt kennt ihr aller Wort und Weise:
„Der Preis ist mein — ich nehm' ihn ohne Fahr."
Und eilends prüft er noch die blanken Saiten,
Denn einer ruft ihn auf zum Liederstreit:
Wie flink auch, Libolf, deine Finger gleiten,
Des Hunolt Kehle macht den Kampf dir leid.
Nun wagt es Sigimund, der Sangesfrohe,
Er singt ein helles Lied aus heit'rer Brust:
Dein Lied ein Flämmchen — Hunolds Lied ist Lohe —
Wie traurig, Sigmund, dass du weichen musst!
Auch Kundrat will den reichen Lohn gewinnen,
Wo manch ein beff'rer Mund schon unterlag? —
Der kluge Ratbald gieng schon längst von hinnen,
Weil er den Spott nicht zu dem Schaden mag.
Ist Albuin der letzte Sangeskrieger,
Der mit dem Hunolt wettet um den Lohn?
Sein Lied verstummt — du, Hunolt, bleibst der Sieger,
Tritt nun heran zur Jungfrau an den Thron.
Nein, wende dich! Noch einen musst du zähmen,
Soeben trat er in den Kampfesraum.
Du willst mit deinem Blick den Gegner lähmen?
Ach jener sieht nur nach dem Eichenbaum.
So sing voran, er folge deiner Weise
Zu seiner Schande und zu deinem Preise.

„Füllet Wein in goldne Becher,
Reichet mir den Lebenstrank!
Denn mein Aug' wird schwach und schwächer,
Müde bin ich — sterbenskrank.
Trink ich erst die edle Labe,
Bin ich heil, ich werd' ein Held,
Greif' mit Lachen nach dem Stabe,
Ziehe singend in die Welt.
Grüß' den Himmel und die Erde,
Grüß' die Quelle und den Wald,
Grüß' die Hütte und die Herde:
Lustig Herze wird nicht alt!"

Und lächelnd winkt der Herr vom Blankenwalde,
Da naht ein Knecht mit dem gepries'nen Trank,
Ein Sturmgelächter klang auf weiter Halde,
Wie jener zog und leer den Becher schwang.
Dann wendet sich der Menge Sinn zum Sänger,
Der eben seine ersten Töne schlug;
Doch Judiths Auge leuchtet bang und bänger
Vor Sorge, die sie um den Fremden trug.
Sie gönnt wohl keinem sonst des Sieges Ehre,
Für keinen fürchtet sie so sehr die Schmach —
Ob sie wohl nun ein leis Gebetlein sprach,
Als er sein Lied begann, das ernste, hehre?

„Fern dem Kreise lauter Zecher
Wall' ich einsam meinen Gang:
Allnatur ist mir der Becher,
Schönheit mir der liebste Trank.
Reine Lust gibt solche Labe,
Nimmer wird mein Durst gestillt —
Heil Dir, Vater für die Gabe,
Die aus deiner Schöpfung quillt!
Wenn ich diesen Trank genossen,
Fühl' ich mich den Sel'gen gleich:
Freund und Feind ans Herz geschlossen —
Welt, du bist ein Himmelreich!"

Es quoll ein Jubelruf aus allen Kehlen:
Wer lehrte nur den Jüngling solchen Sang?
Wo lernte der die Frömmigkeit vermählen
Dem Frohsinn durch so wonnesamen Klang?
Verwundert ruht auf ihm der Blick der Menge,
Begeistert sieht die Jungfrau zu ihm hin;
Der Hunolt aber greift die stärksten Klänge,
Zu beugen hofft er noch des Volkes Sinn
Durch munt'ren Scherz — es liebt ja keine Klagen.
So war es einst und ist's in unsern Tagen.

„Blonde Maid im Feierkleide
Mit dem Nelkenstrauß im Haar,
Ach ich seh, dass nicht zum Leide
Deine Mutter dich gebar.
Setz' dich hier zum kühlen Weine,
Leih mir deinen Rosenmund,
Küssend, lachend sei die Meine
Für die allzu flücht'ge Stund'.
Denn ich muss dann weiter wandern —
Sängersinn hat keine Ruh' —

Deiner denk' ich, sind die andern
Nicht so liebewert wie du!"

Gelächter klingt, es klatschen tausend Hände
Dem holden Leichtsinn ihren Beifall zu;
Wie sehr das Wort des Mannes Herz auch schände,
Wer fragt darum? Nun, Otfried, singe du!
Wird hoher Sinn die Schalkheit übertönen?
Er sang vom Weib — so sing von deiner Schönen.

„Ein lichter Engel wollt' ich sein,
Ich ließ der schönsten Sterne Schein,
Flög' ungeseh'n zu dir herab,
Dich treu zu hüten bis zum Grab.
Ich trüg' den Stein aus deinem Weg,
Ich baute jedem Strom den Steg'
Und schliefest du am gähen Rand —
Ich hielte dich mit starker Hand.
Und Blumen pflanzt' ich, wo du gehst,
Ich spräch ins Herz dir, wo du stehst,
Ich gieng von deiner Seite nicht,
Bis mir dein liebes Auge bricht.
Ich flöge dann, mit dir vereint,
Hin, wo kein Auge Thränen weint,
Des Himmels Hüllen zög' ich auf
Und führte dich zu Gott hinauf."

Der Ton verklang, es blieb das leere Schweigen,
So Mancher senkte sinnend still das Haupt:
Einst mocht' er auch so edle Lieb' erzeigen,
Doch hat die Zeit den hohen Sinn geraubt.
Mit Wehmuth denkt er an das Paradies,
Das er verlor — nein! — unbedacht verließ.
Ach, gäb es ein Zurück nach jenen Auen,
Wo Himmelsperlen auf die Gründe thauen,
Wo jede Blume ist ein Himmelsgrüßen,
Gesandt, der Erde Bitterkeit zu süßen,
Wo Menschen uns wie Himmelswesen scheinen —
Vorbei, vorbei! Du kannst nur darum weinen!

Die Menge schweigt — es schweigen rings die Hügel,
Dass man der scheuen Grille Zirpen hört,
Die Herzen hob empor der Andacht Flügel,
Weh', Hunolt, dass dein Sang die Sel'gen stört!
Wie Hundebellen in geweihten Räumen,
So klingt dein Lied in dieses heil'ge Träumen:

„Sitz' ich vor dem vollen Becher,
Und ein Mägdlein ist dabei,

Fehlt mir nur ein Sorgenbrecher:
Munt'res Wort zur Melodei.
Zwischen Kuss und Bechernippen,
Dass der Mund nicht müßig sei,
Fließt mir von den frohen Lippen
Eine heit're Melodei.
Fasst der Tod mich im Genicke,
Sing' ich meine Melodei,
Fass' ihn wieder mit Geschicke —
Und wir tanzen — eins, zwei, drei!"

Kein Laut des Beifalls tönt dem eitlen Singen,
Man huldigt einer reinern, höhern Macht:
Wer wollte seinen Preis dem Irrlicht bringen,
Wenn ihm die große, reine Sonne lacht?
Erfand der Menschengeist das Spiel der Saiten,
Dass seine Töne ihn zum Niedern zieh'n?
Die rechte Kunst will uns nach oben leiten,
Bei ihrem Nah'n muss das Gemeine fliehn.
Ein Strahlenbote aus dem andern Leben,
Will sie den Menschen über ihn erheben.
Die Glut ist rein, die deinen Geist durchglüht,
So singe, Otfried, deinem Lied ein Lied:

„Bevor ich dich geseh'n, hab ich gesungen
So manches ernste Lied dem hohen Wald.
Nun aber fühl' ich meinen Geist durchdrungen
Von nie geahnter Töne Hochgewalt.
Ich seh die Engel sich um mich versammeln,
Sie tragen mich nach ihren sel'gen Höh'n —
Was vordem ich gesprochen, war ein Stammeln,
Was vordem ich gesungen, ein Gestöhn.
Sie reichen mir zu neuem Spiel die Saiten,
Sie flüstern mir die reinsten Melodien —
Ich fühl' die Brust für eine Welt sich weiten,
In lauter Lieder fließt mein Dasein hin."

Ein neuer Jubelruf hat sich entrungen
Der Volksmenge, die nun freudig sieht,
Wie man den Jüngling, der so hehr gesungen
Mit sanfter Hand zum Festesthrone zieht.
Dem Hunolt aber glüht vom Zorn die Wange,
Er schmettert seine Harfe an den Stein,
Dass sie zerbricht mit einem schrillen Klange,
Sie soll mit Ehr und Gut verloren sein.
Und einen Blick voll Neid schickt er dem Sänger,
Der stumm und starr vor seinem Glücke steht,

Ihm reicht die Maid den Sold, da stockt nicht länger
Das Wort in ihm, er blickt sie an und fleht:

„Ich sang noch nie um weißen Silbers Blinken,
Ich schlage meine Saiten nicht um Gold —
Ich seh den Preis, den hohen, schönen winken:
Die Ehre und die Liebe sind mein Sold.
Und willst du beide meiner Seele gönnen,
So nimm den Eichenzweig, die Rose roth —
Wer wird mir noch so Liebes reichen können?
So hehres Pfand entrafft mir nur der Tod."

Und Judith nimmt die Rose aus dem Haare,
Sie bricht den Zweig vom Baume über ihr:
„So nimm, doch nenne mir die Wunderbare,
Die solche Glut entfacht durch ihre Zier."

Da spricht er leise: „Gottes reiche Güte,
Die sprach zu mir in sanftem Windeshauch,
Im Quellgeriesel, in dem Duft der Blüte,
Im Vogelsang, im Tannenrauschen auch;
Am Sternenhimmel sah ich sie entfaltet,
Als Morgen stieg sie in das Waldrevier,
Doch endlich — wahrhaft himmlisch ausgestaltet,
So fand ich sie im Menschenkind — in dir!"

Wohl senkt die Jungfrau schnell die Augenlider,
Den Wonneschreck verbergend, doch es geht
Ein leises Beben durch die zarten Glieder
Wie Lenzeshauch, der durch die Zweige weht.
Und weil die Freude Dankesworte tödtet,
Doch ohne Laut die Zeit so bange rauscht,
Drum greift sie nach dem Preis und, tief erröthet,
Spricht sie zum Sänger, der voll Andacht lauscht:

„So geh denn hin, den Kämpfer zu belohnen,
Den guten, der dem bessern unterlag:
Er soll ein Froher unter Frohen wohnen —
Ihm sei zum Leide nicht mein Jubeltag."

Der Sieger schreitet unter Beifallsrufen
Zu Hunolt, der noch in dem Ringe steht:
„Du trätest", sagt er, „selbst an jene Stufen,
Hätt' nicht ein Zufall mich zum Ort geweht.
Drum magst du diesen Preis mit Ehren nehmen,
Mit dem man dich ja mehr als mich bedacht;
Du sollst dich nimmer deines Singens schämen
Und mir nicht neiden meines Sanges Macht.
Du lerntest unter Menschen deine Töne,
Da wurde denn dein Lied kein Himmelsklang —

Mich lehrte Einsamkeit das Hohe, Schöne,
Das unsern Hörern in die Seele drang.
Die Einsamkeit gebar ja die Propheten,
Im Lärm der Welt verstummt der hohe Sinn;
Drum ist mein Singen immer halb ein Beten —
Wer dich gelehrt, der sang schon um Gewinn.
So nimm, was dich bewog zum Saitenschlagen,
Du hast ja gut vollbracht, was du gewollt;
Nur dieses sollst du mir zum Danke sagen,
Dass mir und meiner Kunst dein Herz nicht grollt:
Der Sangeskunst, die auf dem Seelengrunde
Ein heilig Sehnen nach dem Höchsten weckt,
Die Menschen alle ruft zum Liebesbunde,
Mit Donnergroll die Sünderseele schreckt;
Die, was da lieblich ist auf Gottes Erde,
In edle Worte, süße Klänge schließt,
Zu schönem Leide klärt der Welt Beschwerde
Und gold'ne Thränen noch im Schmerz vergießt.
Die Himmelstochter sollst du mir nicht hassen,
Du kannst dich gern von ihr besiegen lassen."

Es wurden mählich hell des andern Züge,
Nun greift er lachend nach dem Siegespreis:
„Ein Schalk, wer danklos dies von dannen trüge —
So nimm die beste Lehre, die ich weiß.
Du bist ein Kind, das unverständig handelt,
Wenn du den Lohn verschmähst, der dir gebürt.
Ein Träumer bist du, der im Schlafen wandelt
Dem eitlen Scheine nach, der ihn verführt.
Verlass den Sang von kalter Seelenhoheit,
Der dich allein und keinen sonst bethört;
Genieß vielmehr des Augenblickes Froheit
Und brich die Frucht, solang sie dir gehört.
Indes du wandelst mit dem Aug' nach oben
Und Klänge hörst, wo keiner geigt und singt,
Hat schnell ein anderer den Schatz gehoben,
Der lang genug zu dir emporgeblinkt.
Es kommt ein Tag, wo all dein Traumgewebe
Wie morsch gewordner Schleier jäh zerreißt,
Dann wünscht der Thor, dass er vom neuen lebe,
Doch ist der Wärme Quell in ihm vereist.
Die einen haben gold'ne Glut getrunken,
Die andern sich an warmer Lieb' erfreut,
Gesättigt sind sie in die Gruft gesunken,
Er steht an seinem Grabe und — bereut.
Drum stimme du dein Lied zu meinem Tone —
So rath ich ehrlich, deiner Lieb zum Lohne."

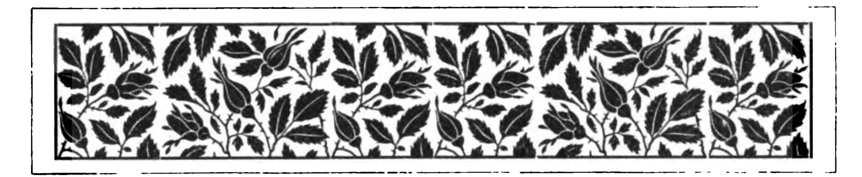
Ihm möchte Otfried noch ein Wort erwidern,
Doch dünkt es ihn verlor'ne Zeit und Müh,
Wer wollte künstlich eine Maus befiedern?
Sie lief' ins Loch — zum Himmel flög' sie nie.
Drum wendet er sich ab vom Possenhelden,
Er reicht des Festes Herrn ein Pergament;
Der ruft erfreut: „Du sollst ein Freund mir gelten
Als Freund des Freundes, den dies Blatt mir nennt,
Verließest du den Vogt der Eigilzelle
In Frohsinn und Gesundheit — thu' mir kund!
Doch folg' mir erst nach meines Hauses Schwelle,
Das dir zum Heim geworden diese Stund'.
Denn also künden mir des Freundes Zeichen,
Dass du die Zehrung nimmst von meiner Hand,
Bis wieder sich belauben diese Eichen,
Ein neuer Frühlingsjubel klingt im Land.
So folge denn und bring uns Freud' und Frieden
Durch deine Einkehr ins bescheid'ne Haus —
Euch Gästen sei der rechte Dank beschieden,
Zum Abschied nehmet Wein — das Fest ist aus."

Zum Blankenhofe lenkt der Herr die Schritte,
An seiner Seite geht das beste Kind,
Zur andern schreitet redearm der Dritte,
Dem süßes Ahnen durch die Seele rinnt.
Die Menge aber schwelgt in Festeswonne
Bei Spiel und Speise, Meth und hellem Wein.
Zum Scheiden mahnt sie endlich doch die Sonne,
Der Schlieresbach erglänzt im Abendschein.
Nun zieh'n sie hin mit Scherzen und mit Rufen,
Hinauf, hinab, zum Berge, durch die Au;
Sie denken jener, die den Jubel schufen:
Des Waldes Herrn, des Thales junger Frau.
Sie reden schelmisch von dem jungen Sänger,
Der so gefiel dem Auge wie dem Ohr.
Ein volles Jahr zu Gast! Was braucht es länger —
Wenn sie nicht heute schon ihr Herz verlor!

So geh'n sie scherzend. Endlich ruht die Halde
In Schweigen und in schwarze Nacht gehüllt —
Es träumen nur die Fichten in dem Walde
Von einer Ahnung, die sie all erfüllt.
Die eine spricht: „Ich hab' es oft gesehen,
Wie aus dem Morgenrothe wird der Tag
Und aus der Knospe bricht die Ros' im Hag —
So geht es stets — so wird es hier geschehen."

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



# Unfehlbarkeit und freie Forschung.

Von M. Schleußner.

1.

In dem Streite der Voraussetzungslosen gegen die Gleichberechtigung der Katholiken in der Wissenschaft ist Paulsen's Philosophia militans ein Vorläufer gewesen. Diese Schrift scheint die wuchtigsten Streiche gegen die katholische Wissenschaft zu führen; sie richtet sich gegen „Clericalismus" und „Naturalismus". Mit dem Naturalismus beschäftigt sich der 5. Theil: „Ernst Haeckel als Philosoph". Dieser Theil kommt hier nicht in Betracht. Die übrigen Abtheilungen wenden sich gegen den „Clericalismus"; ihre Titel lauten:

1. Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie.*)
2. Kant, der Philosoph des Protestantismus.
3. Katholicismus und Wissenschaft.**)
4. Fichte im Kampf um die Freiheit des Denkens.

Während die Voraussetzungslosen wegen der Schwäche ihrer Position allgemach den Rückzug antreten mussten, wurde der Grundgedanke in Paulsen's Erörterungen gegen den „Clericalismus" im Verlaufe des Streites nicht widerlegt, ja nicht einmal als solcher angeführt. Paulsen's Gedankenreihe gipfelt etwa in den Sätzen:

„Auf die Frage: »Gibt es eine andere Quelle der Gewissheit in Sachen der Wissenschaft und der Weltanschauung als Vernunft und Erfahrung?« antwortet diese (die moderne Philosophie und Wissenschaft) entschieden mit Nein, Hertling dagegen mit einem, wenn auch limitierten, doch ebenso

*) Gegen Willmann, Geschichte des Idealismus, III. Braunschweig 1897.

**) Gegen v. Hertling, Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft. Freiburg 1899.

entschiedenen Ja! Die unfehlbare Lehrautorität der Kirche gibt absolute und letzte Entscheidungen in Sachen der Wahrheit und zieht dadurch dem philosophischen Denken und auch der wissenschaftlichen Forschung Grenzen" (a. a. O., S. 89). Sodann: „Aber in Principienfragen gilt es reinliche Entscheidung. So hier: freie Forschung oder unfehlbare Lehrautorität, der Gegensatz im Princip ist ein ausschließender" (Phil. mil. S. 96). Ferner: „Und wenn ich dem Inhalt nach alles glaubte, was die Kirche oder der Papst lehrt, das eine könnte ich nicht glauben, dass sie unfehlbar seien; es schlösse den Entschluss ein, mich ein- für allemal eines selbständigen Urtheils über das, was jene jemals für wahr und unwahr, für gut und böse erklären mögen, zu begeben; es wäre der grundsätzliche Verzicht auf den Gebrauch meiner Vernunft und meines Gewissens." (a. a. O., S. 53.)

Während Paulsen sonst als ernster Forscher dem Katholicismus mehr als andere gerecht wird, ist ihm also die Unfehlbarkeit der hauptsächlichste Stein des Anstoßes. Auf Grund dieser Anschauung spricht der Berliner Philosoph dem katholischen Denken die Wissenschaftlichkeit ab: „Die Sache steht auf entweder — oder. Wer den Ruhm der Unfehlbarkeit und der alleinseligmachenden Lehre haben will, kann nicht zugleich den Ruhm der Wissenschaft und der freien Forschung haben"*) (a. a. O., S. 96).

*) Allerdings will er nicht, wie andere, die Katholiken von den Universitäten verbannt wissen: „Die letzte Voraussetzung für diese Betrachtung ist natürlich die, dass man das Dasein des Katholicismus überhaupt für berechtigt hält, für berechtigt auch auf deutschem Boden. Es gibt Viele, die dies nicht thun, die es für das größte Unglück des deutschen Volkes ansehen, dass die Reformation nicht ganz durchgedrungen und zu einer einheitlichen protestantischen Nationalkirche geführt hat. Ich kann diese Führung unserer Geschichte, so furchtbare Kämpfe unserem Volke aus der religiösen Spaltung erwachsen sind, so lange dadurch auch seine Selbstdurchsetzung in der Welt gehindert worden ist, zuletzt doch nicht für ein Unglück halten. Ich bin der Ansicht, dass eine deutsche Nationalkirche unter der Suprematie des Staates für unser gesammtes Leben verhängnisvolle Folgen gehabt haben würde und, wenn sie herbeizuführen wäre, auch jetzt noch haben müsste. Das System der Cäsareopapie wäre schlimmer als die Kirchenspaltung, es würde die geistige und mit ihr die politische Freiheit erdrücken. Das Dasein des Katholicismus also oder die Spannung zwischen den Confessionen erscheint mir, so seltsam es manchem klingen mag, im Deutschen Reiche als eine Garantie der Freiheit; die katholische Partei wird als geborene Minderheit immer eifersüchtig darüber wachen, dass die Staatsgewalt nicht ihre Grenzen überschreitet und auch das geistig-religiöse Leben ihrer Herrschaft unterwirft. Und auch für den Protestantismus ist die Berührung mit dem Katholicismus unentbehrlich, er hat sich an ihm beständig über sein eigenes Lebensprincip zu orientieren. Das sind die Anschauungen, aus denen heraus die katholisch-theologischen Facultäten sich mir als ein wertvolles und der Erhaltung und Pflege würdiges Erbe der Vergangenheit darstellen." (Wissenschaftl. Beil. z. Tägl. Rundschau, citiert in d. K. V. v. 2. Jänner 1902.)

Sachlich führt Paulsen, wie so Viele vor ihm, die Verurtheilung Galilei's durch die römische Indexcongregation gegen die Unfehlbarkeit in's Feld (a. a. O. S. 20 und S. 69). Mit Unrecht: Unfehlbarkeit und Congregationsentscheidungen sind hier, wie auch sonst, nicht auseinandergehalten. Hören wir darüber Mausbach*): „Die meisten Rundschreiben und religiösen Mahnungen der Päpste, die Entscheidungen der Congregationen u. s. w. sind nicht unfehlbar. Wenn trotzdem die Theologen die Pflicht betonen, auch solche Lehren anzunehmen, so liegt darin solange kein Widerspruch, als diese Pflicht nur eine bedingte sein soll; — ist ja schon das Kind den Eltern, der Schüler dem Lehrer diese Ehrfurcht und Gelehrigkeit schuldig. Es würde aber einen Widerspruch einschließen, wollte man einer Kundgebung gegenüber, die möglicherweise falsch ist, bedingungslose Gläubigkeit verlangen oder doch jene Möglichkeit durch allerhand Cautelen so abschwächen, dass sie praktisch nicht gelten dürfte; denn die Wahrheit ist höchstes Gesetz des Geistes, und sie läßt sich nicht die Wege zum Geiste versperren. Daher lehren auch die kirchlichsten Theologen, es sei erlaubt und unter Umständen Pflicht, nach den Gründen solcher Entscheidungen zu forschen und nach ruhiger Prüfung bei deutlichen Gegengründen ein abweichendes Urtheil zu fällen."

„Der Staat nimmt ja auch", wie Paulsen sagt, „für seine Gesetzgebung und Rechtsprechung nothwendig" (diese) „praktische »Unfehlbarkeit«**) in Anspruch" (a. a. O. S. 52). Kant hat sich bekanntlich einer derartigen staatlichen Entscheidung aus schuldigem „Gehorsam" (a. a. O. S. 52) unterworfen: „Es ergieng nach Königsberg jene ungnädige Auslassung: Kant's Philosophie habe das Allerhöchste Missfallen erregt; »wir gewärtigen uns von Euch, dass Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, dass unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt.« Und Kant, damals ein Greis von siebzig Jahren, hatte sich geduckt, das Wetter vorübergehen zu lassen; er versprach in seiner Verantwortung, »als Ew. Majestät getreuester Unterthan« zu schweigen." (S. 100 f.)

Die freie Forschung müsste darnach Kant die Wissenschaftlichkeit absprechen, denn er hat diese Unterwerfung geleistet wider seine wissenschaftliche

*) Die kath. Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. (3. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1901.) Köln, Bachem, 1901, S. 148.

**) Wir finden den Ausdruck nicht glücklich, behalten ihn aber der Kürze wegen bei.





Überzeugung*) (a. a. O. S. 101). Wir thun das nicht; das wissenschaftliche Arbeitsergebnis Kant's, insoweit es ein solches ist, bleibt für uns bestehen.**)

Die innere Disposition des Katholiken zum sogenannten sacrificium intellectus dagegen ist eine andere als die Kant's. Für jenen ist die Offenbarung, deren Trägerin die Kirche mit ihren unfehlbaren Lehrentscheidungen ist, ein Ausfluss derselben göttlichen Vernunft wie die Gesetze der Logik, auf denen das wissenschaftliche Denken basiert. Subjectiv und praktisch genommen ist deshalb die Unterwerfung eines Katholiken keine andere als zum Beispiel die Haeckel's unter die Weltanschauung des Darwinismus, abgesehen von dem objectiven Wahrheitswert beider Weltanschauungen.

Die — wir behalten den Ausdruck Paulsen's bei — „praktische Unfehlbarkeit" ist nun ein Ausfluss, die natürliche Seite der wirklichen Unfehlbarkeit, der Entscheidungen ex cathedra. Sie bildet in vielen Fällen die Vorstufe der unfehlbaren Lehrentscheidungen, indem in den Congregationen auch die Vorarbeiten ausgeführt werden, die zu einer Kathedralentscheidung führen können. Die Congregationen sind demgemäß in ihren Ansichten und Erlassen fehlbar und den Zeitanschauungen unterworfen, weshalb wir den Ausdruck „praktische Unfehlbarkeit" beanstandet haben. Wenn der Übergriff in der Entscheidung gegen Galilei einen geistigen Tiefstand bedeutet,***) was übrigens nach den letzten Erörterungen über diese Frage†) nicht ohne Einschränkung zuzugeben ist, so ist das nicht gerade unverständlich in einer Zeit, wo die protestantische Welt sich weigerte, eine so klare, rein mathematische Wahrheit wie die gregorianische Kalenderreform anzunehmen, nur weil sie vom Papste ausgieng.††)

Der Art nach hat eine Congregationsentscheidung auf religiösem Gebiete keine andere Bedeutung, als etwa der Erlass eines Cultusministers oder einer

---

*) Das Beispiel Fichte's als Wahrheitszeuge, das Paulsen im Gegensatz zu Kant's Unterwerfung anführt (J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens), ist doch wegen der „falschen Schritte" (Philos. milit. S. 104 ff.) recht unglücklich gewählt.

**) Über den Sinn des Ausdrucks „Philosophia perennis", den Paulsen misszuverstehen scheint (vgl. z. B. a. a. O. S. 6; S. 70; S. 167), hätte er in v. Hertling's Schrift (S. 43 ff.) Nachweise finden können.

***) Paulsen erwähnt die Thatsache, dass die Behandlung Keppler's durch die protestantischen Theologen eine ähnliche war.

†) Ehrhard, Der Katholicismus und das 20. Jahrhundert, 4.—8. Aufl., S. 151—153; ein Aufsatz von Linsmeier in Natur und Offenbarung, Jahrgang 1901; Grisar, Galileistudien, Regensburg 1882.

††) Der gregorianische Kalender von 1582 wurde von den meisten protestantischen Ländern erst 1699—1700 eingeführt; von den übrigen viel später.

ähnlichen Behörde auf dem staatlichen; sie kann deshalb nur Gehorsam, nicht absolute Wahrheitszustimmung fordern. Es möchte aber schwer sein, einer anderen Behörde, die Jahrhunderte hindurch ihres Amtes waltete, gleich wenig Missgriffe nachzuweisen.

Durch die Erlasse der Indexcongregation sollen die Gläubigen in wesentlichen Lehrpunkten geschützt*) werden gegen willkürliche Speculationen Einzelner; ohne sie wäre die Objectivität der Kirchenlehre längst den Weg des sonst allgemeinen Subjectivismus gegangen. Die Alternative, vor welche die Indexcongregation einen katholischen Gelehrten stellt, indem sie ihm erklärt, dieser oder jener Satz widerspreche der Kirchenlehre, gleicht derjenigen, vor die der Astronom Bradley gestellt war, welcher den scheinbaren Stillstand oder die Rückläufigkeit eines Sternes (Aberration des Fixsternlichtes) entdeckte: entweder die beobachtete Erscheinung für Sinnestäuschung zu halten oder das Keppler'sche Weltsystem zu verwerfen. So wenig Bradley wegen der einen, ihm evident erscheinenden Thatsache das Keppler'sche System verwerfen musste, so wenig braucht ein katholischer Gelehrter wegen einer ihm wahr erscheinenden, aber deshalb noch nicht außer allem Zweifel stehenden Hypothese die katholische Lehre zu verwerfen.

Die Keppler'schen Gesetze sind heute als unbezweifelte Wahrheit ein Regulativ für den Forscher; in viel höherem Grade sind die von der Kirche gelehrten Wahrheiten — und hiermit kommen wir überhaupt erst zur Unfehlbarkeit — ein Regulativ für den Katholiken. Nach der Ansicht der auf unseren Universitäten herrschenden Richtung müssten nun die Keppler'schen Gesetze eine unleidliche Fessel für den Astronomen sein! Aber ist denn nicht jede evidente Wahrheit eine unfehlbare Wahrheit? Und sind nicht die evidenten Wahrheiten, von denen die einzelnen Wissenschaften ausgehen, für die Vertreter dieser Wissenschaft eine Beschränkung durch Unfehlbarkeit?

Da nun aber das Denken an die Wahrheit gebunden ist und Forschen nur als Wahrheitsuchen Sinn hat, so ist die gefundene Wahrheit kein Hindernis der freien Forschung, und so stehen unfehlbare Lehrentscheidungen der Forschung nicht entgegen, sondern führen sie zu ihrem höchsten Ziel.**)

*) Einen ähnlichen Sinn hat auch das Bücherverbot. Es geht schon deshalb nicht an, dasselbe gegen die Forschungsfreiheit der katholischen Gelehrten geltend zu machen, wie es M. Lehmann (Preuß. Jahrb. 1902, Nr. 1) thut, weil erstens seine verpflichtende Kraft aufhört, „wenn ein wichtiger Grund es zur Nothwendigkeit macht, dagegen zu handeln"; zweitens, weil die Dispens davon einem ernst wissenschaftlich Arbeitenden nicht verweigert zu werden pflegt.

**) Vgl. Ehrhard a. a. O., S. 268.



„Philosophie und Wissenschaft" müssen sich also nicht „selbst aufgeben", wenn sie sich zur Unfehlbarkeit „bekennen", wie Paulsen meint (a. a. O. S. 52). Wir wüssten auch nicht, dass die Anhänglichkeit an die Kirche etwa Volta oder Ampère an ihren Entdeckungen gehindert, deren Wissenschaftlichkeit Eintrag gethan hätte.

Diese Gebundenheit wird also vom Innenstehenden ebensowenig als hemmend empfunden wie die Grundgesetze der Logik oder Mathematik. Sie gibt ihm da Sicherheit, wo er mit seinem Denken nicht vollständig hinbringen kann, dem Transcendenten, soweit er es nöthig hat, um zu einer der göttlichen Offenbarung entsprechenden Theologie zu kommen. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass eine Vernunftwahrheit auch noch geglaubt werden kann. (Dasein Gottes.) Freilich, wer diese Wahrheit nicht „erkannt" (Joh. 6, 70) hat, wird sie nicht annehmen, aber auch im ewigen Gegensatz dazu sich beständig daran stoßen: „Es wird immer unmöglich sein, für den Verstand entscheidend darzuthun, dass der Weltlauf auf die Verwirklichung dessen, was wir als höchste Güter oder Werte empfinden, gerichtet sei. Einerseits ist hierzu unsere Bekanntschaft mit dem, was wir »Welt« nennen, allzu eingeschränkt und dürftig. Dann aber wollen sich auch in dem Gebiet, das wir ein wenig kennen, die Thatsachen doch gar nicht zu einer Beweisführung für jene These zusammenschließen" (Paulsen a. a. O., S. 57).

Im Gegensatz zu dieser Auffassung modernster Philosophie, die selbst innerhalb des Weltgeschehens unlösbare Widersprüche findet, muss auch der Außenstehende anerkennen, dass auf dem Gebiet der Kathedralentscheidungen in dem langen Zeitraum von fast 2000 Jahren kein Widerspruch nachzuweisen ist. Diese innere Consequenz halten wir für ein Hauptcriterium der Wahrheit*): das sollte auch den stutzig machen, der, bei Betrachtung der Widersprüche in allen philosophischen und religiösen Systemen (insbesondere im Protestantismus) und in allen menschlichen Einrichtungen, die Ungereimtheit der katholischen Lehre zu behaupten wagt.

Es will uns scheinen, als ob der sonst so vornehme Paulsen sich zu Worten habe hinreißen lassen, die er nicht vertreten kann, die aber jeden Katholiken tief verletzen müssen, wenn er schreibt: „Die Erklärung des Entschlusses, sich allem zu unterwerfen, was die Kirche je gelehrt hat, lehrt und lehren wird, schließt den Entschluss ein, auch das für wahr zu halten

*) Freilich darf man bei Prüfung dieses Anspruchs der Kirche nicht Dinge zur Kirchenlehre rechnen, welche nicht dazu gehören, wie das von protestantischer Seite oft geschieht (z. B. die Aufhebung des Jesuitenordens!), sondern muss die Definition im Auge behalten.



und zu bekennen, dessen innere oder äußere Unwahrheit sich der unbestochenen Vernunft bei unbefangener Prüfung ergibt, oder also den Entschluss, einer ernsthaften Prüfung auszuweichen, wann und wo immer die Kirche, d. h. die von den augenblicklichen Inhabern der Kirchengewalt bestellten Richter über theologische oder wissenschaftliche Lehrmeinungen gesprochen haben. Und mit dem Verzicht auf die volle Wahrhaftigkeit ist auch der Verzicht auf die Wahrheit gegeben." (a. a. O., S. 54. f.)

Kein Katholik findet sich bereit, „das für wahr zu halten und zu bekennen, dessen innere oder äußere Unwahrheit sich der unbestochenen Vernunft bei unbefangener Prüfung ergibt". Schon dem Kinde in der Schule legt die Kirche, seinem Bildungsstande angemessen, die wissenschaftlichen Kriterien vor, an denen die Wahrheit der Kirchenlehre zu erkennen ist,*) und derjenige katholische Gelehrte müsste den Anspruch auf diese Bezeichnung verlieren, der aus Mangel an Forschergeist und Wahrheitsdrang sich nicht von der Berechtigung dieses Anspruchs wissenschaftlich überzeugen wollte.

Der Katholik ist auf Grund jener inneren Überzeugung, welche er von der göttlichen Stiftung und Leitung seiner Kirche hat, und ohne welche die zahlreichen Bekenner des katholischen Glaubens zu Heuchlern würden, auf's festeste überzeugt, dass eine unfehlbare Entscheidung der Kirche (mit der eine Congregationsentscheidung sich keineswegs deckt) mit der Wahrheit nicht collidieren kann. Das bezeugt ihm für die zweitausendjährige Vergangenheit schon die Geschichte seiner Kirche.

Paulsen ist im Irrthum, wenn er glaubt, Rom könne etwas Neues für Kirchenlehre ausgeben.**) Nein, nur „was allzeit, allerwärts und von Allen geglaubt worden ist"***), kann als Dogma formuliert werden.†)

*) Daher besteht die katholische Religionsstunde nicht zumeist in einem Auswendiglernen von Sprüchen und Versen, sondern hauptsächlich in einem Einführen in das philosophisch-theologische Gebäude der katholischen Weltanschauung je nach dem Bildungsgrad der betreffenden Schule.

**) „Sie (die unfehlbare Lehrautorität) kann, wie sie die Geschichte und Litteratur der ersten Zeit des Christenthums mit kanonischen Bestimmungen festgestellt hat, so auch die gesammte Kirchengeschichte kanonisch feststellen und, wenn es ihr gefällt, die gesammte Profangeschichte dazu"!! (a. a. O., S. 91.)

***) Vincenz von Lerin, Commonitorium: »Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est« ... Der Ausdruck ist nicht ganz genau, aber verständlich. Vgl. auch Ehrhard a. a. O., S. 264 ff.

†) Mit Einschluss der nothwendigen Voraussetzungen und Consequenzen aus geoffenbarten Wahrheiten.



2.

Wie aber stellt sich die Vernunft zu einer dogmatisch formulierten Glaubenswahrheit?

Durch Kant's „Autonomie" ist derselben ihr Erkenntnisbereich so weit beschränkt worden, dass sie nach dieser Ansicht überhaupt nicht mehr in die Gebiete eindringen darf, welche der Offenbarung angehören.*) Zwar wendet Paulsen**) ein: „Die kritische Erkenntnistheorie war, als sie nach 1772 ihre letzte Form erhielt, nicht mehr stark genug, vollständig (bei Kant) durchzudringen; die idealistische Metaphysik erhielt sich daneben, sie bedeutet aber neben dem officiellen System eine bloße Privatansicht Kant's, der er sich nur nicht zu entäußern vermochte. Man muss dann aber hinzufügen: diese Privatansicht war älter als das erkenntnistheoretische System, und sie hatte in seinem Denken so tiefe Wurzeln, dass er eher die Analytik als den mundus intelligibilis hätte fahren lassen; war doch die Erkenntnistheorie gerade als Begründung der idealistischen Metaphysik ursprünglich gedacht. Freilich hat nun die Metaphysik bei Kant etwas eigenthümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen Schwankendes; jedem: es ist so, folgt ein: das heißt, es ist eigentlich nicht so, auf das dann ein letztes: es ist aber doch so, kommt." Diese „Privatansicht" hatte aber keine Bedeutung für den Weiterbau der Philosophie.

Mit der Kritik der praktischen Vernunft steht es nicht besser: „Mit größter Genugthuung weisen uns die Kantverehrer darauf hin, dass nunmehr die praktische Vernunft die Defecte der theoretischen gedeckt habe; was diese unerbittlich als Idee aus dem Bezirke der gesicherten Erkenntnis ausgewiesen habe, führe nun die praktische mit Ehren zurück." Aber, „was Kant bietet, als vollwichtig annehmen, heißt, es mit sehr leichtem Maße messen" (Willmann, Geschichte des Idealismus, III., S. 485). „Wenn man aber meinte, auf Grund der Postulate könne bei ihm der Thatbestand festgestellt werden: Es gibt einen Gott und ein Jenseits, so legt man ihm mehr unter, als er sagt; die Nothwendigkeit, beides als real anzuerkennen, ist bei ihm weder logisch, noch auch moralisch im vollen Sinne. »Ich muss nicht einmal sagen: Es ist moralisch gewiss, dass ein Gott sei u. s. w., sondern: ich bin moralisch gewiss« u. s. w. (Kant's Werke, hrsg. von Hartenstein, III., S. 546). Die Gewissheit ist nur »subjectiv, d. i. Bedürfnis, und nicht objectiv, d. i. selbst Pflicht, denn es kann gar keine Pflicht geben, die Existenz eines Dinges anzunehmen (weil dieses bloß den theoretischen Gebrauch der Ver-

*) Behauptet hat das schon der Protestantismus des 16. Jahrhunderts; den Beweis versucht erst Kant.

**) „Immanuel Kant", Frommann's Philos. Classiker, 7. Band, S. 243 f.

nunft angeht). Auch wird hierunter nicht verstanden, dass die Annehmung des Daseins Gottes als eines Grundes der Verbindlichkeit überhaupt nothwendig sei (denn dieser beruht, wie hinreichend bewiesen worden, lediglich auf der Autonomie der Vernunft selbst).« (Kant's Werke, V., S. 132.)"*)

Ist es da zu verwundern, dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihren wissenschaftlichen Hauptvertretern, unter dem Einfluss ihres „angestammten Naturalismus"**), der bedingt war durch den erneuten großartigen Aufschwung der Naturwissenschaften, über jene „Privatansicht" (s. o. S. 409) und über die „Kritik der praktischen Vernunft", die „der Schlussstein" (Philos. milit. S. 62) des Kant'schen Gebäudes sein soll, zur Tagesordnung übergegangen ist? Aber wegen der Unhaltbarkeit des Schlusssteins ist das ganze Gebäude im Laufe dieses Jahrhunderts zusammengestürzt. Weder Kant noch seine Nachfolger haben etwas Haltbares an die Stelle der alten, angeblich entwurzelten Philosophie zu setzen gewusst: „Eine protestantische Philosophie in dem Sinne eines einheitlichen, die Gemüther beherrschenden Systems gibt es nicht. Hegel's Philosophie war die letzte, die eine derartige Stellung eingenommen hat. Seitdem herrscht Anarchie." (Philos. milit. S. 65.)

Mit so unzureichenden Mitteln, wie die oben gekennzeichnete Philosophie sie bietet, kann man aber die angebliche „Unfreiheit des Denkens" nicht bekämpfen.***) Dazu gehörten positive Aufstellungen. Der Protestantismus

*) Willmann, a. a. O., III., S. 488. Will man Willmann für voreingenommen halten, so lese man Höffding, Geschichte der neuen Philosophie, übersetzt von Bendixen, Leipzig 1896, S. 103 ff., wo unter anderem nachgewiesen ist, dass nach Kant's eigenem Ausdruck vom Begriff Gott „nur das bloße Wort" übrig bleibt (Kritik der prakt. Vernunft, Kehrbach, S. 165). Der Königsberger Philosoph sieht zuweilen selbst ein, dass die Schlüsse der praktischen Vernunft keine philosophische Bedeutung haben, wenn sie über die der theoretischen hinausgehen. — Über den Unterschied einer „esoterischen und einer exoterischen Lehre" in Bezug auf Religion bei Kant, vgl. ebd. S. 109 u. die Anm. zu dieser Seite.

**) Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie. 3. Auflage. Leipzig 1898, S. 530.

***) Zuviel Selbstverleugnung verlangt ein Neukantianer (Kantstudien, Bd. V, S. 31) von den Gegnern Kant's, der es für „wünschenswert" erklärt, „wenn sie die Aufgabe, Kant's Subjectivismus . . . zu bekämpfen (das heißt, die betreffenden Theorien auf die dem Geist der Kantischen Lehre gemäße objective Basis zu stellen), den Kantianern überlassen wollten." Es hat immer für gutes Recht gegolten, den Gegner an seiner schwächsten Stelle zu fassen und ihn so aus dem Sattel zu heben. Als Citadelle Kant's, die er jenen als Angriffspunkt empfiehlt, wird die Lehre bezeichnet, „die nach denjenigen Formen des Vorstellens und Denkens fragt, die zum Begriffe der Erfahrung im Verhältnis von Bedingung zum Bedingten stehen und die eben die genannte Fragestellung für diejenige hält, die allein zur Auflösung des

des 16. Jahrhunderts schien noch solche zu bieten. Sie haben sich als trügerisch erwiesen. Seitdem ist, abgesehen von den pantheistischen Systemen, die ihrer Natur nach nie in weitere Volkskreise dringen können, — und nur, was die Menschheit in ihrer Gesammtheit annehmen kann, hat absoluten Wahrheitswert*), — ein Versuch zur Aufstellung einer positiven Weltanschauung nicht mehr gemacht worden.

Paulsen**) versteht nun unter der katholischen „Unfreiheit des Denkens" „dies, dass man durch Weisung von der Indexcommission oder einer sonstigen unfehlbaren Instanz sich bestimmen läßt, Gedanken und Thatsachen, die man bisher für wahr oder wirklich hielt, nun nicht mehr für wahr oder wirklich zu halten oder wenigstens nicht mehr öffentlich zu sagen, dass man sie dafür halte. Das ist die innere Denkunfreiheit; und die äußere ist der Druck des Systems, der zu solchem Verhalten treibt. Denkfreiheit aber ist nichts anderes, als das contradictorische Gegentheil der Unfreiheit. Sollte P. v. Nostiz-Rieneck auf diese Frage zurückzukommen wünschen, so ersuche ich ihn, an diese Erklärung sich zu halten und den Beweis zu führen, dass dies äußere System und diese innere Unfreiheit gut und löblich und förderlich für die Sache der Wahrheit und der Menschheit sei."

Wir sehen davon ab, dass Paulsen der Fragestellung v. Nostiz-Rieneck's aus dem Wege geht und beständig wieder Indexcommission und unfehlbare Lehrinstanz als Wechselbegriffe ansieht, und erwidern auf Vorstehendes mit folgender Erörterung: Durch die Beschränkung der theoretischen Vernunft auf das empirische Gebiet von Seiten Kant's und der neueren Philosophie ist ihr das unendliche Gebiet der ewigen Wahrheiten verboten worden. Denn es kommt doch thatsächlich für den „freien Forscher" einem Verbot gleich, wenn der Philosoph der reinen Vernunft ihm sagt, seine Speculation im Gebiet des Transcendenten habe keinen theoretischen Wahrheitswert.***)

---

erkenntniskritischen Grundproblemes geeignet ist, das sie dahin formuliert: Wie ist die Beziehung unserer Vorstellungen auf Gegenstände möglich?"

Dass hier Schwierigkeiten liegen, erkennt jeder Philosoph an; dass aber dieses Gebiet der Erkenntnis zurückerobert werden muss, weiß auch Paulsen, wenn er Kant gegenüber schreibt: „In Wahrheit ist Metaphysik nur möglich durch Beachtung und Deutung der anschaulich gegebenen Wirklichkeit." („Immanuel Kant" S. 244.) Auf das Thema einzugehen, gienge über den Rahmen dieser Arbeit hinaus.

*) Diesem Ideal entspricht nur der Katholicismus („Gehet hin und lehret alle Völker" . . . Matth. 28, 19.)

**) Philos. milit. S. 77.

***) Es ist nur vom Standpunkt der „Gefühlsreligion" begreiflich, wenn Kant das Gebiet der religiösen Erkenntnis der praktischen Vernunft zuweist und wenn man glaubt, mit diesem Rüstzeug könne der Katholicismus als „Semirationalismus"

Wenn nun aber, wie die auf darwinistischer Grundlage stehende neuere Philosophie will, der Mensch ein reines Product der natürlichen Entwicklung ist, wie erklärt sich da die Fähigkeit, über die Grenzen der Naturwelt und das eigene Ich hinauszugehen?*) Warum soll der Schritt, den jeder Mensch, sei es Haeckel oder Thomas von Aquin, über jene Grenzen hinaus beständig macht und machen muss, unwissenschaftlich sein, wenn der Aufbau auf dem Gebiete der äußeren Erkenntnis geschehen ist und die innere Widerspruchslosigkeit**) für den Weiterbau gewahrt wird? Das Wort „Vernunft" hat nur einen Sinn, wenn nicht allein mit leeren Begriffen operiert wird, sondern wenn diesen Begriffen auch eine (nicht nur subjective) Wirklichkeit entspricht.***) Paulsen erkennt ja an, dass die Philosophie auf dem Gebiet des Metaphysischen erreichbare Ziele hat. (Philos. milit. S. 61.)

Wie sollen aber einerseits jene Ziele erreicht werden, wenn man um die Vernunft einen Zauberkreis zieht und ihr vorredet, sie könne denselben nicht verlassen, während sie doch ständig darüber hinwegfliegt?†) Hat die Autonomie diesen beschränkenden Sinn (und sie hat ihn bei der auf unseren Universitäten heute herrschenden Richtung, die dem Gläubigen die Ebenbürtigkeit versagt), dann darf man demnach „Gedanken" „nicht mehr für wahr oder wirklich halten, die man bisher für wahr oder wirklich hielt," „oder

---

bekämpft werden. Der Inhalt der natürlichen Theologie gehört in das Gebiet der reinen Vernunft, er ist nicht nur ein Postulat der praktischen. Es ist zum Beispiel genau dieselbe logische Thätigkeit, wenn ich von der Uhr den Schluss auf ihren Verfertiger mache, wie der Schluss im teleologischen Gottesbeweis. Wenn nun auch bei Kant Überreste dieser Erkenntnis in der „Kritik der reinen Vernunft" zurückgeblieben sind (vgl. Paulsen, Immanuel Kant, S. 227 u. a.), so hat das mehr persönliche als wissenschaftliche Bedeutung. („Privatansicht" s. o. S. 408.) Und nur auf das heute noch von Kant Geltende kommt es an. Der Katholik ist aber nicht mit einem gegönnten „Dachkämmerlein" (Falckenberg a. a. O., S. 530) für seinen Glauben zufrieden. Ist die Betonung der praktischen Postulate im Neukantianismus auch ein erfreuliches Zeichen eines wiedererwachenden Bedürfnisses nach Religion, so hat das doch nur subjective Bedeutung, wenn nicht wieder eine Vernunfterkenntnis als solide Glaubensgrundlage hinzukommt. Ohne diese Basis ist keine Aussicht, einen Atheisten zu gewinnen, der seine Ansicht auf naturwissenschaftliche Grundlage stützt.

*) Vgl. Fechner's Gottesbeweis (Drei Motive des Glaubens, 1863; angeführt bei T. Pesch, Welträthsel, II, S. 526) bei Willmann, Idealismus, III, S. 902.

**) Als Hauptcriterium der Wahrheit (s. o. S. 406).

***) Weit davon entfernt, ihr Gebiet zu erweitern und an Tiefe zu gewinnen, hat die Vernunft durch ihre Autonomisierung die Erkenntnis des Übersinnlichen verloren und an Einsicht in das Wesen der Welt eingebüßt.

†) Auch nichtkatholische moderne Philosophen, wie Ed. v. Hartmann, suchen übrigens mit der Vernunft in das Gebiet des Überweltlichen einzudringen.

wenigstens nicht mehr“ auf dem Katheder „öffentlich sagen, dass man sie dafür halte“ (s. o. Paulsen). Erkennt aber andererseits die Vernunft ihre wahren Grenzen*), über die sie in Wirklichkeit in ihrem speculativen Denken nicht hinaus kann, an, und nimmt sie freudig aus der Hand Gottes die historische Thatsache der Offenbarung, die nothwendigerweise Unfehlbarkeit beanspruchen muss, — sonst gienge sie eben nicht über die Grenzen des natürlichen Wissens hinaus, — anstatt sie abzulehnen, so erklären die Vertreter der autonomen Vernunft, das sei Denkunfreiheit!

Es wird ja niemand in dieser Welt gezwungen, die Thatsache der Offenbarung anzuerkennen, aber er sollte doch den nicht denkunfrei nennen, dem sie eine Gewissheit und eine Evidenz geworden ist.

„Auch bei der überzeugendsten Beweisführung bleibt es“ sagt Schell**) „die Aufgabe der Seele, die Schlussfolgerung aus den Gründen in ihrem Urtheil oder Entschluss mit der Kraft der Selbstbestimmung zu vollziehen. Darin liegt ein Charakterzug des Geistes gegenüber der Naturgewalt des sinnlichen Urtheilens und Begehrens.“

Diese Zustimmung zur Wahrheit und ihren Gesetzen ist nun eine um so freiere, je höher diese Wahrheit in das Gebiet des Metaphysischen hineinreicht; die Zustimmung zu den Thatsachen und Beweisen der Mathematik ist eine allgemeine; auch zu den Gesetzen der Logik ist sie bei allen ernst zu Nehmenden unbedingt: Die höchste Wahrheit, die Religion, fordert die freieste Zustimmung.

Der katholische Gelehrte zwingt also niemanden, dass er seine auch wissenschaftlich gerechtfertigte Glaubenserkenntnis, die Wahrheit der katholischen Kirchenlehre, annehme***); wohl aber verlangt er auf Grund seiner Forschungsfreiheit — die mindestens ebensogroß, wenn nicht größer ist als die eines Haeckel, wenn er sich der Weltanschauung des Darwinismus †) unterwirft — nicht nur die praktische Gleichberechtigung auf den Universitäten — die ihm Paulsen in nicht gerade Hochschätzung verrathender Weise zubilligt ††) — sondern auch die theoretische. Der Widerspruch einer Reihe von

*) Vgl. Ehrhard a. a. O., S. 269.

**) Das erkenntnistheoretische Problem (Philos. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, 1901, S. 134); s. a. Philos. milit. S. 56.

***) Diese Erkenntnis ist wissenschaftlich gerechtfertigt, weil das Dasein Gottes, die Thatsache der Offenbarung und die Stiftung einer unfehlbaren Kirche auch durch die Vernunft erwiesen werden kann.

†) Zur Frage, ob sich überhaupt auf naturwissenschaftlicher Grundlage eine Weltanschauung aufbauen läßt, vgl. H. Rickert, „Naturwissenschaftliche Weltanschauung?“ Lotse, October 1901, S. 5 ff.

††) S. o. S. 402, Anmerkung.

Professoren dagegen ist ein Act der Intoleranz, wie er im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr vorkommen dürfte. Es ist die Wiederauffrischung jenes verderblichen Grundsatzes des protestantischen Cäsareopapismus „Cuius regio, illius et religio“ auf wissenschaftlichem Gebiet.

Sollte man von gegnerischer Seite aus confessioneller Voreingenommenheit unserer Beweisführung nicht zustimmen können, so gestatte man uns noch folgende Begründung, die schon gelegentlich angedeutet wurde:

Obwohl die logische Möglichkeit von niemandem bestritten werden kann, dass die katholische Lehre Wahrheit ist oder wenigstens Wahrheit enthält, so ist es thatsächlich dem sogenannten „freien Forscher“ nicht erlaubt, sich von dieser Wahrheit — ohne nach der Ansicht der nichtkatholischen Gelehrten diesen Anspruch zu verlieren — zu überzeugen, obwohl er doch damit nichts anderes thäte als Haeckel, der sich von der Hypothese des Darwinismus überzeugte. Es gibt also thatsächlich ein Gebiet, auf dem der „freie Forscher“ nicht frei forschen darf; und doch versagt er unter der gleichen Begründung dem katholischen Forscher die Gleichberechtigung.

Was uns von Paulsen trennt, ist, neben unserm Forschungsergebnis von der Wahrheit der katholischen Kirche, die innere Hingebung an die Wahrheit, Sicherheit und Unumstößlichkeit dieses Ergebnisses und der daraus entspringende, ständige spontane Willensact, die Lehre der Kirche als wahr anzunehmen, und die Liebe zur Kirche.

Wer diese innere Überzeugung nicht hat, wer nicht inne geworden, dass „diese Lehre von Gott sei“,*) wird sich allerdings in diese Weltanschauung nicht versetzen können, aber ihre Vernunftgemäßheit und Consequenz sollte ein Philosoph nicht bezweifeln.

Für den Katholiken ist die Pilatusfrage, welche die „freie Forschung“ wieder aufgeworfen hat, für das Gebiet des Glaubens durch die Worte Christi gelöst: „Ich bin dazu geboren worden und bin dazu gekommen in die Welt, damit ich Zeugnis gebe der Wahrheit. Jeder, der aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme.“ (Joh. 18, 37.) Eine Thorheit ist dem Katholiken das Wort Lessing's, womit dieser die Wahrheit aus Gottes Hand ablehnt: „Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ Religion ist dem katholischen Christen das Ruhen in der Wahrheit: „Und ruhelos ist unser Herz, bis es ruhet in Dir, o Gott“ (St. Augustin).

Da diese Wahrheit eine ewige ist, so schließt sie das beständige Streben nicht aus, das den Genuss des Forschers bildet und das dem Katholiken

*) Joh. 7. 17.



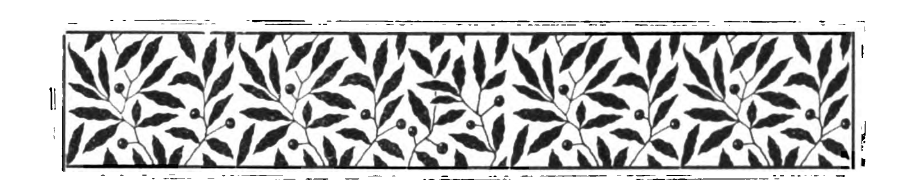
keineswegs fehlt. Auch die Ewigkeit bietet diesen Genuss immer tieferen Eindringens in das Wesen der Dinge und ihrer Gesetze ebenso wie in das Wesen ihres Schöpfers, nur ohne die Möglichkeit, auch nur in Nebensachen zu irren, ohne dass dadurch der Freiheit Eintrag geschähe.

Paulsen muss, um sich die Werte zu wahren, die das Christenthum der Menschheit aufgeschlossen und geprägt hat, damit er als edler Mensch das Leben lebenswert finden kann, seine Philosophie im Stiche lassen und sagen: „So wie die Dinge wirklich stehen, bei dem heillosen Dunkel, in dem uns jede speculative oder empirische Untersuchung über die Beziehung der Wirklichkeit zu dem, was wir allein als letzte Güter anerkennen können, lässt, kann die Entscheidung für die Annahme der Abhängigkeit des Wirklichen vom Guten nur in der Weise geschehen, dass wir, von unserem wesentlichen Interesse geleitet, sagen: Und trotz all dieser Unzulänglichkeit glaube ich an einen Sinn in den Dingen, an eine Macht des Guten als letzten Grund der Welt." (a. a. O. S. 58.) Diese Worte machen dem Ethiker Paulsen alle Ehre, beweisen aber, dass der Weg der autonomen Vernunft nicht zureicht, um philosophisch annehmbare Resultate zu gewinnen.

Für dieses Linsengericht des Skepticismus wird der Katholik sein Erstgeburtsrecht nicht hingeben. — Paulsen sieht sich, von seinem „wesentlichen Interesse geleitet", gezwungen, den Act seiner Vernunft durch einen Act seines Willens zu ergänzen, um das Welträthsel wenigstens individuell zu lösen; der Katholik greift freiwillig zu dieser Ergänzung: er glaubt, weil es vernünftig ist, zu glauben, dass nicht nur eine Wahrheit, sondern auch ein Urheber dieser Wahrheit existiert, der uns zugleich deren Bürge ist. Für den Katholiken baut sich der Glaube auf dem Wissen auf, und beide durchdringen sich in ihren Grenzgebieten zur vollen Harmonie.*) „Was von Gott kennbar ist, das ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart; denn das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit," (Röm. 1, 19, 20) und der Apostel fügt hinzu: „so dass sie keine Entschuldigung haben."

*) Das ist der Sinn der »Philos. milit.« S. 27 erwähnten Encyklika Pius IX. in der Paulsen nur Autoritätsgelüste sieht!





# Franz Eichert.

Studie von E. M. Hamann.

„Eichert!" Das erinnert im Klang an den deutschesten Baum, und wie ein solcher, in Sturm und Stille, ist mir der Träger dieses Namens, seit ich ihn kenne, erschienen. Nur drei Gedichtsammlungen liegen bis jetzt von ihm vor, und sie bezeichnen ebenso viele Hauptstadien in seiner Entwicklung. Zuerst „Wetterleuchten".*). Ich habe es neulich wieder in einem Zuge gelesen, aber ich will's nur gleich gestehen: mit keineswegs ungetrübtem Genuss. Denn ich bin eine friedliebende Natur, und in diesem Büchlein braust und blitzt es wie um die Wipfel des Waldesriesen im Wirbel des Orkans. Doch hätte ich nichts bis dahin von Eichert gewusst: es wäre mir jetzt klar geworden, welch hervorragendes Talent sich hier kund thut.

Schon die „Zueignung" ist bezeichnend für das Ganze: nach meinem Geschmack zu lang, in der ersten Hälfte sogar etwas matt, aber dann anschwellend, bis die drei letzten Strophen mächtig fortreißen:

Wenn das Reich der neuen Hunnen
Wird in Flammen untergehn,
Werden meiner Lieder Runen —
Ja, ich fühl's — entsiegelt stehn;

Werden sie mein Volk geleiten
Wohl auf Golgatha hinan,
Aber auch voran ihm schreiten
Auf des Sieges Sonnenbahn;

Werden sie wie Donner schmettern
Ihm vom Grabe dann den Stein
Und ein Blitz aus Gottes Wettern
Auf das Haupt der Wächter sein!

So ist das Büchlein selbst als Kunstwerk nur theilweise berechtigt. — Die vier Abtheilungen: „Zu Kampf und Sieg!", „In Wehr und Waffen!", „Mich erbarmt des Volkes!", „Gott, Kaiser, Vaterland!" deuten das Gepräge der Sammlung an. Das social=politisch=religiöse Moment liegt dieser flammenzuckenden Streitschrift in gebundener Sprache zugrunde. „Ich singe, wie mir's ums Herz ist", heißt es in der Vorrede. „Der die Herzen der

*) Wetterleuchten. Gedichte von Franz Eichert. Wohlfeile Volksausgabe. (Im Buchhandel derzeit vergriffen, eine neue (9.) Auflage soll im Herbste d. J. erscheinen.

Menschen lenkt, hat aus mir einen Sänger des Schwertes gemacht. Wer heute vom Frieden singen will — ich rechte nicht mit ihm. Jeder nach seiner Weise!" Von seinem „Liede" aber sagt er in der „Zueignung":

Und zu feiger Schande Schrecken
Soll es eisenklirrend gehn,
Heuchlermasken, die sie decken,
Stürmend ihr vom Haupte wehn.

Das Goethe'sche Wort: „Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!" hat die allgemeine Meinung längst als auch für die Kunst nicht stichhaltig befunden. Wo bliebe sonst die poetische Anregung zur Gottes-, Herren- und Vaterlandsminne innerhalb der Politik? Schlimm genug, wo man in dieser solche Factoren wegleugnen will; noch schlimmer, wo man's darf und muss. Die christlich-sociale Partei Österreichs, der Eichert angehört, wird dies selbstverständlich nie wollen, dürfen noch müssen. Und nicht sie allein wird einen Theil von „Wetterleuchten" auf den Boden ganzwertiger Poesie stellen. Doch nur den kleineren Theil. Das zum geflügelten Worte gewordene Urtheil Keiter's: „In schwungvolle Verse gebrachte Leitartikel" geht auf die größere Zahl der Serie. Letztere mag als packendes Agitationsmittel immerhin bestehen bleiben, aber nur in der „Wohlfeilen Volksausgabe": durch sie mag dieser christliche Freiligrath auch ferner die Empfänglichen unter den politisch Interessierten herüberziehen zur Einsicht, Ordnung, Gläubigkeit. Aber die vom künstlerischen Standpunkte aus als Perlen auszusondernde Reihe der Gedichte sollte nochmals in eine Eichert'sche Sammlung, und zwar zu Anfang der zweiten: „Kreuzlieder", aufgenommen werden. Erst dann könnte man ihr volle Anerkennung zollen und verschaffen, erst dann ihrem ideellen Gehalte auch praktisch durchaus gerecht werden. Zu diesen „Perlen" zähle ich vor allem das einleitende „Maria vom Siege" mit der zündenden ersten, fünften und letzten Strophe:

Die Hand, ihr Brüder, und schließet den Bund,
Lasst lodern der Herzen Flammen!
Es rufen zum Kampfe mit hellem Mund
Die Hörner schmetternd zusammen.
Es naht der letzte, entscheidende Streit —
Hoch weht das Banner der Lüge
Im Sturmeswettern der wilden Zeit:
Maria, führ' uns zum Siege!

— — — — — — — — — — — — —

Heraus, heraus denn aus dumpfer Nacht,
Drin leidend und weinend wir lagen!
Es brennt der Morgen in gold'ner Pracht,
In den Geistern beginnt's zu tagen.
Die Herzen erwachen stolz und kühn
Und pochen laut nach dem Kriege,
Dem heiligsten, welcher ein Schwert ließ glühn:
Maria, führ' uns zum Siege!

— — — — — — — — — — — — —

Ihr Brüder, mit Hand und Herz und Mund
Gelobt es der Lieblichen, Reinen:
„Du Herrin des Sieges, wie Felsengrund
Im Kampfe stehen die Deinen!“
Drum die Herzen hoch und hoch das Panier,
Dass es walle, leuchte und fliege:
Und siegen wir nicht, nun — so sterben wir! —
Maria führt doch zum Siege!

Nicht ganz so unmittelbar, aber ebenfalls sehr wirksam ist das nächste: „In eilfter Stunde“ mit dem aufrüttelnden Mahnruf: „Wach auf, mein Volk! Ein neuer Tag beginnt!“ und dem prophetischen Schlusswort:

Er, welcher wandelt auf der Zeiten Wege,
Er, der den Elementen einst gebot,
Er ist mit dir in deinem bittern Streite:
Blick' auf zum Himmel, blicke aus ins Weite —
Dort flammt der bessern Zukunft Morgenroth!

Diese unerbittlich klare Erkenntnis der gegenwärtigen Nothlage, dieser feste Wille zum Guten und diese unerschütterliche Hoffnung auf ein kommendes allgemeines Excelsior sind Hauptmerkmale der Kampflyrik Eichert's wie seiner Dichtung überhaupt. Einen ergreifenden Ausdruck davon finden wir unter anderem in „Nicht verzagen“, „O Herr, verhüll' Dein Haupt!“, „Die Ankunft des Herrn“, „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“ und im prachtvollen „Ein Name“:

Ja, ich sehe schon das hohe, königliche Banner ragen,
Und es wird den siegbewährten heil'gen Namen Jesus tragen;
Seh' es hoch zum Siege fliegen und die Feinde überdauern:
Was ich sehe, macht mich jubeln, was ich sehe, macht mich schauern,
Denn ein Meer von Blut und Thränen, menschenmordender Geschicke,
Ach, der Zukunft große Walstatt überbrücken meine Blicke,
Um an einem friedensfrohen, holden Eiland still zu landen,
Wo im größten aller Namen alle Völker froh sich fanden.

Wir sehen: Eichert ist durchglüht vom Christusglauben, und diesem feurigen Ausdruck zu geben, wurde selten einem anderen in gleicher Weise verliehen wie ihm. Nur schade, dass er wiederholt durch seinen Eifer, das gewählte Thema allseitig in das hellste, eindringlichste Licht zu setzen, sich unpoetischer Längen schuldig macht. Zuweilen brauchten wir einem Gedichte nur ein paar oder gar die Hälfte der Strophen zu streichen, und es wäre vollkommen in seiner Art, während es in der jetzigen Fassung ermüdend, manchmal sogar peinlich wirkt. So bei „Das Kreuz“, „Alle Mann an Bord!“, „Was wir hassen!“, „Was wollen wir?“. Aber unverkürzt, just wie sie sind, bleiben in voller Kraft und Schönheit bestehen: „Wir wollen wieder Christen sein!“, „In Jesu Namen!“, „Christkind kommt“, „Rettet eure Kinder!“ und das wie donnernde Meerflut daherwogende „Gerechtigkeit!“, dieser gewaltige, an das Beste von Thomas Hood, Freiligrath, Ada Christen und Ada Negri erinnernde Tubaruf für das Recht der enterbten Massen:

Hört ihr's? — Hört ihr das Grollen dumpf?
Irrlichter huschen, es brodelt der Sumpf,
Fahl zuckt am Himmel und gräbt sich ein
In schwarze Wolken der Wetterschein.
Und seht ihr nahen den finsteren Schwarm?
Gedrängt, verschlungen Arm in Arm,
Und Aug' an Auge, wie Brand an Brand,
Viel tausend Gedanken, doch eine Hand.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Was willst du, schwaches und feiges Geschlecht,
Des schnöden Mammons gedungener Knecht,
Noch schwatzen von Freiheit und gleichem Recht?
Liegt nicht die Arbeit in Schmach und Ketten?
Sprich, wer befreit sie? Wer will sie retten?
Sprich, wer aus den alles verschlingenden Fluten
Der Lüge, den alles verzehrenden Gluten
Der Lüste wird jenen, die weinen und bluten,
Die freien Gottesrechte erstatten —
Das Beste, was unsere Väter hatten?
Statt Geben ist Nehmen Sitte geworden,
Die lüsternen, prunkenden Räuberhorden
Sind heute Sieger im großen Streit;
Doch unten bäumt sich zertretnes Leid,
Und horch — wie die Arbeit im Lumpenkleid
Das Passwort der Unterdrückten schreit:
„Gerechtigkeit!"

Und neben dieser Orkan-Lyrik ein paar Blüten balladenartiger Dichtung: „Der Fahnenträger", „Die Vedette", eine holde Blume der Marienminne: „Maiengruß" und die erschütternden Buß- und Trostlieder: „Getrennt von Gott", „Doppelter Frühling", „Nun ist es gut". Denn nicht immer stand Eichert, wo er jetzt steht. Dies führt uns auf sein Leben:

Franz Eichert wurde am 11. Februar 1857 im Gebirgsdörfchen Schneeberg, auf der böhmisch-sächsischen Grenzmark, geboren. Sein Vater war gräflich Thun'scher Revierförster; in dem stillen Waldhause herrschte auf positives Christenthum gegründetes Familienglück. Der Knabe absolvierte die heimatliche Dorfschule, die Tetschener Hauptschule und die Leitmeritzer Realschule. Während des Besuches der letzteren zog ihm seine unnatürlich gesteigerte Frömmigkeit den Ruf oder auch den thatsächlichen Zustand einer Gemüthskrankheit zu, infolge dessen er auf ein Jahr zu den Eltern heimkehren musste. Damals lernte er Elise Polko's anthologische „Dichtergrüße" kennen und verdankte ihnen die erste bewusste poetische Anregung. Mitten in die wieder aufgenommenen Studien und Pläne für ein künftiges Ordensleben fiel der Tod seiner Mutter. Der Jüngling zeigte sich, verzeihlicherweise, noch nicht reif für den Heilseinfluss der Prüfung, die, nach dem Geständnisse des Mannes, zum Ausgangspunkt einer großen

Veränderung für ihn wurde: „Sei es, dass ich das Vertrauen verlor, weil meine Gebete um die Genesung der lieben Mutter nicht erhört worden waren, oder wie immer: kurzum, ich fieng an, meinen geistlichen Freund in Leitmeritz zu meiden, den Empfang der heiligen Sacramente zu vernachlässigen und mich dafür an glaubenslose Freunde anzuschließen.“

Er erwarb sich ein glänzendes Reifezeugnis, besuchte in Wien das Polytechnikum und gab sich dem neuen Leben: dem des Weltkindes, hin. Da starb sein fürsorgender Vater, und der Hochschüler war „gewesen“. Ein bereits unabhängiger Bruder in Wiener-Neustadt nahm ihn bei sich auf. In diesem Zwischenstadium der Unthätigkeit mögen sich die Ansätze zur Wiedergeburt in ihm gebildet haben. Letztere vollzog sich nach seiner Anstellung als Eisenbahnbeamter in Schreckenstein bei Aussig an der Elbe (1891) und seiner vorhergehenden Vermählung mit einem armen Mädchen. Es ist ein sprechendes Zeichen für die Charakterstärke Eichert's, dass er in dem nun folgenden heißen Ringen um die Existenz seiner Familie (er ist jetzt Vater von acht Kindern) sich die stetig wachsende Liebe und Ehrfurcht für sein Heimglück bewahrte: in erster Linie für diejenige, die den Kampf ums Leben im Bunde mit ihm aufgenommen hatte. Das nicht dichterisch, aber ethisch hochstehende „Nur Du“, das stimmungsvolle „Was kann ich Deiner Seele geben“, vor allem das unmittelbare „Hand in Hand“ (sämmtlich in „Höhenfeuer“) stellen nicht nur seiner Gattin, sondern — unbeabsichtigt — ihm selbst ein Ehrenzeugnis seltener Art aus:

— — — — — — — — — — —

Der Frauenminne echtes Gold,
Mir grub's das Leid aus deinem Herzen,
Mein treues Weib, in Freud und Schmerzen
Mir wie der erste Lenztag hold.
Als Tag auf Tag vereint uns fand
Im stummen, thränenlosen Leiden,
Da schmiedete der Schmerz uns beiden
Zu ew'gem Bunde Hand in Hand.

— — — — — — — — — — —

Mein treues Weib! Wie lieb' ich dich,
O lass' mich deine Hand ergreifen,
Die, ach, so schwer geschafft für mich!
Und deines Scheitels Silberstreifen,
Der, ach, im Schmerz um mich gedieh,
Und deiner klaren Stirne Falten,
Die eingrub treuer Sorge Walten —
Voll scheuer Ehrfurcht küss' ich sie.

Komm her und lass' uns Hand in Hand
An der geweihten Stelle stehen,
Wo du versprachst, ins ferne Land
Als Treugespiel mit mir zu gehen.
Bald winkt uns ein noch fern'res Land —

Ich will's an deiner Hand erreichen.
Dort winkt das Kreuz — der Heimat Zeichen.
Wir gehn hinüber — Hand in Hand!

Nach Znaim in Mähren versetzt, trat er mitten in die christlich-sociale Bewegung. 1893 erschienen dann seine bisher verstreut herausgegebenen Gedichte in der oben gekennzeichneten Sammlung „Wetterleuchten". Der Titel ist charakteristisch für das aufziehende sociale Gewitter, nicht für die Wirkung des Büchleins, dessen Inhalt wie ein Donnerschlag in das Gewissen des österreichischen katholischen Volkes fuhr. Nach kurzer Zeit erfolgte eine Massen-Neuauflage, die bald in 7000 Exemplaren verbreitet wurde.

Der Name Eichert war sozusagen zum Parteiruf geworden, und seinen Träger wollte man jetzt im Knotenpunkte der österreichischen politischen Interessen sehen: man zog ihn nach Wien, wo er die Redaction des „Volksblattes für Stadt und Land", des Familienblattes „Der Pilger" und des „St. Josephs-Sendboten", sowie zweier Kalender besorgt. Viel lastende Arbeit: ob auch viel materieller Lohn? Ich fürchte, auf diese Frage würde der tapfere Kämpe nur ein müdes Lächeln zur Antwort haben. Traurig genug, dass das „katholische Österreich" bis jetzt einem Manne wie diesem keinen anderen Wirkungskreis — sagen wir's rund heraus: keine Möglichkeit zur freien Ausübung seines eigentlichen Berufes zu schaffen vermochte*). Den Redacteur Eichert kann wohl ein anderer ersetzen, den Dichter nicht. Und gerade dieser wäre jetzt, wenn unabhängig, mehr als je ein persönlicher Factor in der dortigen Kulturentwicklung. Was diese geistige Kraftnatur zu leisten vermöchte außerhalb der ständigen Druckatmosphäre des Redactions-Bureaus, beweist die einfache Thatsache, dass sein großes Talent nicht verkümmert, sondern im Aufschwung begriffen ist, trotz Tagesfrohne und geschwächter Gesundheit.

1899 veröffentlichte er die „Kreuzlieder"**), ein Goldschnittbändchen von 81 Seiten, aber von welcher Kernfülle des Inhalts! —

Der Jammer und die Noth, der blinde Hass und die Thorheit ringsum hatten dem Sänger zuerst die Parteifahne in die Hand gedrückt; nun legte er sie nieder, ergriff das Kreuz, hielt es hoch in der Linken, die Rechte aber umklammerte, wie zu Anfang, das Schwert. Glich er im „Wetterleuchten" einem feurig dahinstürmenden Jüngling, ohne Acht auf die Hindernisse und Grenzmarken seiner Bahn: hier ist er der besonnene, gefestigte, wegsichere Mann, der mit concentriertem Bewusstsein auf sein Ziel zuschreitet. Und dieses ist nichts anderes als (um mit P. A. Pöllmann zu sprechen) „der Mittelpunkt der Weltgeschichte, die einzige erfüllungssichere Hoffnung aller Adamskinder, das verbindende Mittelglied zwischen Himmel und Erde, das ewige Denkzeichen der größten Gottesthat": der Lichtbaum des Lebens auf Golgatha. Sein Glanz strahlt bis in die Tiefen der Dichterseele, klärt das Dichterauge, durchleuchtet und läutert das

*) Der Gerechtigkeit halber betonen wir, dass Eichert vom k. k. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht 1899 einen litterarischen Preis und dass er 1900 das Stipendium der Schwestern Fröhlich-Stiftung für hervorragende schaffende Talente auf dem Gebiete der Litteratur erhielt.

**) Stuttgart und Wien, Josef Roth'sche Verlagshandlung; 1901 zum zweitenmale aufgelegt.



Dichterwort, dass es nur selten noch dem Parteihader, desto wuchtiger aber dem heiligen Kampfe um Gottes und seiner streitenden Kirche Recht sich leiht. Nicht als ob der „Künstler“ schon immer auf der Höhe stünde: auch jetzt noch findet sich Übermaß, Rauheit, Rhetorik und Reflexion. Aber im Ganzen offenbart sich doch ein bedeutender Fortschritt. Nicht zuletzt dankt Eichert diesen seiner männlichen Demuth: für sich selbst will er nichts, aus sich selbst kann er nichts, in sich selbst sucht er nichts als das Mangelhafte seiner Kunst, — das andere an ihr gehört Gott:

— — — — — — — — — — —

Mein Herz ist nur des Ew'gen Harfe,
Wenn es in Liedern glüht und brennt;
Der Misston nur, der schrille, scharfe,
Ist mein, der kommt vom Instrument!

— — — — — — — — — — —

Drum will ich keine Kränze haben,
Kein Lob für das, was doch nicht mein —
Sind meine Lieder Gottes Gaben,
Soll auch die Ehre — Gottes sein!

Und soll und darf und muss ich singen,
Dann brause, opfertodbereit,
Mein Sang ums Kreuz mit Sturmesschwingen
Als Kämpfer für die bessre Zeit!

Und diese bess're Zeit muss sich erfüllen — sein Tag!:

Mein Tag wird kommen! Nicht auf Lenzesflügeln,
Nicht Rosen werden kränzen seine Stirne,
Nein — sturmgeboren steigt er von den Hügeln,
Sein Feuerkuss zerschmilzt der Berge Firne.

Diese Gewissheit ist ihm tiefernste Mahnung, zugleich Hoffnung und süßer Trost, wenn das Erdenelend und — die Erinnerung an seine einstige Trennung von dem Höchsten ihn niederzudrücken droht (siehe „Maria“, „Jesus an die Seele“, „Auch Du!“). Doch seine Buße ist die der Kinder Gottes, denen das Heil in thatkräftiger, wahrhaftiger Heilands- und Bruderliebe beschlossen liegt.

O hätt' ich über die Herzen doch Macht
Und könnt' ich den Geistern gebieten!
O wäre mein Lied wie ein Schwert in der Schlacht
Und wie ein Frühling voll Blüten!

Stets wollt' ich es stimmen auf Sturm und auf Streit,
So lange das Kreuz nicht gerettet,
So lange die götzenanbetende Zeit
In Schmach und in Banden es kettet;

So lange der Hass noch die Liebe besiegt
Und Treue ein Spielzeug der Schranzen,
So lange das Banner der Lüge noch fliegt
Auf treulos verrathenen Schanzen;

So lange nur Habsucht am Webstuhl der Zeit
Das Rädergetriebe läßt sausen —
So lange die Welt sich dem Mammon nur weiht,
Soll Schlachtruf mein Singen durchbrausen.

So lange soll rufen mein Lied und mein Sang
Die gläubige Welt zu den Waffen,
Bald schmetternd und fröhlich, bald schaurig und bang,
Bis sterbend die Saiten erschlaffen.

Dann will ich, vom Banner des Kreuzes bedeckt,
Gern schweigen und ruhn mit den Müden,
Bis einst die Posaune den Schlafenden weckt —
Dann sing' ich, dann sing' ich den Frieden!

Denn er liebt ihn ja, diesen Frieden, wie er die Menschheit liebt, wie er den Glauben an deren Adel liebt, wie er das Kreuz und die ewige Liebe selber liebt. Der Kampf ist ihm freiwillig erkorene Pflicht, die Ruhe in Gottes Anschauung ersehnter Preis (s. „Vollendung"). Um ihn zu erringen, hält er Treue (s. „Ich bleibe fest", „Kreuzweg", „Kreuzesliebe"), schart die Gottesstreiter zusammen (s. „Zu den Waffen!", „Muthig und treu!", „Zeit und Stunde", „Unsere Fahne", „Ein Christ — ein Mann!"), trägt das Banner des allmächtigen Zwingherrn voran (s. „Kreuzeslob", „Die That!"), fleht in Todesnoth die Heilandshilfe herab (s. „Hilfruf"), richtet die Zagenden und Sinkenden auf (s. „Im Kampfe um das Kreuz", „Die Helden des Kreuzes", „O, fürchtet nichts!"). Und mitten im Schlachtengebraus schaut er die selige Vision (s. „Auferstehung"):

— — — — — — — — — — —
Da seh' ich die endlos lange Schar,
Die einstens der Sünde hörig war,
Vorüberwallen im lichten Schein,
Vom Blute des Lammes sind alle rein:
— — — — — — — — — — —
Ich sehe die Herzen nun wieder blühn,
Die Wahrheit durch Nebel der Lüge glühn
Ich höre ringsum die Botschaft gehn:
Der Glaube, der Glaube will auferstehn!
Es fliehn die Wächter, es rollt der Stein,
Es leuchtet im Grabe wie Himmelsschein;
Es faßt die Herzen ein Wunder an —
O komm, Erstandner, zeig uns die Bahn!
Ein Feuer die Geister all' durchbricht:
O unser König, führ uns zum Licht! —

Da schmilzt ihm das Herz, dem er bisher das „Werde hart!" gewähnt hat zuschleudern zu müssen, vor Liebe im gläubigen Erkennen der Urmacht der Liebe. Die zum Stoß erhobene Waffe entsinkt seiner Hand. Er wendet sich und verläßt die Walstatt (s. „Werde mild!"):

— — — — — — — — — — — — — — —

Müde bist du, schmerzumstürmter Streiter!
Sieh, hier steht ein Kreuz am Weg allein —
Deine Füße tragen dich nicht weiter,
Lege still dein Haupt auf diesen Stein!
Stürmisch Herz! Nun hast du Ruh gefunden,
Hast gekämpft, geirrt, und sieh', hier quillt
Wie ein Strom des Lichts aus Gottes Wunden
Friede, Liebe! — Herz, nun bleibst du mild!

Damit tönen die „Kreuzlieder“ aus: die feste Brücke zu Eichert's dritter Hauptstation ist geschlagen.

1901 erschien seine Gedichtsammlung: „Höhenfeuer“. Sie scheidet sich in sieben Capitel: „Sturmesharfen“ (mit dem wundervollen Ausklang „Zur Jahrhundertwende“), „Schreibende Hand“, „Licht und Dunkel“, „Sonnenstäubchen“, „Heimatlieder“, „Raute und Edelweiß“, „Des Liedes Weihe“. Ein Blick auf Anfang und Ende des Buches, und Eichert, wie wir ihn bereits kennen, steht vor uns: derselbe — und nicht derselbe. Wie einst trägt er das Heldenschwert, ist er ein Vorschreiter im Kampf, ruft er hinein ins Gewissen der Zeit. Aber sein Sang tönt doch anders: klarer, knapper, gewinnender, unmittelbarer als sonst. Das macht: die höchste Liebe hat ihn bezwungen ganz und gar, hat ihn gelöst von der Parteien Hader und eng vereint mit der urewigen Sache der Menschheit selbst, hat ihn hinüber geführt aus dem Getriebe der Tagesfehde in das Gebiet der reinen Kunst. Sie hat ihm das Herz mild gemacht: wenn auch das Lied des Grams und des heiligen Zorns noch oft, nun dunkel, nun schmetternd hell, aus seiner Brust in die unsere dringt. Aber auch andere Klänge mischen sich ein: leise, holde Melodien aus der Seele Heiligtum, die da zeugen von verborgenem Leid und seliger Lust, von Sehnen und Einssein, von süßem Ausruhen (s. „Rückblick“) in Ihm, der durch Natur und Menschen, durch Sturm und stilles Säuseln zu uns spricht.

Auch jetzt noch weht wohl ein Echo her aus früherer Zeit, ein verschwommenes oder farbenstrotzendes Bild, eine klingelnde oder schwerfällige Spracheinkleidung oder gar ein ganzes schwächliches Gedicht verletzt uns, wie das gedankenarme „Bleibe stehen“, das geschraubte „Friede“, das sentimentale „Sah dich jüngst im Garten gehn“. Auch jetzt noch drängt sich zuweilen die rhetorische Wucht auf, besonders im zweiten Haupttheil, wo Eichert, ein anderer Rückert, in „geharnischten“ Sonetten der Sündenwelt von heute ihr Mene Tekel prophezeit. Desto siegreicher steht die lautere Poesie in den folgenden Abschnitten auf: kehren auch die alten Themen wieder, so thun sie's in abgeklärterer Form und mit vertiefterem Gehalt. Zudem: der Ansturm des Unglaubens, des Hasses, des Trugs, der Hab- und Genussgier ringsum ist so groß, dass man es nicht nur begreifen, sondern begrüßen soll, wenn ein berufener Mahner seinen Scheide- und Weckruf unermüdlich hineinsendet in das tosende Gewirre. Wer aber wäre berufener als unser Dichter? Gewisser denn je fühlt er selbst sich bestätigt durch das Zeugnis von Oben (s. „Kampfgesang“):

Ich bin kein Höfling und kein Modedichter,
Gott weihte zum Propheten mich, zum Richter.
Ich frage nicht, ob ich den Lohn verfehle —
Ich künde, was mir wild durchrauscht die Seele.

Ferner in „Schwert und Harfe":

Gott gab mir die Harfe, Gott gab mir das Schwert
Der Freien, die männliche Rede;
Die Harfe entflammt und der Flamberg bewehrt
Den Geist mir zur heiligen Fehde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' meine Harfe für Wahrheit und Recht,
Um donnernde Lieder zu schlagen,
Entflammend ein kettengedrücktes Geschlecht,
Den Kampf um die Freiheit zu wagen.

Ich habe mein Schwert, um den heiligen Krieg
Mit Lüge und Bosheit zu fechten,
Ich habe mein Schwert, mit der Welt um den Sieg
Des Guten und Schönen zu rechten.

Und in „Polwärts":

Ihr Lieder, voran,
Zum Streite geschart,
Gott breche die Bahn,
Gott segne die Fahrt.

Euch brachte zum Blühn
Ein himmlischer Drang;
Die Woge soll glühn
Vom Wikingersang!

Empfindet er so seine Vollmacht den Forderungen und Schwankungen des Lebens gegenüber, so fühlt er sein Ungenügen, seine Kleinheit vor Gott. Die schwer errungene Mannesdemuth ist ihm treu geblieben (s. „Räthsel", „Die Perle", „Gebet", „Abendgebet", „Eins und alles", „Du bist ein Mensch" und das herrliche Motto S. 93). — Nur aus dem ewigen Urquell, von dem ein Tropfen sich in ihn selbst ergoss, schöpft er Streben und Kraft:

Gefunden.

Ich habe gar viel begonnen,
Kein Stück mir recht gelang:
Ich suchte des Glückes Bronnen,
Am Felsen mein Grabscheit sprang:
Hab lang gesucht und gesonnen —
Da wurde mein Sinnen Gesang.

Da wurde Gesang mein Sinnen
Und es gelang mein Stück;

Ich hörte den Bronnen rinnen
Und fand das gesuchte Glück;
Es rauschte der Seele Minnen
Zu Gott, zur Quelle zurück.

Daher seine nie erlöschende Sehnsucht nach Himmelsfrieden (s. „Friedensahnung", „Friedenssehnsucht", „Rettendes Licht", „Nur einmal möcht ich stille sein", „Ohne Ruh", „Ferne", „Vorüber", „Ahnung"); daher sein felsenfestes, durch keine noch so schwere Sorge, Entbehrung und Enttäuschung zu erschütterndes Vertrauen, seine erfüllungsichere, rückhaltlos hingegebene und beseligte Liebe zu Gott (s. u. a. „Verzage nicht — Gott weiß den Pfad", „Mehr Liebe"!); daher aber auch seine opferstarke Liebe zu den Brüdern:

Mitgefühl.

Ich will nicht wohnen im reichen Saal,
Wenn meine Brüder in Kellern wohnen,
Ich will nicht mehren die schlimme Zahl
Der satten Zehrer, der faulen Drohnen.

Ich will nicht ziehen in Sammt und Seid',
Wenn meine Brüder in Kitteln frieren.
Viel lieber will ich mein warmes Kleid
Als jemals mein warmes Herz verlieren.

Ich will nicht prassen in Lust und Schwall,
Wenn drunten verhärmte Waller irren,
Ich will nicht hören der Geigen Schall,
Wenn Flüche und Seufzer den Takt verwirren.

Ich will nicht sitzen steinern und blind
Im Glücke und Anderen lassen die Scherben —
Ich bin ein Mensch wie die andern sind,
Und will mit der Menschheit leiden und sterben.

Eben aus dieser Liebe zu dem Höchsten und zu den Verlassensten ersteht sein Mannesstolz den Thoren gegenüber, die nach dem Gewand den Träger beurtheilen („Ihr und ich!"), die „Bäche schwatzen" und als betrogene Betrüger das Joch feilen Goldes tragen und auferlegen (s. „Wir und Ihr!"):

Uns gilt das Mark und ihr die Schale;
Sie sieht das Kleid, wir sehn den Geist.
Ihr ist so wohl im dunklen Thale
Und uns, wo hoch der Aar nur kreist!

Und weil er weiß, dass nicht am Tande das Glück hängt, begnügt er sich mit kärglichem Lohn für unbezahlbares Segensschaffen:

Verborgen.

Ich will so wenig von der Welt,
So wenig von der Welt fürwahr,
Ein Stückchen Brot, ein schützend Zelt
Für mich und meiner Kleinen Schar.

Kein Festgeräusch und keine Lust
Bei tollem Spiel und goldnem Wein,
Auch keinen Stern für meine Brust —
Lasst mich allein! — Lasst mich allein.

Du liebe Stille! Selig lauscht
Dir athmend meine Brust und bebt;
Kein Lied, das mir die Welt gerauscht,
Hat meine Seele so belebt.

Diese Stille der Abgeschlossenheit von allem Oberflächlichen und Störenden, des inneren Sichauslebens, des sich Hineinversenkens in den Vorgeschmack der Ewigkeit: er findet sie im Verkehr mit Gott, mit den Seinen und — mit der Natur. Wie bei allen echten Dichtern, hängt sein Herz mit jeder Fiber an der Heimat und am Tempelfrieden der Allmutter, zu der wir gehören vom ersten bis zum letzten irdischen Augenblick. Mitten im hetzenden Leben ruft ihm der Muttersprache Laut die geliebte Scholle vor's innere Auge: „Rings der Wälder brausend Meer, klarer Himmel drüber her"; in der „Ruhe im Grünen", in der „Dämmerung im Walde" sucht er Vergessen für all des Treibens Mühen und Verlangen:

Die mir einst verheißend lachten,
Sterne in des Abends Grund,
Stillet mir der Seele Trachten,
Küsst mir jeden Wunsch vom Mund!

Bringt mir doch die ferne Weite
Näher in der Träume Bann,
Dass die Seele, die befreite,
Wie ein Kindlein schlafen kann.

Kleine, zarte Stimmungsbilder mit tiefer Natursymbolik steigen aus der Seele Gründen auf (s. „Sonnenuntergang", „Im Thale", „Abend", „Herbst", „Dämmerung"); das „Meer der Lenzeswonne", der „Nebel, wie ein endlos Weh", des Windes nun träumerische, nun wilde Weise, des Felsens „Schwurhand" im Tirolerland, der „eisige Bergeswall" des Hochgebirgs, des Sommeraufgangs „zitterndes Licht": sie alle reden ihm ihre unmittelbare Sprache. Und er nimmt diese in sich auf, befreit an ihrem Zauber die eigene bedrängte Brust und lässt sie wieder hinausklingen zur Freude, zum Trost, zur Ermuthigung für die, welche, wie er, Kreuzträger in Wahrheit und Freiheit sind und durch die Feueresse des Schmerzes hinüberschreiten zum ewigen Morgenroth. Wo immer sie seine Stimme, sein Lied vernehmen, da finden sie ihn selber ganz („Ich bin mein Lied"), und dieses Lied hat er ihnen und sich fürs Ewige bestimmt:

Mein Lied sei Leben, mein Lied sei Licht,
Nicht Kleben und Weben im Staube!
Und wenn einst die irdische Hülle zerbricht,
Dann sterben die Weisen, die Lieder mir nicht,
Dann jubelt sie ewig der Glaube!

Wahrlich, kein Wunder, wenn ein Mann wie dieser die Armut des Thränenthals mit erhabener Würde trägt: „Des Liedes stolze Gabe macht ganz allein mich reich!“ Das ist ein Reichthum, der auch andere Berufene weckt — jüngst erst hat's P. Ansgar Pöllmann in „Sonnenschein“ verkündet, was er Franz Eichert dankt: „Wenn ich in feuriger Garbe sprühe, Weißt Du, aus welchem Schlage sie stob“; das ist ein Reichthum, der Reinheit, Güte und Schönheit in sich trägt; der in stetem Werdegang immer mehr das Unvergängliche ansetzt und ausreift; der vom Born jenes Lebens, das Liebe heißt, stammt und zu ihm zurückkehrt; der die Welt besiegt und die Zeit überdauert:

Mein Lied ist alles oder nichts:
Ein Hauch zerbrichts —
Und doch an seinem luft'gen Kleid
Zerschellt die Zeit.

Ich glaube, dass in meinem Lied
Der Odem zieht
Des Geistes, der da nimmt und gibt
Und ewig liebt.

Die Stunde kommt, da der Ruhm Eichert's von Gau zu Gau, wo deutsche Zunge klingt, getragen wird. Möge dann nicht zugleich die Scham aufstehen müssen mit der schweren Anklage: Der Besten Einen hieltet ihr geschmiedet ans Joch; nun ist es für seine Befreiung — zu spät!





# Die Philosophie der Astronomie.

Von **Aloys Müller.**

(Schluss.)

Wenn wir auch so die Behauptungen für die Endlichkeit des Weltalls zurückgewiesen hätten, so haben wir doch damit die Unendlichkeit noch nicht erwiesen, und ich glaube auch, dass sie sich schwerlich beweisen läßt. Solche Probleme kann man höchstens wahrscheinlich machen, und auch da spielt noch viel Subjectives mit hinein. Mir scheint für die Unendlichkeit folgender Grund zu sprechen.*) Fassen wir das Weltall als endlich, so müsste sich im Laufe der Zeit der ganze Äther als Gas in den leeren Raum zerstreuen, da ihn ja nichts an der Ausbreitung hindert, mag man seine Grenzen auch noch so weit über den von den letzten Himmelskörpern eingenommenen Ort hinausdenken. Allerdings bliebe noch eine Möglichkeit offen, die nur bei einer gewissen Wendung der mechanischen Naturauffassung ausgeschlossen wäre, nämlich die, dem Äther eine unendliche Ausdehnung zuzulegen, die Summe der Himmelskörper aber endlich zu fassen. Aber das klingt höchst sonderbar. Beidemale gilt übrigens noch ein anderer Gedanke, den Liebmann (Zur Analysis der Wirklichkeit) einmal ausspricht: „Ein so abenteuerlicher Luxus der Weltvernunft mit den unendlichen Leeren und Öden, bei so schmählichem Geiz mit dem raumerfüllend Realen, wäre gewissermaßen unvernünftig."

Mag man eine Anschauung wählen, welche man will, auf jeden Fall ist auf derselben Basis der physikalischen Lehren, auf der sich irgend eine Unendlichkeit bei den beiden Möglichkeiten aufbaut, auch die Unendlichkeit des Raumes begründet. Trotzdem wir nun vollständig die Art des Philosophierens, die aus dem Begriff der Zahl o. ä. die Unendlichkeit des Raumes als falsch darthun und von hier aus auch die Endlichkeit des Weltalls folgern will, als übereilt und als einen Rückstand ontologistischer Ideen verwerfen, soll der speculative Einwand doch berücksichtigt werden, weil er bei uns geläufig ist und weil er uns hier ein auffälliges Beispiel für die Correctur der Philosophie an der Naturwissenschaft bietet. Der Einwand lautet: Es kann gar nichts actual Unendliches, zumal keine actual unendliche Zahl von Dingen geben, weil ich mir zu allem, sei es nun reell getheilt oder ideell theilbar, Theile hinzu-

*) Eine Abschwächung desselben wird später angedeutet.

denken oder solche wegnehmen kann; das Weltall besitzt also schon sicher eine endliche Ausdehnung, den Raum können wir nun zwar nicht als endlich fassen, wir sagen darum, er sei potential unendlich, das heißt, wir müssen seine Grenzen immer weiter hinausschieben.

Diese Ausführungen leiden an unklarem philosophischen Denken und bekunden Unkenntnis der Mathematik. Es ist doch über allem Zweifel erhaben, dass es in Wirklichkeit nur actual Unendliches und Endliches geben kann.

Es scheint folgendes gegen uns zu sprechen: denken wir uns das Weltall plötzlich verschwunden mit Ausnahme der Erde, so würde dieselbe sich, wie aus dem Trägheitsgesetz folgt, in gerader Linie in infinitum weiterbewegen; diese Bewegung ist, so sagt man, potential unendlich. Das ist ein classisches Beispiel dafür, welch ein Unfug mit philosophischen Begriffen getrieben wird. Thatsächlich ist die Bewegung, das ist die Schnelligkeit oder der zurückgelegte Weg oder was man auch immer darunter verstehen will, in jedem Augenblick eine endliche, und darauf allein kommt es hier an; überhaupt ist nichts Unendliches dabei im Spiele, das infolge seines Wesens irgend eine unendliche Wirkung hervorbringen könnte, einfach deshalb, weil überhaupt nichts Reales dabei im Spiele ist als lediglich die Indifferenz des Körpers gegen jeden Ort im Raum. Gerade an diesem Beispiel sieht man klar, dass das potential Unendliche nichts weiter ist, als eine logische Beziehung, in die unser Verstand das Endliche zum actual Unendlichen setzt, oder die Beziehung, in die unser endlicher Verstand zum actual Unendlichen tritt. Wir können eben etwas actual Unendliches nicht fassen und bedienen uns eines derartigen Hilfsbegriffes. Es ist aber durchaus unberechtigt, ihn nun in die Wirklichkeit zu übertragen. Hat der Raum eine Grenze, dann ist er endlich, hat er keine, dann ist er actual unendlich. Jede Grenze aber als solche ist eine Grenze *im* Raum, nicht eine Grenze *des* Raumes, also kommt man nicht daran vorbei: der Raum muss actual unendlich sein.

Da man sich so sehr darauf steift, dass es keine actual unendliche Zahl geben könne, so kann man ja einmal auf die Wirklichkeit hinweisen. *Gutberlet* zieht in seiner „Metaphysik" als ein sehr gutes Beispiel die Zahl $\pi$ heran. Dieselbe ist *für uns*, um den irreführenden Ausdruck nochmals zu gebrauchen, potential unendlich, das heißt, wir können rechnen, so lange wir wollen, wir kommen niemals an ein Ende. Aber, um noch einmal unsere obige Erklärung des potential Unendlichen zu rechtfertigen: *wir* haben doch stets nur ein Endliches, mögen wir auch noch so weit rechnen. Wie aber wird sich die Zahl Gott repräsentieren? Gott kennt doch alle ihre Stellen, für ihn ist also die Zahl doch actual unendlich, also *ist*

sie doch auch thatsächlich actual unendlich, wenn auch wir mit unserem endlichen Verstande alle Stellen nicht fassen können.

Der ganze Einwurf von der Unmöglichkeit einer actual unendlichen Zahl beruht meistentheils auf der Annahme, dass alle Unendlichkeiten einander absolut gleich seien. Dass diese Annahme nicht richtig ist, kann man leicht zeigen. In dem Raum von 1 $cm^3$ sind doch sicher (actual-)unendlich viele mathematische Punkte vorhanden, in dem Raum von 1 $m^3$ desgleichen. Wenn also alle Unendlichkeiten einander gleich wären, müsste der Raum von 1 $cm^3$ gleich dem von 1 $m^3$ sein, was offenbarer Unsinn ist. Im übrigen lässt sich streng mathematisch die Existenz von actual-unendlichen Zahlen nachweisen. Cantor's Verdienst ist es, dies gethan zu haben, nachdem bereits manche Philosophen vor ihm, zum Beispiel Leibniz, den Irrthum zurückgewiesen hatten, als ob actuale Unendlichkeiten eine absolute Gleichheit besitzen müssten.

2.

Dieser zweite Abschnitt soll die Lehren behandeln, die eine astronomische und eine philosophische Seite besitzen.

Als classischer Typus derselben sollte eigentlich der Panpsychismus hier stehen, der eine äußere und eine innere Seite im Weltall unterscheidet, eine äußere, die wir in der Astronomie erfassen, eine innere, die Bewusstsein hat, Geist ist; der das Materielle im Weltall als Unterlage, als Mittel für Empfindungen und Denken fasst und sich infolge der Unmittelbarkeit, mit der uns ausschließlich materielles Wirken im Raume gegenübertritt und die seinen Schlüssen zu widersprechen scheint, gern mit der psychologischen Theorie des psychophysischen Parallelismus verbindet. Wir wollten die Lehre gern besprechen, wenn sie nicht den einen Fehler hätte, keine Philosophie, sondern Phantasie zu sein. Da aber so namhafte Denker wie Fechner in seinem „Zend-Avesta“ und Paulsen in seiner „Einleitung in die Philosophie“ ihr das Wort reden und sie neuerdings viele Anhänger findet, so sei sie wenigstens hier erwähnt, während wir uns eine eingehende kritische Besprechung derselben, speciell in Bezug auf ihre Darlegung in den eben genannten Werken, für eine spätere Arbeit vorbehalten.

Wenn wir uns auch vom Panpsychismus und seiner Geistzauberei fernhalten, so dürfen wir doch nicht in das andere Extrem fallen, im Kosmos nur Materie und Bewegung und mit unerbittlicher Nothwendigkeit geltende Gesetze zu sehen. Es ist Geist in der Natur, aber nicht anders als wie man auch von einem Buche sagt: es steckt Geist darin. Es ist der Stempel, der Ausdruck eines ordnenden Geistes, den die Natur an sich trägt, es ist, mit einem Worte, die Teleologie. Der Zweckgedanke gehört, wie der Einheitsgedanke, zur Idee des Organismus; ja man kann sogar sagen,

dass der Zweck die Einheit in sich schließt. Haeckel hat schon wieder einmal (Welträthsel) den Zweckbegriff für „überflüssig“ und „verschwunden“ erklärt. Sonderbar — Haeckel preist Goethe so sehr als Vorgänger Darwin's, und doch ist es gerade Goethe, der den bekannten Ausspruch that: „Als man die teleologische Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verstand .... und sie blieb geistlos liegen.“

Vom astronomischen Standpunkt aus betrachtet, haben wir allerdings im Weltall nichts als Mechanik. Aber widerspricht sich das etwa? Was Fechner (Zend-Avesta) von seinen Speculationen sagt, kann man wörtlich auf die Teleologie anwenden: „Nur eine Nutzung, nicht eine Verfälschung der Resultate der Naturforschung kommt hier vor. Kein Naturgesetz scheint hier weniger bindend, als es dem strengsten Forscher erscheint, und der Zweck, der eine so große Rolle bei uns spielt, vermag nichts, außer sofern er mit dem Gesetz des Wirkens Hand in Hand geht. Die Naturnothwendigkeit besteht überall, wie und wo sie der Naturforscher verlangen kann und verlangt.“ Und Liebmann (Gedanken und Thatsachen. I.) sagt: „Zweckzusammenhang und mechanischer Causalzusammenhang, weit entfernt sich zu widersprechen, decken sich vielmehr Glied für Glied, indem, wie sich an jeder von Menschenhand construierten Maschine feststellen läſst, jener diesem involviert. Je genaueren Einblick in den Bau und das Getriebe ihres Mechanismus man gewinnt, um so genauer erkennt man auch die Zweckmäßigkeit einer Maschine. Der vollkommenste Mechaniker wäre zugleich der vollkommenste Teleolog.“

Allerdings „nicht bloß einzelne Zwecke für die einzelnen Theile“, um mit Fechner zu reden, „sondern auch einen einheitlichen Zweck für das einheitliche Ganze“ zu finden, wird wohl uns Menschenkindern mit unserem schwachen Verstande unmöglich sein. Ein solcher Zweck (Fechner setzt hier Zweck für Ziel) muss da sein. Damals schon hat er im Kosmos gelegen, als dessen ganze Materie noch im Nebelball vereint im Raume schwamm, seine Entwicklung hat er dann begleitet und geleitet, sonst hätte er nimmermehr werden können, was er jetzt ist. Aber wo ihn finden? Vielleicht dürfen wir Menschen uns so hoch taxieren, dass wir die Entstehung und Entwicklung des Kosmos als auf uns gerichtet annehmen, wenn wir dann auch nicht jene verschwenderische Zerstreuung der Materie in die entlegensten Räume begreifen können! Vielleicht ist auch die Verherrlichung dessen der Zweck, in dem und durch den wir leben, weben und sind. Chi lo sa! Bemerken müssen wir aber noch, dass solche Gedanken dem teleologischen Gottesbeweis schwerlich Nutzen bringen, weil sie als bewiesen voraussetzen, was dort bewiesen werden soll.

Wenn wir auch so auf den einheitlichen Gedanken der Zielstrebigkeit verzichten müssen, können wir doch einen solchen der Zweckmäßigkeit constatieren:

ich meine die Einfachheit des Weltzusammenhanges. Das so überaus einfache Gravitationsgesetz, das von selbst verständliche Trägheitsgesetz und eine durch irgend einen Einfluss empfangene Tangentialbewegung, das ist alles, was den Lauf der Himmelskörper bis in alle fernsten Räume hinein verursachte und regelte. Es gibt wohl kaum eine von Menschenhand geschaffene Maschine, die mit einfacheren Mitteln und doch so großartigem Erfolge arbeitete.

Sobald wir Einzelheiten als Teleologie ansprechen wollen, ist große Vorsicht vonnöthen. Man findet kaum etwas Lächerlicheres in der Wissenschaft als die Sucht, alles teleologisch zu erklären. Ich erinnere mich einmal gelesen zu haben: Welch' eine wunderbare Teleologie ist es doch, dass eine Anziehungskraft existiert, sonst würden die Sterne ja aufeinanderplatzen und nichts, auch wir nicht, Bestand haben. Aber der Nachsatz mit „sonst" ist falsch; wenn keine Gravitation existierte, würde der Kosmos überhaupt nicht so geworden sein wie er jetzt ist. Ähnlich ist das folgende, vielgebrauchte Beispiel: Wäre die Revolutionszeit etwa Jupiters um einen Tag kürzer, so wäre die Existenz unseres Planetensystems gefährdet; es liegt also Teleologie darin, dass sie gerade so lang ist. Aber wenn Jupiter eine andere Umlaufszeit erhalten hätte, wäre die Entwicklung unseres Planetensystems, also auch sein Bau, eine ganz andere geworden. Man sieht, derartige Beispiele verwechseln das Werden mit dem Sein. Traurig ist es, wenn man an Stelle von Naturgesetzen sich ein mystisches teleologisches Etwas construiert. T. Pesch meint (Welträthsel II.), dass „die Bewegung des Gasballes so bemessen und gerichtet sein muss, dass . . . . die Sonne genau in den einen gemeinschaftlichen Brennpunkt der elliptischen Bahnen aller Planeten zu stehen kommt." Auch sollte man den Menschen etwas mehr aus dem Mittelpunkte der teleologischen Betrachtung verweisen und nicht immer sagen, etwas sei deshalb teleologisch, weil es ihm angepasst ist. Das wäre in dem Falle richtig, wenn Gott gezwungen gewesen wäre, Menschen unserer Constitution zu schaffen. Nach dem Darwinismus mit seiner Anpassungsfähigkeit müsste es genau so sein. Solche Beispiele beweisen also nichts.

Um aber nicht nur negativ zu verfahren, sei wenigstens eine Thatsache angegeben, die eine staunenswerte Teleologie enthält; es ist dies die Art und Weise, wie die Stabilität unseres Planetensystems gewahrt wird: sie ist durch eben die Störungen, durch die sie bedroht erscheint, gesichert. Es ist das eines jener seltsamen Beispiele, wo man den Satz, dass das Böse dem Guten dienstbar gemacht wird, im mechanischen Gebiete wiederfindet. Gewiss ist das alles rein mechanisch zustande gekommen: aber es liegt doch eine Idee darin, die über das Mechanische hinausragt. Gewiss war das unter allen möglichen Fällen auch ein möglicher; aber die Wahrscheinlichkeit, dass gerade

dieser einzige Zustand, der Zweck hat, von selbst eintrat, ist doch beinahe gleich Null.

Im übrigen wäre es eine dankenswerte Arbeit für einen astronomisch und philosophisch gleicherweise geschulten Gelehrten, derartige Beispiele einer echten Teleologie aufzusuchen und die falschen entschieden zurückzuweisen. Daneben aber darf man die andere Wahrheit nicht vergessen, dass das eigentliche Reich der Teleologie das Organische und nicht das Mechanische ist.*)

Minder deutlich als bei der Teleologie tritt der Gedanke des Verhältnisses des philosophischen und astronomischen Momentes, der das leitende Motiv dieses Abschnittes sein sollte, bei dem Newton'schen Gravitationsgesetz hervor, ist aber auch hier bei einigem Denken immer aufzufinden. Das Gesetz gibt der Philosophie drei Probleme zu lösen, von denen die beiden ersten vielfach zusammengeworfen werden, thatsächlich aber streng zu scheiden sind. Das erste ist das Problem der unendlich schnellen Wirkung.

Wir können zunächst a priori festsetzen, dass eine solche unmöglich ist. Unendlich schnelle Wirkung würde bedeuten, dass zwischen der Ursache am Orte a und der Wirkung am Orte b kein Zeitintervall liegt, mit anderen Worten, sie verlangt vollständige Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung; das ist aber physisch unmöglich, weil es das Verhältnis dieser beiden Begriffe in der einmal existierenden Zeiträumlichkeit völlig aufhebt.**) Auf diesem Gedanken sicher fußend, hat man dann als allgemeingiltiges Naturgesetz aufgestellt, dass in der Natur nichts geschieht, ohne dass dabei eine wenn auch noch so kleine Zeit verstreicht.

Bis jetzt repräsentiert sich nun die Wirkung aller Kräfte, die wir als Gesetze in mathematischen Formeln haben ausdrücken können, als endlich, in

*) Auch das Werk von Ph. J. Mayer, der teleologische Gottesbeweis und der Darwinismus (Mainz, 1901), verfällt leider mitunter in den oben charakterisierten Fehler und begeht außerdem den früher schon gerügten großen Irrthum, Darwinismus und Entwicklungslehre zu verwechseln.

**) Wir scheinen hier das viel discutierte philosophische Problem zu berühren, ob eine absolute Gleichzeitigkeit von Ursache und Wirkung möglich ist. Zur größeren Klarheit sei folgendes bemerkt. Wir unterscheiden mit Sigwart (Logik. II.) bei dem Stoß eines Körpers auf einen anderen

1. den dem Wirken vorangehenden Zustand der Ursache;

2. den Moment, in welchem die Ursache wirkt, d. h. die Bewegung eines anderen hervorbringt oder eine bereits vorhandene ändert;

3. das einfache Beharren des neuen Bewegungszustandes, sobald das Wirken aufgehört hat.

Sigwart bezeichnet das dritte Moment als nur mittelbaren Effect, während er das zweite als die eigentliche unmittelbare Wirkung fasst und deren absolute Gleichzeitigkeit mit der Ursache behauptet. Damit hat er die Problemstellung in

der Zeit messbar; nur die Schwerkraft will sich dem noch nicht fügen: die Geschwindigkeit, mit der sie wirkt, ist noch nicht gemessen worden und hat sich überhaupt bis jetzt noch nicht als endlich feststellen lassen. Vielleicht liegt dies daran, dass wir noch keine Beobachtungsmethoden kennen, deren Ausbildung zu dieser subtilsten aller Untersuchungen genügend ist. Zöllner hat seinerzeit Experimente mittels des Horizontalpendels gemacht, wodurch er den endlichen Charakter der Gravitationswirkungen von der Sonne her constatieren zu können glaubte; leider ließ ihn der Tod seine Versuche nicht zu Ende führen. Theoretisch waren seine Schlüsse vollkommen richtig; praktisch aber bildete der Umstand wohl ein unüberwindliches Hindernis, dass die Erde mit ihrer ungeheuren Anziehungskraft so nahe war, und so lange wir uns nicht davon auf irgend eine Weise freimachen können, werden derartige Versuche wohl kaum zum Ziele führen.

Man hat übrigens das Problem auch theoretisch angefasst und auf irgend welche Voraussetzungen hin die Schnelligkeit der Wirkungen zu berechnen versucht; aber die merkwürdige Verschiedenheit der Resultate beweist, dass wir keine unantastbar sicheren Voraussetzungen besitzen. Diese letzteren Versuche gründen meist auf dem Umstand, dass in der Gravitationsformel keine Function der Zeit steckt. Die Formel ist so überraschend einfach, dass man wirklich Zweifel in ihre Geltung setzen kann, ein Beispiel, das übrigens gar nicht vereinzelt dasteht; hat man ja auch unter anderen die Formulierung des Doppler'schen Princips wegen ihrer auffallenden Einfachheit angezweifelt. Allerdings müssen wir mit der überkommenen mathematischen Form weiterrechnen. Fügen sich dann später die Thatsachen nicht mehr, dann kann die Correction der Formel eintreten, und hier ist auch der Punkt, wo eventuell exacte Beobachtungen in die Frage nach einer unendlich schnellen Wirkung eingreifen können.

Ein zweites an das Gravitationsgesetz anknüpfendes Problem ist das der Fernwirkung, actio in distans, wie der mittelalterliche Ausdruck heißt, wozu, was festgehalten werden muss, unendlich schnelle Wirkung nicht gehört. Über die rein philosophische Seite der Frage, ob Fernwirkung möglich sei

---

musterhafter Schärfe gegeben. Wir sehen also, dass unser obiger Beweis von der philosophischen Streitfrage gar nicht tangiert wird und seine volle Geltung behält; denn wir verstehen sowohl hier als überhaupt in der Naturwissenschaft, wenn wir von Wirkung reden, das von Sigwart unterschiedene dritte Moment.

Was nun das Problem selbst betrifft, so kann ich den Standpunkt des berühmten Logikers nicht theilen. Meines Erachtens ist nur eine absolute zeitliche Continuität zwischen Ursache und Wirkung (in dem engeren Sinne) vorhanden. Doch ist hier nicht der Ort, um darauf näher einzugehen.

oder nicht, sind sich die Vertreter der Wissenschaft noch nicht einig. Uns will bedünken, dass Fernwirkung eine Trennung der Kraft von ihrem Träger bedeutet, was wir nicht für möglich halten.

Wir wollen uns aber hier auf einen mehr naturwissenschaftlichen Standpunkt stellen. Was will denn eigentlich die Naturwissenschaft? Etwa all' das einzelne aufzählen, was in der Natur draußen vorgeht? Doch jedenfalls nicht. „Könnte es der menschlichen Forschung nur darauf ankommen, den Bestand der vorhandenen Welt erkennend abzubilden, welchen Wert hätte dann noch ihre ganze Mühe, die mit der öden Wiederholung schlösse, dass, was außerhalb der Seele vorhanden war, nun nachgebildet in ihr noch einmal vorkäme?" (Lotze, Mikrokosmos. I.) Die Wissenschaft fragt nach dem „Warum?" Sie erforscht die Gesetze des Wirkens und das Wesen der Kräfte; sonst hätte sie überhaupt kein Recht, an der Entschleierung des Naturgeheimnisses mitzuhelfen. Sobald wir aber annehmen, es geschehe etwas durch Fernwirkung in der Natur, hätten wir uns damit von vornherein den Weg zum Wesen dieser Kraft versperrt. Wir hätten Nebel und Dunkelheit in die Forschung hineingetragen, wo wir Tageshelle hätten schaffen sollen. Wir dürfen die Natur nicht räthselhafter machen, als sie schon ist.

Denkt man zudem im Geiste der modernen Forschung, so muss man die Annahme von Fernwirkungen von vornherein in jedem Falle ablehnen. Das Princip, wonach wir erklären und das seine Entstehung im Grunde der vorhin entwickelten Auffassung vom Zwecke der Wissenschaft verdankt, ist dies, dass alle Naturkräfte sich auf Bewegungen der (Äther-) Atome zurückführen lassen, und es ist ja glücklich gelungen, das Wesen mancher Kräfte (Licht, Wärme, auch zum Theil schon Electricität), soweit dies zur Domäne des Naturforschers gehört, mit Hilfe des Äthers ziemlich gut verständlich zu machen. Diese Hilfsrolle des Äthers dehnt man ganz consequent auch auf die Gravitation aus, und auf all' diesen Ideen fußend sind dann die verschiedensten Gravitationstheorien entstanden, von denen einige, wie zum Beispiel die Isenkrahe'sche, äußerst einfach und einleuchtend erscheinen, andere, wie die von Secchi, durch ihre originelle Schönheit bestechen, von denen aber noch kaum eine vor der Kritik der Mathematik standgehalten hat. Trotzdem also die Gravitationsfrage derart steht, dass einer unserer Gelehrten, ein sonst äußerst kühl und echt wissenschaftlich denkender Kopf, an einer Lösung des Räthsels der Schwerkraft bereits verzweifelt hat und irgend einen directen Eingriff des Schöpfers statuiert, halten wir, eingedenk der Thatsache, dass die Wissenschaft eine fortschreitende ist, fest an der Hoffnung auf einen zukünftigen Erfolg.

Man hat der Astronomie die Aufgabe gestellt, zu ergründen, ob die Gravitation Fernwirkung sei oder nicht. Ich glaube, daſs die Astronomie als solche damit nichts zu thun hat. Will man ihr aber durchaus eine Aufgabe stellen, so ist es diese, nachzuweisen, daſs die Gravitation keine Fernwirkung ist.

Eine dritte mit dem Gravitationsgesetz zusammenhängende Frage ist die, ob dasselbe absolute Giltigkeit habe, das heiſst, ob es sich aus dem Wesen des dreidimensionalen Raumes deducieren lasse. Es kommt also hier auf den zweiten Theil der Formel an, der sagt, daſs die anziehende Kraft mit dem Quadrate der Entfernung abnehme. Daſs die Kraft dem Product der Massen proportional ist, erscheint mehr als angemessen, aber nicht als nothwendig. Mathematisch ist jene Deduction nicht möglich; denn aus der Gleichung des Raumes läſst sich nicht ableiten, daſs die Gröſse der anziehenden Kraft umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung ist. Darum nehmen denn auch die Astronomen an, daſs noch andere Gesetze neben diesem existieren könnten, und wenn sie die Bewegungen in einem fernen Sternsystem berechnen, geschieht es stets unter der ausdrücklichen Annahme, daſs in jenen Räumen auch das Newton'sche Gesetz giltig sei. Philosophisch ist der Versuch verschiedenemale gemacht worden, so unter anderen von Überweg (System der Logik). Überweg dreht (das ist aber nur ein formeller Unterschied) das Problem herum und will aus der Existenz des Gravitationsgesetzes die Nothwendigkeit der Existenz eines dreidimensionalen Raumes beweisen. Mir scheinen alle diese Versuche gescheitert zu sein. Ich will hier nicht näher auf die Frage eingehen; man findet eine Besprechung derselben in Liebmann's „Analysis der Wirklichkeit". Auf das Licht, dessen Abnahme mit dem Quadrate der Entfernung allerdings nothwendig ist, darf man nicht hinweisen, weil, worauf bereits Laplace aufmerksam gemacht hat, die Ausbreitung der Schwerkraft von ganz anderer Art ist als die des Lichtes. Für diejenigen, die sich zur mechanischen Naturanschauung bekennen und im besonderen auch für die Anhänger gewisser Gravitationstheorien wird das Problem in eine ganz andere Beleuchtung gerückt, indem für sie meist sogar die ganze Gravitationsformel für den dreidimensionalen Raum als absolut erscheint.

3.

Naturgemäſs umfaſst dieser Abschnitt, der sich mit den philosophischen Schlüssen und Resultaten aus astronomischen Thatsachen beschäftigen soll, weit mehr Punkte als die vorigen. Die beiden Probleme, die ich an die Spitze stelle, hat man wohl vom tendenziösen und darum einseitigen Stand-

punkte als die eigentliche Philosophie der Astronomie bezeichnet. Das erste ist die Frage nach Anfang und Ende der Welt.

Wir setzen bei dem Nebelball ein, den die Kant-Laplace'sche Theorie als kosmischen Anfangszustand statuiert. Die rein philosophischen Ideen, die sich hieran anknüpfen, sind von den Philosophen der verschiedensten Richtungen so eingehend discutiert worden, dass ich sie hier füglich übergehen kann. Ich habe auch, offen gestanden, einen gewissen Horror vor den speculativen Beweisen vom contingenten Sein und ähnlichen. Man kann sagen, was man will, man ist beim Operieren mit solch abstracten Begriffen stets in einem „Nebelheim", und die scharfen Worte Du Bois-Reymond's vom Supranaturalismus und der Wissenschaft kann ich, wenn ich sie auch nicht völlig billige, doch wohl verstehen. Man fühlt sich auf einem viel zuverlässigeren Boden, wenn man naturwissenschaftlich arbeitet, und wenn wir auch rein naturwissenschaftlich zu einem Resultate kommen, so ist das Verfahren doch, weil es bei der vorliegenden Frage nach dem ersten Princip hinführt, mag es was immer sein, im Grunde goldechte Philosophie. Zudem soll auch diese Arbeit zeigen, dass man die Naturwissenschaft in philosophisches Denken hineinziehen kann und deshalb auch muss; denn das zweite folgt aus dem ersten auf Grund der Thatsache, dass man die Speculation an der Erfahrung zu controllieren hat.

Wir führen also auf naturwissenschaftlichem Wege einen Beweis für das Dasein Gottes aus der Bewegung, überlassen es aber im einzelnen dem Leser, die philosophischen Anknüpfungspunkte an das hier gebotene exacte Wissen aufzusuchen, da sie sich ziemlich von selbst ergeben und, wie oben gesagt, schon reichlich anderweitig in Bezug auf ihren rein philosophischen Charakter besprochen worden sind. Aristoteles und nach ihm Thomas von Aquin haben zwar auch einen Gottesbeweis aus der Bewegung geführt, aber sie schlossen daraus, dass es keine unendliche Reihe von Bewegern geben könne, auf einen „ersten Beweger", und das ist ein Beweis, dessen Richtigkeit ich dahingestellt sein lasse. Wenn ich hier von Bewegung rede, so meine ich nicht die Bewegung der Himmelskörper, überhaupt die Bewegung im Makrokosmos. Trotzdem es immer wieder von solchen, die „zuviel Glauben und zu wenig Wissenschaft" besitzen, geleugnet wird und trotzdem Du Bois-Reymond zu ihrem größten Jubel dieses Problem der Bewegung unter die Zahl seiner „7 Welträthel" aufgenommen hat, ist es dennoch möglich, wie Braun in seiner „Kosmogonie" gezeigt hat, dieselbe rein natürlich, mechanisch zu erklären. Ich verstehe vielmehr hier unter Bewegung die Bewegung der Atome in dem Nebelball, die doch wohl, mag man einer Naturanschauung huldigen, welcher man will, angenommen werden muss. Es gibt nur drei Möglichkeiten:

a) Ball zeitlich, Bewegung zeitlich;
b) Ball ewig, Bewegung zeitlich;
c) Ball ewig, Bewegung ewig.

Das erste bedeutet Schöpfung, bleibt also vorläufig unberücksichtigt.

ad b) Auf die Frage, ob die Ewigkeit der Materie möglich sei, lassen wir uns aus vorhingenannten Gründen nicht ein. Kann die Bewegung einen zeitlichen Anfang haben? Eine Bewegung, so sagt das Trägheitsgesetz, wird so lange fortdauern, bis sie durch äußere Einwirkung aufhört. Die Bewegung kann demnach auch nur durch äußere Einwirkung, das ist durch mechanischen Stoß entstehen. Die Bewegung hat mit der Zeit begonnen heißt also: während vorhin keine Bewegung da war, wurde plötzlich durch mechanischen Stoß solche hervorgerufen. Da nun aber mechanischer Stoß bereits eine Bewegung des Stoßenden voraussetzt, so involviert jener Satz einen inneren Widerspruch. Das ist vom Standpunkte der mechanischen Naturanschauung geurtheilt. Nimmt man aber immaterielle Kräfte der Atome als Ursache ihrer Bewegungen, so ist darauf zu entgegnen, dass sich diese Kräfte im Ball gegenseitig aufgehoben hätten; — und dann: woher bekamen plötzlich die Atome die Kräfte?

ad c) Man hat sich angesichts dieser Gründe damit geholfen, dass man die Bewegung — oder, vom Standpunkte einer nicht mechanischen Naturerklärung, die Kräfte — auch für ewig erklärte. Aber dagegen spricht das Entropiegesetz. Es müsste sich in diesem Falle der Umsatz der Energie in Wärme bereits seit einer Ewigkeit vollzogen haben. Man kann dagegen nicht behaupten, dass die „Degradation" der Energie, um mit Thomson zu reden, erst bei einem bestimmten Zeitpunkte begonnen habe; denn entweder waren vor diesem Zeitpunkte die Kräfte vorhanden, — dann waren sie auch in Wechselwirkung und die Degradation musste stattfinden; oder sie waren nicht vorhanden, — das ist unter b) widerlegt.

Auch das hat man schließlich eingesehen und ist nun auf den Gedanken des ewigen Kreislaufs gekommen. Der Umsatz der Kräfte, so sagt man, hat nicht einmal stattgefunden, sondern von Ewigkeit her arbeitet die Materie in der Weise, dass nach völliger Umwandlung der Energie in Wärme eine Rückverwandlung eintritt, dass also aus dem Urstoff Welten und aus den Welten wieder Urstoff wird. Ich will hier nicht weiter auf die Frage eingehen, ob einige solcher Kreisläufe möglich seien; wahrscheinlich sind sie nicht. Sicher ist aber eine ewige Reihe derselben unmöglich, aber nicht deshalb, weil eine ewige Zahl sich im Begriffe widerspricht; denn darüber

haben wir bereits früher das Nöthige gehört. Ich kann überhaupt keinen philosophischen und im besonderen keinen logischen Fehler in der Idee des kosmischen Kreislaufes erblicken, und gerade die Philosophen sollten sich am meisten hüten, ihn eine „logische Drehkrankheit" zu nennen, bei denen die Logik meist auf Kosten der Naturwissenschaft fungiert. Dem ewigen Kreislauf widerspricht vielmehr der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, der sagt, dass man zwar mechanische Energie völlig in Wärme umwandeln kann, aber eine vollständige Rückverwandlung unmöglich ist. Nach jedem Kreislauf würde also die Energie des Systems vermindert und es müsste endlich ein Stillstand kommen. Beständen also die Kreisläufe schon seit einer Ewigkeit, so wäre auch bereits seit einer Ewigkeit der „Tod des Weltalls" eingetreten.

Somit wären die drei Versuche, die Existenz des Kosmos auf das Wesen des Kosmos selbst zu gründen, als unmöglich nachgewiesen.*) Was bleibt da der Wissenschaft anderes übrig als ein »ignoramus«? Es ist keine Geistesüberhebung, es ist auch kein Armutszeugnis für die Wissenschaft, oder wie man sonst das Wort genannt hat, sondern das einfache Geständnis, dass sie mit ihren Mitteln — und mit diesen allein hat sie ja zu operieren — nichts mehr zu erreichen vermag, also die tactvolle Anerkennung der Grenzen menschlicher Wissenschaft, und so liegt denn in diesem »ignoramus« das Bekenntnis des uralten Satzes eingeschlossen: In principio creavit Deus cœlum et terram.

Die zweite der Fragen, die zur Philosophie der Astronomie im eigentlichen Sinne gehören sollten, ist die nach den Sternenbewohnern. Zweierlei muss man dabei auseinanderhalten: 1. Die Bewohnbarkeit und 2. die Bewohntheit der Sterne. Das erste ist streng astronomisch, und weil die Beantwortung der Frage nach der Bewohntheit unmöglich ist, ohne dass man über die Bewohnbarkeit Sicherheit hat, setzt das ganze Problem genaue Kenntnis der

*) Der Beweis ist unter der Voraussetzung der Endlichkeit des Weltalls durchgeführt, den Begriff „Endlichkeit" im landläufigen Sinne gefasst. Überaus compliciert und schwierig wird die Deduction, wenn man an der Unendlichkeit des Weltalls in dem gewöhnlichen Sinne festhält. Dann treffen wir auf den Einwurf, den seinerzeit bereits Reuschle gegen Thomson und Clausius erhoben hatte, dass nämlich das Entropiegesetz auf ein unendliches Universum nicht anwendbar sei. Außerdem begegnen wir dem Problem des mehrdimensionalen Raumes und vor allem dem der unendlichen Zeit, welch' letzteres also auch zur Philosophie der Astronomie gehört. Da aber all' das in die tiefsten Tiefen der Philosophie und Mathematik führt, muss ich leider an dieser Stelle auf eine eingehende Erörterung verzichten. Es sei nur hingewiesen auf die einschlägigen Arbeiten von Liebmann, Schneidewin, Rankine («Philosophical Magazine», IV., 4), Laßwitz und Wundt (Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philos., I.).



Astronomie voraus. Ich habe das ganze Problem, und besonders die Bewohnbarkeit der Sterne an anderer Stelle (Deutscher Hausschatz, 27. Jahrgang, 4. Heft) ausführlich behandelt und gehe deshalb hier auf die Einzelheiten nicht ein. Astronomisch ergibt sich, dass ein, vielleicht auch zwei Planeten sicher für Menschen unserer Constitution — und deshalb im allgemeinen auch für die übrigen organischen Lebewesen unserer Erde — bewohnbar sind. Was die Frage nach der Bewohntheit angeht, so glaube ich, dass dieselbe niemals beantwortet werden kann, vorausgesetzt, dass keine directe Beobachtung von Bewohnern möglich ist, was ja wohl für alle Zukunft so bleiben wird.

Wenn ich sage, dass philosophische Schlüsse zu keinem Resultate kommen, so verstehe ich unter diesen Schlüssen keineswegs solche von der Wirkung auf die Ursache. Diese gehören ja auch streng genommen in das Gebiet der Beobachtungen oder wenigstens in das Gebiet der exacten Schlüsse, wenn ich mich so ausdrücken darf. Sind zum Beispiel Lichtzeichen beobachtet, deren regelmäßige Wiederkehr und auffallende Combination wohl kaum auf natürlichen Effect zurückzuführen ist, so kann man mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit auf intelligente Urheber dieser Zeichen schließen. Bekannt ist, dass dies schon mehreremal geschehen ist, dass sich die Beobachtungen jedoch stets als trügerisch oder völlig ungenügend herausgestellt haben, und man wird sich erinnern, dass noch zu Anfang des Jahres 1901 eine Notiz aus Frankreich betreffs solcher Lichtzeichen kam, wobei aber selbst der sonst so heißblütige Flammarion den voreiligen Schlüssen entgegengetreten ist. Ich verstehe vielmehr unter jenen philosophischen Schlüssen solche, die sich auf den Zweck des Weltalls, auf die Ruchlosigkeit des Menschengeschlechtes und anderes mehr stützen. Sie können vielleicht für den einen oder anderen völlig überzeugend wirken, aber wissenschaftliche Beweise sind sie nicht. Das andere vollends, wozu man sich sogar aufgeschwungen hat, ist geradezu eine Verirrung des Geistes, dass man nämlich von der Bewohnbarkeit direct auf die Bewohntheit schließt.

Man hat mir auf meine Ausführungen mit Hamlet's Worten entgegnet:

> Der uns mit solcher Denkkraft schuf,
> Vorauszuschau'n und rückwärts, gab uns nicht
> Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
> Um ungebraucht in uns zu schimmeln.

Das ist sehr richtig, und ich bin sehr dafür, dass gerade in den Kreisen, in denen das Wort gefallen ist, die Vernunft etwas mehr gebraucht würde. Aber es ist keine Vernunft, sondern Unvernunft, mit Hilfe rein speculativer Beweise auf das Dasein eines reellen Objectes schließen zu

wollen. Man statuiert damit einen nothwendigen Zusammenhang zwischen jenen Ideen, Zuständen und den Sternenbewohnern. Um aber auf Grund dieser Nothwendigkeit schließen zu können, muss sie doch erst bewiesen sein. Dieser Beweis würde aber das Dasein von Bewohnern bereits voraussetzen; also sind alle jene Beweise Fehlschlüsse.

Man hat mich wohl auch auf die Entdeckungsgeschichte des Neptun hingewiesen, wo doch auch das Dasein eines Körpers durch Schlüsse gefunden worden sei, bevor ihn eines Menschen Auge gesehen habe. Jedoch das Beispiel ist falsch; denn es besteht ein nothwendiger Zusammenhang zwischen den Störungen und dem störenden Körper.

Ich habe in dem Aufsatz im „Hausschatz“ die Beziehungen der Entwicklungslehre (im weitesten Sinne) zu der Frage nach den Sternenbewohnern nicht behandelt, daher sei sie hier berührt. Gibt es eine naturgesetzlich begründete generatio æquivoca, so müssen allerdings Lebewesen und — falls wir den Darwinismus in der höchsten Potenz bekennen — auch Menschen auf anderen Sternen existieren. Die Existenz einer Urzeugung wenigstens für den augenblicklichen Zustand unserer Erde ist naturwissenschaftlich widerlegt. Aber die Unmöglichkeit der Urzeugung überhaupt ist weder bewiesen, noch auch widerlegt, und daran ändern alle speculativen „Beweise“ nichts. Die Auflösung der vitalistischen Vorgänge in mechanische oder physikochemische ist bisher noch nicht gelungen. Wir brauchen aber nicht einmal anzunehmen, dass die Mechanik in den Organismen von ganz anderer Art ist als die außerhalb derselben, sondern nur, dass wir nicht verstehen können, wie die Gesetze unserer Mechanik in den Organismen Giltigkeit haben (nach Classen), um dann sofort zu der Nothwendigkeit gedrängt zu werden, die Lösung dem Fortschritte der Wissenschaft zu überlassen. So wird also auch dadurch der Standpunkt, den wir nach dem Vorigen einzunehmen gezwungen waren, nicht verschoben: wir können nicht beweisen, dass Sternenbewohner existieren, aber auch ebensowenig, dass sie nicht existieren. Ignoramus und für unabsehbare Zukunft auch ignorabimus!

Im folgenden soll uns das Gesetz beschäftigen, das neben dem Gravitationsgesetz die Bewegungen im Weltall ordnet, ich meine das Trägheitsgesetz. Da aber die Probleme, die unmittelbar oder mittelbar daran anknüpfen, zu den Grenzsteinen der menschlichen Vernunft gehören, sollen sie hier nur möglichst kurz behandelt werden. Wer eine der Größe der Probleme angemessene Würdigung sucht, findet dieselbe in Liebmann's Werken: „Zur Analysis der Wirklichkeit“ und „Gedanken und Thatsachen“ I. Band; vergleiche auch meine Arbeit über „Die philosophischen Grundlagen der modernen Lichtlehre“ in „Natur und Offenbarung“ 47. Band, wo im dritten Abschnitt

mehrere dieser Probleme behandelt werden. Sprechen wir zunächst von der absoluten Bewegung.

Die Begriffe der relativen und absoluten Bewegung kann man sich am besten durch folgende Vorstellung klar machen. Die Gegner der absoluten Bewegung behaupten, daſs, wenn ein Körper ganz allein in Weltall existiere, man nicht von einer Bewegung dieses Körpers reden könne, da man bei der Bewegung den bewegten Körper stets auf einen anderen beziehen müsse, was aber im leeren Raume nicht möglich sei. Dagegen sagen die Anhänger der absoluten Bewegung, daſs ein solcher Körper wohl Bewegung besitzen könne.

Zunächst, meine ich, setzt doch schon, wie alles Relative etwas Absolutes, so auch relative Bewegung absolute voraus. Zweitens halte ich dafür, daſs unsere Gegner eine Verwechslung begehen: wir brauchen relative Bewegung, damit wir die Bewegung überhaupt messen können; aber ist damit gesagt, daſs es keine andere Bewegung geben könne? Daſs übrigens auch nicht relative, also absolute Bewegung, ich will nicht sagen meſsbar, aber doch definierbar sei, zeigt das Trägheitsgesetz, und somit dient auch dieses zum Beweise für absolute Bewegung. Das Gesetz lautet: Jeder Körper verharrt in seinem Zustande der Ruhe oder der gleichförmigen Bewegung in geradliniger Bahn, solang er nicht durch einwirkende Kräfte gezwungen wird, diesen Zustand zu ändern. Denken wir uns einmal, alle Körper des Weltalls würden — etwa durch einen Act des Schöpfers — verschwinden mit Ausnahme der Erde. Da die Erde im Moment des Verschwindens der übrigen Körper eine Bahngeschwindigkeit von rund 30 km in der Secunde besitzt, da ferner nach diesem Moment keine Kräfte mehr auf sie einwirken können, so wird sie sich nach dem Trägheitsgesetz mit dieser selben Geschwindigkeit in der geraden Linie, die sie in jenem Zeitdifferential in ihrer Bahn durchlief, weiterfliegen in infinitum. Und das wäre — darüber kommt keine Spitzfindigkeit hinweg — absolute Bewegung. Dieselbe leugnen, heiſst also das Trägheitsgesetz leugnen.

Eine genauere Analyse der Ausdrücke „geradlinige Bahn" und „gleichförmige Bewegung" zeigt, daſs dieselben einen absoluten Raum und absolute Zeit voraussetzen, deren Existenz im übrigen auch schon die absolute Bewegung an sich verlangt.

Man hat dem entgegengehalten, das Trägheitsgesetz sei ja nur ein empirisches Gesetz, das zu solch weittragenden Schlüssen nicht ausreiche. Selbst wenn es wirklich nur auf Empirie gegründet wäre, ist es doch so unumstöſslich sicher bewiesen, daſs wir es mit vollstem Recht als allgemeines Naturgesetz proclamieren dürfen, und auf diese Überzeugung ist ja thatsächlich die ganze Astronomie

mit ihren Berechnungen aufgebaut. Aber das Gesetz ist, wie eine eingehende Betrachtung zeigt, a priori giltig unter der einen Voraussetzung, dass der Raum überall gleichförmig ist, keine „metaphysischen Unebenheiten" besitzt, wodurch ja die gleichförmige Bewegung, die das Gesetz fordert, aufhören würde. Darüber aber müssen Beobachtungen entscheiden, die Jahrtausende umfassen werden. Jener Beweis jedoch für die Trias: absolute Bewegung, absoluter Raum und absolute Zeit wird durch diese Einschränkung nicht umgestoßen.

Ich weiß sehr wohl, dass dieser Begriff des absoluten Raumes all denen direct zuwiderläuft, die den Raum als „die Möglichkeit des Ausgedehnten" oder ähnlich zu definieren gewohnt sind, und sie werden uns fragen, wie wir denn eigentlich den Raum definierten.*) Allerdings läßt sich der Raum in unserem Sinne in keine Kategorie (in der hergebrachten Bedeutung) zwängen, er ist weder Substanz**) noch Accidenz, weder Quantität noch Qualität, aber er ist etwas, und zwar durchaus etwas, was auch außer und neben den Dingen existiert. Wir schöpfen die Kategorien aus der Natur aber modeln nicht die Natur nach den Kategorien (man soll es wenigstens nicht thun; doch Theorie und Praxis liegen hier weit auseinander). Ich sehe im Ernste nicht ein, was dem im Wege steht, eine neue Kategorie für den Raum zu eröffnen, wenn er sich in den überkommenen nicht unterbringen läßt. Im übrigen glaube ich, dass eine Emancipation von der landläufigen Auffassung des Substanzbegriffes genügen würde.

Das Wort „absolut" darf nicht missverstanden werden. Der Raum heißt absolut nicht in dem Sinne, als ob er nun gerade mit denjenigen Eigenschaften, die wir in der Anschauung von ihm erfahren, existieren müsse,***) sondern in dem, dass der jetzt existierende Raum durch die Achsen des Coordinatensystems unabänderlich determiniert ist. Nichtsdestoweniger ist die Frage, ob der Raum absolut in jenem anderen Sinne sei, hier erlaubt, weil sie, wie wir gleich sehen werden, sich mit der Astronomie berührt, und überhaupt erlaubt, weil es eine der ersten Aufgaben der Philosophie ist, sich über die Art der Nothwendigkeit des Seins und seiner Beziehungen Rechenschaft zu geben, eine Aufgabe, die im Grunde mit dem Zwecke der Philosophie überhaupt zusammenfällt, die ersten Principien auf-

*) Es hat allerdings einen „großen" Philosophen gegeben, der beides vereinigen zu können glaubte. Dass er damit Feuer und Wasser zusammenbrachte, sah er, wahrscheinlich aus lauter „Größe", nicht ein; es ist ja bekanntlich nach Voltaire das Privilegium eines Genies, de faire impunément de grandes fautes.

**) Wie die uns bekannten körperlichen Substanzen.

***) Noch viel weniger ist selbstverständlich absolut-nothwendig (ewig).

zusuchen. Es handelt sich hier um die Frage nach der absoluten Nothwendigkeit der Dreidimensionalität des Raumes. Die Philosophie muss natürlich einen Grund haben, dieselbe in Zweifel zu ziehen, und dieser Grund ist der, dass man bis jetzt noch nicht die Dreidimensionalität des Raumes aus seinem Wesen hat folgern können. Wir haben zwar eine „Raumcharakteristik", aber keine „Raumdeduction".

Hier kommt nun die Mathematik und bietet der zweifelnden Philosophie den Begriff des vier- oder mehrdimensionalen Raumes an, zu dem sie durch ihre Schlüsse gelangt ist. Wir besprechen zuerst die Frage, ob ein solcher Raum möglich sei, das heißt, ob der Begriff des jetzt existierenden dreidimensionalen Raumes nur eine specielle Form eines allgemeinen Raumbegriffes sein kann. Wir müssen natürlich von jeder Vorstellung dabei abstrahieren. Aber das kann doch im Ernste keine Instanz gegen den Begriff sein; denn wir denken uns vieles als möglich und sogar als wirklich, wovon wir nicht die mindeste Vorstellung haben. Wenn wir uns, wie Fechner einmal gezeigt hat, die Existenz von zweidimensionalen Wesen denken können,*) so sehe ich nicht ein, warum wir uns nicht auch etwas Vierdimensionales existent denken können oder, besser ausgedrückt, warum es nicht Wesen geben kann, die eine „vierdimensionale Anschauung" besitzen. Kant bemerkt einmal (Kritik der reinen Vernunft) sehr richtig: „Wir können von den Anschauungen anderer denkender Wesen gar nicht urtheilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden sind, welche unsere Anschauungen einschränken und für uns allgemeingiltig sind."

Einen logischen Fehler vermag ich auch nicht in dem Begriff zu entdecken. Der würde doch nur dann vorhanden sein, wenn aus dem Begriff „Raum" mit Nothwendigkeit die Eigenschaft der Dreidimensionalität zu deducieren wäre; das war aber, wie wir eben schon hörten, bis jetzt noch unmöglich. Was hindert uns zudem, den Raum als eine Substanz**) zu definieren, in welcher und durch welche die Existenz einer von ihr verschiedenen Substanz möglich ist? In dieser Definition ist ja der Begriff der dreifachen Ausdehnung nicht vorhanden.

Am allerwenigsten kann man verstehen, was solche Gelehrte, die eine materia prima statuieren, die an eine Replication und ähnliches glauben, an einem Begriffe wie dem des vierdimensionalen Raumes auszusetzen finden, wie sie es wagen können, einen solchen Begriff als „in

*) „Man denke sich ein kleines, buntes Männchen, das in der camera obscura auf dem Papier herumläuft; da hat man ein Wesen, das in zwei Dimensionen existiert." (Dr. Mises, Kleine Schriften.)

**) Aber eine Substanz von ganz eigener und einziger Art.

sich unsinnig“ zu verwerfen. Wenn man lediglich die Ungewohntheit des Begriffes und seinen scheinbar unlösbaren Widerspruch mit der ganzen in der Erfahrung gegebenen Wirklichkeit in Betracht zieht — und darauf stützt sich letzthin, abgesehen von anderen durchaus unphilosophischen Gründen, der Widerstand unserer meisten Philosophen —, so ist der Begriff durchaus nicht schlechter, ich meine sogar noch besser bestellt als die für jene Philosophie so charakteristischen oben genannten Begriffe. Das philosophische Denken kann zwar den Ruhm nicht beanspruchen, durch eigenes Forschen zu dem Begriff des mehrdimensionalen Raumes gelangt zu sein, obgleich ein von der richtigen Erfassung der Aufgabe der Philosophie durchdrungenes Denken zu der Frage nach der aprioristischen Giltigkeit der dreidimensionalen Ausdehnung führen muſste und die Keime ja auch schon, z. B. bei Kant, vorlagen. Vom philosophischen Standpunkte aus läſst sich kein directer Beweis für die Nothwendigkeit des Begriffes geben. Die Philosophie führt bis an die Grenze, darüber hinaus führt erst die Mathematik. Das Problem ist in dieser Hinsicht ein mathematisches, und die Unkenntnis der Mathematik mag denn auch ein Grund sein, weshalb die obengenannten Philosophen den Begriff nicht acceptieren können. Da ich meinen Lesern nicht mit langen und schwierigen mathematischen Ableitungen aufwarten darf, so vermag ich ihnen den Beweis nicht zu geben. Es gibt aber auch noch gewisse Anschauungsbeweise, von denen einer hier angeführt sein soll. Haben wir zwei ebene Coordinatensysteme in einer Ebene, von denen etwa die X-Achsen gleich, die Y-Achsen entgegengesetzt gerichtet sind, so lassen sich die beiden Systeme durch keine Drehung in der zweidimensionalen Ebene, sondern nur durch Drehung in einer höheren Dimension, im dreidimensionalen Raum zur Deckung bringen. Sind nun zwei räumliche Coordinatensysteme gegeben, deren X- und Y-Achsen gleich, deren Z-Achsen entgegengesetzt gerichtet sind, so kann man auch sie durch Drehung im dreidimensionalen Raum nicht zur Deckung bringen. Was liegt nun näher als der Analogieschluſs, daſs die Deckung in einer höheren Dimension möglich sei?

Wenn wir so die Richtigkeit des neuen Raumbegriffes mathematisch bewiesen und philosophisch geprüft haben, können wir erst zur Beantwortung der anderen Frage schreiten, ob ein dem Begriff entsprechender Raum auch wirklich existiert, und hier berührt sich das Problem eng mit der Astronomie. Um die Frage zu verstehen, überlegen wir uns Folgendes. Wie wir eine gekrümmte Fläche im dreidimensionalen Raum als zweidimensional, aber auch zugleich als dreidimensional bezeichnen können, so könnte man auch unseren dreidimensionalen Raum zugleich als vierdimensionalen fassen. Ein Flächenwesen würde seine Existenz nur als eine zweidimensionale kennen, wir

kennen unsere Existenz nur als dreidimensionale. Aber wie wir die Fläche wegen ihrer Krümmung auch als dreidimensional auffassen, so ist es auch möglich, dass eine anders geartete Intelligenz als die unsere den dreidimensionalen Raum auch als vierdimensionalen anschauen kann. Es liegt also kein Widerspruch darin, dass der vierdimensionale Raum reale Existenz hat. Man hat gesagt: Wir können uns den Raum nicht unendlich, aber auch nicht mit Brettern zugenagelt denken; da hilft uns denn der Begriff des vierdimensionalen Raumes. Aber was wir von dieser Alternative zu denken haben, wissen wir bereits von früher her. Zudem wäre die Vorstellung vom Weltgebäude, die sich daran knüpft und die man z. B. populär in Plaßmann's „Himmelskunde“ entwickelt findet, zu sonderbar.*)

Über weitere Berührungspunkte des Raumproblems mit der Astronomie sehe man die diesbezüglichen Abhandlungen und Werke von Zöllner, Riemann, Helmholtz, Wundt, Charlier und Stallo nach. Wir können hier nicht näher darauf eingehen. Nur sei noch die eine Idee Zöllner's, die die Existenzen des dreidimensionalen Raumes als Schatten der Existenzen des vierdimensionalen gefasst wissen will, der Curiosität halber erwähnt. Wir glauben, dass thatsächlich ein dreidimensionaler Raum als eine Raumform unter den möglichen existiert, halten aber die Frage nach der realen Existenz eines vier- oder mehrdimensionalen Raumes und seines Verhältnisses zu jenem noch nicht für spruchreif. Bemerkt sei noch, dass sich dieses Problem verschiebt je nach dem erkenntnistheoretischen Standpunkte, den man einnimmt.**)

Das letzte Problem der Philosophie der Astronomie, das wir ausführlich behandeln, ist die Ästhetik des Sternenhimmels. In mehrfacher Hinsicht gehört sie hieher. Zunächst als Gottesbeweis. Wie wird nicht gerade bei dem Eindruck, den die ganze Herrlichkeit des Himmels auf uns macht, bei der Erkenntnis der wunderbaren Schönheit seiner einzelnen Objecte, der Harmonien im Kosmos das schöne Wort Lichtenberg's wahr: Wenn sich mein Geist erhebt, fällt der Leib auf die Knie! Hat doch noch vor kurzem ein berühmter Philosoph der anderen Seite, anknüpfend an Kant's

*) Allerdings findet der Beweis wieder seine Stütze an kosmogonischen Speculationen, worauf früher hingewiesen wurde.

**) Auch hier muss ich wieder, wie leider so manchmal, wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes weit mehr andeuten, als ich ausführen möchte. Vielleicht hängt nicht nur mit dem psychologischen, sondern auch mit dem metaphysischen Raumproblem und den kosmogonischen Speculationen die erkenntnistheoretische Wahrheit zusammen, dass wir uns in absoluter Unkenntnis über die reale Entfernung zweier Raumpunkte befinden (Analoges gilt für die Zeit). Irgendwelche Ausführungen über diese interessante Thatsache und ihren Zusammenhang mit den vorhin genannten Fragen habe ich übrigens noch nirgendwo gefunden.

Wort vom „bestirnten Himmel“ und dem „moralischen Gesetz“, öffentlich sein Bekenntnis abzulegen gewagt: „Beide erheben in der That über alles Irdische und Menschliche schließlich zum allmächtigen, allweisen und allheiligen Gott.“

Fürs zweite gebrauche ich die Ästhetik des Himmels in der Psychologie. Bei weitem die meisten unserer Philosophen sehen in dem Gefühl keine besondere Seelenkraft, sondern werfen es mehr oder weniger mit dem Willen oder dem Begehrungsvermögen überhaupt zusammen. Darüber müssen die Thatsachen urtheilen, und diese zeigen nun, dass es Seelenzustände gibt, bei denen von einem Wollen oder Begehren nicht die Rede sein kann und die man gemeinhin als Gefühle bezeichnet: es sind die ästhetischen oder Stimmungsgefühle. Zu diesen gehört auch als das mächtigste von allen das Gefühl, das der Sternenhimmel in uns weckt, und das so mit zum Beweise für die Existenz des Gefühls als einer besonderen Seelenkraft dient.

Fürs dritte endlich benutzen wir die eigenthümliche Wirkung des Sternenhimmels dazu, ein bisher für allgemein gehaltenes naturästhetisches Gesetz zu modificieren. Man sagt, dass die Natur dem Menschen stets die Stimmung zeige, die der Mensch augenblicklich in seiner Seele trage. Der Satz trifft beim Sternenhimmel nicht zu. Wer sich sein Herz für die Natur empfänglich bewahrt hat und, sei er in Freud oder Leid, eine klare Nacht auf sich wirken läßt, empfindet stets eine unsagbare Ruhe, einen tiefen, stillen Frieden. Alle überschäumende Freude ist wie weggewischt; ein ruhiges, klares, tiefinnerliches Glücksgefühl erfüllt die Brust, und die Seele ruht wie ein spiegelglattes Meer in der Mittagssonne. Jeder Schmerz löst sich auf; nicht Wehmut zieht in die Menschenbrust ein, denn Wehmut ist auch noch Schmerz, sondern Friede ist es und immer wieder Friede, der von den Sternen ins Herz hineintaut. Was Geibel von dem Eindruck einer Herbstlandschaft singt, kann man wohl noch besser auf die Betrachtung des Himmels in einer sternenhellen Nacht anwenden:

> O wie waltet die Stunde
> Nun in seliger Ruh'!
> Jede schmerzende Wunde
> Schließet leise sich zu.

Dieser Einfluss des Sternenhimmels, für den bisher noch niemand einen Grund hat angeben können, widerspricht direct jenem ästhetischen Gesetz. Ich habe alle ästhetischen Genüsse, die die Natur bietet, noch nicht durchkostet, weiß also nicht, ob es noch mehrere gibt, die solche Wirkung äußern, glaube es aber nicht. Auf jeden Fall sollte man auf Grund jener einen Thatsache die Phrase von einem durchgängigen Einklang der Stimmung des Menschen mit der Natur nicht mehr kritiklos nachreden. — Was den Einwurf angeht, dass die beiden letzten Punkte nicht in die Arbeit hineingehörten, weil ja jedermann auf eigene Beobachtungen hin seine Schlüsse ziehen könnte, so sei

darauf erwidert, dass man es allerdings „könnte“, dass aber in Wirklichkeit, wie die Dinge nun — leider, muss ich sagen — einmal liegen, der Himmel nur von Astronomen mit der nothwendigen hingebenden Liebe betrachtet und geschätzt wird oder besser werden kann. —

Wir wären mit unserer Wanderung durch die Astronomie zu Ende. Damit ist nicht gesagt, dass wir nun den Nutzen dieser Wissenschaft für die Philosophie bereits erschöpft haben, wenn wir das Wort im weitesten Sinne gebrauchen. Ich erinnere zunächst an die Verbindungen von Astronomie und Physiologie, betreffs derer ich auf einen früheren Aufsatz in der „Kultur“ (II. Jahrgang, Heft 4) verweise. Dann denke ich besonders an die praktische Philosophie. Über Pädagogik der Astronomie ist hier bereits manches gesagt worden, ließe sich aber noch vieles sagen. Bemerkenswertes in dieser Hinsicht haben Diesterweg und W. Förster ausgeführt. Auch über das Eingreifen der Astronomie in das ethische Gebiet haben wir schon einiges gehört; es fällt ja auch mit dem vorigen Punkte meist zusammen. Schöne und originelle Betrachtungen über die Ethik der Astronomie findet man in der „Kosmogonie“ von Braun.

Ich habe in all den Erörterungen manches eben berührt, anderes nur angedeutet und wieder anderes gar nicht hineingezogen, weil es theils von Anderen vorzüglich bearbeitet worden ist, theils mit leichter Mühe selbst gefunden werden kann, theils auch derart schwierig ist, dass es sich nur für Fachzeitschriften eignet; es war deshalb nicht zu verhüten, dass die Arbeit stellenweise einen aphorismenartigen und programmatischen Charakter annahm und dass bei Problemen, die eine Einbeziehung der Astronomie in die Philosophie im größten Stile nöthig machten, nur auf die Litteratur verwiesen werden konnte. Es liegt mir nichts ferner, als die hier vorgetragenen philosophischen Ansichten jemandem aufdrängen zu wollen. Aber wer anderer Meinung ist, der muss die meine zunächst widerlegen und dann sehen, wie er mit den astronomischen Thatsachen und Schlüssen zurecht kommt; denn die Nothwendigkeit einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Astronomie ist, wie ich gezeigt zu haben glaube, für jeden, der ehrlich nach der ganzen Wahrheit forscht und sich nicht träge mit überkommenen Schulmeinungen begnügt, schlechterdings nicht zu umgehen. Und so wird auf jeden Fall der Hauptzweck dieses Aufsatzes erfüllt, der ja in nichts anderem bestand, als darauf hinzuarbeiten, dass unsere christliche Philosophie in vollster Erkenntnis des reichen Segens, der ihr von der Naturwissenschaft überhaupt zufließen kann, in den innigsten Contact mit ihr trete und, auf sie gestützt und von ihr geleitet, ihre Weltsynthese der Vollendung immer näher führe.





# Joseph Freiherr von Helfert.

## Erlebnisse und Erinnerungen.

## IV.

## Die große Unterrichts-Reform.

### 1.

Das vormärzliche Unterrichts-System war einfach, äußerst mager und dürftig.

Die Elementarschulen, auch Trivialschulen genannt, von zwei oder drei Classen, waren zugleich Pfarrschulen, neben denen es in ausgedehnteren Seelsorge-bezirken eine oder mehrere Filialschulen gab. Scholarch war der Pfarrer, unter dem der Lehrer und der „Schulgehilfe" standen. Ihre materielle Lage war auf dem Lande häufig eine kümmerliche. In der Leitmeritzer Diöcese gab es noch über die Mitte der vierziger Jahre Lehrer, die einen Jahresgehalt von 25 bis 50 Gulden bezogen, drei Lehrer sogar einen unter 25 Gulden; viele der Schul-gehilfen hatten einen Wochenlohn von 12 bis 30 Kreuzer Conv.-M. Das Haupteinkommen des Lehrers auf dem Lande floss aus dem Schulgelde und an besser gestellten Schulen aus gewissen Zehenten und Naturalabgaben, welche die Gemeinden nach altem Herkommen „fassionsmäßig" zu entrichten hatten. Die Eintreibung des Schulgeldes war eine widerwärtige Sache, wo-bei es an Demüthigungen des Lehrers nicht fehlte, da unverständige oder hartherzige Eltern das Schulgeld als Almosen betrachteten, das doch frei-willig ist. Die vielen Reste einzubringen war auf gütlichem Wege oft un-möglich, gerichtliche Eintreibung machte den Lehrer verhasst und schwächte seine Wirksamkeit in der Schule. Da mussten denn Nebeneinkünfte aushelfen: für den Lehrer Gerichtsschreibereien, Gevatterbitten, für den Schulgehilfen Musicieren in Wirtshäusern und bei Hochzeiten.

Neben den systemisierten Schulen gab es auf dem Lande hin und wieder Schulen, die von einzelnen Gemeinden mehr ihrer Bequemlichkeit halber errichtet waren und von den Behörden geduldet wurden. In abge-legenen Gebirgsgegenden bestanden sogenannte Nothschulen für die Kinder der oft auf stundenweite Entfernung auseinander liegenden Waldhütten; an einem nahezu im Mittelpunkte dieses Umkreises gelegenen Punkte war eine Räumlich-

keit hergeliehen oder gemietet, in welcher ein nothdürftig in den Elementargegenständen bewandertes Gemeindemitglied oder ein excurrendo-Gehilfe Unterricht ertheilte. Aber selbst unter den systemisierten Trivialschulen gab es solche, wo die Unterbringung der Kinder geradezu erbärmlich war und wo es unter solchen Umständen mit dem Unterricht und ebenso mit der Schulzucht kläglich stand. Es gab Schullehrer, die nur am Samstag in der Schule zum Schrecken der Kinder erschienen, um die Schulpfennige einzutreiben, sonst aber den Unterricht den Schulgehilfen überließen.*)

Besser stand es in jeder Hinsicht begreiflicherweise in den Städten, wo auch der häusliche Unterricht einen Nebenerwerb bildete. Doch selbst auf dem Lande, auf den kaiserlichen und Stiftungs-Herrschaften (Religionsfond, Stiftungsfond) und jenen, die reicheren Klöstern zugehörten, sowie auch unter vielen Privat-Patronaten gab es Schulen, die wenig zu wünschen übrig ließen, sowohl was die Stellung des Lehrerpersonals und die Geräumigkeit und Reinlichkeit der Schulstuben, als was die Ertheilung des Unterrichts betraf, selbstverständlich nach den Verhältnissen des damaligen Unterrichts-Systems überhaupt gemessen**).

Eine Stufe höher als diese Trivialschulen waren die Hauptschulen mit einer vierten Classe, in welcher neben den gewöhnlichen Gegenständen Zeichnen, populäre Geometrie, etwas Naturgeschichte und etwas Baukunst gelehrt wurden. In der Hauptstadt eines jeden Kronlandes bestand eine Normal- oder Muster-Hauptschule, mit welcher eine, nach unseren heutigen Begriffen von Lehrerbildung sowohl an Ausdehnung wie an Ausstattung höchst kümmerliche Präparandie, Präparandencurs, verbunden war.

Dann kam das Gymnasium, sechsclassig, die vier unteren Grammaticalclassen: Parva, Principi, Grammatik, Syntax, und die Humanitätsclassen:

*) An die Schullehrer in Böhmen. Von F. J. Hermann, Lehrer der 4. Classe in Warnsdorf. Bohemia, 5. April 1848, S. 3—5.

**) Von der Matice lidu wurde 1891 ein Büchlein herausgegeben: Bilder aus dem böhmischen und österreichischen Schulleben des 18. und 19. Jahrhunderts, von Wenzel Gabriel (kl.-8°, 149 S.), in welchem die Schulzustände vor 1848 als geradezu schauderhaft geschildert werden. Es ist nach den eigenen Erfahrungen des Verfassers und nach den Gewährsmännern, die er anführt, nicht zu zweifeln, dass es in der That Schulen so arg verwahrloster Art in Böhmen und außer Böhmen gegeben hat. Aber der Verfasser hat sehr Unrecht, wenn er diese einzelnen Beispiele so hinstellt, als ob derartige Zustände allgemein oder auch nur die Regel gewesen wären. Ich selbst habe in meiner Jugend sowohl in deutschen als in böhmischen Gegenden nicht wenige Schulen gesehen, in Landstädten und selbst in Dörfern, habe Prüfungen und Schulfeierlichkeiten beigewohnt, aber nirgends etwas ähnliches angetroffen, wie es Gabriel darstellt.

Poesie, Rhetorik. Die Gegenstände waren Religion, Latein und Griechisch, Geographie und Geschichte, Arithmetik, römische Alterthümer und Mythologie; für die Muttersprache, das heißt das Deutsche, denn eine andere Muttersprache kannte man von Regierungswegen nicht, hatten die beiden obersten Classen zwei „Sammlungen deutscher Beispiele“, eines für die leichteren Gattungen der Dichtkunst, das andere für das Epos und das Drama, für prosaische Aufsätze und Reden.

Nach dem Gymnasium hatte der weiter strebende Studiosus die beiden „philosophischen“ Jahrgänge, die „Logik“ und die „Physik“, durchzumachen. Ich sage, der weiter, nicht der höher strebende Jüngling. Denn die verschiedenen Fächer: Philosophie, Mathematik, Philologie, Physik waren keineswegs um ihrer selbst, um der wissenschaftlichen Pflege willen da, sie fungierten nur als obligate Fächer, die den Übergang für den Besuch der eigentlichen Berufsstudien zu bilden hatten.*) Zwei Fächer gab es sogar, Geschichte und Naturgeschichte, von deren Absolvierung jene, die das Unterrichtsgeld zahlten, befreit waren. An den Universitäten bildeten jene beiden Jahrgänge die philosophische Facultät. Außer ihnen gab es in einigen Landstädten der größeren Länder eigene „philosophische Lehranstalten“, z. B. in Böhmen in Pilsen, Budweis und Leitomischl, in Mähren in Nikolsburg, in Nieder-Österreich in Krems.

Den Abschluss und Höhepunkt des vormärzlichen Studiensystems bildeten die Universitäten, die im Grund und Wesen nichts als Abrichtungsanstalten für das theologische, für das juridisch-politische, für das medicinisch-chirurgische Fach waren, die beiden ersteren mit vier, das letztere mit fünf, eventuell (Augenheilkunde) fünfeinhalb Jahrgängen. In kleineren Ländern, die keine Universität hatten, bestanden sogenannte Lyceen mit je einem theologischen, einem philosophischen, einem medicinisch-chirurgischen Studium, so in Linz, in Salzburg, in Laibach. An den Universitäten stand jede der vier Facultäten unter einem Studiendirector, einem außerhalb des Lehrkörpers stehenden höheren Beamten oder kirchlichen Würdenträger, so z. B. in Prag in der Zeit vor 1848 dem Weihbischof Franz Wilhelm Tippmann für die theologischen, dem Gubernialrath und Vorstand des k. k. Fiscalamtes Leopold Hasner Edlen v. Artha für die juridisch-politischen, dem Gubernialrathe und Landes-Protomedicus Ignaz Ritter v. Nadherny für die medicinisch-chirurgischen, dem Abt vom Strahov Hieronymus Joseph Zeidler für die

*) „Factisch wurden die sämmtlichen Fächer der philosophischen Facultät an sich wertlos erklärt: ihr Wert war nur der eines nothwendigen Übels, um durch dasselbe zum goldenen Kalbe der Brotwissenschaften zu gelangen“; Füster, Memoiren, I., 69 f.

philosophischen Studien. Die einzelnen Facultäten bestanden aus allen jenen Doctoren, die an derselben Universität promoviert worden waren oder denen die Facultät nachträglich die Aufnahme bewilligt hatte. Auch die Professoren musten, wenn sie nicht an derselben Universität graduiert waren, um nachträgliche Aufnahme in die Facultät einschreiten und die dazu gehörigen Bedingungen erfüllen. Einige thaten es, wie z. B. an der Prager Universität Professor Schnabel, andere, wie mein seliger Vater, unterließen es, weil sie sich sagten, dass es ihnen nichts nützen würde. Denn an den größeren Universitäten, und namentlich in der juridischen und in der medicinischen Facultät von Wien und Prag, bildeten die nicht zum Lehrkörper gehörigen Doctoren eine solche Überzahl, dass die wenigen Professoren gegen sie fast verschwanden. Das zeigte sich namentlich bei den Wahlen zum Decan, der den unmittelbaren Vorstand jeder Facultät bildete; in Wien wie in Prag war es Regel, dass zum Decan nicht ein Professor, sondern ein Advocat oder praktischer Arzt gewählt wurde; Schnabel kam, obwohl er sich in die Facultät hatte aufnehmen lassen, nie zum Decanat, das zugleich wegen der Rigorosentaxen ein sehr einträglicher Posten war.

An der medicinischen Facultät gab es eigene Curse für Hebammen, für Pharmaceuten und dann für Chirurgen. Diese letzteren, auch Civil- und Landwundärzte genannt, standen auf einer mindern Stufe des medicinischen Studiums; als Vorbildung für sie wurde nicht das vollständige Gymnasium erfordert, sondern es genügten die vier unteren (Grammatical-)Classen des Gymnasiums oder auch bloß die vierclassige Hauptschule und ein darauf folgendes zwei- oder dreijähriges chirurgisches Tirocinium. Die „wissenschaftliche“ Medicin blickte darum auf diese Einrichtung hochmüthig herab, wobei allerdings Brotneid mitspielte; denn nicht bloß auf dem Lande, selbst in größeren Städten gab es geschickte Chirurgen, zu denen viele Leute größeres Vertrauen hatten als zu graduirten Doctoren. Die Einrichtung hatte auch ihre entschiedenen Vortheile. Die Chirurgie erforderte keine kostspieligen Universitätsstudien, die Bildung der Chirurgen war keine universelle, sie machten darum an das Leben keine so hohen Ansprüche wie ein Mann, der nach dreizehn oder vierzehn Studienjahren die höchste academische Würde erlangt hatte. Die Chirurgen waren darum eine Wohlthat für ärmere und entlegenere Gegenden; sie siedelten sich im Gebirge an, wo es keine hohen Honorare gab, deren sie auch nicht bedurften, weil sie einfach und bescheiden wie die Leute um sie herum lebten.

Als Vorstufe für die Ausbildung in den technischen Fächern bestanden Realschulen, so genannt von den „Realien“, die dort gelehrt wurden, im Gegensatz zu den humanistischen Studien an den Gymnasien. Realschulen gab

es in Böhmen drei, eine in Prag in Verbindung mit dem technischen Institut, die zweite in Reichenberg, die dritte in Rakonitz, die beiden letzteren vom Prager Fürst-Erzbischof Chlumčanský gegründet und mit Prämonstratensern vom Stifte Strahov besetzt. Es war häufig, dass sich zu den Realschulen solche wandten, die am Gymnasium nicht genügt hatten, und die Gymnasiasten spotteten daher über die Realschulen und nannten sie refugium asinorum. Die höhere Stufe des technischen Unterrichtes waren die technischen Lehranstalten, in Prag kurz „Technik", in Wien „Polytechnicum" genannt. Beide waren in ihrer Art bessere Anstalten, unter deren Professoren sich mitunter ausgezeichnete Männer befanden; in Wien erfreuten sich Prechtl, Baumgartner, Ettingshausen, in Prag Gerstner und Balling eines europäischen Rufes.

Außer den genannten allgemeinen Lehranstalten bestanden gewisse Special-Lehranstalten: die medicinisch-chirurgische Josephs-Academie in der Alserstraße zu Wien zur Ausbildung von Militär-Ärzten, das Thierarznei-Institut in Wien, die Forstlehranstalt in Maria-Brunn, die orientalische Academie in Wien. An der letzteren wurde auch ein Sammelsurium von juridisch-politischen Fächern vorgetragen; der Professor für diese war Dr. Engelbert Maximilian Selinger, im Jahre 1848 Reichstagsabgeordneter für Sternberg. Über seine Vorträge machten sich die jungen Leute lustig, zum Beispiel wenn er das Wechselrecht mit dem Satze begann: „Meine Herren, das Wechselrecht, das ich Ihnen vortragen werde, gilt nicht in Österreich, es gilt auch nicht in Deutschland oder Frankreich, nicht in Italien oder England, das Wechselrecht, das Sie hören werden, gilt gar nirgends" ꝛc. Auch am Theresianum gab es ein juridisch-politisches Studium, und zwar ein vollständiges wie an den Universitäten, mit Professoren für jedes der obligaten Fächer, nur dass sie keine Facultät bildeten. Die beiden Neumann, Joseph und Leopold, beide 1848 in den constituierenden Reichstag abgeordnet, Moriz v. Stubenrauch und Eduard Tomaschek, der Ungar Dr. Gustav Wenzel, Moriz Heyßler waren ganz tüchtige Professoren.

Alle diese Schulen von unten bis hinauf waren strengstens Abrichtungsanstalten. Selbst für die meisten Fächer an der Universität waren Lehrbücher vorgeschrieben, an die sich der Professor halten sollte; doch sah die Wiener k. k. Studien-Hof-Commission durch die Finger, wenn strebsamere Professoren ihren eigenen Weg einschlugen. Von fleißigen und aufmerksamen Hörern wurde dem mündlichen Vortrage nachgeschrieben, und daraus entstanden sogenannte „Explicationen", die, wenn die Abfassung besonders gut ausgefallen und sauber abgeschrieben war, gleich Lehrbüchern käuflich von einer Hand in die andere giengen.

Bei Ausarbeitung und Benützung selbst-eigener Vortragshefte mussten die Professoren vorsichtig sein. Über die Grundsätze, die von der Regierung vorgeschrieben, über die Schranken, die von der k. k. Studien-Hof-Commission gezogen waren, durften sie nicht hinausgehen. Warnende Beispiele gab es genug. Der Professor August Norbert Schnabel an der Prager juridischen Facultät hatte ein für die damalige Zeit sehr gutes Lehrbuch der vergleichenden europäischen Statistik geschrieben; weil darin die constitutionellen Einrichtungen günstiger geschildert waren, als es das herrschende System gestattete, war er nahe daran, vom Lehramte entfernt zu werden; nur dadurch, dass er reumüthig Besserung versprach, entgieng er seinem Schicksale. Der originelle Julius Schneller, Professor der Geschichte in Graz, fand es gerathen, sich um einen Posten an einer außer-österreichischen Universität umzusehen und gieng aus dem Lande. Im Jahre 1835 wurde der Wiener Professor der Philosophie Ludwig Rembold seines Lehramtes enthoben und mit 700 fl. pensioniert.

An der philosophischen und später auch an der juridisch-politischen Facultät gab es neben den ordentlichen freie, das heißt unobligate Fächer, von denen einige systemisiert waren, wie Erziehungskunde, Ästhetik, die historischen Hilfswissenschaften, Staatsrechnungskunde. In den letzten Jahren vor 1848 hat die Regierung auch einzelne Privatdocenten zugelassen, die weder Besoldung noch Honorar genossen und in der Regel wenig Zuhörer hatten.

Es braucht nicht gesagt zu werden, dass die österreichischen Universitäten bei einer so kümmerlichen Einrichtung bei weitem nicht den Vergleich mit den deutschen aushalten konnten, an denen ungleich mehr Lehrstühle bestanden, manche Fächer doppelt, ja dreifach besetzt waren und die Studierenden eine viel freiere Bewegung hatten. Eine Ausnahme machten in Österreich nur seit ungefähr der Mitte der dreißiger Jahre die medicinisch-chirurgischen Facultäten an den Universitäten von Wien und Prag. Sie hatten sogar einen anerkannten Vorsprung vor den meisten deutschen Facultäten dieser Art, so dass junge Männer, die auswärts bereits den Doctorgrad erlangt hatten, zu ihrer letzten Ausbildung nach Wien und Prag kamen. Der Gründe waren mehrere. Erstens das Klinikenwesen, das sich an den kleineren deutschen Universitäten wegen des geringeren Materials an Kranken und Leichen nicht in gleichem Maße entwickeln konnte. Zweitens eine Reihe von Fachmännern ersten Ranges; in Wien hatten Škoda und Rokitanský neue Bahnen eröffnet, in Prag überragte der geniale Oppolzer wohl alle Kliniker seiner Zeit und glänzten neben ihm Redtenbacher als Chemiker, Arlt als Augenarzt, Pitha als Chirurg. Drittens die reiche Entfaltung des Docentenwesens, das für die

verschiedensten Specialfächer eigene Curse mitunter mit besonderen Kliniken eröffnete, deren Besucher zu einem großen Theile graduierte Doctoren waren.

In Prag fiel hierbei das größte Verdienst dem Gubernialrath und Landes-Protomedicus, dem kleinen einäugigen Ignaz von Nadherný zu. Ein Tyrann von unerbittlicher Strenge, führte er eine musterhafte Ordnung in dem allgemeinen Krankenhause ein, begünstigte jeden Fortschritt und verschaffte jungen Männern, deren Tüchtigkeit er erkannte, alles, dessen sie zur Cultivierung ihres speciellen Faches bedurften. Viele dieser bescheidenen aber tüchtigen und strebsamen Docenten folgten mit der Zeit ehrenvollen Berufungen an auswärtige Universitäten, so Kiwisch und nach dessen vorzeitigem Tode Scanzoni nach Würzburg, Morawek, wenn ich nicht irre, gleichfalls nach Würzburg, Bamberger nach Erlangen, Černy nach Heidelberg.

2.

An der Spitze des gesammten Schul- und Studienwesens in den nicht-ungarischen Ländern stand die k. k. Studien-Hof-Commission. Sie war eine selbständige Behörde, sondern eine Abtheilung der Vereinigten Hofkanzlei. Der Oberste Kanzler Graf Inzaghi und die beiden Hofkanzler Baron Franz Pillersdorff und Baron Joseph Weingarten waren zugleich Präsidenten der Studien-Hof-Commission. Als „Beisitzer" der Studien-Hof-Commission fungierten gegen die Mitte der vierziger Jahre die Hofräthe Baron Türckheim, Propst Andreas Meschutar und Franz Schönaich von der Vereinigten Hofkanzlei und der Hof-Commissionsrath Karl Friedrich Bernard Beck (für die Schulen der Militärgrenze) vom Hofkriegsrath, dann die Directoren der juridisch-politischen, der medicinisch-chirurgischen, der philosophischen und der theologischen Studien, die Hofräthe Baron Plappart, Ritter von Raimann, Franz Seraph. Cassian Hallaschka und Regierungsrath Canonicus Franz Zenner, endlich der Regierungsrath Prälat Purkarthofer als Director des deutschen Schulwesens. Den Vorsitz führte Baron Pillersdorff und er war ohne Frage der geeignete Mann dazu. Pillersdorff war jedenfalls die bedeutendste unter den damaligen Persönlichkeiten der Hofkanzlei. Er besaß die volle Einsicht und hegte den lebhaften Wunsch, aus den verrotteten Zuständen eines Systems, das sich längst überlebt hatte, in freiere Bahnen hinüberzulenken. Das Wenige, was in den letzten Jahren im Bereiche der Verwaltung in fortschrittlicher Richtung geschehen oder mindestens versucht worden war, wurde seiner Anregung zugeschrieben. Denn der Oberste Kanzler galt in der Meinung der Vorwärtsstrebenden als Null, er stand ganz unter dem Einflusse seines ersten Hofkanzlers, man sagte, er suche ihn zu copieren. Auf Pillersdorff blickten alle, an ihn wendeten sich alle, die

eine Verbesserung der waltenden Zustände anstrebten: so Graf Franz Stadion Gouverneur von Triest, so der eifrige Podestà von Mailand Graf Gabrio Casati, beide standen mit ihm in Briefwechsel. Pillersdorff und Stadion galten als Minister der Zukunft.

Unter den Männern des Lehrfachs, die ernstlich eine Reform des Studienwesens anstrebten, waren an der Wiener Universität der hochbefähigte und vielseitig gelehrte Professor der Botanik Stephan Endlicher — er war nebst seinem Berufsfache Sprachkenner und Philologe, er gab eine chinesische Grammatik heraus,*) er hat in der Hofbibliothek ein Fragment des römischen Juristen Ulpianus aufgefunden und ediert u. dgl. m. — und an der Prager der Professor der Philosophie Dr. Franz Exner; unter den Mittelschul-Lehrern — denn damals hießen sie noch nicht Professoren — in Wien der Piarist P. Wilhelm Podlaha vom akademischen und in Prag Johann August Zimmermann vom Kleinseitner Gymnasium.

Franz Exner, geb. zu Wien 1801, hatte in seiner Vaterstadt seine akademische Laufbahn begonnen, unter dem gefeierten Rembold Philosophie studiert und war dann nach Pavia gegangen, wo er das Doctorat machte. Durch Rembold war er mit den Schriften Salat's, aus der Schule Jacobi's, bekannt geworden, hatte sich aber dann ganz der Herbart'schen Philosophie zugewandt, die er, als er 1832 zum Professor der theoretischen und practischen Philosophie in Prag ernannt wurde, der erste in Österreich auf der Lehrkanzel zur Geltung brachte**). Sein Vorgänger, Prof. Joh. Peithner von Lichtenfels, war bei den Studenten nicht beliebt; sie blickten auf ihn als Lehrer mit einer gewissen furchtsamen Scheu; sie hielten ihn für tief, weil sie ihn nicht verstanden; sie hießen ihn Herakleitos den Dunklen. Unter seinen Collegen hielt der Professor der Mathematik Dr. Ladislaus Jandera die strengste Zucht; er hatte die Ordnung eingeführt, dass alle Studenten, deren Zahl bis auf 300 stieg, streng nach dem Alphabet sitzen mussten, so dass sogleich zu bemerken war, wo sich eine Lücke fand, und wehe dem, der fehlte, ohne sich vorher entschuldigt zu haben. Das gerade Gegentheil von diesen beiden war der damals dreißigjährige Exner; er verlas nur selten

*) Die Wiener, die zu jener Zeit über alles ihre Witze machten, sagten von ihm: „Die Philologen sagen: Endlicher ist ein großer Botaniker — die Botaniker sagen: Endlicher ist ein großer Philologe — die Chineser sagen: Endlicher ist ein großer Österreicher — die Österreicher sagen: Endlicher ist - ein großer Chineser.“ (Chineser = eine Art Sonderling, einer, der durch seine Lebensweise oder seine Meinungen oder seine Bestrebungen von den Anderen in etwas bizarrer Weise abweicht und sich in dieser Eigenart durch das Urtheil Anderer nicht leiten lässt.)

**) Ausführlich über Exner's Studiengang Dr. S. Frankfurter, Thun, Exner und Bonitz (Wien, Hölder, 1893) S. 43—53.

einen Theil des Katalogs, und dann nur deshalb, weil es so vorgeschrieben war. Auch hatte er dieses Mittel nicht nöthig. Musterhafte Ordnung und Stille herrschten bei seinen Vorträgen; er gebot nicht durch Strenge und pedantisches Wesen, er imponierte durch seine Ruhe, durch seinen milden Ernst, durch seine, Achtung und zugleich Vertrauen erweckende Persönlichkeit, die Studenten liebten und verehrten ihn. Alles was von bedeutenden Männern in Prag vorhanden war, alle die von einem höheren Streben beseelt waren, schlossen sich an Exner an: der schon früher genannte Humanitäts-Lehrer am Kleinseitner Gymnasium Zimmermann, der Professor der Physik am Polytechnicum Christian Doppler, der Religions-Professor an der Realschule P. Franz Schneider, ein Anhänger Bolzano's, der junge strebsame Graf Leo Thun u. A. m. Im Jahre 1841 beabsichtigte Exner eine Reise nach Deutschland, er wollte die deutschen Universitäten und deren Einrichtungen durch eigene Anschauung kennen lernen; vorzüglich aber wollte er in Göttingen seinen Meister Herbart besuchen, als er in Marienbad die Nachricht von dessen Tode erhielt. Er knüpfte in Leipzig, in Halle, in Jena interessante Bekanntschaften an, so in Berlin mit Dr. Hermann Bonitz, damals Gymnasial-Lehrer am grauen Kloster, und blieb mit ihnen fortan in brieflichem Verkehr.

Im Jahre 1844 nahm die Studien-Hof-Commission — oder sagen wir richtiger nahm Pillersdorff — einen Anlauf zur Verbesserung der Gymnasial-Studien, und Johann August Zimmermann wurde dafür nach Wien berufen. Exner erkannte sogleich, dass mit der Reform der Gymnasien die der philosophischen Studien Hand in Hand gehen müsse. Das Prager Studien-Directorat forderte ihn zur Abgabe eines Gutachtens hierüber auf; die Denkschrift, die er abfasste, sandte er am 6. August 1844 an Pillersdorff, der ihn am 15. Juni 1845 nach Wien berief. Die Vorschläge, die Exner hier machte, sind besonders dadurch merkwürdig, dass er darin ein Moment hervorhob, das seither ganz und gar in Vergessenheit gerathen war. Es dürften, betonte er, an den Gymnasien nicht bloß die deutsche und italienische, es müssten auch die slavischen Sprachen berücksichtigt werden. „Wir werden dann allerdings Gymnasien verschiedener Art haben. Aber Einerleiheit ist an und für sich kein großes Gut, sondern das Gegentheil ist eine Nothwendigkeit, wenn derselbe Zweck unter verschiedenen Umständen erreicht werden soll. Die Einerleiheit unter allen Umständen fordern, hieße den Zweck dem Mittel opfern". Namentlich in Böhmen erheische der Zustand der slavischen Sprache ernste Beachtung. „Der Unterzeichnete ist seit mehr als vierzehn Jahren ein stiller unparteiischer Beobachter seiner Umgebungen, und es erscheint als räthlich, eine Volkssprache zu bilden, in welcher Millionen Menschen sich allein verständlich machen, welche der Canal ist, durch den jederlei Bildung

ihnen zufließt, dessen Verschlammung sie daher isoliert und mit materiellem und geistigem Siechthum bedroht". Eine kräftige Unterstützung erhielte der Unterricht in der böhmischen Sprache, meinte Exner, wenn auch irgend einer der übrigen leichteren Gegenstände böhmisch vorgetragen würde. Die deutsche Sprache müßte allerdings an allen Gymnasien als besonderer Lehrgegenstand eingeführt, aber dabei jeder Schein vermieden werden, als ob man germanisieren wolle.

Nach Exner's Meinung sollte, wie früher erwähnt, die Umgestaltung der Gymnasien mit einer Reform der philosophischen Studien Hand in Hand gehen. Er drang darauf, dass diese letzteren aufhörten, eine Mittelstufe zwischen Gymnasium und Universität zu bilden; dagegen sollte das höhere Studium jener Wissenschaften, die man im allgemeinen als die philosophischen bezeichne, an den Universitäten als philosophische Facultät ebenbürtig den anderen drei Facultäten an die Seite gestellt werden. Auf Pillersdorff's Vorschlag wurde ein besonderes Comité „zur Berathung der künftigen Einrichtung der philosophischen Studien" eingesetzt, dessen Berathungen der Beisitzer der Studien-Hof-Commission, der gelehrte Piarist Hofrath Hallaschka leiten sollte. Im Comité saßen außer Exner die beiden Professoren der Wiener Universität Endlicher und Franz Ficker; Exner wurde mit der Aufgabe betraut, eine Denkschrift über diesen Gegenstand auszuarbeiten. Exner hob darin hervor, dass eine bessere Gestaltung der höheren Studien nicht erreicht werden könne ohne eine größere Freiheit der Bewegung; er beantragte bis zu einem gewissen Grade Lehrfreiheit und für gewisse Fächer Lernfreiheit. Die Universitäts-Professoren sollten in ihren Vorträgen nicht an bestimmte Lehrbücher gebunden sein; es sollten ihnen Assistenten beigegeben werden; man solle Privatdocenten zulassen und neben den ordentlichen Professoren (ordinarii) außerordentliche (extraordinarii) ernennen. Von großem Werte war, was er über die classischen Studien sagte. „Neben dem Christenthum ist das classische Alterthum die Grundlage der modernen Kultur. Das ist eine Thatsache, die wir nicht beliebig abändern können. Ein Volk, welches das Studium der Classiker aufgäbe, würde seine Bildung von deren Wurzel abtrennen und sich zugleich von der Bildung der übrigen Kulturvölker der Gegenwart loslösen." Im Frühjahre 1847 waren die Arbeiten der einberufenen Commission beendet; am 18. Juni erhielten Exner und Zimmermann die Weisung, nach Prag zurückzukehren.

Wenn Exner's Vorschläge angenommen wurden, so konnten diese nicht auf die philosophischen und die Gymnasial-Studien beschränkt bleiben; eine freiere Bewegung musste dann alle Zweige des öffentlichen Unterrichtes durchdringen und das ganze Studienwesen eine neue Gestalt gewinnen. Allein

Exner erkannte nur zu wohl, dass die Zeit kaum darnach sei, so eingreifende Änderungen ins Werk zu setzen. Dazu kam, dass an der letzten entscheidenden Stelle durchaus keine Neigung für Experimente solcher Art vorhanden war. Erzherzog Ludwig, der Stellvertreter des Kaisers, war der treue und gehorsame Bruder des verstorbenen Kaisers Franz und der zäheste Anhänger des von diesem begründeten Regiments. „Liegen lassen ist die beste Erledigung", pflegte er zu sagen, wenn es sich um Vorschläge handelte, die aus dem gewohnten Geleise herausschweiften.

So war denn, wenn nicht etwas Außerordentliches eintrat, von oben nichts zu erwarten, so unverkennbar es in den gebildeten Kreisen gährte, nach Entfaltung rang. In Wien war dies besonders an zwei Orten der Fall, die als Brennpunkt solcher Bestrebungen gelten konnten: im juridisch-politischen Leseverein und in der medicinischen Facultät. Der Leseverein, zu dessen Gründung der Oberste Polizei-Präsident Graf Sedlnitzký nur nach langem Zögern seine Einwilligung gegeben hatte, stand unter der Leitung von Professor jur. Dr. Anton Hye, Dr. Alexander Bach, Baron Sommaruga jun., die alle der freien Richtung angehörten; in der Bibliothek des Lesevereines fanden sich alle neueren Werke, die von Wichtigkeit waren, mochten sie verboten sein oder nicht. In der medicinischen Facultät, deren Doctoren regelmäßige Versammlungen zu halten pflegten, führte Ludwig v. Löhner, ehedem Gutsherr von Rostok bei Prag (um 1840 verkauft an Joseph und Anna Inder), das große Wort; er hatte geniale Ideen, die er mit einer gewissen nervösen Leidenschaft vortrug. Von anderem Charakter war Baron Ernst Feuchtersleben, Vicedirector der medicinisch-chirurgischen Studien. Auch er war entschieden für den Fortschritt; doch er wollte nicht in Sturm erobern, bei ihm war alles ruhig und maßvoll; für seine edlen Gesinnungen zeugte sein schönes Werkchen „Zur Diätetik der Seele", das rasch beliebt wurde und eine Auflage nach der andern erlebte. Grillparzer sagte von ihm, dass ihn vier Tugenden auszeichneten: Rechtschaffenheit, Wahrhaftigkeit, Wohlwollen und Bescheidenheit. Im Jahre 1847 hielt er eine Rede über eine nothwendige Reform der Universitäten, die großes Aufsehen machte.*)

In Prag sollte für das Schuljahr 1847/48 Exner Rector Magnificus werden, was er aber, obwohl wiederholt und in der wärmsten Weise in ihn gedrungen wurde, ablehnte; statt seiner wurde Abt Hieronymus Zeidler vom Strahov gewählt, ein kindisch-eitler Mann, der seinen Stolz darein setzte, dass man von ihm sagen konnte, er sei so und so oftmal Decan der Facultät, so und so oftmal Rector der Universität gewesen. Er gab den

*) Frankfurter S. 6—9. Die „Diätetik der Seele" hatte 1858 bereits die 19. Auflage erreicht, 1896 erschien die 46. Auflage.



Herren Professoren und akademischen Würdenträgern an seiner Prälatentafel sehr gut zu essen und zu trinken, und boshafte Prager behaupteten, diese Diners hätten ihm am meisten zu seinen Würden verholfen.

Der Personalstand der Studien-Hof-Commission hatte sich gegen Ende 1847 zu einem großen Theile geändert; Türckheim, Plappart, Raimann, Hallaschka und Purkarthofer waren geschieden; neu waren Hofrath Theol. Dr. Andreas Gollmayer (für Gymnasien und Volksschulen) und die Regierungsräthe Wilhelm Edler von Well für die medicinischen, Johann Heinrich Edler von Kremer für die juridischen und Marian Koller O. S. B. aus Kremsmünster für die philosophischen Studien. Sie waren, wie es ja nicht anders sein konnte, durchaus aus den alten Schulen hervorgegangen, Männer des herrschenden Systems, gute Beamte, ehrenhaft und pflichtgetreu. Sie waren insgesammt mehr passive Naturen; keineswegs begeistert für die bestehende Ordnung der Dinge und darum weder abgeneigt noch widerspenstig gegen eine Änderung derselben, nur musste es von oben befohlen sein. Am meisten Sinn für derlei Neuerungen hatten Kremer und Koller.

3.

Die politische Bewegung des Jahres 1848 in Österreich hat zu Prag vom 11., zu Wien vom 13. März ihren Ausgang genommen, dort von der Versammlung böhmischer Patrioten, zumeist Vlastenci, im St. Wenzelsbade, hier von der großen Studentendeputation in das niederösterreichische Landhaus. Die Petition der Wiener Studenten verlangte Hebung des Unterrichtes in allen Zweigen, Lehr- und Lernfreiheit in den höheren Studien; es war das ein Punkt unter vielen anderen, welche die Änderung des politischen Systems im allgemeinen zum Ziele hatten. Das Verdienst, die Reform des Unterrichtswesens insbesondere angeregt und in Fluss gebracht zu haben, gebürt ohne Frage der Prager Universität.

Während der aufgeregten Spannung, die nach dem kühnen Schritt am 11. März in Prag herrschte und welche durch die alarmierenden, aber unsicheren und verworrenen Nachrichten aus Wien gesteigert ward, wurde für den 15. März eine Versammlung der Universität, Professoren und Studenten, einberufen; sie sollte in dem großen Promotions-Saale des alten Carolinum abgehalten werden. Dr. Wilhelm Gabler, ein Deutscher aus Wartenberg bei Niemes, aber in Prag zum eifrigen Vlastenec geworden, eröffnete die Berathung mit einer Ansprache an die Studenten, die er aufforderte, sich zur Aufrechthaltung von Ordnung und Gesetzlichkeit an die Bürger anzuschließen. Nach ihm stürzte Uffo Horn auf die Rednerbühne. „Wer ist denn das? Der gehört ja nicht zur Universität!“ hörte man in den Professoren-

Bänken fragen. Laut und förmlich wurde die Einwendung nicht erhoben, sie wäre auch kaum durchgedrungen. Befand man sich doch im Taumel der jungen Freiheit, und sollte man sich durch pedantische Rücksichten beengen lassen?! Uffo Horn, Trautenauer von Geburt, begabter Poet („Camoens" 1839; „Böhmische Dörfer", Gedichte 1847 u. a.) und wüthender Polka-Tänzer, vlastencisch angehaucht, kam, in figürlichem Sinn gesprochen, „recta vom Galgen her"; er hatte in Dresden eine Duellgeschichte mit dem Maler Arthur v. Ramberg gehabt und war daher von der sächsischen Polizei in Gewahrsam genommen worden. Er war ein feuriger Redner, der seine jüngeren Zuhörer mit sich fortriss; aber auch mancher der älteren Herren nickte dem, was er vortrug, Beifall zu. So wurde denn beschlossen, eine Adresse an den Kaiser abzufassen, in welcher die Bedürfnisse und Wünsche der Universität dargelegt werden sollten: Lehr und Lernfreiheit, akademische Einrichtungen und Rechte, Gleichstellung der Nationalitäten und Confessionen bei Bewerbung im öffentlichen Lehramt, Änderung des bisherigen Prüfungswesens und Einführung von Staatsprüfungen, Besuch ausländischer Universitäten, Turn- und Schwimm-Unterricht, zuletzt Associations-Recht „nach dem neuesten Münchener Statut".

Am 19. März fuhr die große Deputation der Einwohner Prags nach Wien ab; mit ihr im Namen der Universität der Decan der juridischen Facultät Landes-Advocat Dr. Karl Heinrich Fischer, im Namen des Professoren-Collegiums Dr. Joseph Redtenbacher, Professor der Chemie, und für die Studenten je einer aus den drei weltlichen Facultäten. Diese Herren waren von allem Anfang darauf bedacht, ihre Angelegenheiten als eine abgesonderte behandeln zu lassen, machten am 21. und 22. März ihre Aufwartung beim Kaiser, überreichten zu Allerhöchst Dessen Händen ihre Adresse und giengen dann zum Grafen Kolowrat, dem damaligen Ministerpräsidenten. Dieser noch vor kurzem so gefeierte Staatsmann machte ihnen jetzt einen kläglichen Eindruck; die letzten Ereignisse hatten ihn dermaßen eingeschüchtert, dass er die Prager Universitäts-Deputation mit Thränen in den Augen empfieng; er habe, klagte er ihnen, stets eine freiere Gestaltung der Verhältnisse angestrebt, aber Er (er meinte Metternich) sei ihm stets als Hindernis im Wege gestanden. Von Kolowrat giengen sie zu Pillersdorff, der ihnen volle Beachtung ihrer Petition versprach; nur möchten sie bedenken, dass im Augenblicke so viele wichtige und dringende Angelegenheiten zu schlichten seien und dass sie darum einige Geduld haben müssten. Das sahen sie sehr wohl ein und kehrten ziemlich befriedigt nach Prag zurück.*)

*) Edmund Holenia, Erinnerungen (Wels, Haas, 1892) S. 68 f. Er war stud. jur. und von seinen Mitschülern in die Deputation gewählt.



Einen unmittelbaren Erfolg hatte aber die Adresse der Prager Universität doch. Denn es war wohl kein zufälliges Zusammentreffen, dass am 23. März eine Allerh. Entschließung erfolgte, derzufolge „in der Absicht, die Verbreitung und Vervollkommnung des Volksschulunterrichtes sowie die vollständigere Entwicklung wissenschaftlicher, technischer und akademischer Studien zu befördern“, ein eigenes Unterrichts-Ministerium errichtet werden sollte. Zum Minister ernannte der Kaiser mit Allerh. Handschreiben vom 26. März den Zweiten Präsidenten des Wiener Appellations- und Criminal-Ober-Gerichtes Franz Seraph Freiherrn von Sommaruga, der in den Tagen darauf die Geschäfte übernahm und in der Wiener Aula feierlich den Grundsatz der Lehr- und Lernfreiheit, „durch keine Schranke als jene der constitutionellen Gesetze gebunden“, proclamierte.*) Die Studien-Hof-Commission hörte damit auf; sie fungierte zwar einige Tage noch fort, bis sie zuletzt formell aufgelöst wurde oder vielmehr in das Ministerium übergieng, indem ihre bisherigen Referenten Beck, Gollmayer, Zenner, v. Well, Kremer und Koller Referenten des Ministeriums mit dem Rang von Ministerial- oder Sections-Räthen wurden.

Mittlerweile war die große Bürger-Deputation mit der Erledigung ihrer Petition in Prag eingetroffen, 27. März, und mit großem Jubel empfangen worden. Nur die Universität war unzufrieden; sie hatte eine besondere Petition überreicht und darum eine besondere und punktweise Erledigung erwartet; statt dessen war nur im 14. und letzten Punkte der Erledigung der Bürger-Petition ganz allgemein gesagt: „Dem öffentlichen Unterrichte werden die den neuen Institutionen zusagenden Verbesserungen in ausgedehntem Maße zugewendet werden.“ Der Unmuth der Studenten stieg immer höher, und da für den Abend eine feierliche Illumination angeordnet war, riefen sie durch die Straßen: „Auslöschen, auslöschen!“ Gassenjungen und Pöbel mischten sich darein, und wo nicht schnell aus den Fenstern die Lichter verschwanden, da flogen Steine hinauf, dass die Scheiben in Splitter giengen. So wurde aus der Stadtbeleuchtung eine Stadtverfinsterung, worüber es viele böse Witze gab.

Am Tage darauf waren Glieder des akademischen Senats beim Obristburggrafen Grafen Rudolf Stadion, welchem sie die Aufregung der Studentenschaft schilderten und um Beschwichtigung derselben baten. Die einzelnen Punkte der Universitäts-Petition wurden nun durchgenommen, die Erledigung derselben besprochen und zu Papier gebracht, wobei Professor

*) Die Rede findet sich abgedruckt bei Heintl, Wiener Universitäts-Acten (Wien 1848 Sommer) S. 10 f.; auch besonders: „Rede des Ministers des öffentlichen Untererrichtes“ groß Folio 2 Bl.

Exner einen vorzüglichen Antheil hatte.*) Graf Stadion nahm es auf seine eigene Verantwortung, diese Formulierung als provisorische Erledigung hinauszugeben und damit war der Sturm beschworen. Stadion verpflichtete sich, die definitive Erledigung beim Ministerium zu erwirken und reiste noch denselben Abend nach Wien ab. Am 31. März erfolgte die ministerielle Erledigung der Petitionspunkte in günstigem Sinne, dem Inhalte — wenn auch nicht dem Wortlaute — nach so, wie sie von Prag aus beantragt worden war; am 2. April machte sie Graf Stadion in Prag kund, am 3. verlas sie der Rector Magnificus in der Aula, wo nun alles in dulci jubilo war. In einem einzigen Punkte trat eine komische Enttäuschung ein. Uffo Horn hatte am 15. beantragt und die Versammlung hatte es per acclamationem angenommen: „Associationsrecht nach dem letzten Münchner Statut". Uffo Horn hatte offenbar nur von dem Statut gehört, es aber nicht gelesen, und dies war umsomehr bei seinen Zuhörern der Fall. Jetzt war die Bewilligung des Ministeriums da und man wollte wissen, was denn dies Münchner Statut enthalte, und da zeigte sich denn, dass es ungemein scharfe Bestimmungen gegen die Studentenverbindungen enthielt. Die Überraschung war ebenso groß als unangenehm. Aber was war zu machen? «Tu l'as voulu, George Dandin!»

Von diesem Intermezzo abgesehen, kann die ministerielle Erledigung vom 31. März 1848 als die Grundlage dessen angesehen werden, was nun bald im gesammten Unterrichtswesen neu gestaltet werden sollte, und der Prager Universität gebürt die Ehre, zu dieser großen Reform durch ihre Anregung vom 15. März und dann durch ihre vernünftigen Ratschläge vom 28. den Anstoß gegeben zu haben.**)

* * *

Baron Sommaruga hatte als Unterrichts-Minister den ernsten Willen, dem verrotteten Studien-System eine bessere Gestalt zu geben; er besaß auch als Staatsmann Verständnis genug um einzusehen, dass es in einer so vielsprachigen Monarchie mit der alleinigen Pflege des Deutschen nicht abgethan sein könne. Das erste, was er für seine Zwecke that, war, sich mit einem Kreise fähiger kenntnisreicher und erfahrener Männer zu umgeben, welche die nöthigen Reformen zu berathen und Entwürfe zur

*) Frankfurter, a. a. O., S. 163.

**) Siehe auch Heintl, Universitäts-Acten Nr. 19, S. 12: „Um dem öffentlichen Unterrichte die den neuen Institutionen zusagenden Verbesserungen im ausgedehntesten Maßstabe zuzuwenden, haben Se. Majestät durch A. h. Cab.-Schr. vom 23. März 1848, Punkt 14, beschlossen, eine Umarbeitung der bereits vorbereiteten Studienpläne zu veranlassen" ꝛc. Min. d. Innern, vom 31. März 1848, Z. 22.

Umgestaltung des gesammten öffentlichen Unterrichtswesens auszuarbeiten hätten. Es waren dies die Wiener Universitäts-Professoren Theol. Dr. Joseph Scheiner, Jur. Dr. Anton Hye, Phil. Dr. Stephan Endlicher, Baron Ernst Feuchtersleben, der Professor am Polytechnicum Anton Schrötter und der Humanitäts-Professor am Wiener akademischen Gymnasium Wilhelm Podlaha; dann aus Prag: Exner, Šafařík und Zimmermann. Šafařík's Abgang von Prag am 3. April wurde in ungemein feierlicher Weise begangen. Ebenso theilnahmsvoll war der Abschied Exner's; denn es war für die Studenten ein doppeltes Fest: ein wehmüthiges, den hochverehrten und geliebten Lehrer aus ihrer Mitte zu verlieren, und ein erhebendes, weil sie wussten, für welch hohen Zweck er berufen, und dass von seinem Eingreifen das beste zu erwarten sei.

Die Mitglieder der Commission begrüßte eine Zuschrift des Ministers vom 4. April, worin er sie berufen erklärte, die Vorarbeiten zu den Anträgen auf Verbesserung und Regulierung des öffentlichen Unterrichtes, die den einzuberufenden Reichsständen gestellt werden sollten, zu liefern. Šafařík war dabei insbesondere für „die Vertretung der slavischen Studien- und Literatur-Interessen" ausersehen. Er arbeitete für diesen Zweck eine Denkschrift aus, wie die Gleichberechtigung der deutschen und böhmischen Sprache in der Schule durchzuführen wäre.*) Die erste Sitzung dieser Commission fand am 5. April statt.

Während diese Berathungen im Gang waren, wurden schon einzelne Verfügungen getroffen, welche das vorbereiteten und einleiteten, was die Commission im Sinne hatte. Am 6. April wurde verfügt, dass die unmittelbare Leitung der Universitäts-Facultäten, der technischen Lehranstalten und der Gymnasien die Lehrkörper derselben übernehmen sollten. Das war also die Abschaffung der bisherigen außerhalb der Lehrkörper stehenden Directoren und Vice-Directoren. Am 9. April richtete Sommaruga an alle Länderchefs einen Erlass, demzufolge alle Eingaben, die früher an die Studien-Hof-Commission gemacht wurden, unmittelbar an das Ministerium gerichtet werden sollten. Von großer Bedeutung war der gleichfalls an alle Länderchefs gerichtete Ministerial-Erlass vom 10. April. Die den Universitäten ertheilte Lehr- und Lernfreiheit, hieß es darin, setze größere Reife der Studierenden an Vorbildung und an Jahren voraus, als die bisherigen absolvirten Gymnasiasten besäßen. Die bisherigen zwei sogenannten philosophischen Jahrgänge sollten daher von der Universität getrennt und zu den Gymnasien geschlagen werden, das dadurch aus einem sechsclassigen

*) Abgedruckt in Č. Č. M. 1848 II str. 171—197: Myšlenky o prowedení stejného práwa českého i německého jazyka na školách českých.



ein achtclassiges würde. Solche vervollständigte Gymnasien wären zuvörderst in den Universitäts- und Landeshauptstädten einzurichten; an jenen Orten, wo bisher abgesonderte philosophische Lehranstalten bestanden, wären diese mit den daselbst bestehenden Gymnasien in eins zu verschmelzen; außerdem wären an einigen besonders stark besuchten Gymnasien zwei Studienjahre anzufügen, wie in Böhmen „vielleicht zu Königgrätz und Eger." Die Länderstellen hätten für diesen Zweck die erforderlichen Räumlichkeiten auszumitteln, die Vorschläge für Berufung tauglicher Lehrkräfte zu machen rc.*) Mit Erlass vom 18. Mai wurden die Volksschulen in Wien und Prag provisorisch geregelt: die Pfarrschulen von drei Classen sollten zu Hauptschulen erweitert werden; an den Trivialschulen sollten sowohl Lehrer als Gehilfen fixe Besoldungen bekommen und sowohl sie als ihre Witwen pensionsfähig sein.

Um diese Zeit hatte die Reform-Commission ihre Berathungen bereits geschlossen.**) Baron Sommaruga wollte Šafařik und Exner seinem Ministerium einverleiben, um sich ihrer Kenntnisse und Erfahrungen bleibend zu bedienen. Doch Šafařik gieng nach Prag zurück, er wollte sich seinen tiefgehenden Studien nicht entziehen. Auch Exner nahm die ihm angebotene Stelle eines Ministerialrathes nicht an; auch er wünschte auf seinen Prager Lehrstuhl, wo er unter den jetzigen freieren Verhältnissen erst recht wirken zu können hoffte, zurückzukehren. Doch musste er für's erste noch in Wien bleiben, weil ihn der Minister mit der Aufgabe betraute, die Ergebnisse der Commissions-Berathungen zusammenzustellen und zu formulieren. Die Denkschrift, die er hierüber abfasste, führte den Titel „Entwurf der Grundzüge des öffentlichen Unterrichtes in Österreich"***) und enthielt ein vollständiges System, welches nicht bloß, wie der Titel besagte, den öffentlichen Unterricht von unten bis in die höchsten Stufen umfasste, sondern auch Grundsätze für den Privat- oder häuslichen Unterricht aufstellte. Die Volksschulen sollten verbessert werden: in den höheren Classen „populäre Natur-, Menschen- und insbesondere Vaterlandskunde", dazu „praktische Anweisung zu nützlichen Beschäftigungen, wie Baumzucht, weiblichen Arbeiten,

*) Abgedruckt bei Heintl S. 37—40. Das in der Ministerial-Registratur befindliche Concept Z. 102 U.-M. ist durchaus von der Hand Exner's.

**) Ohne Zweifel war dabei ein Elaborat mit in Erwägung gezogen worden, das mit dem Datum des 21. April 1848 auch gedruckt erschien: „Plan einer zeitgemäßen Reform der österreichischen Universitäten. Entworfen und dem Ministerium des Unterrichtes überreicht von dem Collegium der medicinisch-chirurgischen Studien der k. k. Wiener Hochschule" (groß-8° 22 Spalten; andere Ausgabe 24 Spalten).

***) Das Concept, durchaus von Exner's Hand, befindet sich merkwürdigerweise nicht in der Registratur des Unterrichts-Ministeriums, sondern im Besitze der Familie Exner.

dann Gesang und Leibesübungen"; für die künftigen Lehrer ein Candidaten-Lehrcurs von drei Jahren; die Congrua der Lehrer auf dem Lande 200 fl., für die Unterlehrer („Gehilfen") 100 fl., in den Städten und an den Hauptschulen natürlich mehr: „Die Volksschule ist Sache der Gemeinde und sind von dieser die Kosten für ihre Erhaltung aufzubringen." Bürgerschulen von drei Classen an Stelle der bisherigen vierten Classe an den Hauptschulen. Realschulen von drei Classen. Mittelschulen anderer Art nach örtlichen Bedürfnissen: Gewerbe-, Zeichen-, Spinn-Schulen 2c. Technische Institute. Gymnasien achtclassig. An den Universitäten Lehr- und Lernfreiheit: „Die Mitglieder der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien sind als solche zu Vorlesungen an der Universität berechtigt". Aufhebung der Concurs-Prüfungen für das Lehramt. Privat-Docenten. Die Facultät besteht aus sämmtlichen ordentlichen und außerordentlichen Professoren und zwei Vertretern der Privat-Docenten; die nicht-lehrenden Doctoren sollen in Hinkunft mit der Universität und Facultät nichts weiter zu thun haben, es solle ihnen bloß gestattet sein, außerhalb der Facultät und dessen Lehrkörper eigene Doctoren-Collegien zu bilden. An der Spitze jeder Facultät der Decan, aus der Reihe der ordentlichen Professoren von diesen auf ein Jahr gewählt und vom Ministerium bestätigt. Die Leitung der Gesammt-Universität führt der akademische Senat mit dem Rector Magnificus an der Spitze. Die Sache der akademischen Behörden wird es insbesondere sein, die Disciplin unter den Studenten aufrecht zu halten, und wird ihnen gegen Übertretungen der akademischen Gesetze eine disciplinare Gewalt zustehen.

* * *

Veröffentlicht wurde dieser Entwurf nicht sogleich, weil sich die Regierung zur selben Zeit in einer Krisis befand. Das Ministerium Pillersdorff hatte abdanken müssen und führte die Geschäfte nur für so lang fort, bis das neue Ministerium gebildet war. Für dasselbe waren Baron Philipp Wessenberg als Minister des Äußern und Baron Anton Doblhoff-Dier als Minister des Innern ausersehen; das Portefeuille des Unterrichts wurde erst Exner, dann Feuchtersleben angetragen; als beide ablehnten, übernahm Doblhoff dem Namen nach das Ministerium, die thatsächliche Leitung hatte Feuchtersleben mit Exner an der Seite. Am 18. Juli trat das neue Cabinet in Thätigkeit und am selben Tage wurde der Reorganisations-Entwurf des Unterrichtswesens der Öffentlichkeit übergeben; man wollte zuerst Stimmen darüber abhören, ehe dasselbe dem constituierenden Reichstage zur legislatorischen Behandlung vorgelegt würde.*) Der „Organi-

*) Der Organisations-Entwurf erschien in der „Wiener-Zeitung" in vier Fortsetzungen, Nr. 197 vom 18. bis Nr. 200 vom 21. Juli, und dann als Sonder-

sations-Entwurf", wie man ihn fortan kurzweg nannte, bildet den eigentlichen Ausgangspunkt und die Grundlage der großen Unterrichts-Reform in Österreich und er besteht in seinen Hauptzügen bis heute. Er hat gleich anfangs in fachmännischen Kreisen, aber auch vielfach im gebildeten Publicum großen Anklang gefunden, und ganz besonders freuten sich die gedrückten Schullehrer, dass endlich einmal auch für sie bessere Zeiten kommen sollten. Es fehlte aber auch nicht an Opposition. Von Seite der philosophischen Professoren liefen Proteste ein; sie wehrten sich dagegen, dass man sie von Universitäts- oder doch Lyceal-Professoren zu Gymnasiallehrern herabsetzen wolle; auch fassten sie die Maßregel als eine grundsätzliche Aufhebung der philosophischen Facultäten an den Universitäten auf, was jedoch durchaus nicht so gemeint war. Eine gewichtige Einsprache erhoben die Bischöfe, weil der Einfluss der Kirche, namentlich auf dem Gebiete der Volksschule, künftig bedeutend mehr eingeengt werden sollte, als das bisher der Fall war.*) Endlich erhoben die nicht-docierenden Doctoren eine Einsprache, weil sie nach dem „Entwurf" von der Facultät, also von der Universität ausgeschlossen sein und daher an den Facultätswahlen keinen Antheil mehr haben sollten.

Feuchtersleben und Exner waren fleißig bei der Arbeit. Einer ihrer ersten Schritte war, dass Exner am 3. August Bonitz — der inzwischen Lehrer am Gymnasium des Stettiner Marienstiftes geworden war — den Antrag machte, nach Wien zu kommen und an der Reform der Gymnasien mitzuarbeiten.**) Am 4. wurden die schriftlichen und mündlichen Concurs-Prüfungen für Erlangung des Lehramtes, sowie die veralteten Formalien der Disputation und Promotion abgeschafft; die strengen Doctorats-Prüfungen sollten in Hinkunft öffentlich sein. Mit Allerhöchster Entschließung vom 19. betraute, auf den Antrag Feuchtersleben's, Se. Majestät den Professor Exner mit der unmittelbaren Leitung aller Arbeiten der Unterrichts-Reform und ernannte ihn für diese Zeit zum Ministerial-Rath. Exner nahm sich den Piaristen Podlaha und den Humanitäts-Lehrer Karl Enk von der Burg, Bruder des unglücklichen Conventualen von Melk, zur Seite. Es erfolgte sogleich ein entscheidender Schritt: mit Erlass vom

abdruck in 4°, Hof- und Staatsdruckerei. Feuchtersleben hat, wie man aus unserer Darstellung ersieht, den „Entwurf" als fertiges Werk übernommen und hätte sich manche Bestimmungen entschiedener gewünscht; vergleiche seinen Aufsatz: „Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Österreich" in der Beil. z. Morgenblatt der „Wiener Zeitung" vom 17. December 1848.

*) Vergleiche meinen Aufsatz „Der Kampf um die Schule", Öst. Jahrb. 1889, S. 158—163.

**) Über die Verhandlungen zwischen Exner und Bonitz s. Frankfurter, S. 75, 92—100.

28. wurden die ersten Vorbereitungen zur Neugestaltung des Gymnasialwesens getroffen, namentlich der Übergang vom Classenlehrer- zum Fachlehrer-System, die Einführung des Unterrichts in den Landessprachen, in der Naturgeschichte und Physik. Der 2. September brachte Verbesserungen im System der Volksschule: die Muttersprache sollte die Grundlage bilden, der Anschauungsunterricht sollte eingeführt und für diesen Zweck Lehrmittel-Sammlungen angelegt werden; die Verbesserung der sogenannten Präparanden-Curse wurde in Aussicht genommen und es wurden für diesen Zweck vier von den befähigteren Lehrern an den Wiener Volksschulen ausgesendet, um die Einrichtungen in Deutschland und in der Schweiz kennen zu lernen. Am 3. September ertheilte das Ministerium dem Gremium der Wiener Handelsleute die Erlaubnis, auf dessen Kosten eine eigene Handelsschule zu errichten.

Mit Allerhöchster Entschließung vom 4. September wurde Exner definitiv zum Ministerialrathe ernannt; auf die Rückkehr nach Prag und an seine geliebte Lehrkanzel musste er jetzt verzichten, er war der obersten Unterrichts-Behörde bleibend einverleibt. Das Werk der Reform wurde schrittweise fortgesetzt. Von den österreichischen Gymnasien war eine große Zahl in geistlichen Händen. Die Klostervorstände und Stiftsoberen ernannten und versetzten die Lehrer nach eigenem Ermessen, das heißt nach dem jeweiligen Bedürfnisse ihrer geistlichen Communität. Das sollte nun aufhören, die Berufung zum Lehramte, die Versetzung und Beförderung der Lehrer, ihre Entfernung dem Ministerium vorbehalten bleiben (20. September). Eine tief einschneidende Maßregel war die Aufhebung der Convicte, die sich gleichfalls in geistlichen Händen befanden; die bisherigen Stiftsplätze sollten in Hand-Stipendien umgewandelt und diese den Eltern oder Vormündern der Jünglinge übergeben werden. Dieses Los traf das Stadt-Convict, das Löwenburg'sche Convict und die Stiftung Managetta in Wien, das ständische Convict in Prag, das Theresianum in Innsbruck, die Convicte in Grätz und Lemberg. Nur mit der großartigen Stiftung der Kaiserin Maria Theresia, dem Wiener Theresianum, gieng es nicht so rasch, weil Exner damit etwas besonderes im Sinne hatte: er wollte das Theresianum der Leitung der Piaristen entnehmen, die tüchtigsten Lehrer und Pädagogen aus der Monarchie einberufen und auf diesem Wege eine Musteranstalt für Erziehung und Unterricht schaffen.

Feuchtersleben war Mediciner, Mitglied der Wiener medicinischen Facultät, deren Verhältnisse und Zustände er genau kannte und deren Neugestaltung ihm daher zunächst am Herzen lag. Das erste war, dass die k. k. Josephs-Academie aufgehoben werden sollte, worüber allerdings zuerst mit dem Kriegs-Ministerium verhandelt werden musste; es sollte nach

Feuchtersleben's Meinung kein besonderes Studium für Militär-Ärzte geben, sie sollten ihre Ausbildung gleich allen anderen an der Universität sich erwerben. Wichtiger waren zwei andere Angelegenheiten, von denen die eine die medicinisch-chirurgischen Studien überhaupt, die zweite die medicinische Facultät der Wiener Universität insbesondere betraf.

In ersterer Hinsicht sollte das chirurgische Studium aufhören, die medicinisch-chirurgischen Curse an den Universitäten, dann die selbständigen chirurgischen Lehranstalten in Salzburg und Laibach sollten aufgehoben werden. Es sollte hinfür keine Civil- und Land-Wundärzte, keine „Bader“, sondern nur wissenschaftlich gebildete „Medicin“-Doctoren mehr geben. Die vorhandenen Chirurgen, denen man ihre Befugnis nicht nehmen konnte, wollte man aussterben lassen; doch sollte ihnen freigestellt werden, sich das medicinische Doctorat durch Ablegung der Rigorosen nachträglich zu erwerben.

Was die Wiener medicinische Facultät betraf, so sollte sie den Ruf, den sie in den letzten Jahren durch Männer wie Škoda und Rokitansky in den von diesen beiden Koryphäen vertretenen Fächern gewonnen hatte, auch in den anderen Zweigen sich verschaffen. Es sollten darum solche Lehrkräfte, von denen nicht zu erwarten war, dass sie den Fortschritten der Wissenschaft genügen könnten, vom Lehramte entfernt und an ihre Stelle neue tüchtige Männer gewonnen werden. Es befanden sich nämlich in der Facultät einige ältere Herren, die zwar ihren durch die Studienordnung vorgezeichneten Verpflichtungen als gehorsame und friedliebende Staatsbürger gewissenhaft nachkamen; aber als lumina mundi, als Leuchten der Wissenschaft zu glänzen, dazu hatten sie das Zeug nicht. So erhielten denn zu Ende September oder in den ersten Octobertagen*) fünf Mitglieder des Wiener medicinisch-chirurgischen Studiums ihren unerwarteten Abschied: Adolf Pleischl für Chemie, Joseph Julius Čermak für Physiologie, Stanislaus Töltényi für allgemeine Pathologie, Caspar Fischer für Naturgeschichte, Joseph Edler von Wattmann für praktische Chirurgie. Pleischl war der älteste von ihnen, 61 Jahre, nach ihm kam Wattmann, geboren 1789, der jüngste war Čermak mit 49 Jahren, also alle noch in einem Alter, wo sie in der gewohnten Weise weitergehen und manche Jahre wirken konnten.

Doch mit der „gewohnten Weise“ sollte es eben ein Ende haben, neue Bahnen sollten gebrochen werden. Da kam der 6. October, die Revolution war da, und Feuchtersleben hatte bloß das Gehässige der Maßregel auf seine Schultern geladen, ohne das Wohlthätige derselben, die Berufung bewährter Lehrkräfte und damit die Eröffnung einer neuen Ära der natur-

*) A. u. Vortrag vom 18., Allerhöchste Entschließung vom 28. September.



wissenschaftlichen Studien, einleiten zu können. So knüpfte sich an seinen Namen ein doppelter Hass: der der Chirurgen, denen er das Leben sauer machen wollte, und der der abgedankten Professoren, die über das Unrecht, das er ihnen wider Recht und Sitte angethan, Himmel und Erde anriefen. Feuchtersleben bekam jetzt Angst, er erbat gleich am 7. von Doblhoff einen Urlaub und verschwand aus Wien. Der Finanz-Minister Kraus, der nach der Zersprengung des Ministeriums Wessenberg-Doblhoff alles in allem war, beauftragte Exner, die Geschäfte des Unterrichts-Ministeriums zu leiten, die wichtigeren Geschäftsstücke ihm, Kraus, zur Unterschrift vorzulegen. Exner hielt muthig aus; er ließ sich im Ministerial-Gebäude eine provisorische Wohnung herrichten und arbeitete mitten in den Wirren und Gräueln der Revolution Tag und Nacht in seinem Amte. Feuchtersleben war unsichtbar geworden, man wusste nicht, wo er sich aufhielt. Als er auf sein Urlaubsgesuch keine Antwort erhielt, sandte er am 20. ein Majestäts-Gesuch um Enthebung von seinem Posten ein. Er hatte es damit so eilig, dass er schon zwei Tage später, 22. October, aus Aussee eine neue Eingabe an das Unterrichts-Ministerium sandte, worin er um schleunigste Erledigung seines Entlassungsgesuches bat. Er war ein Mann von weichem Gemüth, nicht kräftig und kampfesmuthig genug, um den Stürmen, die er gegen sich und sein Wirken heranziehen sah, die Stirn zu bieten. Seinem Wesen widerstrebte alle Roheit, deren Ausbruch in jener sturmbewegten Zeit jeden Augenblick zu gewärtigen war. „Ich bin für keine Aufgabe des Streites gemacht", heißt es in einer seiner Aufzeichnungen*). Später in seiner selbstgewählten Abgeschiedenheit veröffentlichte er eine „Erklärung an Freunde und Theilnehmende" (Beil. zum Abendbl. der „Wiener Zeitung" vom 7. December), eine Art Rechtfertigung seines begonnenen, aber nicht zu Ende geführten ministeriellen Wirkens. Die ersten Schritte reformatorischer Thätigkeit, betonte er, hätten begreiflicher Weise verneinender Natur sein müssen, dann erst konnte an das Aufbauen gedacht werden, und die Zeit dazu sei nahe gewesen, als die unglücklichen October-Ereignisse hereingebrochen seien und eine plötzliche Stockung herbeigeführt hätten.

*) Frankfurter, S. 7.





# Dr. Johannes Emmanuel Veith.

Eine biographisch-litterarische Studie von **Adolf Innerkofler**, C. Ss. R.

Johann Emmanuel Veith wurde zu Kuttenplan im nordwestlichen Böhmen geboren (10. Juli 1787), als Sohn des jüdischen Großtrafikanten Baruch Veith. Von seiner Jugend schrieb er selber an Sebastian Brunner: „Ich weiß nur, dass früh schon, ohne mein Hinzuthun, eine entschiedene Wendung zum positiven Glauben in mir vorgegangen.“ Der Knabe soll in der Bibel seines Vaters manche Blätter verklebt gefunden haben; er suchte in anderen Exemplaren nach und traf die entsprechenden Stellen der messianischen Prophetien. Das Rituale der Juden weckte in seinem lebendigen Geiste geradezu die Spottlust. Der Talmud stieß ihn ab, und zwar umso mehr, je mehr er zu Lectionen gezwungen ward, damit er einmal ein großer Talmud-rabbi werde. Selbst die Aufklärerei Mendelssohn's blieb ihm nicht unbekannt und widerte ihn an. So war schon in der Brust des neunjährigen Knaben ein innerer Kampf entstanden, von dem Veith später schrieb, er habe 21 Jahre gewährt und erst mit der Taufe (1816) geendet. Darum dichtete er von seiner Jugend:

> Verkehrt und unbeholfen, in Dumpfheit auferzogen,
> Im alten Sion fremd, im neuen nicht zu Hause,
> Ward um die besten Tage der Jugend ich betrogen.

Eines nur wirkte bildend auf ihn, die Lectüre der deutschen Classiker, namentlich Goethe's, die er in des Vaters Bücherei traf. Dreizehnjährig trat er in Prag bereits in den 5. Curs des Altstädter Gymnasiums; die vier niederen hatte er schon zu Hause als Privatist absolviert; dann besuchte er an der Prager Universität die Philosophie (1803—1806) und studierte ein Jahr Medicin. Hier schon zeigte sich seine selten reiche Begabung: er lernte französisch, widmete sich „mit wahrer Wuth“ dem Botanisieren, trieb Musik, Malerei und, was sich später als das Nützlichste erwiesen, er studierte die Litteratur und Litteraturgeschichte, und bereits vom 17jährigen erschienen reizende, Gellert nachahmende Gedichte in Meinert's „Libussa“ (1804).

Obschon nicht in günstigen Verhältnissen, verließ er Prag; die Lehrkräfte der medicinischen Facultät waren ihm nicht genügend, er gieng nach Wien (1808). Erst hatte er mit Noth zu kämpfen, doch dies stählte seine Arbeitskraft und Geschicklichkeit, und seine Kenntnis des Französischen bewirkte, dass ihn Professor Kern in der Franzosenzeit schon 1809 an einem Militärspitale verwendete. Bald errang er sich sogar einen Ruf, und zwar zunächst als Dichter und Erzähler: er verfasste die Festcantate zur Feier des Klinikers Hildebrand, schrieb das Textbuch zur beliebten Oper von Gyrowetz „Der Augenarzt", hatte sogar das Festspiel zur Feier der Wiederkehr des Kaisers Franz für das Theater an der Wien zu dichten, und der Almanach „Aglaja", Castelli's „Selam" und „Der Sammler" brachten Satiren, Novellen, Lieder, Epigramme von ihm; eines seiner Lieder, das Keller vertonte, ist jetzt noch Volkslied, es ist das „Lied von der Feldflasche". Er war auch einer vom lustigen Litteratenclub, der allwöchentlich in einem Locale der Essiggasse zusammenkam und in dem auch Brentano verkehrte. Doch den größten Ruf errang ihm sein medicinisches Genie. Bereits 1809 hatte er neben dem medicinischen auch den thierärztlichen Curs besucht und dort sehr gute Examina gemacht. Er wurde Pensionär am Thierarznei-Institut und hier, obschon erst 25 Jahre alt und noch nicht Doctor der Medicin, arbeitete er zwei medicinische Bücher aus, die sogleich den Candidaten der Pharmacie als Lehrbücher vorgeschrieben wurden. Sie erschienen 1812 bei Geistinger in Wien: „Abriss der Kräuterkunde für Ökonomen und Thierärzte" und „Systematische Beschreibung der vorzüglichsten in Österreich wildwachsenden oder in Gärten gemeinen Arzneigewächse"; letzteres gab er auch lateinisch heraus als »Dissertatio inauguralis medico-botanica«. Als er dann 1812 seine Rigorosen machte, erregte er auf das lebhafteste die Aufmerksamkeit des kaiserl. Leibarztes Baron Stifft, des Prüfungspräsidenten, der ihm zeitlebens gewogen blieb und ihm auch zu seiner Carrière verhalf. Den 27. November 1812 promoviert, wurde er 1813 bereits Correpetitor am Thierarznei-Institute, 1815, nach dem Tode des Prof. Vietz, provisorischer Director und erster Professor an demselben und 31. Juli 1819 „in Ansehung der von ihm bewiesenen Geschicklichkeit und Sachkenntnis, sowie seines guten moralischen Charakters" wirklicher Director. Noch Correpetitor, veröffentlichte er 1814 ein neues, sehr gediegenes Werk: „Grundriss der allgemeinen Pathologie und Therapie für angehende Thierärzte", und für Director Vietz arbeitete er die Collegienhefte über Seuchenlehre und Veterinärpolizei aus, die er später sammelte. Daraus entstand ein Werk, das durch 15 Jahre Schulbuch blieb, heute noch in hoher Schätzung steht und als ein Muster genauer, tiefer und doch schöner Darstellung gilt, das 1817

erschienene „Handbuch der Veterinärkunde in besonderer Beziehung auf die Seuchen der nutzbarsten Haus-Säugethiere. Für Physiker, Kreischirurgen, Thierärzte und Ökonomen.“ (Letzte Auflage 1832.) Als oberster Leiter des ersten Veterinärinstitutes hatte er viele und oft weite Reisen zu machen; seine Vorlesungen waren so stark besucht, dass man sie in einen der größten Hörsäle der Universität verlegen musste; auch dehnte sich sein ärztlicher Ruf rasch und weit aus: trotzdem fand er noch Zeit, auch die schönen Künste zu üben. Er musicierte und hatte selbst den Generalbass studiert; er malte gelungene Porträts; besonders aber war er ein gesuchter Dichter von Festcantaten (auf Metternich, Schwarzenberg, beide Naturforscher Jacquin rc.), und seine Lieder waren ihrer Anmuth, seine Erzählungen und Aufsätze des feinen Humors wegen sehr gerühmt. Er stand in glänzender Stellung, noch glänzendere standen ihm in Aussicht.

In diesem regen Wirken gieng sein tief angelegter Geist dennoch nicht auf. „Ich habe mich 21 Jahre mühsam durch das alte Testament in's neue arbeiten müssen“, gesteht er selber. Noch ein Jude, zog es ihn schon zur Messe und anderem Gottesdienst der Katholiken. Endlich am 4. Mai 1816 empfieng er zu St. Karl in Wien die Taufe. Ein Jahr darauf finden wir den 30jährigen Director und ersten Professor des Veterinärinstitutes bereits an der theologischen Facultät immatriculiert. Durch vier Jahre gibt er nun das seltene Schauspiel: oberster Leiter seines ausgezeichneten Institutes, activer Professor der Universität, praktischer Arzt, Schriftsteller und zugleich Hörer einer Universitätsdisciplin zu sein und dabei in allem sich auszuzeichnen, denn auch seine theologischen Examina waren »eminenter«. Was ihn zu diesen Schritten, was ihn zum Opfer seiner Stellung bewogen, hat er nie verrathen. Nur von einer Erscheinung wissen wir, die in dieser Lebensperiode bedeutsam und theilweise bestimmend eingriff: bei einem Todkranken traf er den nachmaligen Seckauer Bischof, Universitätsprofessor P. Roman Zängerle O. S. B., und dieser führte ihn zu P. Clemens Maria Hofbauer. Nun tritt auch Veith in den Hofbauer-Kreis: Schlegel, Werner, Schlosser, Klinkowström, Madlener, Rauscher u. s. w. Hier lernte er auch Günther kennen und lieben, den nachmaligen Philosophen, den Hofbauer zum Priesterthum gebracht haben soll. Hier auch mit den Brüdern Anton und Georg Passy bekannt geworden, gründete er mit ihnen auf Hofbauer's und Werner's Rath die Wochenschrift „Ölzweige“, die, 1819 bis 1823 erscheinend, viel zur sittlichen Hebung des Volkes beitrug und jetzt noch in gutem Gedenken ist. Veith war viel und gern bei Hofbauer, er war auch der behandelnde Arzt in dessen Todeskrankheit. Hofbauer hat ihn zwar nicht zum Priesterthume beredet, aber gerade ihm haben wir Veith's Eigenart als Homilet zu danken,

denn nach Veith's eigenem Geständnisse war es Hofbauer's täglicher, nachdrucksvoller Spruch: „Das Evangelium muss ganz neu gepredigt werden", der es ihm anthat; und unstreitig hat es der Eindruck, den Hofbauer auf ihn machte, bewirkt, dass Veith, wie er sagte, „den Rest seines Lebens sich mit dem beschäftigen und für das arbeiten wollte, was allein ewig und also allein wichtig ist", dass er die Welt verließ. 1821 ließ er sich seiner Stellungen entheben, wurde am 26. August zum Priester geweiht, am 16. September als Redemptorist „eingekleidet" und primicierte am 17. September. Ein Jahr später (1822) leistete er seine Profess.

Zunächst trat er als Schriftsteller wiederum in die Öffentlichkeit. 1823 erschien sein „Denkbüchlein vom Leiden Christi". In Form von Betrachtungen für jeden Tag der Fasten, sind es ernste, gemüthstiefe Erwägungen über das Leiden des Herrn mit ergreifenden Aufforderungen zur Entsagung und Selbstaufopferung; wohl der Abglanz der Seelenerfahrungen Veith's in den ersten Jahren seines Ordenslebens. Und 1823 gab er mit Werner auch die „Balsaminen" heraus, in deren Erzählungen und Aufsätzen er ein ganz neues Gebiet religiöser Schreibart zu pflegen begann, eine Art „religiöser Humoristik", wie Werner's Biograph sie nennt.

Auch als Mediciner war er wieder thätig. Eine gelungene Cur an seinem Bruder Elias wies ihn auf Salomon Hahnemann, und von daher datiert es, dass er auch in der Homöopathie zu den Bedeutendsten zählt. Er trat in persönlichen Verkehr mit Hahnemann, ward Mitglied der homöopathischen Vereine von Palermo und Baden, doch baute er sich auch hierin sein eigenes System. Niemand dürfe ausschließlich Allo-, Hydro- oder Homöopath sein. Jede Methode habe ihr Wirkungsfeld je nach Art der Krankheit und des Naturells des Kranken. Die Homöopathie sei epochemachend für die Wissenschaft der Medicin, weil sie gegen die einseitige Pflege der Diagnostik und Pathologie energisch die wichtigere Therapie betone und die Apotheke mit vielen, leichten, einfachen Mitteln bereichere. Aber einseitig wäre es auch von ihr, sclavische Dosisregeln und „Schüttelgeister" einzuführen, es müsse doch auch die Dosis nach Krankheit und Krankem sich richten. Er stellte sich sogar eine derartige Apotheke zusammen mit Hilfe der Laienbrüder seines Collegs, und zu erprobter Praxis und zu seinen Ansichten kam er durch die reiche Gelegenheit, die ihm zu Hause und namentlich auf Missionen geboten wurde.

Doch seine Haupt-, ja Lebensthätigkeit ist von nun ab das Predigtamt. Mit P. Madlener und Anderen gieng er nach Obersteier, wo die ersten und größten Redemptoristen-Missionen gehalten wurden, später dann — um die Poosianer zu bekehren — nach Oberösterreich. In Wien predigte er zumeist in Maria-Stiegen. Und da war es, wo er 1826 seinen Ruf eines

großen Homileten gewann. Hier zeigte es sich zum erstenmale, wie er nicht bloß die Frauen, sondern noch mehr die Männer anzog und die Kirche bis auf's letzte Plätzchen füllte. Athemlos lauschte alles dem kleinen, hässlichen Manne dort auf der Kanzel. Gleich seine ersten Worte fesselten. Er begann zumeist mit einem packenden Bilde, Gleichnisse oder „Geschichtchen", das bereits den ganzen Inhalt der Predigt symbolisierte. Gegenstand und Theile der Predigt waren sodann gewöhnlich in irgend ein Bild gekleidet. So hatte er sich (1826) „Die Leidenswerkzeuge" gewählt; und da sagte er z. B. über die Dornenkrone: „Eine dreifache Dornenkrone trägt der Mensch auf seinem Haupte, von der ihn der dornengekrönte Heiland entledigen möchte: eine aus Disteln und Kletten, das sind die Gedanken unnützer Neugierde; eine aus Brennesseln, das sind Gedanken und Begierden der Unreinheit, und eine aus verwirrten Schlehdornen, das sind die unnützen Gedanken und Bekümmernisse um zeitliche Güter." Die entsprechenden Lebenssituationen sind auf das packendste, greifbarste geschildert. Stellen aus der heiligen Schrift werden nicht zu bloßer, trockener Beweisführung angezogen, sondern stets organisch in die Predigt verwoben, meist zu ergreifenden Schilderungen. Was er theoretisch auseinandergelegt, muss ein überraschendes, seltenes Beispiel aus der Geschichte, eine Anekdote, eine Lebensbeobachtung auf das lebendigste zusammenfassen, verbildlichen, ergänzen und dem Hörer einprägen; und da sind besonders meisterhaft seine unerwarteten, selbst das Kleinste erklärenden Ausdeutungen solcher Beispiele, wodurch sie eigentlich zu einer Art Allegorie erhoben werden; auch sind sie mit feinster Berechnung auf das Gemüth des Zuhörers eingefügt: entweder am Anfang, ihn zu fesseln, oder mitten, meist nach aufrüttelnden, erschütternden Stellen, um das Gemüth des Zuhörers durch ruhige Erzählung wieder aufathmen zu lassen und zu neuen Eindrücken zu befähigen, oder gegen Ende, die anzurathenden Hilfsmittel darzulegen; dann schließt denn fast jede Predigt mit ergreifenden Gebetsworten, und in den ersten Jahren folgten auch noch ein paar Verse. Jeder Gegenstand erhält seine eigene, packende Färbung: bald ist es feiner, oft sarkastischer Humor, bald erschütternder Ernst, dann wieder weiche, mitleidsvolle Wehmuth, die er seinen Kunstwerken einzuhauchen weiß.

So hatte er das Publikum sozusagen in der Hand. Alte Priester erzählten, dass sie selbst Zeuge gewesen, wie er z. B. einmal durch die einfache Schilderung plötzlicher Enttäuschung eines Geizhalses die ganze Zuhörerschaft zum Auflachen gebracht und gleich darauf fast Allen die Thränen ins Auge gelockt. Und doch war in seinem Vortrage nur die klare, geistreiche Betonung fesselnd; zu Gesten hatte er absolut keine Anlage, auch erschwang er sich nie bis zum Pathos. Was bei ihm fesselte, war

nur der Geist. Er bereitete sich aber auch mit allem Fleiße vor, denn da ihm die Mittel versagt seien, müsse er sich nur „aufs Zeug verlegen". Augenzeugen erzählten, wie sie ihn in der Bibliothek trafen, auf dem Boden liegend, rings mit aufgeschlagenen Folianten umgeben. Aus den heiligen Vätern, aus Segneri, Engelgrave, Strade, Stanihurst u. s. w., sowie auch stets aus den besseren der neuesten Schriftsteller holte er sich den Stoff; keine Weltgeschichte, kein Specilegium, keine Anekdotensammlung blieb undurchsucht, sein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützte ihn, seine hohe Bildung bewahrte ihn vor Tändelei: es galt ihm das Höchste, das Zeitgemäßeste zu treffen, aber auch mit einem fesselnden Gewande zu umkleiden, den abstracten Stoff, wie er sagte, „episch zu gestalten". Aber von allem das Kunstvollste ist die Zusammenstellung seiner Cyklen. Er durchdachte sich seine Stoffe so lange, bis er ein einheitliches Ganzes gewann und doch wieder jede Predigt für sich ein Ganzes blieb. Ja in der Eingangspredigt zu den „Leidenswerkzeugen" werden eigentlich die Grundrisse zu drei Cyklen über denselben Stoff auseinandergelegt. Ausgeführt aber ist: die Leidenswerkzeuge sind eine Bilderschrift, die Gottes Mühen für —, und der Menschen Sträuben gegen die Rettung unserer Seelen darstellt; die dreißig Silberlinge bezeichnen den Preis der Seele, die Laterne: die wahre Weisheit, die Banden: die Pflichten, der Hahn: das Gewissen, die Augenhülle: die Religion, das weiße Gewand: die Schuldvergebung, und die Geißeln: die bessernden Strafgerichte; aber wir stellen dem so viele Hemmnisse entgegen: die Dornenkrone der Geisteszerstreutheit, das Schilfrohr unserer Willensschwäche, das Waschbecken unserer Gewissensheuchelei, das Kreuz unserer Widerspenstigkeit, den Gallenkelch innerer Verbitterung, die Würfel spielenden Leichtsinns, den Schwamm innerer „Versonderung", der Gottlosigkeit, — helfen können da nur noch die sieben Schwerter der Schmerzenskönigin, sonst droht der Untergang, und den versinnbilden: Lanze, Grab und Siegel. Wahrscheinlich war es der Erfolg und das Drängen seiner Zuhörer, was ihn bewog, seinen ersten Cyklus 1826 auch in Druck zu geben; und von nun an blieb es ihm stehende Gewohnheit, den Cyklus zuerst sich auszudenken, kurz zu skizzieren, dann zu halten und den gehaltenen nun „auch fürs Auge zuzubereiten" und nach sorgfältiger Durchfeilung in Druck zu geben. Freilich soll die Feile auch bei ihm viel vom Glanze des gesprochenen Wortes weggefegt haben. Auch dürfte es von dieser Redaction herkommen, wenn ihm mancher vorwerfen zu müssen glaubt, seine Predigten seien zu wenig praktisch. Denn er scheint hier die praktischen, ins Einzelne gehenden Anwendungen weggelassen zu haben, vermuthlich, weil eine gedruckte Predigt universell sein müsse, praktische Anwendungen aber nach Ort und Zeit sich änderten und daher nur bei der gehaltenen ihren

ganz passenden Platz hätten. — Das war seine Art zu arbeiten, das sein Stil. So wurde Veith nicht so sehr populär als interessant, fesselnd, anregend. Nur in der Stoffwahl hat er sich später geändert, und der geänderte Stoff, Speculation und das Alter machten seine letzten Werke etwas abstracter und etwas schwerer verständlich.

Der sich mehrende Besuch der Kirche „Maria am Gestade" (Maria Stiegen) überhäufte die Patres mit Seelsorgsarbeit. Dazu kamen Missionen in der Steiermark, Seelsorgsaushilfe von Frohnleiten aus. 1827 hatte er wieder die Fastenpredigten. Er behandelte eigentlich den gleichen Grundgedanken wie im Vorjahre, nur nahm er jetzt zur Einkleidung die „Worte der Feinde Christi" (gedruckt 1827). Jeden Spruch eines Feindes Jesu deutet er als Wort der Lüge, womit Satan uns lockt, findet in ihm aber auch wieder eine Weisung auf das Wort der Wahrheit, womit das ewige Wort uns retten möchte. 1828 besprach er den Opfertod Jesu an sich, als friedenbringend der ganzen Welt; er beleuchtete die Idee des Opfers nach allen Beziehungen. So entstand das Büchlein „Das Friedensopfer", gedruckt 1828. 1829 griff er einzelne Gestalten der Passionsgeschichte heraus: Petrus, Kaiphas, Pilatus ꝛc. . . . sie wurden ihm zu Bildern bestimmter Classen und Verhältnisse: „Lebensbilder aus der Passionsgeschichte", 1829 gedruckt. Dabei gab er 1828 mit Silbert auch das homiletische Werk „Der Bote von Jericho" heraus, veröffentlichte ein im Geiste und Stile des Thomas a Kempis gehaltenes Gebetbuch: „Jesus meine Liebe", und zu alledem kamen noch viele Hunderte, die den berühmten Veith auch in leiblichen Nöthen zu ärztlicher Hilfe riefen. Er stand auf einem Felde reichster Thätigkeit.

Trotzdem trat er 1830 aus der Congregation aus. Sein Eintritt war überhaupt mehr ein Schritt der Begeisterung als des wahren Berufes. Nach einer beglaubigten Nachricht hat ihm schon P. Hofbauer gesagt: „Du wirst eintreten, aber wieder austreten." Die eigenthümliche Geistesanlage Veith's war mit dem klösterlichen Communeleben schwer vereinbar, wie die scharfe und kluge Menschenkenntnis P. Hofbauer's voraussah. Alle anderen Erklärungsversuche sind überflüssig. Edel, wie er war, hat übrigens Veith auch nach dem Austritte nur Liebe und Achtung zur Congregation gehegt und ihr solche Wohlthaten erwiesen, dass er von P. General Mauron sogar zum Oblaten der Congregation aufgenommen wurde.

Die damals (1828—30) von Dr. Pabst in einer „Vorschule zur speculativen Theologie des positiven Christenthums" und in „Der Mensch und seine Geschichte" dargelegte Creations- und Incarnationstheorie griff Veith auf und legte diese Ideen, als er 1830 wiederum die Fastenpredigten hatte, denselben zu Grunde. So entstand sein Cyklus über „Das Vaterunser

und Ave". Das Gebet ist ihm ein Symbol des Creatianismus; in ihm bekennt das Geschaffene sein Abhängigsein vom Ungeschaffenen, und darin liegt ja die erste, die Wurzelwahrheit einer richtigen Weltanschauung, daher umfasst auch das Vaterunser, das Mustergebet, „alle Gefilde der Glaubenslehre und der sittlichen Wahrheit". Gewiss ein großartiger Stoff, und ihn homiletisch populär zu machen, ein gewaltiges Unternehmen. Er lehrte in ihm nicht gerade die neuen Ideen, aber er behandelte ihn von deren Standpunkte aus. Ihn mochte die vertiefende Art anziehen, wodurch die neuere Richtung in die Dogmen einzudringen suchte. Anderen, namentlich seinen Klosteroberen, erschien die Richtung etwas verdächtig, weil rationalistisch. Das mag auch der Grund gewesen sein, weshalb er den Cyklus: „Das Vaterunser" erst nach seinem Austritte, als Cooperator der Pfarrkirche „Zu den neun Chören der Engel" („am Hof") herausgeben konnte. Seine neuere, speculative Richtung zeigte sogar auch das Gebetbuch, das er damals drucken ließ und „Erkenntnis und Liebe" betitelte.

In der Pfarre „am Hof" hielt er 1831 auch jenen Cyklus, den Viele für seinen besten und vollendetsten halten: „Die heiligen Berge" (gedruckt 1831). Deutsche Lesebücher bringen gerade aus ihm Muster der Veith'schen Prosa. „Es war eine ebenso originelle, wie hochpoetische Idee, die Höhenpunkte der Entwicklung des alten und neuen Bundes an die Bergeshöhen zu knüpfen, welche der Schauplatz dieser Thatsachen waren, und so die Verkettung der Hauptsachen der Offenbarungsgeschichte durch das Bild jener zu einer Kette verbundenen Berggipfel zu veranschaulichen." (Löwe-Veith S. 122.)

Damals zeigte sich aber auch der geniale Arzt. Im Herbste 1831 erschien die Cholera. Übergroße Angst und Verwirrung ergriff das Volk. Erst nützte Veith seinen Einfluss als Priester: er hielt zu St. Stefan eine massenhaft besuchte und sogleich im Druck verbreitete Predigt: „Die Cholera im Lichte der Vorsehung"; darin warnte er auch vor zu großer Angst und besonders vor gewissen Elementen, welche, die Aufregung nützend, Misstrauen und Unordnung säen möchten. Dann griff er selber ein. 125 Cholerakranke nahm er in Behandlung, 122 rettete er — durch seine Homöopathie. Sein Ruf wuchs derart, dass er sogar von der bayerischen Regierung um Rath befragt und veranlasst wurde, seine Abhandlung: „Die Heilung und Prophylaxis der asiatischen Cholera" (Hamm, Schmalz'sche Buchhandlung, 1832) zu schreiben.

Gerade seine Predigt über die Cholera mag es veranlasst haben, dass er einen Monat später bereits Domprediger von St. Stefan war. Veith hatte abwechselnd mit dem andern Domprediger im einen Jahre die Sonntags-, im andern die Festtagspredigten zu halten. Er suchte jede Perikope in einer originellen, überall neue Gesichtspunkte eröffnenden Weise, mit erschöpfender

Benützung der einschlägigen Quellen zu behandeln. Im Jahre 1835 wurde Kaiser Franz begraben, und Veith hatte die Aufgabe, bei den drei Todtenfeiern die Predigten zu halten. Sie wurden im gleichen Jahre gedruckt als „Austrias Trauer"; Veith verstand es darin meisterhaft, den obligaten Panegyrikus mit wahrer Erbauung zu durchdringen und zu adeln. Er übernahm auch fünfmal die Fastenpredigten; dadurch entstanden die Bücher: „Die Parabel vom verlorenen Sohne" (gedr. 1837); „Die Samaritin" (gedr. 1838); „Die Erweckung des Lazarus" (gedr. 1842); »Mater dolorosa« (gedr. 1844); „Die Heilung des Blindgebornen" (gedr. 1845). Auch hier fasste er jedes Thema in welthistorischer Bedeutung. In der Parabel vom verlorenen Sohne z. B. erklärt er den jüngeren als das Heidenthum, den älteren als das Judenthum. Zum Cyklus „Die Heilung des Blindgebornen" machte er eingehende Studien über das Wesen des Lichtes; „es ist wohl überall Bewusstseinsstrebung und wirkliches Bewusstsein damit gemeint"; zum Grundgedanken wählte er sich daher: Christus hat der Welt nicht bloß das Licht gebracht, sondern auch die Fähigkeit, das Licht zu sehen. Und in den 12 Vorträgen über die Mater dolorosa besprach er nicht allein die sieben Schmerzen Mariens, sondern die Mater dolorosa als Centrum der schmerzenreichen Menschenwelt, als Mutter Jesu, des leidenden Hauptes der Menschheit; als Mutter der Menschen, als ancilla domini; als Vorbild der Frauen; als Wegweiserin, Weckerin, Trösterin; in Beziehung gestellt zu den hauptsächlichsten Verhältnissen des Menschenlebens; und er behandelte den Stoff speculativ, psychologisch, dogmatisch, doch so, dass das philosophische Gerüst ganz im Fleisch und Blut des Gemüthlebens verborgen blieb, d. h. er kleidete es in seine fesselnde „epische" Form. — Freie Minuten nützte er dazu, einzelne Ideen auch in novellistischen Erzählungen festzubannen; und und als ihm einst ein gedrückter Familienvater seine Noth klagte, sammelte er diese Erzählungen in drei Bändchen und schenkte ihm das Manuscript, das hierauf 1834 als „Erzählungen und Humoresken" gedruckt wurde. 1841 erschien eine ähnliche Sammlung, zwei Bändchen „Erzählungen und kleine Schriften". Ritter von Führich hatte wunderbare Federzeichnungen von den Geheimnissen des Rosenkranzes gemacht; Veith wurde um einen erklärenden Text gebeten; derselbe erschien im Prachtwerke: »Rosa mystica« (1844).

Doch konnte Veith auf die Dauer nicht mehr den Ansturm der Arbeit bestehen; er erhielt auf seine Bitten die Enthebung von der Dompredigerstelle (1845), blieb aber in Wien, zufrieden mit der kargen Pension von 800 fl. Zweimal hatte er einen Ruf nach München an die Universität erhalten, beidemale wies er ihn ab (1835, 1838). 1846 ward ihm sogar ein Canonicat von Freiburg angeboten, auch das lehnte er ab. Nur die

Ernennung zum Ehrendomherrn von Salzburg nahm er an, welche ihm sein Gönner und Verehrer, Cardinal Schwarzenberg, „für die Verdienste, die Veith um die katholische Litteratur sich erworben", angeboten hatte (1847). Und die Facultät von Prag (1848) und später die Facultät von Wien (1851) ernannten ihn zum Doctor der Theologie, letztere zugleich mit ihm auch seinen Freund Günther.

Aber gerade in dieser Lebensperiode, in der Zeit der Ruhe, hat er eine Thätigkeit entfaltet, die wohl jetzt noch in Österreich fortwirkt. Selbstverständlich war er ein gesuchter und viel geladener Festprediger für Primizen, Patrozinien, Vereinsfeiern u. s. w. Die Predigten erschienen dann gewöhnlich in Einzelausgaben, z. B. „Der Liebe Gesetz und Maß", dargestellt an den Statuten des Krankeninstitutes für Handlungscommis. Auch hatte er bereits 1846 für die Kirche „am Hof" die Fastenpredigten übernommen. Er wollte fast ein Seitenstück zu seinem Cyklus „Das Friedensopfer" zusammenstellen, jenes behandelte das Kreuzesopfer, hier nahm er sich zum Vorwurfe dessen Fortsetzung, das Messopfer. Man hört ihn das erstemal klagen, dass ihm die homiletische Arbeit nicht mehr recht „vom Flecke wolle"; trotzdem hatten die Predigten großen Erfolg und wurde das Buch »Eucharistia«, in dem sie den Sommer darauf erschienen, sehr viel und gerne gelesen.

Für 1847 wählte er sich als Fastenthema die Apostelgeschichte und schilderte die große Wirksamkeit der Apostel Petrus und Paulus, wie sich beide gegenseitig ergänzten und so die beiden Grundsäulen der katholischen Kirche wurden; in Druck gab er den Cyklus erst 1849 heraus als „Die Säulen der Kirche." Im Übrigen verwendete er die größere Muße, seine „homiletischen Vorräthe aufzuarbeiten". Er suchte sich früher gehaltene, noch nicht gedruckte Predigten zusammen und vertheilte sie auf die Sonn- und Festtage im Jahre; auf die meisten fielen zwei bis drei Predigten, welche den Gedanken des Tages nach verschiedenen Richtungen klarlegten. 1846 begann er mit der Herausgabe und 1855 brachte er den siebenten, den Schlussband der „Homiletischen Vorträge für Sonn- und Festtage" in die Öffentlichkeit.

Die Gicht hatte ihn so kränklich gemacht und fast denkunfähig, dass er für 1848 zwar Fastenpredigten annahm, aber eigens ein leichteres, nicht viel Studium erforderndes Thema suchen musste. Er wählte den Psalm »Miserere«, gab aber vorläufig den Cyklus noch nicht in Druck. Doch war es gerade das Jahr 1848, in dem er seine wirksamste Thätigkeit begann. Es war die Revolution. Die Autorität, ja alle positiven Mächte schienen zu stürzen. Da war es Veith, der mit mehreren Priestern und Laien den Katholikenverein gründete und so das erstemal in Österreich die Katholiken gegen die Umsturzmächte organisierte. Er hielt in allen Bezirken der Stadt

eine Anzahl von Conferenzreden. Mit Dr. Beck gab er die Wochenschrift „Aufwärts“ heraus, deren Hauptartikel aus seiner Feder flossen; und als auch sie mit allen übrigen Organen des Revolutionsjahres behördlich verboten wurde, setzte er deren Tendenzen in dem 1849 gegründeten „Österreichischen Volksfreunde“ fort. Und um in der allgemeinen Verwirrung nicht auch die letzte Ordnung erhaltende und Ordnung schaffende Macht, die Religion, schwinden zu lassen und namentlich dem beginnenden Deutschkatholicismus entgegenzutreten, hielt er mehrere massenhaft besuchte, überaus wirksame Conferenzpredigten über die Grundwahrheiten des Katholicismus. Man drohte ihn von der Kanzel zu schießen, er hielt aber unerschrocken Stand. Durch all dies wurde er der Mittel- und Haltepunkt des damaligen Wiener Clerus, was dieser auch rückhaltlos anerkannte, indem in jenem Jahre der Wiener Clerus unter Sebastian Brunner's Führung ihm eigens einen silbernen Ehrenkelch überreichte.

Und als die Revolution vorbei war, nützte er noch seine ganze Autorität, klärend mitzusprechen, indem er die welterhaltende, weltgestaltende Macht der Religion nachwies. Gelegenheit bot die Fastenzeit des Jahres 1849. Das Christenthum allein gibt Freiheit, Ordnung, Bestand in der Welt. Diesen Satz beleuchtete Veith durch Scenen aus der Passion, in deren Schilderung er genial das Bild der Strömungen des letzten Jahres zu geben wusste. Hier findet sich auch die classische Vertheidigung der Berechtigung solcher Predigten. Ein Jude hatte im „Freimüthigen“ Veith beschimpft, und auch andere Blätter betonten den Satz: „Die Politik gehört nicht auf die Kanzel, die Geistlichen sollen beim Katechismus bleiben.“ Sebastian Brunner schrieb eine in vierzehn Tagen zweimal aufgelegte Antwort: „Bremsen für den Freimüthigen“ und im folgenden Jahre: „Kanzel und Politik für Dr. Veith's Freunde und Feinde“ (1850). Veith selbst sagte auf der Kanzel: „Ja, die Geistlichen sollen beim Katechismus bleiben; aber es gibt einen kleineren und einen größeren; der kleinere ist für die Kinder, der größere aber für die Erwachsenen und umfasst alles, was bessernd oder verschlechternd ins Menschenleben eingreift, also auch den socialen Verkehr.“ Und unerschrocken verurtheilte er am 28. März die blutdürstige Frivolität der Revolution, in der Trauerrede, die er bei der Todtenfeier des 1848 gelynchten Ministers Latour hielt. Unter dem Titel: „Werk der Sühnung“ veröffentlichte er sie erst im „Volksfreund“ und gab sie dann als Anhang zu den sechs Fastenpredigten heraus, die er als „Politische Passionspredigten“ (1849) drucken ließ. Denselben Gedanken, den jene Fastenpredigten behandelten, besprach er noch einmal in den Fasten des Jahres 1850, doch nicht bloß vom vaterländischen, sondern vom allgemein-menschlichen Standpunkte aus. Ausgehend von den Wörtchen: „Ich bin, ich

will, ich habe“, schilderte und richtete er bereits damals den drohenden Communismus. Wie einst Bären über die Knaben hergefallen seien, die den nach Jerusalem ziehenden Elisäus verspottet hatten, so sei der Communismus der Bär, der über die Priester- und Religionsspötter plötzlich hereinbrechen werde. Dieser auch jetzt noch actuelle Cyklus erschien 1850 als „Weltleben und Christenthum“ (1849 hatte er auch viele seiner Festpredigten redigiert und unter dem Titel „Festpredigten“ veröffentlicht).

So entwickelte der fast taub und halb blind gewordene Homilet eine großartige sociale Thätigkeit. Inzwischen bestürmte ihn sein Gönner Cardinal Schwarzenberg, zu ihm nach Prag zu ziehen. Er wohnte im erzbischöflichen Palais, und sein Hauptwirken war auch jetzt, hohe Feste durch sein Homilien zu erheben, Conferenzen zu halten, auch wurde er um Exercitien gebeten, und zweimal übernahm er Fastenpredigten. Aus seinem ersten Cyklus 1851 entstand sein Buch »Caritas«. In sinnigen, packenden Beispielen und an die Fastenevangelien anschließenden Betrachtungen schildert er die heilige Liebe des Menschenherzens, von welcher Gottes Liebe zu uns erwidert und nachgeahmt wird und die sich gegen Gott und Kirche als kirchliche, gegen die Menschheit als gesellige, in sich als selbstlose, wahrheitsuchende, im Lebenskampfe als siegreiche, kreuztragende zeigt. — 1852 erklärte er wiederum den Psalm »Miserere« wie 1848 in der Kirche „am Hof“ zu Wien, und diesmal gab er den Cyklus heraus unter dem Titel: »Misericordia«. Zweimal durchdacht, zweimal gehalten und endlich zum Druck redigiert, gehören diese Vorträge wohl auch zu den besten des genialen Mannes. Der Psalm mit seinen an sich lose an einander gereihten Gebetsrufen wird ihm ein prophetisches Ganze, in welchem der Prophet vorwärts und rückwärts blickend nicht bloß die Rechtfertigung des einzelnen Menschen, sondern noch mehr des ganzen Menschengeschlechtes beschreibt.

Als Exercitienmeister nahm er seine Stoffe meist aus den Psalmen, besonders aus »Beati immaculati in via« (118 Ps.). Gerade die Exercitien nun führten ihn oft nach Wien. So kam es, dass er 1854 bereits wieder einen Fastencyklus in Wien, in der Pfarre auf der Landstraße, halten musste. Zum Thema wählte er die Worte Jesu: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Mit ihnen betitelte er auch im Sommer darauf die ganze Buchausgabe der Vorträge. Veith besprach zuerst das höchste Ziel des Menschen, den Weg und die Schritte, die zu demselben führen; sodann den Weg der Verderbnis: Weg, Wahrheit und Leben, welche die Welt anpreist; und schildert dann als Gegensatz den Weg des Mittlers, die Wahrheit des Wirkens in ihm, und endlich das Leben in ihm im Diesseits und Jenseits. Sehr schwierig war dieser Stoff nicht bloß „durch seinen uner-

schöpflichen Inhalt, sondern vornehmlich durch das Ineinanderverflochtensein seiner drei Theile". — 1855 hielt er die zwölf Fastenpredigten zu St. Peter in Wien. Hier nahm er das erstemal seinen Stoff aus der Fastenliturgie, was er später noch zweimal that. Er besprach die zwölf Prophezien des Charsamstags, die er dann eilf Jahre später in Druck gab unter dem Titel: „Prophezie und Glaube". — Ganz wieder an Wien gefesselt wurde er durch ein plötzliches Unglück. Eine zufällige Erkältung raubte ihm nämlich das Gehör fast ganz. Er brauchte tägliche, langwierige, mühevolle Pflege, dazu war er in Prag doch zu unbekannt.

Aber nun kam noch ein Schlag: am 23. Jänner 1856 die Verurtheilung des Güntherianismus. Bei P. Hofbauer mit Günther bekannt, durch dessen Bücher 1828/1829 sein Freund und Verehrer geworden, trat Veith namentlich als Domprediger mit ihm in den innigsten Verkehr. Im Hause des Dr. Glücker und in der armen Wohnung des Priesterphilosophen versammelte sich oft ein erlesener Kreis hochgebildeter, hochstrebender Männer: Dr. Stock, Greif, Prof. Kalmus, Dr. Papst, Veith u. s. w. Hier bildete sich Veith seine philosophische Weltanschauung. Leider hatten beide mit der Theologie der Vorzeit, insbesondere mit dem hl. Thomas sich nicht genug vertraut gemacht. Manche Idee ist gewiss auch Veith's Gehirne entsprungen, und viele Artikel der Lydia sollen so entstanden sein, dass man den Veith'schen und Günther'schen Antheil so wenig auseinander scheiden könne wie den Antheil Goethe's oder Schiller's an den Xenien. Im allgemeinen aber verhielt sich Veith bloß anregend und popularisierend. — Als nun von Rom die Verurtheilung erfolgte, kam über Günther zuerst eine große Versuchung. Es galt nicht bloß Lieblingsgedanken aufzugeben, er verlor eigentlich sogar seinen Lebensunterhalt, da er nur besaß, was er sich erschrieb und nun ein neues Flussbett sich zu graben, schon zu alt war; sein Bedürfnis war es, besonders in philosophischen Dingen auf dem Laufenden zu bleiben, nun fehlten auch die Mittel, sich die neueren Bücher zu verschaffen; und zudem hatte er seine ganze Forschung ja nur angefangen, um den herrschenden Pantheismus zu brechen und den Hegelianern, Herbartianern, Schellingianern eine Brücke zurück zur Wahrheit zu bauen. Da war es nun Veith, der zuerst zum Freunde gieng und ihn zur Unterwerfung bewog. Veith setzte ihm auch eigenhändig das Unterwerfungsschreiben auf, und Pius IX. sagte, nachdem es ihm vorgelesen worden war, zum Generalprocurator der Franziskaner: „Ich kenne selbst hier in Rom keinen katholischeren Mann als Günther in Wien." — In demselben Jahre ersuchte der Pfarrer „am Hof" Dr. Veith, die Fastenpredigten in seiner Kirche zu halten. Angesichts der erfolgten Verurtheilung glaubte Veith sich ganz zurückziehen zu müssen; aber Erzbischof Rauscher, zu dem der Pfarrer gieng, erklärte, dass Veith das Predigen doch nicht ver-

boten sei, daſs er doch gewiſs alles vermeiden werde, was Anstoß erregen könnte. Und wie schon früher in „Prophezie und Glaube“ gieng er auch diesmal einem Lieblingsgedanken nach, nämlich den Grundgedanken und die innere Gedankenentwicklung aus liturgischen Redactionen herauszuforschen: er wählte sich die sechs Evangelienperikopen der sechs Fastensonntage, verknüpfte deren Inhalt mit den Kalendernamen der entsprechenden Sonntage, d. h. mit dem ersten Worte der Introitusverse: Invocabit, Reminiscere, Oculi, Laetare ꝛc. und erhielt so einen etwas vagen, aber mehr für die praktischen Bedürfnisse des christlichen Lebens sich eignenden Stoff. Nie war die Kirche dichter gefüllt, und allgemein wurden diese Predigten zu seinen besten gezählt, sagt Löwe (S. 254). Im nächsten Jahre (1857) durchdachte er sich dann die sechs Perikopenreihen der sechs Fastenwochen, theilte sich denselben entsprechend jeden Vortrag auch in sechs Punkte und schilderte aus dem sechsfachen Gesichtspunkte der Perikopen Christus als Sohn des Menschen, Sohn Gottes, Prophet, König, Hoherpriester und Opfer. Beide sich entsprechenden, liturgisch-homiletischen Fastencyklen verband er zu einem Büchlein, dem er, auf die Zwölfzahl der im Frühjahr gehaltenen Vorträge anspielend, den Namen einer im Frühjahr blühenden Gartenprimulacee, „Dodekatheon“ gab (erschienen 1857). Hatte er 1856 das christliche Leben, 1857 die Person Christi besprochen, Bächlein und Quelle gleichsam alles Heils, so behandelt er 1858 in sechs Vorträgen nun deren Gegentheil: „Die Mächte des Unheils“, und wohl um auf den Hauptschutz gegen diese Mächte hinzuweisen, ließ er mit ihnen verbunden 1860 auch sechs seiner Predigten über die Muttergottes drucken und gab das Büchlein heraus als „Dodekatheon“ 2. Theil. So wurde Dodekatheon in seinen zwei Theilen wohl jenes Werk Veith's, das am meisten den bloß „praktischen“ Bedürfnissen der Christen Rechnung trägt. Doch trotz aller Verdienste des großen Homileten lag angesichts seiner Ideengemeinschaft mit Günther und der erfolgten Verurtheilung des Güntherianismus gewiſs begründeter Verdacht nahe auch gegen die Werke Veith's. Zweimal unterbreitete man sie daher der Indexcongregation, 1858 und 1860. Beidemale wurde nichts Anstößiges in ihnen gefunden. Veith war es eben gewohnt, seine Stoffe zwar aus Güntherianischen Gesichtspunkten zu betrachten, aber er verflocht nur selten specifisch Güntherianische Ideen in dieselben. Er scherzte sogar selber, daſs seine Freunde über ihn böse seien, weil er seine Predigten viel zu wenig speculativ „versalze und verpfeffere“.

Das mochte er nicht. Er gab seinen Cyklen ohnedies eine vielleicht nur allzu wissenschaftliche Grundlage. Für 1862 z. B. hatte er die Fastenvorträge in der Kapuzinerkirche übernommen. Er wählte sich dazu die Stufenpsalmen (119—133); da er aber nur zwölf Predigten hatte, ließ er von

den fünfzehn den 128.: »Saepe expugnaverunt me«, 131.: »Memento Domine David« und 133.: »Ecce nunc benedicite Dominum«, die ohnehin bekanntesten und klarsten, aus und ordnete sich die übrigen frei nach seinem, den Herrn als Befreier aus Sünde und Trübsal schildernden Gedankenfortschritte. Dazu nun hatte er schon vor zwei Jahren (1860) seine Studien begonnen, gieng auf den Urtext zurück und klagt selber in einem Briefe, er könne nicht vorwärts kommen: „der vielfältig variierenden Verständnisse oder Unverständnisse wegen, die aus den vielartigen Deutungen und (masorethischen) Punctationen erwachsen sind“ („Zwölf Stufenpsalmen“ gedr. 1862). Und als er 1863 abermals die Fastenpredigten in der Kapuzinerkirche übernommen hatte, wählte er sich nichts Geringeres zum Thema als die Einwürfe der Naturwissenschaften gegen den Glauben. Auf seinem Büchertische waren eben auch stets die neuesten Werke zu finden, namentlich auch die Werke von Protestanten und atheistischen Kirchenstürmern. Er blieb auf der Warte der Zeit. Nun sah er, wie sich gerade damals ein neues Antikreuzheer zusammenzog, das mit Anthropologie, Paläontologie, Geologie u. s. w. die Mauern der Kirche brechen wollte. Er wählte sich die ersten eilf Capitel der Genesis und zeigte in meisterhafter, oft fein sarkastischer Polemik, wie im wahren Begriffe der Schöpfung, der Entstehung und Entwicklung der materiellen Welt, der Genesis-, Art- und Abstammungs-Einheit des Menschengeschlechtes, der Rassen- und Sprachen-Differenz kein wahrer Widerspruch zwischen Naturwissenschaft und Glauben vorkommen könne. 1865 erschien dieser Cyklus als „Die Anfänge der Menschenwelt“ im Druck.

Es war sein letzter Fastencyklus. Am 5. Juli 1863 traf ihn auf einem Ausfluge plötzlich eine Augenentzündung, die zu vollständiger Erblindung führte. Doch ganz blind, schon lange fast ganz taub, 76 Jahre alt, von Gicht und Schmerzen verkrümmt, ein steter Gefangener seines Zimmers, lebte der geistesgewaltige, willensstarke Greis auch jetzt noch ein Leben der erstaunlichsten Arbeit. Er erfand sich eine Zusammenstellung zweier Lineale, zwischen denen er mit Bleistift schreiben konnte. Edle Frauen nahmen sich des alleinstehenden Greises an: die Fräulein Tschida, besonders aber Antonie Hönig besorgten seine leibliche Pflege; Fräulein Luise Weintritt und namentlich Anna von Hoffinger waren seine schriftstellerischen Gehilfinnen; letztere lernte sogar eigens hebräisch. Sie lasen ihm vor. Sie entzifferten seine Notizen, schlugen ihm die Werke nach, schrieben seine Dictate und besorgten die Reinschrift der Manuscripte, Druck und Correctur.

So entstand die Ausgabe der Cyklen: „Die Anfänge der Menschenwelt“ und „Prophezie und Glaube“. Aus etwa hundert noch ungedruckten Predigten wählte er 37 aus, welche die Sonntagsperikopen vom Advent bis

Pfingsten behandelten, und dies ward der zweite Theil der „Homiletischen Ährenlese“ 1866, deren ersten er bereits 1841 veröffentlicht hatte. Unter seinen Papieren fanden sich auch viele Entwürfe von Betrachtungen über den 118. Psalm »Beati immaculati in via«; sie waren für Exercitien entstanden, und nun ordnete, vollendete, „corrigierte und castigierte“ er sie und gab sie 1866 in Druck: „Meditationen über den 118. Psalm“. — Doch begann er sogar auch Neues zu schreiben. Lange schon hatte er geplant, womöglich die ganze Poesie und Gefühlstiefe und stimmungsvolle Art der Psalmen auch ins Deutsche zu übertragen, d. h. nicht nur die Gedanken klar wiederzugeben, sondern auch die Lieder wirklich umzudichten, dem dichterischen Schwung und der rhythmischen Form des Originals entsprechend. Er schied fünfzig der Lieder, die nur alttestamentlichem Gedankenkreise entsprachen und von den Neueren zwar verstanden, aber nicht recht nachgefühlt werden können, aus, von den anderen aber entstand eine meisterhafte Umdichtung, das Erbauungsbuch „Hundert Psalmen“, gedruckt 1868. Eine Dame ließ ihn bitten, doch sein „Denkbüchlein vom Leiden Christi“, das er 1823 geschrieben, neu aufzulegen, doch verfasste er lieber ein ganz neues, nicht bloß vom asketisch-mystischen, sondern mehr speculativen Standpunkte aus geschriebenes; es ist der 1868 gedruckte „Leidensweg des Herrn. Sechsundvierzig Betrachtungen für alle Tage der Fastenzeit“. Auch noch vielfach ärztlich thätig, begann er sogar ein Handbuch der Homöopathie zu dictieren, musste es jedoch 1871 wieder aufgeben. Aber zwei andere wertvolle Früchte seines Genies reifte die bittere Leidensmuße. Er wollte auch jetzt noch die Ideenbewegungen der Zeit überschauen; darum verschaffte er sich z. B. Ulrici's „Gott und Natur“, Hamerling's „Ahasver“, Hartmann's „Philosophie des Unbewussten“ und die Erzeugnisse des Darwinismus. In einsamen Stunden, namentlich schlafloser Nächte, zogen hundert prächtige Gedanken durch seinen Kopf; rasch wurden sie in Verse, in Erzählungen, in Dialoge gefasst und notiert, später geordnet und redigiert, und so erschien 1871 der erste, 1873 der zweite Band eines Werkes, das er dem Inhalte gemäß nach einem glänzend grüne aber stachlige Blätter tragenden, eine sehr bittere aber sehr heilsame Arznei gewährenden Strauche (Ilex aquifolium) „Stechpalmen“ benannte. Die Erzählungen, Novellen, Aufsätze, Gedichte geißeln mit köstlichem Sarkasmus im ersten Theile besonders den nihilistischem Pessimismus, z. B. in den „Stenographischen Berichten aus dem Ignorantenvereine“, im zweiten die Descendenz- und Pithekoidentheorie, besonders im Gedichte: „Ein Meeting bei den Anthropoiden.“ — Ganz so war auch die zweite Gabe seiner Leidensmuße entstanden, nächtliche, in Versen fixierte Gedanken, deren Sammlung, da sie im Winter seines Lebens aufgegangen, er nach der Pirola rotundifolia

„Wintergrün“ taufte und 1875 drucken ließ. Überhaupt ist es auffallend, wie Veith gerade im höchsten Alter fast ganz der Poesie sich widmete. Nur 1872 bis 1873 gieng er noch an eine andere Arbeit. Er suchte „den ideellen Nexus zwischen den Evangelien und den Episteln des Kirchenjahres durchzuführen“ und, wie er in der Homiliensammlung, im Homilienkranze, in der homiletischen Ährenlese die Evangelien erklärt hatte, nun auch die Episteln dem gläubigen Volke zu erschließen und so die innere Einheit von Dogma und Ethos, Glaube und Sitte, Christenthum und Humanität aufzuzeigen; dem Werke gab er den Titel „Dikaiosyne“, was im neuen Testamente Recht und Sitte und deren Quelle bezeichnet, „also den ganzen Inhalt der Evangelien und Briefe deckt“. 1874 wurde dies letzte kirchliche Werk Veith's gedruckt. — Sonst zog es ihn wieder zur Poesie. Er dichtete die lateinischen Hymnen und Sequenzen der kirchlichen Ritualien ins Deutsche um, weil sie ihm als das schöne, ästhetische Kleid „reiner Orthodoxie“ erschienen. Die ganze Sammlung veröffentlichte er dann 1875 als Gebet- und Erbauungsbuch für Gebildete und gab ihm den tiefsinnigen Titel aus dem Hebräerbriefe: „Christus gestern, heute, ewig.“ — Und endlich gieng er noch an ein schönes, großangelegtes poetisches Werk: das Buch Koheleth (der Weisheit) und das Hohe Lied mit der ganzen Gedankentiefe, Farbengluth und Stimmung des Hebräischen ins Deutsche umzudichten. Er wollte „das seltsame, beinahe humoristische Buch Salomos (Koheleth) in Versen illustrieren“. Die Strophen Salomos werden wortgetreu übersetzt, denselben aber stets versificierte, durch verwandte, selbst neueste Erlebnisse illustrierte Erläuterungen vorausgeschickt; das Ganze schließt dann mit einer versificierten Paraphrase des salomonischen Buches. Der Umdichtung des Hohen Liedes schickt er zunächst ein Vorwort voran, in dem er auch erklärt, er selbst halte die Liedersammlung für eine Verherrlichung der vom Schöpfer geordneten sittlichen, durch die monogame, treue Ehe geheiligten Liebe; das Ganze theilt er dann in 15 Gesangstücke ab, übersetzt sie wörtlich, gibt jedem eine Erklärung in Prosa bei und versucht zum Schlusse eine lyrisch-dramatische Nachdichtung und Paraphrase des Ganzen; doch kam er nur bis C. 13 und 15: es waren die letzten Worte, die er überhaupt schrieb; — das Werk kam erst nach seinem Tode 1878 unvollendet und uncorrigiert und deshalb noch mit mancher dunklen Stelle behaftet in Druck: „Kohelet und Hoheslied.“

„Am Ziele“ hießen die letzten Worte, die er in jenem Werke, noch am Todestage selber schrieb; 89 Jahre hatte er gelebt, Unzähliges geschaffen, noch während der letzten dreizehn Jahre zwölf Bände veröffentlicht. Als er 1872 seine Secundiz feierte, wurde er Ehrenbürger Wiens und erhielt das Comthurkreuz des Franz Josefs-Ordens, später auch die goldene Salvator-

medaille. Doch fehlte es auch nicht an Leuten, die, seine Orthodoxie bezweifelnd ihn sogar des Einverständnisses mit den Altkatholiken ziehen. Aber Thatsache ist, dass er oft den Ausspruch that: „Von denen, welche der Muttergottes nicht die Ehre geben, will ich nichts wissen.“ Und als er seinen Tod nahen fühlte, verlangte der greise Canonicus selbst nach dem Priester, beichtete, communicierte und erhielt auf seine Bitten die letzte Ölung. Am 6. November 1876 früh $^{1}/_{2}$ 8 Uhr starb er. Cardinal Schwarzenberg hatte eigens für ihn, Günther und Greif eine Gruft bauen lassen im Matzleinsdorfer Friedhof. Dort ruht er bei beiden Freunden. Ein weißes Marmorkreuz erhebt sich darüber, auf dessen Sockel steht: „Einig im Leben, Eins im Tode ruhen hier in Gott: Anton Günther, Laurenz Greif, Johann Em. Veith.“ An der Wiener Universität prangt Veith's Name in den goldenen Ehrentafeln dreier Facultäten: der Medicin, der Philosophie und der Theologie.



## Abend.

Von Friedrich Castelle.

Schon wird es dunkel im Geheg,
Nur Fledermäuse huschen scheu
Wie Nachtgedanken überweg,
Die ständig kommen, alt und neu.

Fern hallt noch eines Rosses Huf:
Der Tag trabt still in's Land hinaus.
Rings folgen seinem Herrenruf
Die Leiden all von Haus zu Haus.

Und hinterdrein schleicht scheu die Nacht
Und schlägt der Welt den Mantel um —
Kaum, dass am Zaun ein Mund noch lacht,
Dann steht das Leben starr und stumm.





# Die heilige Poesie der Hebräer.

Von Prof. Dr. P. Rivard Schlögl.

III.*)

Die Sprüche Bileams (Num. 23 u. 24).

## 1. Spruch (Num. 23, 7—10).

7. Aus Aram holt Balak mich her, Moabs König aus fernem Osten:
„Wohlan, verwünsche mir Jakob, wohlan, doch Israel fluche!"
8. „Wie schmäh' ich, wenn Gott nicht schmäht, wie verwünsch' ich, wenn Jah nicht verwünscht?"

9. „Ich seh' es von felsiger Höh', von den Hügeln aus schaue ich es:
'Sieh', ein Volk, das gesondert wohnt, das nicht zu den Völkern zählt!
10. Wer misset Jakobs Staub, wer zählt nur Israels Viertheil?"

„Der Gerechten Tod sei mein Ende, möge ich sterben, wie sie!"

## 2. Spruch (23, 18—24).

18. „Auf denn, Balak, höre! Vernimm mich, des Sippor Sohn!
19. Gott ist kein Mensch, dass er löge, kein Menschenkind, dass ihn gereute!
Er soll nicht thun, was er sagt? Nicht halten, was er versprochen?

20. Siehe, Segen hab' ich empfangen: segnet er, kann ich es ändern?
21. Nichts Falsches bemerkt er an Jakob, an Israel sieht er nichts Schnödes
Jahwe, sein Gott, ist mit ihm und Königsjubel bei ihm.

22. Aus Ägypten hat Gott es geführt, dem Büffel gleich ist es unnahbar.
23. Nicht gibt es in Jakob Zauber, nicht Orakel in Israels Mitte.
Zur Zeit wird Jakob gesagt und Israel, was Gottes Rathschluss.

24. Sieh', ein Volk, das der Löwin gleich aufsteht, das sich erhebt wie ein Leu;
Nicht legt es sich, bis es den Raub zehrt, bis es trinkt der Erschlagenen Blut."

## 3. Spruch (24, 3—9).

3. Bileam, Beors Sohn, spricht, der Mann mit offenem Auge,
4. Der Gottes Worte vernommen, der des Höchsten Wissen weiß,
Des Allmächtigen Schauen schaut, gebeugt und enthüllten Auges:

5. „Wie schön, Jakob, sind Deine Zelte, Israel, Deine Behausung!
6. Wie breite Wiesenthäler, wie Gärten, am Strome gepflanzt;
Wie Aloe, von Jahwe gepflegt, wie Cedern an Wasserbächen!"

*) Der Vocal der betonten Silbe ist stets in Antiqua gedruckt.

7. „Aus seinen Eimern rinnt Wasser, seine Saaten sind reichlich bewässert.
Über Agag*) steht hoch sein König, seine Herrschaft wird mächtig sich zeigen.
8. Aus Ägypten hat Gott es geführt, dem Büffel gleich ist es unnahbar!

Es verzehrt die drängenden Völker und ihre Gebeine zermalmt es.
9. Hingestreckt liegt's wie ein Löwe, einer Löwin gleich: wer mag es reizen?"

„Gesegnet sei, wer Dich segnet, verflucht aber, wer Dir flucht!"

### 4. Spruch (24, 15—24).

15. Bileam, Beors Sohn, spricht, der Mann mit offenem Auge,
16. Der Gottes Worte vernommen, der des Höchsten Wissen weiß,
Des Allmächtigen Schauen schaut, gebeugt und enthüllten Auges:

17. „Ich sehe ihn, doch noch nicht jetzt, ich schaue ihn, aber nicht nahe!
Aufgeht ein Stern aus Jakob, aus Israel kommt ein Herrscher,
Der Moabs Schläfen zerschlägt und den Scheitel der Söhne Ammons.

18. Und Edom wird sein Besitz, seine Feinde schlägt Israel mit Macht.
Herabsteigt ein Herrscher aus Jakob, vernichtend, was flüchtet aus Seir.

20. Amalek, Erstling der Völker, Dein Letztes ist nur Verderben.
21. Kain,**) ist auch fest Dein Wohnsitz, auf Felsen gebaut Dein Nest:
28. Dein Untergang bleibet nicht aus: Assurs List wird Dich fangen.

23. Wehe dem, der da lebt, wenn dies wahr wird! 24. Doch kommen von Griechenland Schiffe,
Assur zu beugen sammt Heber***); auch Assurs End' ist Verderben!"

Psalm: 56. (55.)†)

### 1. Strophe.

2. Sei mir gnädig, Jahwe, ja gnädig! Stets schnappen die Feinde nach mir!
Ja, stets bedrängen sie mich; denn heftig bekämpfen mich viele.
6. Stets schädigen sie meine Sache, wider mich ist all ihr Sinnen.

### 2. Strophe.

7. Meiner Ferse lauern sie auf, meinem Leben stellen sie nach.
8. Ihren Frevel zahl' ihnen heim, im Grimme stürze die Frechen!
9. Meine schlaflosen Nächte kennst Du; sieh' gnädig auf meine Thränen!

### 3. Strophe.

10. Weichen zurück, meine Feinde, so weiß ich, dass Jahwe mein ist.
(4.) Immerdar ruf' ich zu Dir, 11. (5a) in Dir, Jah', behaupt' ich mein Recht.
12. (5b) Auf Jahwe vertrau ich, nicht zag' ich, Jah ist mein, (5c) was schadet mir Fleisch?

---

*) Agag ist der Titel der Amalekiterkönige; vergl. Wobersin, Die Echtheit der Bileamsprüche, S. 37.
**) —Keniter, Zweig der von Abraham abstammenden Amalekiter. Der hebräische Text zeigt ein schönes Wortspiel: Qên—Keniter, und qên—Nest. — ***) Assur und Eber = Ost- und Westsemiten; vergl. Wobersin, l. c., S. 46; Hommel, Aufsätze, S. 273 ff. — †) Nach Duhm, Psalmen. Der Psalm stammt nach der hebräischen Überschrift von David, als ihn die Philister zu Gath ergriffen (1 Sam. 21, 11 ff.).

### 4. Strophe.

13. Mir obliegen, Jahwe, Gelübde, Lobopfer will ich Dir bringen,
14. Der vom Tode befreit meine Seele, bewahrt meinen Fuß vor dem Anstoß,
Auf dass vor Jahwe ich wandle getrost im Lichte des Lebens.

Psalm 59 (58).*)

### 1. Strophe.

2. Entreiße mich, Jah, meinen Feinden, schütze mich vor meinen Drängern;
3. Entreiß' mich den Übelthätern, wider Bluthunde schaffe mir Hilfe!
4. Denn es trachten nach meinem Leben, es rotten sich Freche gen mich.

### 1. Gegenstrophe.

5. Ohne Grund rüsten sie sich: wach' auf mir entgegen und schaue!
6. Ja, Du, Jahwe der Heere, Israels Gott, wache auf,
Heimzusuchen die Frechen; schone der Treulosen nicht!

### 1. Kehrvers.

7. Sie kommen des Abends und heulen, wie Hunde durchstreifend die Stadt!

### Epode.

8. Wie mit dem Munde sie geifern! Wie sie schmähen mit ihren Lippen!
Sagen sie doch: „Wer hört es?“ und: „Ob Jakobs Gott es bemerkt?“
9. Doch Du, Jah, lachest ihrer, Du spottest all' der Stolzen.

### 2. Kehrvers.

10. Meine Stärke, Dich will ich besingen, denn Du, Jahwe, bist meine Burg.

### 2. Strophe.

11. Mein Gott kommt mir gnädig zuvor, besiegen läſst Jah mich die Feinde.
12. Jahwe, tödte sie nicht, damit es mein Volk nicht vergesse;
Mache sie flüchtig und unstät, Jahwe, mein Herr, gib sie preis!

### 2. Gegenstrophe.

13. Sünd' ist das Wort ihrer Lippen: Fang' sie in ihrem Hochmuth.
Und ihres Meineids wegen 14. Tilg' ihren Frevel im Grimme,
Auf dass man in aller Welt wisse, Dass Jahwe in Jakob herrscht.

### 1. Kehrvers.

15. Sie kommen des Abends und heulen, wie Hunde durchstreifend die Stadt.

### Epode.

16. Sie schweifen umher nach Fraß und knurren, nicht satt geworden,
17. Indes Deine Macht ich besinge und Deine Gnade bejuble;
Denn Du bist mir eine Burg, eine Zuflucht am Tage der Noth.

---

*) Nach der hebräischen Aufschrift von David verfasst, als Saul sein Haus von Häschern umstellen ließ (1. Sam. 19, 11).

### 2. Kehrvers.

18. Meine Stärke, Dich will ich besingen,    denn Du, Jahwe, bist meine Burg.

Der Psalm Nahums (Nah 1).*)

### 1. Strophe.

2. Ein eifernder, rächender Gott    und gewaltig im Zorne ist Jahwe.
3c. Sein Weg ist in Sturm und Wetter,    eine Wolke der Staub seiner Füße.
4. Er schilt das Meer, dass es trocknet,    und Ströme macht er versiegen.

### Wechselstrophe.

4c. Basan und Karmel schmachten,    des Libanon Blüte verwelkt.
5. Die Berge erbeben vor ihm,    vor ihm erzittern die Hügel.
Vor seinem Blick bebt die Erde,    der Erdkreis und seine Bewohner.

### Wechselstrophe.

6. Wer vermag seinen Grimm zu ertragen,    wer zu trotzen seinem Zorne?
Dem Feuer gleichet sein Zorn,    vor ihm zerbersten die Felsen.
7. Wer vertraut, dem ist Jahwe gut,    eine Zuflucht am Tage der Noth.
Wer zu ihm flieht, den kennet Jahwe,    8a. der Wasserflut macht er ein Ende.
9b. Seinen Gegnern macht er den Garaus    8b. Dunkel verfolgt seine Feinde.
9c. Nicht zweimal straft er die Gegner,    10a. sie werden wie Dornen verzehrt.
9a. Was sinnen sie wider Jahwe?    Sie vergeh'n doch wie dürre Stoppeln.
12. Sie zerrinnen wie große Gewässer    Ich strafe sie einmal für immer.
. . . . . . . . . . . . . .    . . . . . . . . . . . . . . . *)
13. Ja zerbrechen will ich ihr Joch,    ihre Fesseln will ich zerreißen.

### 2. Strophe.

. . . . . . . . . . . . . .    . . . . . . . . . . . . . *)
14. Beschlossen hat Jah über sie:    Vergessen sei'n sie auf immer!
Ehrlos soll sein ihr Grab,    Schnitzbild und Gussbild vertilg' ich.

### 2. Gegenstrophe.

15a. Über's Gebirg zieht der Bote,    b. siehe, er kündet den Frieden!
d. Jerusalem, zahl dein Gelübde,    c. Juda, begeh' deine Feste,
e. Denn nie mehr kommt er über Dich,    f. nein, dahin ist Belial, — vernichtet!

Der 60. (59.) Psalm.***)

### 1. Strophe.

3 Jah, Du hast uns verstoßen, gebrochen,    gezürnet: wende die Lage!
4. Hast erschüttert das Land, es gespalten:    heil' seine Brüche; es wankt!

---

*) Nach Happel, Der Psalm Nahum, in seiner ursprünglichen Gestalt übersetzt.

**) Die einzelnen Verszeilen beginnen im Hebräischen der Reihe nach mit den Buchstaben des Alphabets; der 16. und 18. Vers sind bei der Überarbeitung ausgefallen.

***) „Dem Vorsteher über (die Sängerabtheilung) Susân-edith, ein Lied von David zum Einstudieren; (gedichtet) als er die Aramäer vor Beth-Rehot und die Aramäer vor Soba bekriegte, und (als) Job zurückkehrte und Edom in Gê-melach schlug, 18.000 Mann." (Hebräische Überschrift.) Vergl. 2 Sam. 8, 3 ff; 10, 6; 1 Paral. 18, 12.

### 1. Gegenstrophe.

5. Du ließest uns Bitt'res verkosten, mit Taumelwein tränktest Du uns.
6. Deinen Fürchtigern gabst Du ein Zeichen, sich vor dem Bogen zu flüchten.

### Wechselstrophe.

7. Um Deine Lieben zu retten, hilf' und erhöre uns!
8. Jahwe, der Heilige, sprach, geredet hat Jahwe der Heere:
„Frohlockend vertheile ich Sichem, messe aus das Thal von Sukkoth;
9. Mein ist Gilead und Manasse und Ephraim Wehr meines Hauptes.
Juda ist Herrscherstab mir, 10. aber Moab hinwieder mein Waschtopf.
Auf Edom setz' ich den Fuß, auf's Philisterland auch, ihm verbündet.

### 2. Strophe.

11. Wer geleitet uns nach Mossar, wer führt uns in Edom's Hauptstadt?
12. Nicht Du, Jah, der uns verstoßen, der nicht auszog mit unseren Heeren?

### 2. Gegenstrophe.

13. Hilf uns vor dem Bedränger, denn der Menschen Hilfe ist eitel!
In Jah vollbringen wir Großes, zertreten wird er uns're Dränger.

Sprüche 2. — Lied, preisend die Vortheile des Besitzes der Weisheit.

### 1. Strophe.

1. Nimmst Du an, mein Sohn, meine Reden und behältst Du meine Gebote,
2. Indem Du der Weisheit lauschest, Dein Herz der Einsicht weihst;
3. Ja, wenn Du der Klugheit rufst, Deine Stimme zur Einsicht erhebst;
4. Wenn Du sie wie Silber suchst, wie nach Schätzen nach ihr forschest:

### 1. Gegenstrophe.

5. Wirst Du einseh'n die Furcht vor Jahwe und Erkenntnis Gottes erlangen;
6. Denn Jahwe verleihet Weisheit, von ihm kommt Erkenntnis und Einsicht,
7. Wahres Glück hat er für die Geraden, Unsträflichen ist er ein Schild,
8. Behütend die Wege des Rechtes, den Wandel der Frommen bewachend: —

### 1. Epode.

9. Wirst Du einseh'n Rechtlichkeit, Recht, Geradheit, die Pfade des Guten;
10. Denn Weisheit kommt in Dein Herz und Erkenntnis erquickt Deine Seele;
11. Überlegung wird Dich behüten, heil'ge Einsicht wird Dich bewahren:

### 2. Strophe.

12. Dich rettend vom Wege des Bösen, vor Leuten, die Schlechtes reden;
13. Die vom Pfad der Geradheit abziehn, dass man gehe auf finsteren Wegen;
14. Die sich freuen, Böses zu thun, sich der ärgsten Schlechtigkeit rühmen;
15. Die da krumm machen ihre Pfade und irre geh'n auf ihren Bahnen:

### 2. Gegenstrophe.

16. Dich rettend vor fremdem Weibe, vor den glatten Reden der Fremden;
17. Die den Freund ihrer Jugend verläſst, ihres Gottesbunds vergessend:
18. Denn zum Tode sinket ihr Haus, zu den Schatten führt ihre Bahn;
19. Wer zu ihr geht, kehret nicht wieder, zu wandeln die Pfade des Lebens –;

### 2. Epode.

20. Dass Du wandlest den Weg des Guten die Pfade der Rechtlichkeit wahrest;
21. Denn die Redlichen erben das Land, nur Unsträfliche dürfen drin wohnen;
22. Doch die Frevler werden vertilgt und die Treulosen ausgerottet.

Sprüche 3. — Chorlied, schildernd den herrlichen Lohn derer, die der Weisheit anhangen.

### 1. Strophe.

1. Vergiss nicht, o Sohn, meiner Weisung, Dein Herz bewahr' mein Gebot;
2. Denn lange Tage und Jahre, Leben und Wohlsein bringt dies.
3. Nicht verlassen Dich Liebe und Treue, drum binde sie um Deinen Hals:
4. So gewinnst Du Gunst und Anseh'n vor Gott, sowie auch vor Menschen.
5. Vertraue nur ganz auf Jahwe, Deiner eigenen Einsicht misstraue.
6. An ihn denk' auf all' Deinen Wegen, so wird er Deine Pfade ebnen.

### 1. Gegenstrophe.

7. Sei nicht weise in Deinen Augen, fürchte Jahwe und meide das Böse:
8. So wird Heilung zutheil Deinem Fleische und Deinen Gebeinen Erquickung.
9. Ehre Jahwe von Deiner Habe, vom Besten all Deiner Ernte:
10. So wird reichlich Dein Speicher sich füllen, überströmen von Most Deine Kelter.
11. Die Zucht Jahwes verschmäh' nicht, mein Sohn, seiner Rügen lass nicht Dich verdrießen;
12. Denn, wen er liebt, den straft er, wem er wohl will, dem schickt er Leid.

### Wechselstrophe.

13. Glücklich, wer Weisheit erlangt hat, der Mensch, der Einsicht erreicht;
14. Ihr Besitz ist besser als Silber und besser als Gold ihr Erwerb.
15. Korallen sind nicht so kostbar, kein Kleinod wieget sie auf.
16. Ihre Rechte beut lange Tage, ihre Linke Reichthum und Ehre.
17. Ihre Wege sind liebliche Wege, und all ihre Pfade sind Friede.
18. Wer sie hat, dem ist Lebensbaum sie, wie von Jahwe gestützt ist, wen sie stützt.
19. Durch Weisheit schuf Jahwe die Erde, stellte fest den Himmel durch Einsicht;
20. Jah's Erkenntnis theilte die Fluten, macht triefen die Wolken von Thau.

### 2. Strophe.

21. Verlier sie nicht, mein Sohn, aus den Augen Überlegung und Wissen bewahre:
22. So sind Deiner Seele sie Leben und Anmuth Deinem Halse.
23. Dann wirst ruhig Du wandeln, Dein Fuß wird kein Hindernis finden

24. Schläfst Du, so droht Dir kein Schrecken: ruh'st Du, so schlummerst Du süß.
25. Du theilst nicht den Schrecken der Thoren, wenn anbricht der Frevler Verderben.

26. Denn Jahwe ist Dir zur Seite und bewahrt Deinen Fuß vor der Schlinge.

## 2. Gegenstrophe.

27. Versage dem Dürftigen nichts, wenn Gutes zu thun bei Dir steht.
28. Sage nicht Deinem Nächsten: „Komm' wieder!" und „Morgen", da Du doch heut' kannst.
29. Bereite dem Nächsten nichts Böses, während er ruhig bei Dir weilt.
30. Hadre mit niemandem grundlos, wenn er Dir nichts Böses gethan hat.
31. Beneid' nicht den Mann der Gewaltthat, und erwähle nicht seine Wege.
32. Denn ein Greuel für Jah ist, wer abirrt, doch mit Redlichen ist er vertraulich.

## Spruch.

33. Jahwes Fluch ist im Hause des Frevlers, doch der Redlichen Wohnung er segnet.
34. Wenn es Spöttern gilt, spottet auch er, doch den Demüth'gen gibt er die Gnade.
35. Den Weisen wird Ehre zutheil, doch die Thoren erben nur Schmach.

Sprüche 4. Chorlied, enthaltend die Mahnung des Vaters zum Streben nach Weisheit.

## 1. Strophe.

1. Söhne, höret die Zucht des Vaters, merkt auf, um Einsicht zu lernen:
2. Denn gute Lehre gewähr' ich, verlaßt meine Weisungen nicht.
3. Denn, als Sohn ich ward meinem Vater, meiner Mutter einziges Kind,
4. Da lehrt' er mich, also sprechend: „Dein Herz halte fest meine Worte:
Bewahr' mein Gebot, daß Du lebest, 7.2b wie den Stern Deines Augs meine Weisung.

## 1. Gegenstrophe.

5. Erwirb Weisheit und Einsicht, vergiß nicht, und weich' nicht von meinen Reden.
6. Verlaß sie nicht, sie wird Dich hüten, Lieb' sie, sie wird Dich bewahren.
7. Erste Weisheit ist: Trachte nach Weisheit, um allen Besitz erwirb Einsicht.
8. Halt' sie hoch, so erhöhet sie Dich, umarm' sie, sie bringt Dich zu Ehren.
9. Lieblich bekränzt sie Dein Haupt und schmückt Dich mit herrlicher Krone.

## Wechselstrophe.

10. Höre, Sohn, auf meine Reden, so werden viel Deiner Jahre.
11. Der Weisheit Weg weis' ich Dir, laß Dich wandeln den Pfad der Geradheit.
12. Wenn Du gehst, wird Dein Schritt nicht beengt, wenn Du läufst, so wirst Du nicht straucheln.

13. Halt' fest an der Zucht, lass nicht los, bewahre sie, sie ist Dein Leben.
14. Betritt nicht den Pfad der Frevler, schreite nicht auf dem Wege der Bösen.

15. Verschmäh' ihn und geh' nicht auf ihm, weich' ihm aus und zieh' gerad' weiter,
16. Denn rastlos verüben sie Böses, ruhen nimmer, bis andre auch straucheln.
17. Denn sie essen das Brot ihres Frevels und trinken den Wein der Gewaltthat.
18. Hell leuchtet der Pfad der Gerechten, dem Lichte des Mittags vergleichbar;
19. Doch der Frevler Weg gleicht dem Dunkel, sie wissen nicht, woran sie straucheln.

## 2. Strophe.

20. Merke, Sohn, auf meine Worte, leihe Dein Ohr meinen Reden:
21. Verliere sie nicht aus den Augen, bewahre sie tief im Herzen,
22. Denn wer sie erlangt, hat das Leben und Heilung für all sein Fleisch.
23. Vor allem bewache Dein Herz, Denn von ihm geht aus alles Leben.
24. Halte fern von Dir Falschheit des Mundes, Verkehrtheit der Lippen meide.

## 2. Gegenstrophe.

25. Dein Auge blicke gerad' aus, Deine Wimpern richte nach vorne.
26. Ebne die Bahn Deines Fußes, bestimmt seien all' Deine Wege.
27. Weiche nicht rechts noch auch links ab, Deinen Fuß halt' ferne vom Bösen.
Denn die Wege nach rechts, die kennt Gott, doch die Wege nach links sind verkehrt.
Er macht gerad' Deine Pfade und läßt Dich in Frieden wandeln

Sprüche 5. — Chorlied, warnend vor unreiner Liebe und Ehebruch.

## 1. Strophe.

1. Merke, Sohn, auf meine Weisheit, meiner Einsicht leihe Dein Ohr,
2. Dass Du Wohlüberlegtheit bewahrest und Erkenntnis behalte Dein Mund;
3. Denn süß sind der Buhlerin Lippen und glatter denn Öl ihr Gaumen.

## 1. Gegenstrophe.

4. Aber hinterher ist sie wie Wermut, scharf wie ein zweischneidig Schwert.
5. Ihr Fuß steigt zum Tode hinab, zum Scheol steuert ihr Schritt.
6. Dass sie ja nicht den Lebensweg wandle, wankt ihre Bahn, und sie merkt's nicht.

## Wechselstrophe.

7. Wohlan, meine Söhne, merkt auf und weichet nicht von meinen Reden:
8. Halte ferne von ihr Deinen Weg, nahe nicht dem Thor ihres Hauses,
9. Dass Du nicht hingeb'st Deine Jugend, dem Grausamen, ach, Deine Jahre;
10. Dass nicht Andre, was Dein ist, nehmen, es verzehren in fremdem Hause;

11. Und Du hinterher stöhnen müssest, wenn darbet Dein Fleisch und Dein Leib,
12. Und sagen: Was hasst' ich die Zucht und verschmähte mein Herz alle Rüge?

13. Was hört' ich nicht auf meine Lehrer  und achtete nicht ihre Weisung?
14. Fast gerieth ich ins höchste Unglück  inmitten der ganzen Gemeine.

### 2. Strophe.

15. Trinke Wasser aus eig'ner Cisterne  und vom Quell Deines eigenen Brunnens.
16. Soll Dein Quell denn nach außen sich wenden,  auf die Straßen in Wasserbächen?
17. Dir gehör' er allein  und nicht Anderen neben Dir;
18. Gesegnet ist dann Dein Born  und das Weib Deiner Jugend dir lieb.
19. Die liebliche, anmuth'ge Hindin —  nur mit ihr allein habe Umgang.

### 2. Gegenstrophe.

19b Ihre Brust berausche Dich stets,  von ihrer Lieb' magst Du taumeln.
20. Wozu willst durch And're Du taumeln  und umarmen ein fremdes Weib?
21. Eines Jeden Wege kennt Jahwe,  und er ebnet all seine Bahnen.
22. Den Frevler fängt eigener Frevel,  seiner Sünde Strick hält ihn fest.
23. Wegen Mangel an Zucht wird er sterben,  dahintaumeln ob seiner Thorheit.

Sprüche 6. — Chorlied, enthaltend verschiedene Mahnungen der Weisheit.

### 1. Strophe.

1. Hast gebürgt Du, mein Sohn, Deinem Nächsten,  Für den Andern den Handschlag gegeben;
2. Bist verstrickt Du durch Deine Reden,  gefangen durch Deine Worte:
3. So thue, was ich Dir sage,  vielleicht kannst Du Dich retten, mein Sohn.
Denn Du bist in der Hand Deines Nächsten:  sei nicht lässig, treib' an Deinen Freund;
4. Und gewähre nicht Schlaf Deinen Augen,  noch Deinen Wimpern Schlummer.
5. Rette Dich aus seiner Hand,  wie ein Vogel aus der des Jägers.

### 1. Gegenstrophe.

6. Geh doch zur Ameise, Fauler,  betrachte sie, so wirst Du weise.
7. Sie kennet keinen Richter,  noch Aufseher, noch auch Gebieter:
8. Doch schafft sie im Sommer ihr Brot  und sammelt zur Erntezeit Speise.
9. Wie lang' willst Du liegen, Fauler?  wann aufsteh'n von Deinem Schlafe?
10. Noch ein wenig schlafen und schlummern,  noch ein wenig die Händ' in den Schoß:
11. Und es kommt wie ein Dieb die Armut  und Deine Noth wie ein Räuber.

### Wechselstrophe.

12. Ein Nichtsnutz, ein heilloser Mann ist,  wer falschen Mundes einhergeht,
13. Wer mit den Augen zwinkert,  mit Füßen und Fingern redet,
14. Wer verkehrt ist und Böses sinnet,  wer jederzeit Streit nur stiftet;
15. Drum wird plötzlich sein Unglück kommen,  ihn zermalmen im Nu ohne Rettung.
16. Sechs Dinge sind, die Jah haßt,  und sieben sind ihm ein Greuel:
17. Stolze Augen, Lügenzungen  und Hände, mit Blut befleckt;
18. Ein Herz, das Heilloses sinnt,  Füße, die schnell sind zum Bösen,
19. Ein Zeuge, der Falsches beschwört,  und wer Zwietracht sä't unter Brüdern.

## 2. Strophe.

20. Sohn, bewahre des Vaters Gebot und verwirf nicht der Mutter Weisung.
21. Binde sie stets auf Dein Herz und winde sie um Deinen Hals.
22. Wenn Du gehst, möge sie[1]) Dich geleiten, wenn Du ruhst, möge sie Dich bewachen,
Wenn Du aufwachst, sprech' sie Dich an; 23. denn Gebot und Weisung sind Leuchten:
Und Licht und Wege zum Leben sind Strafen in Zorn und Zucht,
24. Vor dem Weibe des Nächsten Dich schützend, vor der glatten Zunge der Fremden
25. Begehre nicht nach ihrer Schönheit, noch fang' sie Dich mit ihren Augen;
26. Denn gibst Du für eine Metze alles dahin bis aufs Brot:
Das fremde Weib — gehst Du zu ihm erjaget das kostbare Leben.

## 2. Gegenstrophe.

27. Kannst Du Feuer holen im Busen, ohne dass Deine Kleider verbrennen?
28. Oder gehn auf glühenden Kohlen, ohne dass Deine Füße es büßen?
29. So geht's mit des Nächsten Weibe: wer es anrührt, bleibet nicht straflos.
30. Den Dieb verachtet man nicht, der da stiehlt, um den Hunger zu stillen:
31. Stiehlt er sonst, so kann er's erstatten, und gibt er auch hin sein Vermögen.
32. Doch ein Thor, wer ein Eh'weib verführt, Er richtet sich selbst zugrunde.
33. Schläge und Schande gewinnt er, und seine Schmach wird nie enden.
34. Denn des Mannes Eifersucht brennt, nicht schont er am Tage der Rache.
35. Nicht nimmt er Rücksicht auf Sühne, nicht nimmt er, was immer Du bietest.

Sprüche 7. — Chorlied: Warnung vor Unzucht.

## 1. Strophe.

1. Mein Sohn, bewahr' meine Reden und behalte meine Gebote.
2. Bewahr' mein Gebot, dass Du lebest, wie den Stern Deines Aug's meine Weisung.
3. Binde sie auf Deine Finger, schreibe sie in Dein Herz.
4. Sprich zur Weisheit: „meine Schwester" und heiße die Einsicht „Vertraute";
5. Sie bewahr' Dich vor fremdem Weibe, vor den glatten Reden der Fremden

## 1. Gegenstrophe.

6. Denn im Fenster meines Hauses durchs Gitter schaut' ich hinaus;
7. Da sah ich einfältige Leute, bemerkt' einen thörichten Jüngling.
8. Der gieng um die Ecke der Straße in der Richtung zu ihrem Hause,
9. Zur Dämm'rung, am Abend des Tages, in finsterer Nacht und im Dunkel.
10. Sieh', da kommt ihm ein Weib entgegen in Hurentracht, tückischen Herzens.

---

[1]) Die Weisheit.

### Wechselstrophe.

11. Im Haus ist sie stürmisch, unbändig, ihre Füße finden nicht Ruhe.
12. Bald draußen, bald auf den Plätzen stellt sie lauernd sich hin an die Ecke. —
13. Sie hat ihn erreicht und geküfst und hat sich erfrecht zu sagen:
14. „Heilsopfer lagen mir ob, gezahlt hab' ich heut' mein Gelübde.
15. Drum komme ich Dir entgegen und finde nun, den ich gesucht."

16. „Gedeckt habe ich mein Bett mit buntem ägyptischem Teppich.
17. Mein Lager hab' ich besprengt mit Aloe, Myrrhe und Zimmet.
18. Lafs uns Minne trinken bis morgen, uns ergötzen an Liebeslust.
19. Denn der Mann ist ferne vom Hause, ist auf weite Reise gegangen.
20. Den Beutel nahm er mit sich: erst am Vollmond kommt er nach Hause."

### 2. Strophe.

21. So hat sie ihn denn überredet, durch glatte Reden verleitet:
22. Plötzlich geht er ihr nach, wie ein Stier, der zur Schlachtung kommt,

Wie ein Widder der Schlinge naht, 23b wie ein Vogel verblendet ins Netz eilt,
23c Nicht ahnend, dafs dies sein Tod, 23a bis der Pfeil ihm die Leber durchbohrt.

### 2. Gegenstrophe.

24. Nun denn, mein Sohn, höre mich und merke auf meine Reden:
25. Schweife nicht auf ihre Wege und irre nicht auf ihren Pfaden;
26. Denn Viele hat sie schon erschlagen, ja, die sie gemordet, sind zahllos.
27. Zum Scheol führet ihr Weg, hinab zu des Todes Gemächern.

Sprüche 8. — Chorlied: Selbstempfehlung der Weisheit.

### 1. Strophe.

1. Siehe, die Weisheit ruft und die Einsicht läfst sich vernehmen
2. Auf dem Gipfel der Höhen am Wege, mitten am Steige steht sie.
3. Neben den Thoren der Stadt, an den Pforten erschallt ihre Stimme.
4. „An euch Männer ergehet mein Ruf, meine Stimm' an die Menschenkinder.
5. Suchet Einsicht, Einfält'ge, in Klugheit, Ihr Thoren, nehmet Verstand an.

### 1. Gegenstrophe.

6. Höret, Vortreffliches red' ich, meine Lippen pred'gen Geradheit.
7. Ja, Wahrheit redet mein Gaumen, meine Lippen verabscheuen Frevel.
8. Gerechtigkeit sind meine Worte, frei von Tücke und List.
9. Ganz klar sind sie dem, der Verstand hat, gerade dem Mann der Erkenntnis.
10. So nehmet denn Zucht anstatt Silber, und Erkenntnis lieber als Gold.

### Wechselstrophe.

12. Ich, die Weisheit, hab' Klugheit inne und besitze Erkenntnis und Umsicht.
13. Hoffart und Hochmuth und Bosheit und den Mund der Verkehrtheit hafs ich.
14. Mein ist der Rath und das Wissen, mein ist die Einsicht und Stärke.
15. Durch mich nur herrschen die Herrscher und verordnen die Mächtigen Rechtes.

16. Durch mich gebieten die Fürsten und die Großen, die Richter der Erde.
17. Ich liebe die, so mich lieben, die mich suchen, die finden mich.
18. Reichthum und Ruhm sind bei mir und dauernde Habe und Heil.
19. Meine Frucht ist besser als Gold und als Silber mein Ertrag.
20. Der Gerechtigkeit Wege wandl' ich inmitten der Pfade des Rechts,
21. Die mich lieben, wahrhaft bereichernd und ihre Schatzkammern füllend.

## 2. Strophe.

22. Jahve besaß mich beim ersten Schaffen, vor all' seinen Werken, vorlängst.
23. Von Ewigkeit bin ich gesetzt, seit den Uranfängen der Erde.
24. Vor den Fluten ward ich geboren, bevor es noch Quellorte gab;
25. Bevor noch die Berge sich hoben, vor den Hügeln ward ich geboren;
26. Bevor Erde und Flur er geschaffen und des Erdkreises erste Schollen.

## 2. Gegenstrophe.

27. Als er die Himmel gefestigt, das Gewölbe gemacht ob der Flut;
28. Als die Wolken er droben befestigt, da die Quellen der Flut erstarkten;
29. Als dem Meere die Grenzen er setzte: 30. war Werkmeister ich bei ihm.
Tag für Tag war ich eitel Wonne, freudig schaffend vor ihm allezeit,
31. Freudig schaffend auf seinem Erdkreis, bei den Menschen mit Wonne weilend.

## Spruch.

32. So höret denn, Söhne, auf mich; 33. höret Zucht, dass ihr weise werdet.
32b. Denn glücklich, wer meinen Weg einhält, glücklich, wer höret auf mich,
34. Tag für Tag meine Thüren bewachend, meiner Thore Pfosten behütend!
35. Denn wer mich besitzt, besitzt Leben, Jahwes Wohlgefallen erlangt er;
36. Aber wer mich entbehrt, thut sich Leid an; wer mich hasst, der liebet den Tod.

### Sprüche 9. — Chorlied: Gastmahl der Weisheit und der Frau Thorheit.

## 1. Strophe.

1. Ein Haus hat die Weisheit gebaut, sich ausgehau'n sieben Säulen,
2. Hat geschlachtet und Wein gemischt und ihren Tisch auch bereitet;
3. Durch die Mägde ergeht ihr Ruf auf den Hügeln der Stadt hoch oben:

## 1. Gegenstrophe.

4. „Wer einfältig, kehre hier ein!“ Und wer thöricht, zu dem spricht sie;
5. „Kommet, esset mein Brot, trinkt den Wein, den ich euch gemischet!
6. Lasst die Einfalt, auf dass ihr lebet und wandelt die Wege der Einsicht!“

## Wechselstrophe.

7. „Wer den Spötter zurechtweist, holt Schande, wer den Frevler rügt, wird beschimpft

8. Rüg' den Spötter nicht, sonst er Dich hasset; — rüg' den Weisen, so wird er Dich lieben,
9. Gib dem Weisen, so wird er noch weiser, — der Gerechte wünscht noch mehr Erkenntnis."

10 „Jahs Furcht ist der Weisheit Anfang, — des Heiligsten Kenntnis ist Einsicht.
11. Durch mich werden viel Deiner Tage — und mehren sich Deine Jahre;
12. Bist Du weise, so bist Du's für Dich; — bist Du Spötter, so trägst Du's allein."

## 2. Strophe.

13. Frau Thorheit ist ohne Ruhe, — eitel Einfalt und ohne Erkenntnis.
14. Sie sitzt vor der Thüre des Hauses — auf dem Thron, in der Stadt hoch oben,
15. Und sie ruft, die vorüber zieh'n — und gerade geh'n ihren Weg:

## 2. Gegenstrophe.

16. „Wer einfältig, kehre hier ein!" — Und wer thöricht, zu dem spricht sie:
17. „Gestohlenes Wasser ist süß — und heimliches Brot schmecket wohl."
18. Und er weiß nicht, daß Schatten dort hausen, — daß zum Scheol geh'n ihre Gäste. —





# Leopold Kupelwieser.

## Erinnerungen seiner Tochter.

Als mit Beginn des 18. Jahrhunderts Carl, der Sohn Kaiser Leopolds I., das Erbe der Habsburger in Spanien antreten wollte, zog mit ihm als Soldat ein junger Tiroler aus dem Ultenthale nach Barcelona. Sein Name war Josef Kupelwieser, und er gehörte einer jener Tiroler Bauernfamilien an, welche sich für berechtigt hielten, ein Wappen zu führen. Als der Tod Kaiser Josefs I. seinen Bruder Carl 1711 in die österreichischen Erblande zurückführte und dieser als Carl VI. die Regierung übernahm, war Josef Kupelwieser einer derjenigen, welche mit dem Kaiser heimzogen, aber er betrat nicht mehr sein stilles, entlegenes Alpenthal, sondern kam nach Wien, wo er als kaiserlicher Jäger in Meidling (Gatterhölzel) eine Anstellung fand. Sein Sohn Johann, geboren 1732 in Meidling, war schon vollständig Wiener. Als Magistratsbeamter der Haupt- und Residenzstadt vermählte er sich um 1754 mit Regina Hermelin, trat später aus dem Dienste der Stadt Wien und erbaute oder kaufte einen Eisenhammer zu Piesting in Nieder-Österreich, welchen er bis zu seinem Tode (1800) mit gutem Erfolge betrieb Dessen zweiter Sohn Johann, geboren 1759, vermählt um 1790 mit Josefa Gspan, war als Bauleiter bei dem Baue des Wiener-Neustädter Canales beschäftigt. Er war der Vater des Mannes, dem die vorliegenden Blätter gewidmet sind, des Malers und Professors an der Wiener Akademie der bildenden Künste, Leopold Kupelwieser.

Am 17. October 1796 erblickte dieser in Piesting, am Fuße der Ruine Starhemberg, das Licht der Welt. Dort lebte seine Mutter im Hause des Schwiegervaters, während sein Vater bei dem erwähnten Schiffahrts-Canalbaue Jahre hindurch beschäftigt war und nur wenig Muße für den Aufenthalt bei den Seinen fand. Leopold hatte zwei ältere Brüder, Josef, geboren 1792, und Johann, geboren 1794, einen jüngeren Bruder Carl, geboren 1798, und eine Schwester Elisabeth, geboren 1805. Noch vor dem Tode des Großvaters übersiedelte die Mutter im Jahre 1798, um dem Gatten näher zu sein, nach Guntramsdorf und später nach Wiener-Neustadt. Nach dem Tode des Großvaters zogen Leopolds Eltern nach Wien, wo der Vater im Verein mit seinem älteren Bruder eine Eisen-, Kupfer- und Geschirr-Fabrik errichtete. Leopold war in das Alter gekommen, in dem der Ernst des Lebens, die Schule, beginnt. Er besuchte eines der ersten Privat-Institute Wiens, welches von einem gewissen Genatasio geleitet wurde, und frequentierte dort, nach den deutschen Schulen, zwei Classen der Lateinschule. Noch in späteren Jahren erzählte er gern kleine lustige Streiche, die er damals mit seinen Brüdern ausführte. Daheim hatten abwechselnd Hofmeister die Aufsicht über die Knaben zu

führen; diese scheinen nicht durchgehends geschickte Pädagogen gewesen zu sein. Doch bewahrte Leopold seinen Lehrern, wenngleich manche derselben durch ihre Pedanterien dem Knaben lästig wurden, ein ehrendes Andenken. Besonders war es einer dieser Hofmeister, namens Bonora, den er sehr liebte, weil dieser der erste war, der Leopolds ausgesprochenes Talent zur bildenden Kunst erkannte und gelegentlich für die Ausbildung desselben eintrat. Schon in früher Jugend verfertigte Leopold aus Wachs und Thon kleine Figürchen; diese kamen durch eine am Hofe bedienstete Frau in die Hände des Kronprinzen Ferdinand und seiner Schwestern und trugen dem kleinen Künstler eine Prachtcarosse mit sechs Schimmeln, natürlich aus Holz, als Gegengeschenk ein. Ein so wertvolles Spielzeug durfte von den Kindern nicht beschädigt werden, darum trug es die Mutter sorgsam auf den Dachboden, von dort aus aber verschwand es spurlos, wahrscheinlich von Dachdeckern gestohlen, und der kleine Leopold hatte nichts von seinem redlich erworbenen Gute. Zu dieser Zeit, es war in den Jahren 1807 und 1808, brachte die Familie einen Theil des Sommers in Baden zu. Auch der kaiserliche Hof war zur selben Zeit dort und in seinem Gefolge, als Zeichenlehrer der jungen Erzherzoginnen, der Bildhauer Zauner Edler von Falpatann. Dieser sah die hübschen Figürchen, die der Kronprinz besaß, gewann Interesse für den Verfertiger derselben, besuchte Leopolds Eltern und forderte sie auf, das Talent des jungen Künstlers nicht brach liegen zu lassen. Die Folge war, dass Bonora Leopold zu dem Maler Rückert führte, welcher den ersten Zeichenunterricht übernahm. Vom 9. Februar 1809 an finden wir ihn schon an der Akademie. Vorerst wollte er Bildhauer werden, dann aber wendete er sich der Malerei zu und bald versuchte er sich in Portraits. Das Erste war das einer durch Jahre im elterlichen Hause bediensteten Kindsfrau.

So am Beginn seiner künstlerischen Laufbahn stehend, besuchte er eines Tages seine Großmutter, Regina Kupelwieser, eine Frau von klarem, tüchtigem Verstande, die zu ihm sprach: „Du darfst nicht glauben, dass du, wenn du Künstler wirst, nichts zu lernen brauchst. Ein Maler muss nicht bloß zu malen verstehen, er muss auch, um Tüchtiges zu leisten, ein gebildeter und unterrichteter Mann sein." Diese Worte mussten tiefen Eindruck auf Leopold gemacht haben, denn noch im Alter citierte er in dankbarer Erinnerung diese Worte seiner Großmutter.

Von dem Kriegsjahre 1809 konnte Leopold wenig erzählen, es scheint die Familie nicht unmittelbar berührt zu haben. Mit seinem Vater gieng er einmal nach Schönbrunn, um Napoleon zu sehen, und besuchte den Prater, als dort noch Verwundete und Todte lagen. Die Folgen der politischen Ereignisse blieben aber nicht aus, die Kriegsjahre, mehr aber noch der Eintritt einiger wenig tauglichen Persönlichkeiten in das Geschäft des Vaters und Onkels verwandelten bald den Wohlstand der Familie in Noth. Leopolds Vater starb im Frühjahre 1813, und von dieser Zeit an musste sich der noch nicht siebzehnjährige Jüngling selbst erhalten und gleichzeitig auf seine weitere künstlerische Ausbildung bedacht sein. Er lebte im Hause seines ältesten Bruders Josef, der nach dem Wunsche der Großmutter einige Zeit in der orientalischen Akademie studiert hatte. Aber noch vor Vollendung dieser Studien wurde er Soldat, verließ jedoch später

diese Laufbahn, um mit dem Onkel das Eisengeschäft mühselig fortzuführen. Leopold, so auf sich selbst angewiesen, muſste, während er bei Tage die Akademie besuchte, die Abende und einen guten Theil der Nächte zur Bemalung der damals sehr beliebten lackierten Blechtassen benützen, um sich seinen Unterhalt zu verdienen.

Die Wiener Akademie der bildenden Künste genoſs damals ein gewisses Ansehen, welches viele junge Leute auch aus Deutschland anzog. So waren Friedrich Overbeck, die Brüder Schnorr, Friedrich Olivier während einer längeren oder kürzeren Zeit Schüler derselben. Die Richtung an der Akademie war die sogenannte „classische", sie dominierte durch den Glanz, welchen Füger durch ein mehr äußerlich blendendes Wirken und Schaffen um sie gebreitet hatte.

Leopold Kupelwieser war, als er die Akademie besuchte, zu jung, um die Miſsstände, welche derselben damals anhafteten, zu empfinden. Übrigens darf man nicht übersehen, daſs Kupelwieser sicher zwei Vortheile aus seinem ersten Unterrichte, welchen die Professoren Franz Caucig, Josef Redel und Johann Baptist Lampi der Jüngere leiteten (wenigstens sind diese auf seinem Zeugnisse unterschrieben), gezogen hat; er lernte correct zeichnen, die Farben richtig behandeln, also die technischen Grundlagen der Kunst. Dreimal erhielt Leopold Kupelwieser Preise; im Jahre 1814 den zweiten und 1816 den ersten Preis im Zeichnen nach der Antike und 1819 den Lampi'schen Preis. Dabei war der rege Geist des jungen Künstlers bemüht, sich in Allem, was sich ihm nur immer darbot, Kenntnisse zu erwerben; so benützte er jede Gelegenheit, in der französischen Sprache vorwärts zu kommen. In der Akademie wurden meistens Compositions-Themen aus Homer gegeben, dies regte den jungen Künstler an, sich mit Feuereifer dem Studium des Vaters der Dichtkunst hinzugeben. Um diese Zeit trug ihm auch seine Kunst den ersten Auftrag ein. Ein Unbekannter bestellte bei dem jungen Künstler eine Composition nach eigener Angabe: Napoleon will den Erdball besteigen, um auf demselben seinen Thron aufzustellen, fällt dabei aber herab. Die Ausführung, welche mit zwölf Gulden honoriert wurde, gefiel so gut, daſs der Besteller gleich ein zweites Exemplar verlangte.

Schon im Jahre 1816 verdiente sich Leopold mit verschiedenen Portraits ein hübsches Sümmchen, welches er in erster Linie seinem Fleiße und seiner Gewandtheit verdankte, denn die einzelnen Bilder wurden auf das allerbescheidenste honoriert. In den Ferien folgte Kupelwieser der Einladung eines älteren Freundes, Jakob Häckel, dessen Familie in Gumpoldskirchen ein Landgut besaß; dort betheiligte er sich an allen ländlichen Arbeiten, besonders legte er bei der Weinlese Hand an und erwarb sich in der Landwirtschaft und in der Botanik ganz schätzbare Kenntnisse.

So entwickelte sich Kupelwieser geistig und körperlich trotz aller Mühen, und vielleicht auch in Folge derselben, in günstigster Weise. Er war von sehr großem, ebenmäßigem, beinahe athletischem Körperbau und besaß in allen körperlichen Übungen eine hervorragende Geschicklichkeit; besonders war er ein ausgezeichneter Schwimmer. Auf einem Selbstportrait, welches er im Jahre 1816 gemalt haben dürfte, fällt besonders der liebliche, unschuldige Ausdruck auf, ein Kennzeichen seines reinen, biederen Gemüthes. Die Kunst,

die für ihn ein Heiligthum war, schützte ihn vor jeder Leichtfertigkeit und Gemeinheit. Er hatte bis ins Greisenalter das Glück, an jedem Menschen die gute Seite zu sehen; was aber wohl auch damit zusammenhieng, dass man es in seiner Nähe nicht leicht wagte, die etwa vorhandene Gemeinheit der Gesinnung hervorzukehren. Trotz seiner beschränkten Lage und der geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen, wurde Kupelwieser bald in einem Kreise von geistvollen jungen Leuten, theils Künstlern, theils Kunstfreunden, als eine allgemein beliebte Persönlichkeit aufgenommen.

Der Mittelpunkt dieser Gesellschaft waren Franz Schober, ein junger Schwede, in dessen mütterlichem Hause die jungen Leute meist zusammenkamen, und der Jurist Franz von Bruchmann, der Sohn eines reichen Großhändlers, ein Mann von seltenen Gaben und von großem geistigen Einfluss auf seine Umgebung. In derselben Gesellschaft befanden sich auch Franz Schubert, der viel jüngere Moriz von Schwind (der gerne Kupelwieser seinen Meister nannte), die Maler Rieder und Mohn, Bildhauer Dietrich, Josef von Spaun, Gahy, Derfel, Zechentner, Baron Doblhoff u. a. m. Unter den jungen Leuten blühte ein reges geistiges Leben, ein Streben nach allem Schönen, eine Begeisterung für Kunst und Poesie. Es wurde musiciert, gezeichnet, gelesen. Das Nibelungenlied begeisterte sie so, dass sie sich die Namen der Helden desselben beilegten, Kupelwieser hieß Rüdiger, Schwind Giselher das Kind, Schubert bekam den Namen des Sängers Volker. In dieser Gesellschaft wurden auch Ausflüge nach Atzenbruck unternommen, wo ein gastfreier Verwalter sich freute, die heiteren jungen Leute zu bewirten. Kupelwieser verewigte mit seinem Pinsel kleine Scenen aus dem dortigen geselligen Leben und Treiben. Franz Schober besaß die Aquarelle bis zu seinem Tode, und durch die Güte des letzten Besitzers, Herrn von Dumba, waren sie schon in mancher Ausstellung zu sehen. Jetzt im Besitze der Stadt Wien, schmücken sie das Schubert-Zimmer des Rathhauses. — Wollte man damals die Welt sehen und hatte nicht viel Geld in der Tasche, so musste man zu Fuß gehen. Zweimal unternahm Kupelwieser von Wien aus Wanderungen auf den Schneeberg. Auch machte er Ausflüge ins Salzburgische und vermochte in dieser Weise mehr von dem Leben und Treiben des Volkes zu beobachten, als uns Kindern von heute zu sehen gestattet ist, wenn wir das Land mit der Eisenbahn durchqueren. Die Sehnsucht, die Dresdener Galerie zu sehen, ließ ihn in Begleitung des Bildhauers Reichl eine Fußtour von Wien nach Dresden unternehmen. Durch mehrere Tage legten die Wanderer täglich sechs Meilen zurück. Um den Aufenthalt in Dresden möglichst billig zu gestalten, malte Kupelwieser seine Hauswirte, Herrn und Frau Buckelmann. Bei solchen Ausflügen genoss Kupelwieser mit vollen Zügen das Neue und Schöne; er war ein scharfer Beobachter und kehrte reich an kleinen Erlebnissen und mit gefüllter Zeichenmappe heim. Die Dresdener Gallerie machte ihm einen gewaltigen Eindruck, und das Verlangen, Italien mit seinen Kunstschätzen zu sehen, erwachte in ihm noch lebhafter, als es schon früher der Fall war.

Bei der ersten Kunstausstellung, welche im Jahre 1820 zu Wien veranstaltet wurde, trat auch Kupelwieser mit einigen Bildern in die Öffentlichkeit. Es waren etliche vorzügliche Portraits und ein kleines Bild nach dem Goethe'schen Gedicht „Der Fischer".

Um diese Zeit lernte Kupelwieser seine spätere Frau, Johanna Lutz, kennen, ein Mädchen, das außer dem Reiz der Jugend — sie zählte damals erst sechzehn Jahre — auch den eines tief innigen Gemüthes, einer reichen Phantasie und eines klaren Verständnisses für alles Schöne besaß. Wenn auch als Tochter eines subalternen Staatsbeamten in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, erwarb sie sich doch durch die Regsamkeit ihres Geistes, durch ihr wunderbares Gedächtnis und ihre Empfänglichkeit für alles Erhabene und Große eine vielseitige Bildung. Kupelwieser wurde damals schon mit größeren und kleineren Aufträgen betraut. Außer zahlreichen Porträts, welche aufzuzählen heute nicht mehr möglich ist, malte Kupelwieser ein Altarbild mit der Bestimmung für Ungarn, den heiligen Erzengel Michael darstellend. Eine weitere Bestellung war ein Porträt des Kaisers Franz im Toison-Ordenskleid in ganzer Figur für ein Hofamt. Der Kaiser hatte eine Abneigung, sich porträtieren zu lassen; doch der Vermittlung der Kaiserin Carolina Augusta, welche damals den jungen Künstler kennen lernte, gelang es, den Kaiser zum geduldigen Ausharren zu bewegen, und so kam ein sehr gutes Bildnis desselben zustande. Kupelwieser durfte nach Baden kommen und den Kaiser, während derselbe beim Speisen saß, porträtieren. Nach Tisch hielt die Kaiserin ihren Gemahl noch einige Zeit bei dem jungen Künstler zurück, der diese Augenblicke gut benützte. Ein Opfer hatte aber Kupelwieser bringen müssen. Er hatte nämlich vor dem Kaiser nicht mit einem Schnurrbart erscheinen dürfen; bevor er nach Baden gieng, musste dieser, zur großen Befriedigung des künftigen Schwiegervaters Kupelwieser's, fallen. Das Porträt des Kaisers durfte, bevor es an den Ort seiner Bestimmung kam, im Rittersaale der kaiserlichen Burg ausgestellt werden und erregte allgemeines Aufsehen.

Wie viele Bildnisse des Kaisers Kupelwieser noch in der Folge nach diesem ersten malen musste, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Er äußerte im Scherze darüber, dass er meine, er könnte den Kaiser schon mit verbundenen Augen malen, so genau habe er seine Züge im Gedächtnis. Von dieser Zeit an interessierte sich die Kaiserin für ihren Schützling und bewahrte dieses Interesse ihm und seinem Wirken bis zu seinem Tode.

„Auf nach Italien!“ Dies ist wohl für jeden Künstler ein begeisternder Ruf. Zu Beginn dieses Jahrhunderts war es aber keine leichte Sache, diesen Wunsch zu verwirklichen. Zeit und Geld waren dafür in viel höherem Maße nöthig als heute. Bezeichnend für die damaligen Zustände der Akademie war es, dass Kupelwieser kein Stipendium erhalten konnte, obwohl solche an viel unbedeutendere Kräfte zugewiesen wurden. Da erhielt der junge Künstler von einem russischen Edelmanne Namens Beresin den Antrag, ihn zu begleiten und für ihn Skizzen zu einem größeren Werke über Italien zu malen. Kupelwieser gieng auf den Vorschlag ein, und die beiderseitigen Bedingungen wurden festgestellt. Schwer fiel der Abschied von der geliebten Braut; aber beide hofften auf ein baldiges Wiedersehen und ahnten nicht, dass es eine Trennung auf Jahre werden sollte.

Mit dem Talisman einer heiligen und reinen Liebe im Herzen trat Kupelwieser die Reise nach dem Süden an. Es war im November 1823. Der Weg gieng durch Steiermark, über Klagenfurt nach Triest. In Venedig, wo

sich die Reisenden fast den ganzen Monat December aufhielten, wurde Kupelwieser einigemale vom Vicekönig, Erzherzog Rainer, empfangen, welcher großes Interesse an seinen Skizzen zeigte. Auch dem Patriarchen von Venedig, Ladislaus Pyrker, stellte sich Kupelwieser vor, der den jungen Künstler sehr liebenswürdig empfieng, ihn zum Speisen einlud und ihm den Vorschlag machte, ihn auf der Rückreise zu porträtieren; doch kam dies erst viel später zustande. Bonora, der damals Feldkriegscommissär in Padua war, kam in Venedig mit Kupelwieser zusammen und war sehr erfreut darüber, dass sein erstes Urtheil über des kleinen Leopold künstlerische Begabung nun gerechtfertigt erschien. Bei der Weiterreise wurde Padua, Verona und Parma berührt. Am letzteren Ort empfieng Maria Louise den Künstler, bestellte ein Bild bei ihm, höchstwahrscheinlich ein Porträt ihres Vaters, und ließ ihm vielerlei Empfehlungsbriefe mitgeben, so dass er sagen konnte, er reise von dort aus „wie ein Courier, mit Briefen versehen, nach Rom". Über Bologna und Ancona kamen die Reisenden endlich am 21. Jänner 1824 in Rom an. Hier trennten sich Beresin und Kupelwieser von einander, dem Vertrage gemäß war es selbstverständlich, dass Beresin alle Skizzen an sich nahm.

Kupelwieser war nun frei und konnte seinen eigenen Weg gehen. Im „Café Greco" fand er in Rom einen Kreis von deutschen Künstlern, in dem er sich bald heimisch fühlte. Der Eindruck, welchen all' die Kunstschätze auf Kupelwieser machten, war überwältigend; überglücklich stand er vor Rafael's Bildern, aber unwillkürlich zog es ihn zu den alten Meistern hin, und da war es die geistige Verwandtschaft der alten italienischen Maler mit denen der alten deutschen Schule, die seinem Herzen besonders wohl that. So waren es Fiesole's reine, heilige Gestalten, die ihn vor Allem ansprachen; er studierte die Bilder des frommen Dominikaners und drang in den kindlich reinen Sinn des Meisters ein, der nicht ohne Einfluss auf den gelehrigen Schüler blieb. Im Vereine mit Hempel und Tunner zeichnete Kupelwieser im Vatikan in der Capella di S. Lorenzo die Fresken Fiesole's aus dem Leben und Martyrium der heiligen Diakone Stefanus und Laurentius, sowie die vier Evangelisten. Diese Capelle war damals nicht, wie heute, dem Publicum geöffnet, sie diente als eine Art Rumpelkammer, und man schüttelte über die Wünsche der jungen Künstler zwar den Kopf, ließ sie aber ein und gestattete ihnen dort nach Herzenslust zu zeichnen. (Diese Zeichnungen wurden erst 30 Jahre später in London in Kupfer gestochen.) In Rom vollzog sich damals unter den Künstlern eine Scheidung der Geister. Die Einen suchten das Schöne mehr in der Nachahmung der Antike, die Anderen betraten den christlichen Boden. Die Letzteren, zu welchen sich Kupelwieser bald entschieden wendete, wurden „Nazarener" genannt. Die Ersteren theilten die verschiedenen Richtungen in den breiten und schmalen Weg. „Die Breiten", schrieb Kupelwieser am 22. März 1824, „feinden uns schrecklich an, halten uns für Staatsverräther und Freigeister, deshalb gibt es oft viel zu lachen, auch oft zu rechten und zu schlichten. Dann gibt es Schwankende, welche sich nicht aussprechen aus Furcht, es bei Einem oder dem Anderen zu verderben. Es ist ganz toll, in einem so engen Kreis solche Abwechslung, aber wirklich dadurch auch sehr viel Leben und Kraft zu finden; wenn dies Alles an seinem Platze einst zur Wirkung kommt, so kann viel Gutes daraus entsprießen!"

Außer den Zeichnungen nach Fiesole, von denen Kupelwieser zwei der Evangelisten und den hl. Laurentius Almosen spendend ausführte, arbeitete er an verschiedenen Kaiser-Porträts, mit welchen er sich erhalten musste. „Meine Kaiser-Fabrik, schrieb er im selben Briefe, „ist schon in Gang, sie stehen schon der Reihe nach da; die Römer, d. h., die »deutschen Römer« haben ihre Freude an mir, dass ich Kaiser malen und den Fiesole zeichnen kann. Man spendet mir wegen der Zeichnungen nach Fiesole von allen Seiten großes Lob und ich wund're mich über ihr Erstaunen; sie halten Alles, was aus Wien kommt, für so in Manier versunken, dass sie es nicht fassen können, wenn ein solcher Manierist ihnen etwas zuvorthut. Ich erkenne aber zugleich ihre Liebe zum Wahren und Guten darin, und was den Wiener Schlendrian betrifft, so ist wohl etwas daran, nur wäre es traurig, wenn man den nicht abwerfen könnte, — und diese Nothwendigkeit lernt man hier auf drei Blicke einsehen."

Die Künstler kamen abwechselnd bei dem Einen oder Anderen von ihnen zusammen. Da wurde bei italienischem Wein und Salat noch Käse und Schinken serviert. Mangelte es an dem nöthigen Service, so mussten die Paletten als Servier-Schüsseln herhalten.

In der Gesellschaft, welche im „Café Greco" ihr Stelldichein hatte, waren auch mehrere Protestanten, die sich gerne in religiöse Controversen einließen. Kupelwieser's Religionskenntnisse waren von der Art, wie man sie eben in Wien, wo der Josefinismus in der vollsten Blüte stand, damals erwerben konnte. Den Protestanten gegenüber wollte Kupelwieser nun aber nicht unwissend erscheinen; er fieng an sich um religiöse Kenntnisse zu bemühen. Seine reine Seele wurde von der Größe und Heiligkeit der katholischen Kirche überwältigt, und er hatte es seinen protestantischen Gefährten zu danken, dass er ein treuer Sohn der Kirche wurde. Es scheint nicht, dass bei Kupelwieser eine momentane Wendung eingetreten ist, wohl aber ein stetiges Weiterschreiten, ein immer tieferes Erkennen, eine wachsende Liebe zur Kirche, die sich nicht bloß an frommen Gefühlen genügen ließ, sondern die zur opferfreudigen That wurde. Selbstverständlich ist es, dass sich damit für Kupelwieser's künstlerische Laufbahn eine neue Richtung erschloss, eine Richtung, in der er Großes geleistet hat und der er bis zum Tode treu geblieben ist.

Bis Ende Juli 1824 blieb Kupelwieser in Rom, er malte fleißig, um sich ein Reisegeld für die Heimkehr zu verdienen. Von Wien aus machte man ihm Hoffnung auf ein akademisches Stipendium, aber die Sache gieng nicht weiter. Da kam Beresin wieder; er hatte aus Russland Geld für sein Unternehmen erhalten und wollte nach Sicilien gehen. Kupelwieser sollte ihn begleiten, die Bedingungen wurden neu gestellt, Beresin war zu Allem bereit, schon darum, weil Kupelwieser's Ansprüche sehr bescheiden waren; dieser rechnete, dass — da ja die Reise und Verpflegung frei gehalten waren — die ein oder zwei Scudi per Tag, welche Beresin je nach den Arbeiten versprach, genügen würden, um ihm darnach die Heimreise in sechs oder acht Wochen zu ermöglichen.

Die Hitze und schlechte Luft in Rom hatten Kupelwieser's Gesundheit angegriffen, und kleine Mahnungen der Malaria machten sich bemerkbar. Unter diesen Verhältnissen trat er am 10. August die Reise an, vorerst nach Neapel, wo er am 13. August ankam und am 20. mit Beresin zusammentraf. Nach

einem mehrtägigen Aufenthalt daselbst und einem Ausflug auf den Vesuv wurde die Reise von Neapel nach Sicilien mit dem Dampfschiffe ausgeführt. Von Messina aus, von wo der Ätna bestiegen wurde, gieng es über Catania nach Siracus und von dort in das Innere des Landes. Die Reisenden machten übermäßig weite Tagestouren, da die Nachtherbergen weit von einander entfernt lagen. Einmal waren sie genöthigt, in einem kleinen Orte im Freien unter einem Hausthor zu übernachten, infolgedessen Kupelwieser, Beresin und ihr Diener am Fieber erkrankten. Nach zwei weiteren anstrengenden Tagreisen brachen sie, vom Fieber überwältigt, in Girgenti zusammen. Kupelwieser war am 15. November schon dem Tode nahe, und als er sich zu erholen schien, wurde seine noch sehr geschwächte Gesundheit durch das Ableben Beresin's tief erschüttert. Die hiermit verbundenen geistigen und körperlichen Anstrengungen (Kupelwieser verließ das Bett, um das Begräbnis zu besorgen) brachten ihn neuerdings an den Rand des Grabes. Der Arzt gab ihn auf, verbot indessen doch noch das Trinken des ungesunden Wassers. Der Hauswirt, ein gutmüthiger Mann, dachte jedoch, man könnte, wenn der Kranke ohnehin sterben müsse, doch noch dessen brennenden Durst stillen, und gab ihm reichlich zu trinken. Hierauf trat in der folgenden Nacht eine Wendung zum Besseren ein. Beresin, der in Neapel und Catania viel verbraucht hatte, war ohne Geld nach Girgenti gekommen, seine Sachen musšten nun als Pfand dort bleiben. Um Kupelwieser nahm sich ein junger Livländer namens Thale, als Russe ein Landsmann Beresin's, an, der die Geschäfte des Verstorbenen ordnete und Kupelwieser viele Gefälligkeiten erwies. Nach 30 Jahren sendete Kupelwieser Herrn Thale zur Erinnerung an jene Zeit eine kleine Landschaft, den Ätna darstellend, nach St. Petersburg.

In einer Sänfte musste sich Kupelwieser nach Palermo bringen lassen und kehrte von da aus nach Neapel zurück, wo er Ende December 1824 ankam. Dort musste er vorerst abwarten, bis von Seite der russischen Gesandtschaft Beresin's Geschäfte geordnet und seine Ansprüche gedeckt waren. Einige Bestellungen erleichterten ihm das Fortkommen, und die Kaiserin Carolina Augusta sendete ihm eine Unterstützung von 100 fl. Aber seine Kräfte erneuerten sich nur sehr langsam und so verzögerte sich die beabsichtigte Abreise. Inzwischen verkehrte Kupelwieser viel mit den damals in Neapel anwesenden österreichischen Officieren, unter welchen er liebe Freunde gewann. Dabei blieben seine künstlerischen Arbeiten nicht zurück. Außer verschiedenen Porträts malte er ein kleines Ölgemälde nach Goethe's „Erlkönig“ und fertigte verschiedene Zeichnungen für die Herzogin von Sagan an. Äußerst schmerzlich berührte ihn zu dieser Zeit die Nachricht vom Tode Bonora's. Schon dachte er daran, zusammen mit dem österreichischen Militär in die Heimat zurückzukehren; er entschloss sich aber doch anders und reiste am 15. Juli 1825, da sich die Gelegenheit dazu bot, mit einem österreichischen Botschafts-Courier von Neapel ab, sah Rom nur im Fluge, besuchte Siena und machte erst in Florenz einen längeren Aufenthalt, um, wie er schrieb, seinen lieben Fiesole in dessen Heimat noch einmal zu begrüßen. Je näher er dem Vaterlande kam, um so gewaltiger überkam ihn die Sehnsucht nach seiner Heimat, seinen Lieben und vor Allem nach seiner Braut, und entzückt jubelte er auf, als er bei der Überfahrt über den Po die Alpen wieder erblickte. So beschleunigte er denn nach Kräften seine Rückkehr. Sein Verbleiben in Bologna war nur kurz, Ferrara und Padua passierte er ohne Aufenthalt, hielt sich in

Venedig nur einen Tag, in Triest zwei Tage auf und kam am 7. August 1825 in Wien an.

So sehr ihm der Aufenthalt in Italien durch harte Erlebnisse und gewaltiges Heimweh verbittert war, heilte die Zeit diese Wunden und Kupelwieser sprach in späteren Jahren stets gern von den kleinen und größeren Erlebnissen seiner Reise.

In Wien traf er Manches verändert. Mehrere liebe Freunde waren aus dem Kreise geschieden, theils durch äußere, theils durch innere Gründe dazu veranlasst. Wieder gruppierte sich eine kleine, aber gewählte Gesellschaft um Bruchmann, der sich Kupelwieser anschloss. Einige der alten Freunde waren geblieben, neue dazu gekommen, im ganzen war aber deren Zahl vermindert. Was Kupelwieser in Rom kennen gelernt, das hatte Bruchmann in Wien erkannt, und auch er war aus dem die Wiener Gesellschaft bestrickenden Indifferentismus erwacht und ein eifriger Katholik geworden.

Einige alte Freunde, welche Kupelwieser's religiöse Anschauung nicht theilten, zogen sich von ihm zurück. Später erkannten sie, dass er kein Kopfhänger geworden, dass er denselben frischen, reichen Geist zurückgebracht hatte, dass er der alte, treue Freund geblieben war und dass er stets die größte Duldsamkeit gegen Andere übte, wenn sie auch das innere Seelenleben des Künstlers, aus welchem all' die reichen Schätze, welche Gott hineingelegt hatte, sich entwickelten, nicht verstanden.

Einige Bilder, welche Kupelwieser gleich nach seiner Rückkehr malte, zogen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Es waren dies die „Heiligen drei Könige, dem Sterne folgend", welches die Herzogin von Sagan kaufte und „Die Heilung des Tobias". Außerdem malte er noch viele Porträts, wie Kupelwieser überhaupt bis zum Jahre 1840 viel mehr Porträts als historische Bilder schuf, obwohl sein Herz und Sinn ihn immer mehr zu diesen zog.

Kupelwieser hatte sich kaum in Wien niedergelassen, so meldeten sich schon junge Leute, die seiner hervorragenden Meisterschaft zu folgen trachteten. Unter diesen war wohl der bedeutendste Eduard Steinle, der nur von seinem 12. bis 15. Jahr die Wiener Akademie besucht hatte, dann aber zwei Jahre in Kupelwieser's Atelier arbeitete und mit großer Liebe an dem Meister und Freunde, der nach des Vaters Tode auch sein Vormund wurde, hieng. Nach Kupelwieser's Tod schrieb er an dessen Witwe: „Als ich ihn nach Jahren wieder sah, war er ganz das alte Herz, das liebenswürdigste Gemüt, der mich in meiner Jugend nicht allein auf die richtige Bahn der Kunst geleitet, sondern mir noch weit Wichtigeres, die Bahn der Religion und der Kirche erschlossen hat."

Wenn auch noch ohne sichere Stellung, bloß auf den Erwerb der Kunst angewiesen, führte Kupelwieser doch am 17. September 1826 seine Braut heim und gründete mit ihr, wenn es auch an Mühsalen mancher Art nicht fehlte, eine der denkbar glücklichsten Ehen. Bei der im Hause der Eltern Lutz gefeierten Hochzeit ließ sich sein treu gebliebener Freund Schubert es nicht nehmen, den vergnügt tanzenden Gästen seine herrlichen Weisen aufzuspielen und Moriz Schwind begrüßte die junge Frau als „Frau Meisterin".

Bald nach seiner Verheiratung fiel Kupelwieser die Erhaltung seiner verarmten Mutter und Schwester, später auch die eines Neffen, seines ältesten Bruders Sohn, fast vollständig zu.

Diese Umstände und auch, dass sich Kupelwieser daheim am wohlsten fühlte, veranlassten ihn, ein zurückgezogenes Leben zu führen. Als verheirateter Mann hätte er Einladungen zu gesellschaftlichem Verkehr, wenn er sie annahm, erwidern müssen, was er nicht konnte und was auch seinem ernster gewordenen Geschmacke nicht mehr entsprach. Doch war sein Haus und sein bescheidener Tisch jedem Freunde, der sich damit begnügen wollte, offen. Kupelwieser war stets ein freundlicher und liebenswürdiger Hausherr, aber Schmarotzern bot seine Tafel keinerlei Genüsse.

An Winterabenden las er mit seiner jüngen Frau ernste Bücher oder besuchte seine Schwiegereltern, welchen er ein wahrer Sohn war. Mit Bruchmann und einigen geistesverwandten Freunden verkehrte er häufig. Bei diesen Zusammenkünften, welche sich regelmäßig wiederholten, wurden meistens gediegene Werke vorgelesen und sodann besprochen. Mehrere jüngere Künstler traten zusammen und führten gegenseitig gegebene Compositionsarbeiten aus. Daraus entstand später ein Werk, das unter dem Titel „Christliches Kunststreben" in die Öffentlichkeit gelangte. Es arbeiteten da außer Kupelwieser auch Führich, Hempel, Kadlik, Schulz u. A. mit, doch hatte das Unternehmen keinen Bestand.

Der Tod der Frau Bruchmann's und dessen Schwester, Frau v. Smetana, und der hierauf erfolgte Eintritt der beiden verwitweten Männer in den Redemptoristen-Orden brachten einen Riss in den Freundeskreis.

Die Sommermonate 1833/34 brachte Kupelwieser mit seiner Familie, die damals schon vier Kinder zählte, in Klosterneuburg zu, wo er im September 1833 das von ihm gemalte Hauptaltarbild in der Stiftskirche aufstellte. Seit dem Jahre 1831 war Kupelwieser mit einem Gehalte von 360 fl. (das Quartiergeld mit eingerechnet) als Corrector an der Akademie der bildenden Künste in Wien angestellt. Im Jahre 1836 erhielt er vorerst den Titel eines Professors und einige Monate später, nach Redel's Abgang von der Akademie, auch den Gehalt von 800 fl. und 100 fl. Quartiergeld. Führich, der zu dieser Zeit nach Wien kam, wurde für Kupelwieser ein Ersatz für Bruchmann. Beide Meister waren innig befreundet, und es war dies eine Freundschaft, die erst der Tod löste. In den Jahren zwischen 1830—40 malte Kupelwieser viele Aquarelle im Auftrage der Erzherzoge Ludwig (Bruder des Kaisers Franz) und Franz Carl nach Klopstock's Messias, welche die Erzherzoge als Geschenke für die Kaiserin Carolina Augusta verwendeten und die später in den Besitz des Erzherzogs Carl Ludwig übergiengen. Zwischen 1830 und 1840 malte Kupelwieser die Altarbilder für die Seitenaltäre der Lichtenthaler Kirche und das Hauptaltarbild in der Dominikanerkirche. Im Jahre 1838 erhielt Kupelwieser den Auftrag, den damaligen Fürst-Erzbischof von Olmütz, Baron Sommerau, zu porträtieren. Er musste zu diesem Ende nach Olmütz und Kremsier reisen und führte dann das Porträt in Lebensgröße, in ganzer Figur, aus. Von dieser Zeit an erhielt Kupelwieser von dem Erzbischof von Olmütz mehrere größere Aufträge für verschiedene Kirchen und musste deshalb öfters nach Olmütz und Kremsier reisen, wozu man damals einen Zeitaufwand von fast ebensovielen Tagen wie heute Stunden benöthigte.

Im Jahre 1840 wurde Kupelwieser Ehrenmitglied der Akademie von Mailand, später auch der von München.

Kupelwieser war der Erste, welcher in Österreich in diesem Jahrhundert wieder al Fresko zu malen begann. Hier handelte es sich nicht bloß um die Zeichnung der Cartons und um die Malerei, der Künstler musste auch zum Handwerk greifen, sich selbst den Maurer abrichten, der den Anwurf herzustellen hatte, und das Schlemmen des Sandes besorgen. Kupelwieser's erster Versuch in dieser Art war ein Brustbild des hl. Johannes des Täufers oder dem Taufstein der Kirche in Neustift am Wald, wo damals einer seiner Freunde, Ambros Roesner, als Pfarrer lebte. Bald darnach malte er zwei Medaillons in der Hauscapelle des Domherrenhofes in Wien und übernahm es dann, für den Hauptaltar in der neuen Johanneskirche in der Praterstraße in Wien die Altar-Gemälde herzustellen.

Es waren Jahre angestrengter Thätigkeit; nur selten und kurz durch irgend einen kleinen, mit seinen heranwachsenden Kindern unternommenen Ausflug aufs Land unterbrochen. Da Kupelwieser im Jahre 1836 in der Alservorstadt eine Wohnung mit einem Garten bezog und diese 1840 mit einer schönen großen Wohnung im gräfl. Schönborn'schen Hause, in der jetzigen Laudongasse im VIII. Bezirke Wiens, vertauschte, dachte er nicht mehr daran, mit der schon sehr zahlreichen Familie aufs Land zu ziehen. Diese letzte Wohnung bot viele Annehmlichkeiten; sie war sehr geräumig, eine alte Herrschaftswohnung, mit freilich etwas verfallener gräflicher Pracht. Jene Zimmer, welche einst die gräfl. Schönborn'sche Galerie enthielten, waren wahre Prachtsäle, mit großen Spiegeln, Marmortischen und barocken Deckengemälden. Sie dienten ihm als Atelier und zur Aufbewahrung der vielen Cartons, die er für seine Bilder gezeichnet hatte. Der parkähnliche Garten durfte von ihm und den Seinen benützt werden. Besonders anmuthig war das sogenannte Balconzimmer, das im Sommer stets als Salon benützt wurde. Im Vergleich mit den anderen Zimmern war es nicht groß, hatte aber einen Balcon in den Garten. Dort verlebte der Künstler mit seiner Familie manchen schönen Abend. Wiener Künstler und Freunde, sowie bedeutendere Künstler und Gelehrte des Auslandes, die ihr Weg, sei es, dass sie nach Italien giengen oder von dort kamen, durch Wien führte oder die sonst die Donaustadt besuchten, waren häufige und gern gesehene Gäste. Aber auch die heimischen Freunde versammelten sich dort oft, und da Kupelwieser die Musik sehr liebte, wurde auch viel musiciert. Eine Freundin seiner Töchter, Auguste Gaßner, eine Pianistin ersten Ranges, deren sich ältere Wiener wohl noch erinnern, verbrachte wöchentlich einen Abend in der Familie und war der musikalische Mittelpunkt dieser gediegenen Unterhaltungen. Sie spielte die Classiker mit Meisterschaft und sang mit Vorliebe Schubert'sche und Mendelssohn'sche Lieder. Mit ihrer Kunst nicht prunkend, war sie stets gerne bereit, auch mit minder Begabten Duette und Quartette einzustudieren und zu singen und so kam es, dass Schubert's damals noch wenig bekannte Gesangs-Quartette häufig zum Vortrage gelangten. Nach Auguste Gaßner's frühem Tod war es das Ehepaar Eisenlohr, das häufig durch seine Gesangsleistungen im Balconzimmer die Mußestunden Kupelwieser's verschönte.

Da wir an dieser Stelle kein genaues Verzeichnis sämmtlicher Werke Leopold Kupelwieser's geben können, so sollen hier nur jene hervorgehoben werden, welche gesonderte Perioden seines Künstlerlebens zum Ausdrucke bringen. Eine solche Periode war die Arbeit in der oben genannten

Kirche in der Praterstraße. Zwei Jahre Arbeit kann man für dieses Werk rechnen, denn im Winter zeichnete Kupelwieser die Cartons, welche weit über Lebensgröße gehalten sind, und im Sommer malte er dann vom frühen Morgen bis zum sinkenden Abend in der eben erst neu erbauten Kirche. Freilich wurde zu dieser Zeit noch manches andere Bild geschaffen. Besondere Sorgfalt widmete Kupelwieser den von ihm verwendeten Farben, welche er sich häufig selbst bereitete. In den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm er sich dazu nicht mehr die Zeit. Neue Erfindungen auf dem Gebiete der Farbenchemie ließen ihm das unnöthig erscheinen. Aber jetzt, nach einer Reihe von Jahren, erkennt man wohl, dass Kupelwieser's Bildwerke der früheren Periode mit den selbst bereiteten Farben unvergleichlich klarer im Colorit sich erhalten haben als jene seiner späteren Zeit, in der er sich vielfach neuer Farben bediente.

Im Spätherbst 1845 unternahm er, nach längerer Pause, den ersten größeren Ausflug, für den er sich einen Urlaub von vierzehn Tagen gönnte. Er reiste mit seiner Frau ins Salzkammergut. Die Veranlassung dazu gab ein Altarbild des hl. Martinus, das er über Auftrag des Erzherzogs Ludwig für die Pfarrkirche von Goisern gemalt hatte. Bei dieser Gelegenheit übernahm er auch eine Bestellung des Erzherzogs Franz Carl für ein Altarbild nach Ischl. Eine Erkrankung im Winter 1845—46 veranlasste ihn, 1846 eine Cur in Baden bei Wien zu gebrauchen, welche er später einigemale wiederholte. Auch während seiner Badecur malte er stets an kleineren Bildern, machte aber des Nachmittags mit seiner ihn begleitenden Gattin und einem oder zwei seiner Kinder, welche abwechselnd bei ihm waren, weitere Ausflüge. Im Herbst 1847 reiste er in Gesellschaft Führich's nach Ischl, wo er das Hauptaltarbild, den hl. Nicolaus darstellend, in die Kirche brachte. Von da aus gieng der Weg über Altötting, um Bruchmann zu sehen, dann weiter nach München, wo die dortigen Künstler den beiden Wiener Professoren einen überaus herzlichen Empfang bereiteten. Auf der Reise trafen sie noch mit Dr. Josef Fick, dem einstigen Geschichtslehrer des Kaisers Franz Josef, und Dr. Theobald Rizi,*) einem Vetter von Kupelwieser's Frau, zusammen. Die Gesellschaft besuchte noch Augsburg, Nürnberg, Bamberg und Regensburg.

Trotz der Ungunst der Zeiten erhielt Kupelwieser im Frühling 1848 den Auftrag, die Decke des Saales im neuen Statthaltereigebäude mit Bildern aus der österreichischen Geschichte zu schmücken. Er arbeitete mit vieler Liebe an diesem Werke. In einem Bericht, welchen er über Verlangen der Kaiserin Carolina Augusta an dieselbe über die Ereignisse dieses Jahres richtete, schrieb er über seine eigene Person: „Ich habe das Glück, mich in mein Asyl der Kunst flüchten zu können und der Außenwelt nur die nöthigste Aufmerksamkeit zu widmen. Ich verwendete hiebei einige junge Leute, Eduard Engerth, Vogler und Soldaditsch, als Hilfskräfte und war dadurch in der glücklichen Lage, sie von den Thorheiten und verbrecherischen Umtrieben abzuziehen. Sie erkannten dies dankbar an, und indem ich sie mit an der Kunst erwärmte und belebte, habe ich mit ihrer Beihilfe einen großen Theil des Saales beenden können.“ Kupelwieser's redlicher Charakter, seine Treue gegen das österreichische Kaiserhaus empörte sich gegen die revolutionären Bestrebungen dieser Zeit. Er war ein Mann der That, verschmähte es

*) Dr. Theobald Freiherr v. Rizi, gest. 1882 als Präsident des Obersten Gerichtshofes.

aber, seine Zeit mit Spielereien hinzubringen. Deshalb konnte er sich nicht entschließen, der damals bejubelten Nationalgarde beizutreten, welche sich oft mit recht lächerlichem Soldatenspiel beschäftigte; dagegen trat er selbstverständlich bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bot, entschieden für Kirche und Kaiser ein. Viele Verdienste erwarb er sich bei der Gründung des Katholiken-Vereines, an dessen Entwicklung er mit Veith und Anderen arbeitete: und später bemühte er sich auch eifrig für die Einführung des Lehrling-Vereines in der Pfarre Alservorstadt. In den Octobertagen 1848 musste er seine al Fresko-Arbeiten unterbrechen. Wenn er auch nie eine Waffe ergriffen hatte, so war doch sein entschiedenes männliches Auftreten den Revolutionären gegenüber für das von ihm bewohnte Haus ein Schutz, denn sein kräftiges und muthiges Verhalten hinderte die sogenannte polnische Legion, ihr Hauptquartier dort aufzuschlagen. Bei der Thronbesteigung Kaiser Franz Josefs musste Kupelwieser ein kleines Familien-Aquarell für den kaiserlichen Hof malen. Die Mutter des Kaisers, Frau Erzherzogin Sophie richtete diesbezüglich ein eigenhändiges Schreiben an ihn.

Im Juni 1850 verlieh Kaiser Franz Josef dem Künstler das Ritterkreuz des Franz Josefs-Ordens. Im Herbste desselben Jahres reiste er auf Veranlassung des Erzherzogs Ludwig nach Deutschland. Der Weg gieng wieder über Ischl, wo er im Auftrage des Hofes die Gemälde für die beiden Seitenaltäre der dortigen Pfarrkirche zu malen hatte. Abermals waren Führich und für einen Theil der Reise auch Rizi seine Gefährten. Er berührte München, Stuttgart, Frankfurt. Das Reiseziel war Köln und Straßburg. In Neuburg bei Schlosser sah er Steinle wieder und noch manchen guten alten Freund. Er schrieb nachhause, es komme ihm vor, als fahre er vor der Mariahilfer-Linie herum, so vielen Bekannten begegne er. Bei der Rückreise begab er sich mit Führich von München aus nach Ober-Ammergau. Im Sommer 1851 besuchte er, um im Auftrage der Erzherzogin Sophie ein Porträt der Marie Moerl anzufertigen, in Begleitung seiner Frau Tirol. Von Ischl aus, wo er noch Geschäfte hatte, gieng er nach Innsbruck und Meran. Von dort aus hätte er gerne das Ultenthal, die Heimat seiner Vorfahren besucht, aber die schlechten Wege und der Mangel an Zeit hielten ihn davon ab. Im November desselben Jahres zeichnete ihn Papst Pius IX. mit dem Ritterkreuz des Gregor-Ordens aus. Mit dem Beginn des folgenden Jahres 1852 wurden bei der Reorganisierung der Akademie durch den Grafen Thun je eine der neuerrichteten Meisterschulen Kupelwieser und Führich übergeben. Auch wurde deren Gehalt verdoppelt, d. h. mit 1600 fl. normiert. Die Errichtung dieser Meisterschulen freute Kupelwieser sehr, trotzdem er infolge derselben sein schönes Atelier im Schönborn'schen Hause mit einem solchen in der Akademie vertauschen musste, was ihn auch nöthigte, außer dem Hause zu speisen und dadurch die ihm liebe Vereinigung der Familie am Mittagstisch aufzugeben.

Im Frühling 1854 war Kupelwieser unter jenen Künstlern, welchen die Ausschmückung der Lerchenfelderkirche übertragen wurde. Führich hatte den Auftrag erhalten, sowohl die Auswahl wie die Plätze für jene Motive zu bestimmen, welche in der neuerbauten Kirche zur künstlerischen Darstellung gelangen sollten. Die Composition der so festgestellten Gemälde und deren Ausführung war dann Sache jedes einzelnen Künstlers. So war Kupelwieser

die Ausschmückung der Kuppel mit der Darstellung der acht Seligkeiten und der beiden Seitenaltäre übertragen worden. Kupelwieser wählte für die symbolische Darstellung der acht Seligkeiten vier Scenen aus dem alten und vier aus dem neuen Testament, welche sozusagen der praktische Ausdruck der von Christus dem Herrn gegebenen Verheißungen sind. Die Seitenaltäre mit ihrem Wandschmucke sollten die Einsetzung des allerheiligsten Sakramentes beim letzten Abendmahl und den Marien-Cultus verbildlichen. Die letztere Darstellung, die allerseligste Jungfrau, umgeben von den Heiligen, die durch Verwandtschaft und Verehrung ihr besonders nahe gestanden sind, wird vielfach als die Perle der Malereien in der dortigen Kirche bezeichnet.

Diese Arbeiten, welche erst 1860 vollendet wurden, nahmen Kupelwieser's Arbeitskraft nicht vollständig in Anspruch. Er arbeitete in diesem Zeitraum noch vieles Andere nebenher. Da die Kirche, der seelsorglichen Verhältnisse wegen, zu einer Zeit ihrem Cultuszwecke übergeben werden sollte, als zwei Gemälde unter dem Musikchor, welche Führich übernommen und deren Cartons er schon gezeichnet hatte, noch nicht ausgeführt waren, übernahm Kupelwieser auf Führich's Bitte auch deren Ausführung, — ein Opfer, welches der selbstschaffende Künstler der Kirche und seinem Freunde brachte.

Kupelwieser's Charakter blieb sich Zeit seines Lebens gleich, nur dass er im Alter in der Beurtheilung Anderer noch milder wurde. Von jeher war er allem Gekünstelten abhold und vermied den äußeren sogenannten genialen Anstrich, weil er als Künstler im wahren Sinne des Wortes auf Äußerlichkeiten keinen Wert legte. Nicht bloß seine Freigebigkeit und die Sorgfalt, mit welcher er auch gering bezahlte Bilder ausführte, zeigen seine große Gesinnung, sondern vor allem war es die Art und Weise, wie er Kränkungen und Zurücksetzungen ertrug, worin dieser edle Zug seines Charakters zu Tage trat. Nie grollte er seinen Neidern, im Gegentheil kam er ihnen stets gütig entgegen und gewann sie durch die Lauterkeit des Wesens. Seinen Schülern war er immer ein wahrer Vater und Freund, bemüht ihnen zu rathen, zu helfen, ihnen Arbeit zu verschaffen und dieselbe zu fördern.

Kupelwieser's Bildung war äußerst vielseitig. Kein Gebiet der Wissenschaft war ihm vollkommen fremd, mit besonderer Vorliebe aber befasste er sich mit Geschichte. Außer mit wissenschaftlichen Werken gab er sich auch gerne mit schöner Literatur ab und liebte es, gute Bücher im Familienkreise vorlesen zu lassen. In seinem Bekenntnisse als Katholik war er stets offen und entschieden. Es mochten gute oder schlechte Christen, Katholiken und Protestanten bei ihm sein, er betete vor und nach Tisch, und wenn das Angelusläuten erklang, erhob er sich, ohne sich um Andere zu kümmern. Es wagte sich aber auch kein Spötter an ihn, denn ohne dass man ihn strenge nennen konnte, hatte er doch etwas ungemein Ehrfurchtgebietendes an sich. Große Treue in Erfüllung jeglicher religiösen Pflicht zeichnete ihn stets aus und die Anhänglichkeit an die Kirche war ein ausgesprochener Zug seines Wesens. Im eigenen Hause hielt er fest an der Aufrechthaltung der väterlichen Autorität, war aber ein äußerst liebevoller und besorgter Vater und fühlte sich nirgends wohler als im Kreise der Seinen.

Die Aufträge, welche Kupelwieser von Seiten des Hofes erhielt, brachten ihn in Berührung mit den meisten älteren Mitgliedern desselben. So mit

Kaiser Ferdinand, den Erzherzogen Ludwig, Anton, Johann, Franz Carl und Erzherzogin Sophie. Vor allem aber war es die edle Kaiserin Carolina Augusta, welche ihn nicht nur in Kunstangelegenheiten zu Rathe zog, sondern auch manche ihrer vielen Wohlthaten, besonders an Künstler, durch seine Hand spenden ließ. Sie nahm an allen Ereignissen Antheil, welche das Leben Kupelwieser's oder seine Familie betrafen, zog in Erkrankungsfällen stets genaue Erkundigungen über sein oder der Seinen Befinden ein und berief ihn oft betreffs Berathungen zu sich. Als einst im Hause, wo Kupelwieser wohnte, nachts ein Feuer ausgebrochen war, welches einige von seiner Wohnung entfernte Objecte verzehrte, war es die Kaiserin, welche gleich am frühen Morgen anfragen ließ, wie es ihm und den Seinen ergangen sei. Als Führich durch die Ereignisse des Jahres 1848 ganz gebrochen von Schönlinde, wohin er mit seiner Familie vor der Revolution geflohen war, im folgenden Jahre wieder zurückkehrte, bestellte die Kaiserin, auf Kupelwieser's Verwendung hin, bei demselben die Zeitbilder. Aus einem Brief an die hohe Frau aus dieser Zeit geht hervor, welch' warmes Interesse er den Arbeiten seines Freundes zollte. Mit einer bedeutenden Persönlichkeit befreundete sich Kupelwieser noch in späteren Jahren, es war dies der damalige päpstliche Nuntius am österreichischen Hof und spätere Cardinal und Erzbischof von Bologna, Viale Prela. Die Annäherung fand schon in den Vierziger Jahren statt, theils durch Besuche des Nuntius im Atelier des Künstlers, theils durch Bestellungen von Bildern über Auftrag ihm befreundeter Kirchenfürsten. Aus dem geschäftlichen Verkehr wurde bald ein freundschaftlicher, Kupelwieser berieth sich mit dem gelehrten Theologen über seine kirchlichen Compositionen, besonders über die Auswahl der Darstellungen in der Alt-Lerchenfelder Kirche. Der Künstler war ein häufiger Gast in der päpstlichen Nuntiatur. Aus dem Jahre 1857 stammt auch das bekannte und viel verehrte Herz Jesu-Bild in der Universitätskirche. In den Jahren 1856 und 57 musste Kupelwieser nach Kalocsa reisen, wo er mehrere Bilder für den Hauptaltar des dortigen Domes und das Porträt des Erzbischofs zu malen hatte. Im Frühling 1857 besuchte er von dort aus seinen zweiten Sohn, der als Hüttenmeister zu Reschitza im Banat angestellt war. Im Herbst des Jahres 1859 wiederholte er diese Reise mit seiner Frau, um sein erstes Enkelkind dort zu begrüßen.

Obwohl schon ein Sechziger, arbeitete Kupelwieser noch mit vollständiger Jugendfrische. Nachdem er im Jahre 1861 das große Altarbild Maria-Himmelfahrt für die Universitätskirche in Wien vollendet hatte, machte er mit seiner Familie einen Ausflug nach Maria-Zell. Von Mürzzuschlag aus legte er einen großen Theil des Weges zu Fuß zurück und war für sein Alter so kräftig, dass seine Freunde so wie seine Familie ein gewisses Anrecht zu haben schienen, für ihn ein hohes Alter zu erhoffen. Da begann er anfangs 1862 zu kränkeln, doch besserte sich das Übel anscheinend, und nach einer Badecur in Tüffer kehrte er Mitte August heiter und vergnügt, wie er es nach jeder Reise war, nach Wien zurück. Am 16. September wohnte er der Hochzeit seines ältesten Sohnes in Krems bei und machte, nach Wien zurückgekehrt, mit dem jungen Paar und seinen übrigen Kindern noch eine Partie auf den Leopoldsberg. Acht Tage nach der Hochzeit erkrankte er aufs neue, und es folgte eine Reihe von schmerzlichen Tagen und Wochen. In weniger schmerz-

lichen Stunden versuchte er noch zu zeichnen und hörte gerne Musik, lange aber vertrug er Beides nicht. Dazu kam noch, dass die Familie die Wohnung, in der sie 22 Jahre gewohnt hatte, infolge Verkaufs des Hauses wechseln musste. Todkrank musste er sich in einer Sänfte in die neue Wohnung bringen lassen. Als die Seinen zu einer Zeit, in der man sein Leben noch zu erhalten hoffte, gelegentlich des Übersiedelns sein Malzeug ordneten, sagte er mit einem Seufzer: „Gebt die al Fresko-Farben weg, ich werde mit ihnen nicht mehr malen können." Am 15. November fühlte er sich frei von Schmerzen, die Schwäche nahm aber so zu, dass ihn sein Beichtvater aufforderte, am folgenden Tage die Sterbesacramente zu empfangen. Die Ankunft seiner älteren Söhne, die man telegraphisch berufen hatte, schien ihn zu erfreuen, jedoch war er zu schwach, um an ihrer Gegenwart tieferen Antheil zu nehmen. Am 17. November 1862, eine halbe Stunde nach Mittag, verschied Leopold Kupelwieser, sanft und ohne Todeskampf, umgeben von seiner Familie und seinem treuen Freunde Carl Roesner.

Eine zahllose Menge füllte am 19. November in später Abendstunde den Stefans-Dom, in welchem Kupelwieser's Leichnam eingesegnet wurde. Seinen Sarg, den ein Lorbeerkranz schmückte, trugen seine Schüler. Am folgenden Tag wohnte der Todtenmesse in derselben Kirche auch die Kaiserin Carolina Augusta bei.

Nach dem Tode seiner Gattin, im Jahre 1883, wurden Kupelwieser's sterbliche Überreste von dem Kirchhof in Währing nach dem in Grinzing übertragen und dort in einem Grabe mit der so sehr geliebten Frau vereinigt. Ein schlichter Leichenstein mit dem Bilde des auferstandenen Heilands schmückt das Grab. „Ich bin die Auferstehung und das Leben", diese Worte umgeben das Bild des Heilands und unter demselben stehen die Worte des alten Osterliedes:

„Wie Du vom Tod erstanden bist,
Lass uns erstehn, Herr Jesu Christ."

Ein Spruch den er selbst kurze Zeit vor seinem Tode als passend für ein Sterbe-Andenken bezeichnete.

Gewiss passen diese Worte für die beiden treuen, glaubensstarken Menschen, welche unter diesem Steine einer seligen Auferstehung entgegen harren.

* * *

Mit Kupelwieser sank einer der hervorragendsten Künstler der älteren Wiener Schule ins Grab. Ernst Förster, der in seiner Geschichte der deutschen Kunst gerade dieser Schule, und besonders Führich nicht gerecht wird, lässt doch Kupelwieser volle Anerkennung zu Theil werden, indem er über ihn schreibt: „Leopold Kupelwieser, bereits 1809 Schüler der Akademie, theilte die künstlerische und religiöse Sinnesweise Führich's, doch ohne dessen Härten. Sein Stil ist freier, breiter, die Formen sind größer, der Ausdruck und die Bewegung beseelter; weniger reich an Gedankencombination, besitzt er eine vollere Gabe der Unmittelbarkeit. Fest in der Zeichnung, geschickt im Malen, gibt er seinen Werken das Gepräge einheitlicher Vollendung, dessen Wert durch den darüber ausgegossenen Ernst der Auffassung und die feierliche Milde der Darstellung erhöht und gesichert wird."

Die heutigen Kunstrichtungen, welche so sehr auseinander gehen, werden Kupelwieser schwerlich gerecht werden. Den Realisten wird er zu wenig, der strengen Schule zu viel Realistik bieten, denn er hat sich stets auf der goldenen Mittelstraße bewegt, weder den Schmutz der Gosse mit besonderer Liebe behandelt, noch den Menschen, den Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen, durch steife, eckige Bewegungen corrigieren wollen. Da seine meisten und schönsten Bilder Altäre schmücken, so malte er häufig die Heiligen in verklärtem Zustande u. zw. gern auf Goldgrund, welcher schon an und für sich eine gewisse Ruhe in der Gestalt fordert. Von den Gesichtszügen bis zum Faltenwurfe herab, dem er besondere Aufmerksamkeit schenkte, ist Alles erhaben und feierlich. Doch werden die Beuroner Künstler finden, dass ein hl. Stefanus im Tode, selbst wenn er den Himmel offen sieht, sich doch nicht so heftig bewegen konnte, wie er z. B. auf dem Altarbild in Retz dargestellt ist. Die Realisten hingegen werden finden, dass derselbe zum Tode getroffene heilige Stefanus und der schon gefolterte hl. Johannes von Nepomuk in der Meidlinger Kirche unmöglich von so vollendeter Schönheit sein konnten, wie Kupelwieser sie auffasste und darstellte; aber sie denken eben nur an den momentanen Schmerz, nicht an die übernatürliche Stärkung, die schon einen Strahl der Verklärung, also der übernatürlichen Schönheit über den Märtyrer ausgießt, und diesen Strahl sah der Künstler mit seinem geistigen Auge und war bestrebt, ihn wiederzugeben. In diesem Strahle ist aber auch die Ruhe der Verklärung zu suchen, welche so häufig über Kupelwieser's Bilder ausgegossen ist.

Wie Kupelwieser selbst über seine Bilder urtheilte und gerade über das, was wir den Strahl der Verklärung nannten, zeigt ein Ausspruch, den er einige Monate vor seinem Tode einer Dame gegenüber that, die ihm über die Schönheit eines Marienbildes, welches er damals für die Erzherzogin Sophie malte, eine Höflichkeit sagte; er erwiderte ihr: „Wie wird uns unsere Kunst, wenn wir einst die Heiligen im Himmel sehen, nur als elende Stümperei erscheinen!"

Äußeren Ruhm hat Kupelwieser nicht gesucht. Das, was er bei seinen Bildern wünschte, dass sie zur Erbauung und zur Frömmigkeit beitragen sollen, das hat er sicher erreicht, und wenn nach Jahrhunderten sein Name vielleicht ganz verschollen ist, werden seine Werke noch beredt zu den Herzen sprechen und so ihm, nach den Worten der Schrift, nachfolgen.





# Donau und Rhein.

## Ein Essay.

**Von Dr. Anton Dürrwaechter.**

Allgemach taucht hinter mir Bischof Pilgerims Stadt mit ihren Giebeln und Thürmen in den Fluten der Donau unter. Ernst und einsam wird es ringsum. Die „Kaiserin Elisabeth“, der stolze Dampfer, auf dem ich durch die dunkeln Waldberge des Bayrischen Waldes und des Hausruck in die Ostmark hinuntergleite, wird selbst immer stiller, immer zögernder und vorsichtiger; denn da, wo lauernd wie eine zum Sprung fertige Katze, die Raubburg Hagenbach den Lauf der Donau bewacht, pressen stets wuchtiger ragend und drängend die Berge den Strom in ihre Arme und nur, in scharfer Biegung sich zurückwendend, um den Lauerplatz der Raubburg herum vermag er zu entrinnen. Hier schrillt die Dampfpfeife durch die stillen Wälder, dem stromaufwärts kommenden Schiffe zum warnenden Zeichen. Die Räder ruhen hier, nur das Steuer hilft dem Strome die stolze Last weiter tragen. Hier läſst es sich gut träumen. Schwach nur ist der erste Platz besetzt, und die Wenigen sind ernst und stille wie ich. Vielleicht geht es ihnen wie mir. Auch sie vielleicht empfinden das eigenartig Ernste und zum Sinnen Einladende dieser Donaulandschaft und das Hochgefühl, auf diesem merkwürdigsten der Ströme Europas dahinzufahren.

Wie oft hab' ich in meiner Kindheit am Rhein von dir geträumt, du geheimnisvoller Strom des Westens und Ostens! Auf der Karte bin ich dir oft gefolgt, mit den Nibelungen in Gedanken hinuntergezogen in König Etzels Reich und mit den Kreuzfahrern auf dir in das wilde, geheimnisvolle Märchenland des Orients gerudert. Dann sah ich dich selbst und lebte lange schöne Jahre an deinen Ufern. Aber, war es der Umstand, daſs des Menschen Sehnsucht immer wieder nach der Jugend geht, oder war es etwas Undefinierbares, was wie vom Rhein einst zur Donau, so nun von dieser zum Rhein eine unsichtbare Brücke des Denkens und Empfindens baute: meine Gedanken kehrten von der Donau zum Rhein zurück, und Räthsel gaben mir nun sie beide auf, die deutschen Ströme, die so nahe bei einander ihre Wiege haben, soviel von der nämlichen Geschichte, Sage und Kultur empfiengen und doch, auf so ganz anderen Wegen eilend, so gar verschiedener Art sind. Das war es, was als Leitmotiv aus jenem Sinnen in der Donauenge bei Hagenbach sich herausgestaltete und hinunter und hinunter auf dem bei allem Wechsel gleichmäßig ernsten Strom mich nicht mehr loslassen wollte.

Nahe beisammen sah ich Rhein und Donau. Es ist ja nicht weit von den düstern Schwarzwaldhöhen, aus denen die kleinen Quellbäche der Donau rinnen, bis zu den sonnigen Hügeln, an denen schon die rheinische Traube

reift, von dem einsamen Thale der Brege und der Brigach bis hinauf zu den Gipfeln, von denen aus man die weiten lachenden Fluren mit der silbernen Kette des Rheines, ihrem schönsten Geschmeide, übersieht. Und tief drunten im Schoß der Berge, sagt man, wissen sogar die Gewässer zaudernd nicht, wem sie zueilen sollen, dem grünen starken Sohn des Gletschereises oder der braunen schmächtigen Tochter des Schwarzwaldes. Den Römern schon war dieses nahe Beieinander der Beiden aufgefallen. Geschwister haben Spätere sie genannt. Gut, mag es einmal gelten, das Bild, wenn auch nur so, dass uns Rhein und Donau wie Nachbarskinder erscheinen. Wie Nachbarskinder! Man erzählt sie sich gerne, die Geschichte solcher Nachbarskinder, und immer läuft sie darauf hinaus, dass bei so verschiedenem Wesen ihre Wege weit von ihrer Wiege giengen. Darf ich von einem Wesen, von einem Charakter der Ströme sprechen? Ich zweifle nicht. Es gibt Landschafts- und Stromcharaktere, und die beiden, die ich meine, sind deutlich genug.

Sonnig, fröhlich, vom Anfang an rascher Entfaltung zudrängend, ist der Rhein. Herausbrechend aus dem grünen Gletschereis der freien, lichten, beherrschenden Alpenhöhen stürzt er sich hinunter wie mit einem kecken, siegessicheren Entschluss in das Land, das er da oben erblickte. Spielend überwindet er die Hindernisse. Sie scheinen fast nur da zu sein, ihn rasch zu klären und fürsorgend zu stählen. Und siehe, schon lange vor dem Bodensee öffnet sich ihm weites, reiches Land. Dieser selbst aber nimmt ihn auf wie ein ruhiger alter Freund, der einen ungestümen, schaffensfrohen Jüngling zu seinem Besten in Schranken hält. Gesammelter ist denn auch der Rhein geworden, aber seiner Art doch treu geblieben. Unbeirrt durch die Schranken des Jura stürmt er feurig über ihn hinweg, an heiteren Ufern vorbei, bis wie zu nimmer endendem, friedlichem Lauf sich ihm bei Basel die herrliche Ebene weit aufthut. In ihren gesegneten Gauen ist er der Meister und Herr. Mit allem, was sie haben, geleiten sie ihn, mit dem viele Stunden breitem Gürtel schwerer Felder, mit den über sie hinweg zum Rhein hinüber grüßenden blauen Bergreihen, deren schönste Tannenstämme er dem Meere zuführt, mit den zahllosen Flüssen und Bächen, die alle zu ihm hinunterstreben. Aber auch als Herr dieser weiten Lande ist er der Alte, der heitere, siegende, zielfreudige Rhein. Wie ein einziger Einklang ist es in dieser ganzen Rheinlandschaft. Selbst die Menschen, die an den Ufern wohnen, und ihre Wohnstätten sind auf ihn gestimmt. Die fröhlichsten und rührigsten der deutschen Stämme sitzen an dem Strome, und schimmernde Städte und schmucke Dörfer spiegeln sich in ihm und drängen sich wie helfende Getreue immer eifriger an ihn heran, je näher die Bergwelt des Hunsrück und Taunus ihn einzuengen strebt. Und nun ist es ihnen doch gelungen! Wie eine Mauer thürmen sie sich ihm entgegen. Wird es nun anders mit dem Rhein? Nur einen Augenblick wiegt das Bild des Ernsten, Schweren, des Kampfes vor. Aber dann hat er in das Thor von Bingen triumphierend seine ganze Art geführt. Ja, er steigert sie noch. Hier wird er zum Rhein der schönsten Sagen, der edelsten Reben, der fröhlichsten Lieder, des bewegtesten Lebens und Strebens. Fast bis zu den Quellen seiner Nebenflüsse hinauf strömt er hier seine eigene Art, und nur auf den Hochflächen droben, in den tiefen Winkeln der Berge hält sich die Eintönigkeit versteckt, die Düsterkeit und das Schweigen, die ihm vergeblich wehren wollten. Wenn

ihm, dem hoch und stolz Enteilenden, die sieben Berge dann nachschauen, dann grüßen ihn da, wo er kein Hindernis mehr zu bewältigen hat und der Hauch des Meeres schon herüberstreift, die Thürme des Domes, der die Schwere alles irdischen Materials am leichtesten und schönsten überwunden hat, und die Zinnen der fröhlichsten und thätigsten Stadt an seinen Ufern. Das Land aber, durch das er dann noch der Nordsee zuwallt, ist ein ununterbrochenes Denkmal der alles in den Dienst einer großen Kraft zwingenden Arbeit, der fröhlich siegenden Kultur.

Nirgends habe ich von der Donaulandschaft ähnliche Eindrücke gehabt, und stets erschien es mir naturgemäß, dass ihr Strom im Liede so viel weniger gepriesen wurde als der Rhein. Sie löst nicht jene heitere, sangesfrohe Stimmung aus wie der Rhein. Wenn ich versuchen sollte, den Eindruck, den mir der Strom des deutschen Südostens immer wieder gemacht hat, in einem Wort zusammenzufassen, so würde ich sagen: ihm ist das Ernst-Einsame eigen, so etwas Ähnliches wie die Schatten, die ein schweres Ringen nach einem immer wieder entschwindenden Ziel auch auf ein Menschenleben zu werfen pflegt. Kein anderer europäischer Strom hat es so schwer, seinen Weg zu finden. Die Donau muss thatsächlich die Welt, die sie zu durchfließen hat, erst noch entdecken und mühevoll immer wieder erobern. So ist es schon ganz oben an ihrem Lauf, wo sie zwischen den weißen Felsabhängen der Rauhen Alp in zahllosen Windungen unscheinbar durch grüne Wiesengründe schleicht oder unter dem Kalkgerölle geradezu verschwindet. So auch weiterhin. Bis zur nieder-ungarischen Tiefebene herrscht die Eigenheit eines stets wiederholten Wechsels zwischen beckenartigen Ebenen und enggewundenen Bergwegen. Ein paar Stunden unterhalb der Felsen, wo der Fluss zu dem schwindelnden Balkon des Schlosses von Sigmaringen hinaufträumt, ist das erste Mal die Weite gewonnen, die rasch wechselnd sich wieder schließt, auf's neue öffnet und auf's neue verlegt wird. Nur scheinbar ist die Freiheit, welche die Donau unterhalb Ulm erreicht. Das ist die Freiheit des vom Leben Gemiedenen, das Herrenthum des Einsamen. So zieht der Fluss seine Bahn zwischen dem Jura und der Hochebene, durch Wald und Haide, zwischen Ried und Moos, wie durch eine Andeutung der östlichen Steppe, durch die er einst seine Fluten tragen wird, träumerisch ernst hier wie dort und allein mit sich und den Strandvögeln, deren heiserer Ruf nur die Stille unterbricht. Ganz so wie er sind die dunkeln Gewässer, die ihm von Norden zukommen. Selbst der Lech, der pfeilschnelle Alpensohn, büßt, je näher der Donau, um so mehr von seiner Art ein. Dann folgt, als Gegenstück zu Schaffhausen, der wunderschön wilde Felsenschlund von Weltenburg, wo der Fluss, wie überwältigt vom Jura, stehen zu bleiben scheint oder in die Tiefe der Erde zurückkehren will. Nun wieder ein Becken, das von Kehlheim, und dann bis Regensburg hinab ein von der Donau ausgenagtes enges Jurathal.

Erst wo die Donau dessen Haft endlich entronnen ist, klärt sich deutlicher ihr Lauf. Ostwärts muss die Bahn gehen, dem geheimnisvollen Lande der aufgehenden Sonne, dem Orient entgegen. Schon fühlt man seine Nähe. Ungarische Laute tönten mir vom Verdeck der „Kaiserin Elisabeth“ ins Ohr. Aber schon in Regensburg, der Endstation der Donau-Dampfschiffahrt, kann man sie hören und fremdartige Gesichter sehen, die den Stempel einer

anderen Welt zu tragen scheinen. Ungarische Namen las ich immer wieder auf den Radkästen, wenn Schlepper mit schwer bepackten Holzfrachten an uns vorüberkeuchten, und den Namen seines ungarischen Mädchens hatte da und dort einer in die Uferfelsen gekritzelt. Vom Occident zum Orient, vom Schwarzwald zur Steppe, vom grundverwachsenen Hof des Alamannen zum Zelt des Tartaren, das ist Ziel und Räthsel des Donaulaufs und der Kampf der Gegensätze sein Grundzug. Kultur und Wildwuchs berühren sich fortwährend nahe an ihr, selbst da, wo sie am wenigsten einsam ist. Wenn im Süden die reichen Getreidehügel Niederbayerns mit den zahllosen Dörfern und Gehöften in den Mulden und im fruchtbaren Isarthal sonnig herab sich senken, so behauptet im Norden das öde Wild- und Waldgebiet des Bayrischen Waldes trotzig seinen Platz an ihr und umschattet sie schließlich mit seiner Einsamkeit. Wieder muss der Weg entdeckt und erkämpft werden. Kaum ist der Kessel von Aschach erschlossen, so sperren ihn gewaltige Bergmauern wieder, dem Linzer Becken folgt der Greiner Wald, der Weitung von Melk die eng gewundene Wachau, der Sumpf- und Auenwelt des Kremser Beckens der Wiener Wald. Überall aber waltet der Ernst und die träumende Stille vor, und etwas wie eine wilde Melancholie will den Strom nicht lassen. Selbst da, wo die gewaltige Kaiserstadt liegt, wo die uralten Straßen aus dem Osten zum Rheine und aus dem Norden zur Adria sich kreuzen, wagt sich nahe die einsam brütende Steppe des Marchfeldes heran, und eben erst ist der Stephansthurm verschwunden, da ist die Donau schon wieder zum Eden menschen- und kulturscheuer Strandvögel geworden. Kleine Karpathen und Leithagebirge und wieder die Karpathen mit dem Bakonyer-Wald verbinden sich, den Weg in den Osten zu wehren, und südwärts zwingen sie den Fluss.

Aber schon hat er ein Land erreicht, wo das märchenhafte Ziel des Schwarzwaldflusses, der Orient, williger sich ihm öffnet. Die weiteste Ebene ist erkämpft, welche die Donau durchströmt, das eigentliche Gegenbild der oberrheinischen Tiefebene. Denn wie so anders ist es hier! Selten nur treten lachende Fluren hier an den Strom heran, keine blauen Bergzüge geben ihm ihr duftiges Geleite, keine Städte und Dome spiegeln sich in ihm. Äffender Spuk nur, aus Dunst und Glast gewoben, ist das Bild, das drinnen in der heißen Steppe der Pusta den Strom mit all' dem schmückt, was ihn reich und heiter machen würde. Unnahbar sind, von Dickicht und Moor besetzt, die Ufer, eintönig ist die Nähe und die Weite. Oasen sind die Städte geworden. Halbwilde Hirten auf ebenso halbwilden Pferden erscheinen da und dort als Staffage, und wie die Zeltlager des fernen mongolischen Ostens gemahnen noch die Dörfer der Kumanier, die hin und wieder am Ufer liegen. Aber eins hat die Donau hier mit dem Rhein gemein. Sie ist Herrin dieses Landes, jedoch in anderer Art als er. Die ungebändigte, dem Gesetze der Kultur sich nicht mehr einfügende Herrin ist sie, majestätisch, aber willkürlich, mehr gefürchtet als geliebt. Mit einem Wort, aus der kleinen Schwarzwaldtochter ist die orientalische Despotin geworden. Immer mehr gesellt sich zum Ernst die Wildheit. Die gewaltigsten Wässer der Karpathen und der Ostalpen heranziehend, sprengt sie den zum dritten Mal entgegengethürmten Karpathenwall und rauscht durch die Pforte des Ostens, das eiserne Thor, mit jener wilden Leidenschaftlichkeit, welche der Kulturarbeit von Jahrhunderten gespottet hat.

Was der Rhein in seinen wilden Anfängen war, ist die Donau im stetig erneuten Kampf am Ende ihrer Laufbahn geworden, und endgiltig fern bleibt ihr des Rheines heitere Fröhlichkeit. Schüchtern und träumerisch hat einst der kleine Fluss hinaufgegrüßt zu dem hohen Söller der Hohenzollernburg; von dem Lande, dem ein Sohn jenes Hauses die Segnungen westlicher Kultur brachte, hat er sich durch eine Wildnis abgeschlossen, hinter der er einsam dahinströmt, um durch einen Urwald von Rohr und ein Völkergewirre das einsame Meer des Ostens zu gewinnen, ein Strom der Gegensätze, ein räthselhafter Fluss bis ans Ende.

Seit Jahrtausenden sitzt die Sphinx der großen Menschheitsgeschichte des Ostens und des Westens an seinen Ufern. An keinem anderen der Ströme Europas liegt so viel begraben von großem Geschehen und Vergehen. Auch am Rheine nicht: und doch haben beide Flüsse nicht bloß die Nähe ihres geographischen Beginnens gemeinsam, sondern auch den Anfang ihrer Geschichte und den lebendigen Kulturaustausch in langen Jahrhunderten. Wer eine Stelle sucht an der Donau, wo ihm dies deutlicher vor die Seele treten soll, der wird auf und ab an ihr wählen können, mag er nun auf der Höhe sinnen wollen, wo jetzt die weiße Kuppel der Befreiungshalle steht, oder in dem erhaben schönen Landschaftsrund, darinnen Pöchlarn und das Stift Melk gebettet sind, oder an dem Waldrand des weitschauenden Kahlenberges oder auf den Ruinen der Königsburg Visegrad. An Donau und Rhein, die beide von den Kelten ihre Namen empfangen hatten, nistete sich fast gleichzeitig der römische Adler ein. Der Heldengeist eines Drusus und das Herrschergenie des Tiberius verbanden die Geschichte der beiden Ströme brüderlich auf Jahrhunderte mit einander. Grenzströme des Imperiums wurden sie. Feste Lager und blühende Städte erstanden an ihren Ufern und am Strom des Arminius wie an dem des Marobod trat die römische Macht und Kultur mit der noch scheu vor ihr weichenden Germanenwelt in Berührung. Enger noch ward die Vereinigung der beiden Ströme und ihre Bedeutung als Schutzwehr der alten Kultur, als Hadrian den gewaltigen Grenzwall von Kehlheim bis Koblenz vollendete. Aber trotzdem stieg gerade an diesen beiden das Morgenroth der neuen Zeit, des Mittelalters, empor. Germanenthum und Christenthum, ihre Grundelemente, begegneten sich am frühesten an Rhein und Donau. Schon früh bildeten sich hier die ersten Christengemeinden und die ersten Flutwellen der germanischen Völkerbewegung brandeten über Rhein und Donau hinaus.

Doch in dem Moment, wo das Imperium in sich zusammensank, beginnt die Geschichte an jedem der beiden Ströme eigene Wege zu wandeln. Der heitere, fröhliche Rhein ist von der Tragik der weltgeschichtlichen Ereignisse, wie sie die Donau sah, verschont geblieben. Die großartige Wirksamkeit eines hl. Severinus als Trösters und Vermittlers zwischen Romanen und Germanen hat der Rhein nicht gesehen, aber auch nicht den jammervollen Auszug einer ganzen Bevölkerung aus Heim und Heimat und die arge Vernichtung nicht, welche die Römerstädte an der Donau dem Wild und dem Wald überließ. Kampfloser, versöhnlicher gieng der Umschwung am Rheine vor sich. Erstaunlich rasch erwuchs hier die neue Kultur des Mittelalters und entfaltete sich seine neue politische Form. In einer ganz natürlichen Entwicklung sind hier die

Alamannen und namentlich die Franken die Erben römischer Kultur geworden und haben sie in germanischem Geiste verjüngt. Freilich die erste Werdezeit dieses Processes verlief nicht ohne brutale Rückschläge, und der Strom einer ursprünglichen Wildheit, der immer wieder über die Schutzwehren des Rechtes und der Sitte schlug, musste erst gebändigt werden. Das war die Aufgabe des Christenthums und seiner Apostel, deren Straße der Rhein war. Sie wurde geleistet in stets erneuten Versuchen, von der Stirn dieser Barbaren, die schon längst mit dem Kreuze bezeichnet war, in das Herz einzudringen. Und wenn es gelang nach vielen Misserfolgen, nach mancher düsteren That der Wildheit, die selbst das Kleid des Christenthums beschmutzte, so haben auch der Rhein und seine Landschaft ihren Antheil daran, der Strom, der so leicht und spielend zu Freude und friedlichem Verkehr ladet, die Landschaft, welche so reich und mild zum versöhnlichen Neben- und Miteinander stimmt. In ihr wurde der Germane zum christlichen Deutschen umgeschaffen und entwuchs am raschesten seine Kultur, die kein fremdes Element störte, den Jahren des Sturmes und Dranges zu Jahren der Blüte. Da kam dann eine hochgemuthe Zeit, wo der Strom, von der Quelle bis zur Mündung christlich und deutsch, die Lebensader des Reiches Karls des Großen wurde, wo die Kaiserpfalzen, die in seinen Wellen sich spiegelten, der Hort des Rechtes und Gesetzes waren und die deutschen Stämme an seinem Ufer sich trafen und kennen lernten, wo in seiner Mitte mit dem Stuhl des hl. Bonifatius ein Centrum der deutschen Kirche sich erhob, wo seine Herren- und Klosterhöfe der Volkswirtschaft ein Muster wurden, wo von der Palastschule zu Aachen bis zu der des Klosters St. Gallen die Quellen der Bildung flossen und vom Aachener Münster bis zum Plan der St. Gallener Klosterkirche ein neues künstlerisches Werden, die erste christlich-deutsche Kunst sich vorbereitete.

Mit dieser Entfaltungs- und Gestaltungskraft aber musste das rheinische Leben in seinem Verhältnisse zur Donau das Gebende und sie die Empfangende werden. Vom Rheine her kamen die Glaubensboten, die das fast erloschene Christenthum an der Donau neu belebten, vom Rheine die politische Macht, das Herrschergeschlecht, das im 9. Jahrhundert sich Regensburg zur Hauptstadt erkor, die neue sociale Form, die neue Kunst. In dunkler Ahnung hat sich die Sage dafür das Empfinden gewahrt. Das Epos, dessen landschaftliche Heimstätte der Rhein ist, wurde an der Donau zusammengefasst und an der Donau hinab ziehen seine rheinischen Helden, Kriemhilde und die Nibelungen, durch Bischof Pilgerims Stadt, das Thor der Ostmark, an Eferding vorbei zum Heim des edlen Rüdiger von Pöchlarn und weiter hinab über Medelike (Melk) und Mutaren (Mautern) zu Etzels burc vil riche . . . geheizen Treisenmûre. Wie viel von rheinischer Kraft ist immer wieder hinabgezogen an dem ostwärts gewendeten Strom und hat seine Ufer mit rheinischem Blute getränkt, wie das Geschlecht der Nibelungen! Aber befruchtet hat doch dieser blutgetränkte Same, nur hat er sich im Schoß der eigenartigen Donaulandschaft in anderer Art entwickelt.

Während dort am Rhein der alte Lehenstaat der Franken in überreicher Entfaltung in zahlreiche Territorialsplitter auseinander wuchs, der Kleinstaaterei zu, bereiteten sich an der Donau schon jene Staatengebilde vor, die größere, politische, ja weltgeschichtliche Bedeutung gewinnen sollten. Das Herzogthum

Bayern hat auch die kurzsichtigste Politik seiner Herrscher nicht um die Keimkraft zu einem größeren Staate bringen können, und da, wo die äußersten Endpunkte der weiten Steppe und des mächtigen Alpengebietes sich nachbarlich berühren, fiel in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 die endgiltige Entscheidung über den wie mit Naturnothwendigkeit immer wieder unternommenen Versuch, einen Großstaat an der Donau zu begründen. Ein Hinüber und Herüber ist im Wesentlichen die rheinische Geschichte geblieben, die der Donau ein Hinauf und Hinab. Zwar tauschten auch die von Norden und Süden kommenden Einflüsse gar manches an ihr aus, und namentlich dieser letztere, aus dem Lande Dietrichs von Bern kommende, hat sich einen Platz an ihr zu schaffen gewusst. Wer offenen Auges durch Passau wandert und von da donauabwärts, kann es gar nicht übersehen, dass hier mit dem Inn herab ein starker Strom italienischen Kultur- und Kunstlebens zugeflossen ist. So erhielt die Kunst an der Donau ihre von der rheinischen abweichende Eigenart, die Freude namentlich an den weiten Räumen. Dadurch auch kam es, dass in einer Zeit, wo die rheinische Baukunst fast erstarrt war, an der Donau ein blühendes Kunstleben Wundervolles schuf, die italienisch-deutsche Barockkunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Aber augenfälliger und gewaltiger ist der Zug des rastlosen Hinauf und Hinab. Die Donau ist die vielumkämpfte große Völkerstraße des Westens und des Ostens. Die nach Osten dringende Kultur des Occidents und der Wildwuchs der östlichen Steppen haben sich wieder und wieder an ihr in heißem Ringen gemessen. An der Donau herauf zogen die Todtengräber des römischen Westreiches, die Hunnen, und das den Steppen des Ostens entstammende Avarenvolk hat an ihr Swatopluks Slavenreich des Westens vernichtet. Während am Rhein ein reiches Leben und Schaffen in festgewurzeltem und fast ungestörtem Wachsthum heiter sich entfalten durfte, zerstampften an der Donau die wilden Nomadenschwärme des ungarischen Steppenvolkes wieder und wieder die Früchte harter Arbeit. Wahrlich, der Strom der Kultur, der den Weg der Donau nahm, hatte schwer zu kämpfen. Aber er drang doch durch. Der Kaiser des Westens, dessen Geist noch heute, wie die Sage meldet, am Rhein in Heiterkeit die Reben segnet, hat, wie ein Racheengel durch die Waldberge der Donau bis zur Steppe dringend, die asiatische Barbarei der Avaren vernichtet. Noch feiert ihn die ernster gemuthete Sage des Donaulandes als den Retter dieser Gefilde. Abwärts am Strome stiegen nach ihm die Pioniere deutscher Kultur, die mit dem Kreuz, die mit dem Spaten und die mit dem Schwert, und zwangen das Volk des Orients in feste Grenzen und zu friedlicher Kulturarbeit. Sie hatten so die Straßen gebahnt und geschaffen, als ein Zeitalter kam, in welchem der christliche Westen, die Kaiser, die am Rheine das Kreuz genommen, und mit ihnen die überschüssige Kraft des rheinischen Ritterthums in das Morgenland zogen: da kamen die Tage, wo die Donau mit dem Rheine wetteiferte, wo man auch in den Bischofsstädten an ihr von Roland sang, die Thaten der am Rhein gewählten und gekrönten Kaiser in poetischer Chronik verherrlichte und den Sang von den rheinischen Nibelungen für alle Zeiten rettete; wo am glänzenden Fürstenhof der Babenberger dem Genius Walthers von der Vogelweide die jungen Schwingen wuchsen, die er am Rhein dann für den Hohenstaufen Philipp so mächtig regte, wo der Bauer am Rhein und an der Donau reich

und stolz wie der ritterbürtige Mann auf seinem Eigen saß, wo das Beispiel der freiheitstolzen rheinischen Städte die an der Donau nicht rasten ließ und ihr Bürgerthum sich die Residenzen der Könige des Ostens eroberte, wo weit über die Ostmark hinaus deutsche Künstler in Bild und Stein ihr Andenken hinterließen. Das waren die Tage, wo die Zelte der Magyaren zu Häusern wurden und der deutsche Pflug bis zur Pußta geführt ward. Da ward auch der Stein zu einem der bedeutsamsten Werke der Geschichte gelegt. Mit einem Geschlechte, das im Rheingebiete beheimatet war, nahm das deutsche Kaiserthum seinen Sitz an der Donau, und während es zugleich mit den Rheinlanden in inniger Verbindung für seinen alten Inhalt blieb, schuf es aus den Kräften, die es an der Donau fand, ein neues, sondergeartetes starkes Gebilde, den Staat der Habsburger. Nur so aber ward es möglich, dem erneuten und furchtbarsten Ansturm des Ostens in den Türkenkriegen Stand zu halten und zu retten, was die deutsch-christliche Kultur hier geschaffen hatte. Das ist eine jener Thatsachen, in denen der Geist einer Vorsehung in der Geschichte fühlbarer wird, und ich brauche mich, glaube ich, nicht der tiefen Andacht und Rührung zu schämen, in der ich vor dem Denkmal Starhemberg's in St. Stephan stand und die Trophäen jener großen Zeit im Museum des Rathhauses in Wien betrachtete. Während am Rheine der jammervollste Egoismus und feile Genussucht dem schönen Strom eine Epoche hunnischer Barbarei bringen zu sollen schien, glänzte der Donau ein neues, von idealen Gedanken getragenes, tiefernstes Heldenzeitalter auf. Dort am Rheine wurden Städte und Dome der nackten Herrschsucht Ludwig XIV. geopfert, ohne dass die Rache alle Kräfte des Volkes zu einer großen That zusammenschweißte. Zersplittert waren sie in tausend Nichtigkeiten, die Hyperkultur krankte dort an allen ihren Schwächen. Eroberer legten oben und unten die eiserne Faust auf den Strom und hätten sein reiches Leben erstickt, wenn es zu ersticken gewesen wäre. An der Donau aber streifte ein großer Gedanke alles Kleinliche ab, der des hohen Kampfes, des Ringens um die höchsten Güter, der Freiheit, der Religion, der Kultur. Hoch und Nieder, Geistlich und Weltlich waren wie ein Mann, und was die Nationen Europas an Heldenseelen und Edeln hatten, schloss sich aufs engste hier zusammen und trug das unbefleckte Banner siegreich hinab vom Kahlenberge bis an die berstenden Mauern Belgrads.

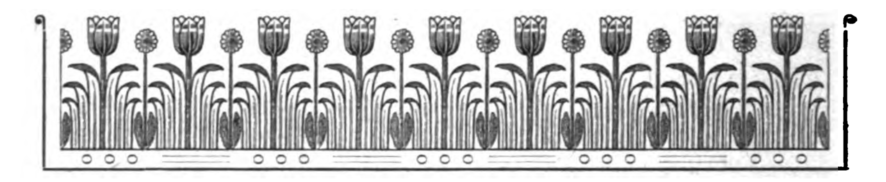
Zwei Jahrhunderte sind unterdessen vergangen und es ist vieles anders geworden an den beiden Strömen und in ihrem Verhältnis zu einander. Am Rheine stieg in letzter Consequenz jenes Jahrhunderts, das seine Lande erniedrigt hatte, der Adler des französischen Kaiserthums triumphierend empor, und gleichzeitig wurden an der Donau die Insignien des vom Rhein einst ausgegangenen Reiches zu vollständigen Reliquien. Nach Osten gieng wieder der Lauf der Weltgeschichte. Ein neuer, Völker zusammenraffender Attila war gekommen, aber von Westen her. Da jedoch, wo der Kirchthurm von Aspern zum Kahlenberg hinauf und zu Etzels Reich hinabgrüßt, ward ihm zum ersten Male Halt geboten in einem heißen, begeisterten Kampfe. Es war der letzte dieser Art in den Donaulanden. Wie Entkräftung und Lethargie fiel es nun über sie, wie eine jauchzende Siegesfreude überkam es den Rhein. Er sah seine größten Tage, die siegreichen Heere der verbündeten Völker und Fürsten, die furchtbare Vergeltung von 1870 für seine einstige Entwürdigung und die

Geburt eines neuen starken deutschen Reiches. Ein schweres Opfer freilich kostete sein Werden. Das letzte äußerliche, staatliche Band, das Rhein und Donau noch verknüpft hatte, wurde zerrissen. Langsam, aber stetig hatte sich in dem Donaustaate ein Process vollzogen, der seinen Charakter umwandelte, ihn, wenn ich so sagen darf, vom Schwarzwald weg zum Orient rücken ließ und ihn zum Tummelplatz gesetzloser Willkür, nationaler Leidenschaft und brütender Melancholie machte. So wiegt das Bild des Ernstes und des Kampfes und der Gegensätze wieder an dem Strome vor. Wird es so bleiben? Beginnt wirklich ein neues Zeitalter des Ostens an der Donau? Wer weiß es?

Nahezu 2000 Jahre zeigen sich Donau und Rhein in wechselnder, aber nie ganz aufhörender Verbindung. Nahe wie ihre geographische Heimat, haben die Ströme auch die Quellen der Geschichte, aus denen sie belebt und gespeist werden. Verschiedenartig aber, wie sie in ihrem geographischen Charakter sind, sind sie auch im Hinblick auf die geschichtliche Form, welche sich an beiden Strömen herausbildet. Frische, fast leichte und heitere Entwicklung auf der einen Seite, Kampf und ernstes, oft düsteres Ringen auf der anderen. Vielleicht darf man es auch so bezeichnen: der Rhein ist geographisch und geschichtlich der deutsche Strom, wo deutsche Art und Kraft, von der Fülle einer reichen Landschaft unterstützt, sich naturgemäß und reich und frisch entwickeln konnte. Die Donau ist der Strom der Vermittlung zwischen deutscher Landschaft und östlicher Steppe, zwischen deutscher Kultur und der östlichen Reaction dagegen, der Strom, wo die deutsche Geschichte sich in die einer anderen Welt umzusetzen hatte. So ist der Rhein der Strom einer Volksgeschichte, die Donau ein weltgeschichtlicher Strom.

Aber der Deutsche hat trotzdem ein Recht, ja das größte Recht auf ihn. Er hat ihn der Wildnis und dem Barbarenthum abgerungen. Und nicht der Germane war es, sondern der christliche Deutsche. Mir fällt jetzt, wo ich oft mit Sehnsucht wieder zurück an die schönen Donautage denke, die stimmungsvolle Abendstunde wieder ein, die ich auf der Terrasse des Stiftes Melk verbrachte, um das herrliche Landschaftsrund wieder und wieder zu genießen. Ich sah nach Weitenegk hinüber, dessen grauer Thurm, als ob er erzählen wolle, zu mir herüber grüßte. Ich suchte über die fruchtbaren Gefilde hinweg die Stelle, wo Pöchlarn liegen musste. Auch die finster hereinschattenden Wälder des Jauerling streifte mein Blick. Ich wendete mich aber auch oft, um in die offene Stiftskirche hineinzusehen. Denn mit stets neuem Entzücken erfüllte mich dieses großartige Werk Prandauer's, die Grabstätte der ersten Babenberger. Mich dünkte aber, sie mitsammt dem großartigen Stift und seinen Kunstschätzen und seiner kostbaren Bibliothek und der Stadt da drunten und den weit gelichteten Wäldern und den segenschweren Feldern sei so recht ein Denkmal deutschen Wirkens an dem ernsten Strom, vor dem eigentlich aller Hader der Religionen und Nationen verstummen müsste in dem einen Gefühle des Dankes für das Geschaffene.





# Gedichte.

Von Richard von Kralik.

## Vögel aus dem Süden.

Vögel kommen aus dem Süden,
Bringen uns den Lenz zurück.
Länger sind wir nicht geschieden
Von der Freude, von dem Glück.

Kommen her auf Sommerlüften,
Machen meinem Herzen warm,
Und in süßen Veilchendüften
Löst sich auf der alte Harm.

Einem hab' ich meine Seele
Anvertraut vor langer Zeit,
Dass sie länger sich nicht quäle,
Von dem schönen Lande weit.

Und nun steig' ich auf den Hügel,
Auf die Berge Tag für Tag,
Harre, dass sein gold'ner Flügel
Mir sie wieder bringen mag.

## Verschwenderin Natur.

Übermuth an allen Ecken!
Wohinaus noch, gute Welt?
Rosen wachsen auf den Hecken,
Und im Golde starrt die Welt.

## Weissdorn.

Gelbe Blumen von der Wiese,
Blaue Blumen aus dem Wald,
Von den Hecken brach ich diese:
Ja, nun kommt der Sommer bald.

Um die Schönheit streiten alle,
Voll von Eifer oder Zorn,
Jedes will, dass es gefalle,
Und es blüht sogar der Dorn.

## Wand'rers Morgenrast.

Wie liegt die Welt im Sonnenschein
Zu meinen Füßen klar und rein!
Im Wind regt leise sich der Baum!
Mir fällt der Thau in meinen Wein.

## Schwermuth.

Weg, Saitenspiel, aus meiner Hand!
Heut sitz' ich schweigend, unverwandt,
Heut sing' und sag' ich nicht ein Wort,
Obwohl ich brauchte Musenhort.
Obwohl so übel mir zu Muth,
Dass mir das Singen thäte gut.

Doch fürcht' ich, wenn die Lippen ich
Heut öffnete, so würde sich
Ein Ton entringen also grass,
Dass selbst die Muse würde blass. —
Drum schweig' ich still in solchem Schmerz,
Und ohne Heilung bleibt mein Herz.

## Wachsthum.

Mein ganzes Sein ist umgewandelt,
Doch hab' ich nichts gethan, gehandelt.
Ich blieb zu Haus, ein müder Wand'rer,
Und doch ward ich zu Haus ein And'rer.

Es wächst und blüht die ganze Welt;
Bin ich's allein, der inne hält?
O süße Lust! Ich schaue still,
Wie meine Seele wachsen will.

## Brachfeld.

O wunderschöne Liebenszeit!
Wie liegt mir alles Sorgen weit,
Wenn ich an sie nur denke,
In sie mich nur versenke.

Brach ruhet meines Geistes Feld
Von keines Pfluges Erz zerquält,
Darauf statt gold'ner Ähren
Blaublümelein sich mehren.

## Bilder ohne Gnade.

Ich gieng vorher gar viele Pfade
Nach schönen Bildern ohne Gnade;
Nun möcht' ich gnadenvoll're sehn
Und nicht beachten, ob sie schön.
Es ist doch besser Huld und Gnad'
Als Schönheit, die nicht Gnade hat.





# Otfried.

Epische Dichtung in neun Gesängen.

Von Meinrad Sadil.

(Schluss.)

## Fünfter Gesang.

### Am Wunschbrunnen.

Sie wob ein Kleid aus seideweichen Fäden
Und Eichenlaub und Röslein stickt' sie drein:
Für sie soll es das Wort der Liebe reden,
Soll ihres stillen Wunsches Bote sein.

Wie wird sein Auge leuchten vor Entzücken,
Legt sie die Herrlichkeit vor ihm zuthal!
Sie eilt, doch nirgends ist er zu erblicken,
Nicht in der Kammer, nicht im Männersaal,
Nicht auf dem Söller und nicht an der Eiche,
Wo sonst er gerne saß und schrieb und sann —
So wird es sein dann, wenn der Liederreiche
Zu Fuldas grauem Thore zog vondann!

Sie läſst sich auf der Moosbank schwellend Bette,
Sie denkt dem Räthsel trüben Blickes nach,
Warum sich schmiedet eines Glückes Kette,
Die, eh' sie wird, ein Schicksal schon zerbrach.

„Was kam ein Traum und machte mich befangen,
Die heiter wie ein Kind durchs Leben lief?
Warum verwehrt er mir, nach ihm zu langen,
Und weckt den Wunsch, der mir im Herzen schlief?"

Fast wollt ein Zürnen ihren Geist bewegen,
Ein Zürnen gegen Otfrieds hohen Sinn —
Da sieht sie nahe das Gebüsch sich regen
Und „Otfried!" ruft sie, stürmend eilt sie hin —
Doch steht sie plötzlich, bis ins Herz erschrocken —
Wohl ist es Otfried, aber sterbensbleich,
Am Kleide klebt ihm Blut, auch in den Locken,
Und von dem Arme trieft es zum Gesträuch.

„Um alles sage, Otfried, was geschehen!"
So ruft sie; bebend fasst sie seine Hand;
Als wollte sie in seine Seele sehen,
So blieb ihr Aug' zu seinem Aug' gewandt.

„Nur müde!“ sprach er, und sie führt ihn sachte
Zum Sitz — den Weg bezeichnet er mit Blut;
Sie zürnt sich, dass sie jetzt es erst beachte,
Wie auf den Armen ihm ein Mägdlein ruht.
Sie bettet rasch das Kind auf weichem Moose,
Dann trocknet sie das Blut vom wunden Arm,
Umhüllt ihn, nicht zu streng und nicht zu lose,
Und drückt die Lippen drauf voll Lieb' und Harm.

Da weicht von ihm der Schwäche bleicher Schleier,
Aus seinem Auge blitzt ein Blick voll Glut:
„Ich neide keines Fürsten Siegesfeier,
So reich bezahlst du mir den Tropfen Blut,
Den ich vergoss um dieser Waise Leben
Im Kampfe mit des Waldes Ungethier.
Die Mutter lag zu Tod versehrt daneben —
Nun ist das Kind zu eigen mir und — dir.
Doch lass uns langsam nach dem Hofe wandeln,
Die Knechte senden um den Leichnam aus —
Ich weiß, du wirst an diesem Kinde handeln,
Als lief ein Schwesterlein von dir im Haus.
Ist dieses Händchen nicht gemacht zum Küssen?
Sind diese Locken nicht gesponnen Gold?
Das zarte Hälschen hätte bluten müssen,
Hätt' nicht ein Engel mich zum Ort geholt.
Noch sieh die Wangen an, so rund und lieblich,
Nur sind sie blass vom Schreck und von der Noth,
Die weichen Lippen auch — ach, wie betrüblich,
Dass all die Zierde einmal reift dem Tod!
Drum sollen wir, was liebewert, auch lieben
Mit aller Kraft, solang es lebt und lacht —
Nimm dieses Büchlein, drinnen steht geschrieben,
Was hohe Lieb' um dich gefühlt, gedacht.
Dies Pergament sei dir zum Angedenken,
Wenn ich nicht weile mehr in deiner Näh';
Mein Schicksal will's: Ich muss die Schritte lenken
Von Blumenauen nach der Felsenhöh'.“

Sie sagte nichts, doch barg sie in den Falten
Die Blätter sorgsam wie den größten Schatz:
Noch musste lange sie der Wunde walten,
Da ließ die Sorge nicht der Neugier Platz.
Doch als die Sonne sank mit ihren Gluten,
Im Laube leise zog der Abendwind,
Als Herr und Knecht vom Werk des Tages ruhten,
Der Kranke schlief und das verwaiste Kind,
Da gieng sie eilends zur geliebten Eiche,
Wo längst der Vögelchor im Laube schlief;

Dort hüllte von der Brust die Zierdereiche
Das Büchlein, las und sann und seufzte tief.

„Ich will dir anders" — hieß es — „nimmer sagen
Die Wehmuth, die den Geist mir sanft durchzieht,
Auch anders nicht dir in die Seele fragen
Als mit dem weihevollsten Minnelied.
Denn was ich Hohes habe zu verkünden,
Das fügt sich in die Menschensprache nicht;
Wenn Geist und Geist für ewig sich verbünden,
Ist Sprache noth, die man im Himmel spricht.
Die schönsten Lieder hab' ich wie ein Wehen
Im Walde nur gehört, so leis und weit;
Ein Blatt, auf dem die Worte sollten stehen,
Ist den beschrieb'nen Blättern vorgereiht.
Ich habe ehedem gesucht den Frieden —
Dass ich ihn hatte, war mir nicht bewusst;
Ich bin nun erst von aller Ruh' geschieden,
Seit mir dein Name leuchtet in der Brust.
Doch will ich nicht um meinen Frieden flehen,
Wenn diesen Gott dir Theure zugetheilt;
Ich will den ganzen Schmerz darum erstehen,
Der an der Straße deines Lebens weilt.
Nur eines musst du immer mir bedenken:
In meinem Sinne wohnt ein hehrer Stolz,
Der zwingt mich, meinen Schritt zur Höh' zu lenken,
Verwehrt die Blüte mir von niedrem Holz.
Du musst darum, soweit die Sterne reichen,
Besiegen jeder Tugend hellen Schein —
Die Sonne darf dir nicht an Helle gleichen,
Die Lilie nicht wie du so schuldlos sein."

Sie las noch als die Dämmerung gesunken
Mit leisem Flügel auf das grüne Land;
Im Busche glühten tausend kleine Funken —
Sie las noch als ihr Vater vor ihr stand.
Wie wenn ein Blitz der Eiche Stamm zersplittert,
So schreckte sie des eignen Namens Klang,
Und wie ein Reh, das die Verfolger wittert,
So furchtsam blickte sie, so todesbang.
Doch nicht verbergen wollte sie die Spende,
Die hohe Lust, doch nun ihr Leid gebracht —
Der Vater nimmt das Büchlein in die Hände,
Er schüttelt oft sein Haupt und lacht und lacht.
Doch wie er liest, da legen ernste Falten
Sich um den Mund und auf die hohe Stirn —
Er neigt sich vor der reinen Liebe Walten
Wie Silberweiden vor dem stolzen Firn.

Gar endlich wird es feucht in seinen Augen
Beim letzten Blatte, das am Bande hieng,
Er fühlt des Leides Wurm am Herzen saugen
Wie damals, da sein Weib zu Grabe gieng:

„Es war im Traum, da warst du mir gestorben;
Vom Gram zerrissen stand ich an dem Sarg —
Am Schrein, der meinen reichsten Schatz erworben,
Am Kerker, der mein bestes Leben barg.
Und Thränen flossen und Gebete stiegen
Hinauf zum Himmel um mein schönstes Gut,
Da sah ich deine Brust sich athmend wiegen,
Und in die Wange stieg dir neues Blut.
Das Auge schlugst du auf, das wundervolle,
Du sagtest mir ein Trost-, ein Schmerzenswort:
Dass dich der Himmel mir noch leihen wolle —
Nach dreien Tagen aber giengst du fort!
Da nahm ich bebend dich in meine Arme,
Ich drückte dich an meine Wange an;
So hohe Worte sprach ich, liebeswarme,
Wie nur ein Irdischer sie reden kann.
Was man in Jahren fühlen mag und denken,
Das drang aus meinem Geist in deine Brust —
Ich wollte schnell dir alle Liebe schenken,
Die sonst nur einem Leben wird bewusst.
Da ward es licht — ich sah den Traum zerstieben:
Verschwunden ist die Sorge und die Klag',
Doch will ich dich von heute an so lieben,
Als stürbest du mir an dem dritten Tag."

Im Aug' des Vaters blinkte noch die Zähre,
Als er die Seide um die Blätter wand;
Er nahm die Tochter zärtlich an der Hand
Und sprach die Worte einer sanften Lehre:

„Du siehst den Stern dort über jener Fichte?
Sie kann dahin nicht, wo der Hohe steht,
Und er hernieder nicht aus seinem Lichte,
Wenn auch sein Strahl herab zur Holden geht.
Sie müssten beide sich in Gram verzehren,
Wär' Denken ihnen eigen und Gemüth;
Dich aber möge dieses Gleichnis lehren,
Den Brand zu fliehn, in dem dein Glück verglüht."

Nun ihres Wortes harrend hält er inne;
Sie aber sieht den Vater fragend an:
„Was hindert, dass ein Glück, auf das ich sinne,
Das Schicksal nimmer mir gewähren kann?"

Er sprach: „Zu kämpfen für den Christenglauben,
Für alles Edle fasst er nach dem Schwert —
Willst du dem Himmel einen Helden rauben?
In deinen Fesseln sah'n, was Gott gehört?
Du darfst und willst nicht solche That vollbringen,
Und wenn du wolltest, fehlte dir die Macht:
Den Auserwählten kann die Welt nicht zwingen
Und nicht umschlingen, weil ihn Gott bewacht.
Drum nimm den Rath: Du sollst noch heute wenden
Von diesem Auserkornen Herz und Sinn:
Es glüht ein jedes Gut in fremden Händen,
Doch Raub an Gott ist bitterster Gewinn."

Zum Hofe kamen sie; er küsst die Wange,
Die feucht von der verstohlnen Thräne war.
Sie gieng zur Kammer, doch sie blickte lange
Zur Nacht hinaus, die friedlich lag und klar.
Zuerst erschienen sternelos die Räume,
Dann flammt' es an dem Himmel: Licht an Licht —
Erst rauschten ihr ein banges Lied die Bäume,
Doch immer schwiegen sie vom Troste nicht:
„Du willst, du sollst nicht rauben Gottes Eigen,
Doch darfst du fleh'n um das, was ihm gehört:
Will er sich gnädig deiner Bitte neigen,
So bist du sündelos und unbethört.
Doch streckt er wehrend dir die Hand entgegen,
Dann wende deinen Sinn von seinem Gut.
Ein Brunnen quillt an dunklen Waldeswegen
Dort eile hin und trink von seiner Flut.
Gar oftmals hörtest du die Wundersage:
Wer von der Quelle schlürft um Mitternacht —
Was immer er für Sehnsucht in sich trage,
Ihm wird erfüllt der Wunsch, den er gedacht."

Sie rafft sich auf, verhüllt die zarten Glieder,
Nimmt von der Wand den leichten, blanken Speer
Und eilt zum Wald — bergauf — zum Thale nieder —
Nun steht sie lauschend — Stille rings umher:
Sie schaut im Mondenschein die blassen Eichen,
Sie steht am Fels, aus dem der Brunnen quoll;
Hier liegt ein Stamm — sie findet all die Zeichen,
Doch wo der Quell, von dem sie trinken soll?
Ein Rauschen fließt — doch oben in den Zweigen,
Und keine Welle netzt den bleichen Kies:
Was hilft dir alles Suchen, alles Neigen? —
Versiegt dein Hoffen — welk dein Paradies!

Ende des fünften Gesanges.

## Sechster Gesang.

### Jungfräuliche Liebe.

Auf weicher Bank am breiten Stamm der Eiche
Saß einsam da des Blankenwalders Kind.
Ihr in das Antlitz, in das schmerzenbleiche,
Trieb leis ein gelbes Blatt der kühle Wind.
Verschwunden ist des Lenzes reiches Blühen,
Verschwunden ihrer Wangen Rosenglut —
Die Schwalben und die Nachtigallen ziehen,
Schon lange flog von ihr der frohe Muth.

Sie denkt des Frühlings und der Sänger Streiten,
Wie wonnig ihrem Herzen dort geschehn —
Da hört sie leichten Gang — es klingt im Schreiten
Ein Saitenspiel — er naht ihr ungesehn.
Er läſst sich jenseits auf die Moosbank nieder,
Nicht ahnend, wen die Eiche von ihm trennt;
So stimmt er an die trauervollsten Lieder,
Das Leid enthüllend, das im Herzen brennt:

„Bist du wieder an der Stelle,
Mit den Furchen im Gesicht,
Gram, du treuester Geselle?
Ach, gar lange bliebst du nicht!
Schöne Tage sind vergangen,
Seit du leise giengst von hier —
Freude kam, ein Blütenprangen
Zog sich um die Seele mir;
Und mir war, als sollt' vom Leide
Lebenlang geschieden sein —
Ach, du kommst — und sieh, wir beide
Sind wie sonst allein — allein!"

*

„Spiele, singe, lache, tanze
Künftig immer wie bis heut',
Wandle hin im Freudenglanze,
Alle Wege glückbestreut!
Mögen nie die goldnen Träume,
Die von meiner Hand dich ziehn,
Wie der Wüste Palmenbäume
Kränkend deinem Aug entfliehn!
Dir zuliebe will ich schweigen,
Fernab lenken meinen Schritt,
Und ich will dir niemals zeigen,
Was ich Leides um dich litt."

*

„Ich fürchte nicht des Donar lauten Hammer:
Er kracht, er dröhnt, die Welt läſst er beſtehn —
Soll wenden ſich ein Glück zu tiefſtem Jammer,
Solch Wandeln will nur leis und ſanft geſchehn.
Ein kleines Wörtlein war's auf meine Frage,
Ein Wörtlein, das dein Mund mit Lächeln ſprach —
Ein Todesengel gieng mit ſtummer Klage —
Mein Todesengel weinend durchs Gemach."

*

„Was liegt daran, ob du mir Freude gibſt,
Ob du mir ſagſt, wie wenig du mich liebſt?
Was liegt daran?
Die Lüfte weh'n an einen fernen Ort,
Und mit den Lüften ſchwindet auch dein Wort —
Was liegt daran?

Was liegt daran, wenn mich die Rede kränkt?
So manchem, iſt die Bruſt vom Gram beengt,
Was liegt daran?
Man drückt uns einmal doch die Augen zu —
Wir finden eine lange, ſanfte Ruh' —
Was liegt daran?

Was liegt daran, wenn ohne Sonnenſtrahl
Ein Leben ſich verzehrt in ſeiner Qual,
Was liegt daran?
Den man gebettet auf die Todtenbahr,
Ob der in ſeinem Leben fröhlich war —
Was liegt daran?"

*

Es drang dem Mädchen in der Seele Tiefen
Der Schmerz, der dieſe trüben Lieder ſpann;
Da wachten Lieb und Leid, die leiſe ſchliefen,
Und legten ihre Klugheit in den Bann.
Nun hätte ſie den Vorſatz leicht gebrochen,
Dem Jüngling zu verbergen ihren Sinn;
Sie wär' zu ihm getreten, hätt' geſprochen:
„O glaube nicht, daſs ich dir abhold bin!" —
Wär' nicht der Vater da von weitem Ritte
Zum trauten Kinde eben heimgekehrt.
Er ſieht die beiden und in ihrer Mitte
Läſst er ſich nieder, gürtet ab das Schwert
Und reicht es Otfried mit der ſanften Klage:

„Wer führt es einſt, wenn mir die Kraft entflieht?
Wer ſchützt mir wohl das Kind an jenem Tage,
Wenn über meinem Grab die Wolke zieht?
Als ich dein edles Denken ſah und Handeln,
Wie wurde mir das Herz der Freude voll!
So herrlich fand ich keinen Jüngling wandeln —

Dir wurde meiner Liebe reichster Zoll.
Da ließ ich gerne meine Hoffnung ranken
Um einer frohen Zukunft holdes Bild:
Du warst des Waldes Herr mir im Gedanken,
Gefährte meinem Kind und Schützer mild.
Doch als ich endlich sah dein stolzes Dichten,
Dem Herrn zu dienen an dem Himmelsthron,
Da musst' ich meiner Hoffnung Bau vernichten —
Nicht rauben will ich dir den Gotteslohn.
Nie wär' es mir und meinem Kinde Segen,
Dich fernzuhalten dem erwählten Ort —
Drum rieth ich meiner Trauten, allerwegen
Zu meiden deine Nähe und dein Wort.
Doch als der Wangen Rosen ihr erbleichten,
Kein Lächeln flog um ihren süßen Mund —
Mich schämt es nicht, dass ihre Thränen weichten
Mir Trotz und Vorsatz auf den tiefsten Grund.
Auch deine Lieder sagen nur von Leiden,
Wer trüge das noch ferner in Geduld? —
Ich sah es ein: du musst von hinnen scheiden,
Und dass du musst — ich trage nicht die Schuld.
Zum Freunde ritt ich noch, mir Rathes holen —
Ich bring dir Grüße von der Eigilzell,
Und was er sprach — ich künd es unverstohlen —
Hör' an die Wahl und küre auf der Stell:
Willst du ein Trost sein dieser Schmerzensbleichen,
Der Süßen Schirmer werden und Gemahl,
So magst du mir die Hand zum Bunde reichen,
Und dich begrüßt noch heut als Herrn das Thal;
Doch willst du wandeln auf den höhern Pfaden,
Was ich nicht schelten will und schelten kann,
So heilt uns wohl die Zeit auch diesen Schaden,
Nur zäum' dein Rösslein bald und zieh' vondann.
Zu Eigil geh, er will dich hingeleiten
Zum Gotteshause: wo die Fulda fließt —
Im Klosterfrieden magst du dich bereiten
Dem Tag, der dich als Ordenskind begrüßt.
Nun sage, wie du denkst — ein lang Besinnen
Ist dir, dem Klugen, sicher nimmer noth:
Du sannst darüber nach von Anbeginnen,
Kennst meine Frage — wie der Greis den Tod."

Und Otfried athmet tief. Er sieht die Holde
Mit innig warmen Blicken lange an:
„Ich weiß nicht, wie mein Glück ich preisen sollte,
Wär' ich nicht ich — wär' ich ein andrer Mann.
Fühlt' ich geboren mich zum Kinderwiegen,
Ein Weib zu hegen und im sichren Schrank

Das Gold zu mehren, auf dem Fell zu liegen
Und nach der Jagd zu fröhnen süßem Trank:
Wenn ich das Glück auf jenen Pfaden sähe,
Die von der Menge hartgetreten sind —
Den Himmel fänd' im engen Haus der Ehe,
Wen nähm' ich lieber als dies holde Kind?
Doch scheint es mir, als sei von andrer Erde
Der Stoff gewählt, aus dem mich Gott gemacht;
Nicht weiden mag ich, wie sich labt die Herde,
Ich will nur schau'n der Blüte sel'ge Pracht.
Ich weiß es wohl, dass alle anders denken,
Mit meinem Sinne schein' ich euch ein Thor;
Doch will ich anders nicht mein Rösslein lenken
Als nach dem Ziele, das mir Gott erkor!
Der wählt den Wesen allen ihre Lose,
Er lenkt auch mir den Sinn zu meinem Wohl:
Es fliegt der Falter nach dem Duft der Rose,
Die Raupe lebt und stirbt auf ihrem Kohl.
Ich will und muss zum Hohen, Höchsten streben,
Und sollt' ich missen allen frohen Muth;
Drum kann ich nicht als Mann des Weibes leben —
Dem Volke weihen muss ich Kraft und Blut;
Dem deutschen Land des Himmels Wort zu künden,
Darnach begehrt mein Herz, verlangt mein Geist;
Des Wissens Nebeltiefen aufzugründen,
Das ist die Hoffnung, die mich stets umkreist.
Ich will Gedanken, die sich wonnig regen
In Haupt und Herzen gleich im Baum der Saft,
Dem Weibe „Menschheit" an den Busen legen
Als edle Kinder meiner stolzen Kraft!
Drum auf nach Fulda — morgen will ich ziehen —
Wo mir die Brüder wohnen, gleichgesinnt,
Eh der Berufung Engel mir entfliehen,
Und mir der Jugend Schaffensdrang entrinnt!
Wo große Glocken Feierklänge dröhnen,
Der Opferrauch zum hohen Bogen schwebt,
Wo voll der Andacht tausend Stimmen tönen,
Da sei mein Tag — ein Opfer selbst — gelebt.
O hohes Werk, auf Pergament zu malen,
Was lang vor uns ein weiser Mann gedacht;
Mit drei geeinten Fingern Licht zu strahlen
Wie jener, der die helle Welt gemacht.
Am fernen Orte wird sein Wort gelesen,
Wenn auch der Denker in der Zelle bleibt;
Die arbeitsame Hand, sie mag verwesen —
Unsterblich sind die Blätter, die sie schreibt.
Die Bäume, die du pflanzest, werden fallen,

In deinem Hause spielt dereinst der Wind,
Das Wort, das du geredet, muſs verhallen,
Vergessen deiner wird das Enkelkind;
Doch an der Fulda wird die Feste ragen
Und trotzen einer langen, bösen Zeit:
Dort leben wird mein Geist in späten Tagen,
Mein Lied ertönen einer Ewigkeit.

Nun mag dein edler Sinn es wohl ersehen,
Warum nach Fulda leitet meine Wahl;
Doch mögest du mein Wort auch recht verstehen —
Ich kann nicht werden deinem Kind Gemahl,
Doch Freund ihr bleiben will ich bis zum Grabe,
Sie hüten als der Erde schönsten Hort;
Dem Himmel schenk' ich, was ich bin und habe,
Für mich verlang ich nur ein kleines Wort:
Ich schreib' es in mein Herz mit goldnen Zeichen,
Ich will mich dran erfreuen spät und früh;
Wird meine Judith einem Manne reichen
Die süße Hand? Nun sprich das Wörtlein: Nie!"

Begeistert blitzten da die schönsten Augen,
Sie wollt' es sagen, aber ihren Mund
Verschloſs der Vater: „Nimmer kann es taugen" —
So rief er aus — „zu schließen solchen Bund!
Zum Manne will das Weib sich liebend schmiegen,
Das war und bleibt, solang die Sonne scheint;
Den Spröſsling will sie auf den Armen wiegen —
So hat sie Gott von Anbeginn vereint.
Willst du verlangen, daſs die Liebe, Süße
Vom Ziel sich wende, dem sie Gott erschuf?
Daſs sie mit einem öden Leben büße,
Weil heut' in ihr noch schlummert der Beruf?
Nie pflegen werden sie der Liebe Hände,
Nur ihrer Thränen lächeln das Gesind,
Und geht sie ihren leeren Kreis zu Ende —
Kein Mann am Grabe weint, kein zärtlich Kind.
Drum, willst du folgen deinem hohen Zuge,
So bring' dein Opfer rein und bring' es ganz;
Ist deine Liebe groß und frei vom Truge,
So gönn' der Lieben ihren Hochzeitskranz."

Der Jüngling sah der Jungfrau Thränen rinnen,
Da ward ihm schwer das Herz und eng die Brust,
Er nahm das Wort nach langem, bangem Sinnen:
„Was du mir kündest, war mir schon bewuſst.
Ich sah der Menschen Denken, Thun und Hoffen,
Ich sah der Weibesseele auf den Grund:
Du hast die Wahrheit in den Kern getroffen —

Doch nicht zerrissen meinen schönen Bund.
Die Menschen, die auf breiter Straße wandern,
Die sah dein Auge handeln, wie du sprichst;
Doch Unrecht thust du, wenn du zu den andern
Die schöne Seele deiner Tochter flichst.
Die lockt wie mich das Edle und das Hohe,
Die wandelt nicht gemeinen Lebensweg,
Das höchste Ziel vor Aug, das glänzendfrohe,
Will ich sie führen auf dem steilen Steg.
Wenn einst mein Name klingt in weiten Landen,
Dann denkt sie meiner mit der höchsten Lust:
Sie weiß es ja: die starken Klänge fanden
Durch sie nur ihren Weg in meine Brust.
Und mit den Werken einer schönen Liebe
Erfüllen soll sie ihren Lebenskreis —
Es gibt kein Weib, das ihr zu neiden bliebe,
Wenn Zeit und Gut sie groß zu nützen weiß.
Es wohnt die Noth um sie in allen Hütten,
Die mag sie lindern, trösten jeden Gram:
Man wird mit Liebe reich sie überschütten
Gleich einem Engel, der vom Himmel kam.
Ein Kindlein nahm sie schon aus Mutterarmen,
Die kalt und hart geworden durch den Tod —
So manches weint noch, möchte gern erwarmen,
Mit Kindesliebe zahlen Kleid und Brot.
So wird sie nicht ein ödes Leben spinnen,
Sie webt ein reich gesticktes Wunderband;
Wie freundlich wird ihr Tag um Tag verrinnen,
Und Liebe küsst ihr noch die todte Hand.
Ich aber will des Himmels reichsten Segen
Im Glutgebet erflehen auf ihr Haupt —
Der Drache muss sich ihr zu Füßen legen
Und keine Locke wird ihr kühn geraubt.
Und traute Schwestern mag sie sich gesellen,
Die edler Sinn zum Kranze um sie reiht —
Dem Geiste, der mich tauft in Fuldawellen,
Dem gleichen Geiste seien sie geweiht.
Und eine Blume wird ihr Sein umranken,
So schön sie wachsen in des Himmels Luft:
Die füllt den Geist mit lieblichen Gedanken,
Die gießt ins Herz den wonnesamsten Duft.
Du möchtest diese Wunderblume kennen?
Auf Menschenzungen wohnt ihr Name nicht —
Den mag der Geister Chor dir rühmend nennen,
Bei ihnen blüht sie gern — im klaren Licht!
Nur selten fällt ein Korn aus Himmelshöhen
Das treibt die Wurzel in den Herzensgrund,

So ist es mir und deinem Kind geschehen:
„Jungfräulich Lieben“ nennt sie schwach mein Mund.
„Jungfräulich Lieben“ ist die reinste Rose,
Sie bietet reiches Blühen statt der Frucht:
Ihr keimt die Hagebutte nicht im Schoße,
Doch staunend steht der Tag auf seiner Flucht.
„Jungfräulich Lieben“ wächst nur in den Guten,
Und ihr Gemüth — es wird ein Heiligthum. —
„Jungfräulich Lieben“! Gerne möcht ich bluten
Zu Tod für dich und deines Namens Ruhm!
Des Adlergeistes Flügel ist gebunden,
Wenn ihn das Weib mit weichem Arm umschlang;
Nur wer sich eine Seelenbraut gefunden,
Wird hoch die Schwingen heben lebenslang.
Es mag sich warm im Heim der Ehe wohnen,
Solange Streit und Sorge drin nicht haust;
Doch oft schon sah ich Leid die Liebe lohnen,
Vom steten Sturme manches Dach umbraust.
O könnt' ich deinem Geist ein Licht entzünden,
In dem mein Aug' der Theuren Zukunft schaut —
Du wolltest nicht den welken Kranz ihr winden,
Du sähst sie gern als ewig reine Braut.
Wohl hoff' ich nimmer dieses Werk zu enden,
Doch trag' ich in der Seele lieben Trost:
Du wirst der Tochter Herz nicht von mir wenden,
Der Himmel hat mir dieses zugelost.
Und nimmer kommt der Tag, vor dem ich bange,
Wenn traumhaft der Gedanke mich beschleicht,
Wo ein gemein Begehren nach ihr lange,
Wo sie dem Fremden ihre Rechte reicht.
Für die zu klein mir schien das reichste Fühlen,
Die meine Seele an die Sterne hob —
Der sollt' ein Mann den Schleier roh zerwühlen,
Den zart mein Geist um ihre Schönheit wob?
Ich möchte sie mit Gottes Glanz verklären,
Auf dass sie gleiche einer Lichtgestalt,
Wie dürfte sie ein sinnliches Begehren
Erniedrigen der niedrigsten Gewalt?
Ich kann es klar in deinem Auge schauen,
Du Holde, dass du mir zu eigen bist;
O dieser Botschaft will ich gerne trauen:
Ich weiß, dass nimmer mich dein Herz vergisst.
So zieh' ich denn mit Frohsinn in die Ferne,
Es leitet mich die stolze Zuversicht:
Wenn du von mir auch einmal ließest gerne,
So kannst du nicht — ich weiß — du kannst es nicht!“

Ende des sechsten Gesanges.

## Siebenter Gesang.

### Scheiden und Meiden.

Zum Blankenberge geht auf leichten Füßen
Der Jüngling bei dem ersten Sonnenstrahl;
Er will von freier Höh' noch einmal grüßen
Den stillen Wald, das traumerfüllte Thal.
Ihm pocht das Herz, ihm feuchten sich die Lider,
Wie seine Seele trinkt das weite Rund:
„Ich geh von dir, und ob dich jemals wieder
Mein Auge schaut, dem Himmel ist es kund.
Drum lass mich dir für alle Gaben danken,
Die gastlich du dem Fremden hast gewährt:
Der Bäume Rauschen, blütenreiches Ranken
Und Quellgeflüster hast du mir beschert.
Mich freuten deiner Vöglein liebe Stimmen,
Mir neigten Falter ihre Flügelpracht;
Ich sah den Mond am Waldesrande glimmen,
Viel tausend Lichter hellten mir die Nacht.
Und Traumgebilde traten aus den Schatten
Und redeten zu mir so süß und sanft,
Die Hoffnung stand auf deinen grünen Matten,
Die Treue sprach an deiner Bäche Ranft.
Für alles habe Dank! Des Windes Wehen,
Es bringt auf starkem Flüge Glockenklang,
Und Fulda winkt mir von den fernen Höhen,
Für Gott zu streiten dort mein Leben lang.
Hinab zum Hause denn, wo jene wohnen,
Die meine Seele liebt so warm und tief;
Wie wollt' ich stündlich ihre Treue lohnen,
Wenn nicht ein Schicksal mich von hinnen rief'!
Es harre Heil auf allen Waldeswegen,
Nur Freude blühe auf der grünen Au,
Und niemals möge die Gefahr sich legen
Zum Pfade, den da geht die edle Frau.
Nie sollen Thränen in das Bächlein fließen,
Nur jubeln soll sie mit dem Vogelchor,
Und eilend mögest du den Weg verschließen,
Wenn Untreu naht, du erzbeschlagen Thor!
Der Segen Gottes wohn' in diesen Mauern,
Ein Engel schwebe über diesem Dach:
Mit Flammenschwert verscheuch' er alles Trauern,
Vom lieben Haupte jedes Ungemach."

Er geht zum Männersaal, dem weiten, hohen,
Er tritt zu Blankenthales ernstem Herrn:
„O sähst du meines Leides Flamme lohen,

Dass mich zur Ferne führt mein Lebensstern.
Fast möcht' ich weinen und mich renig legen
An deine gnadenvolle Vaterbrust,
Dir sagen: „Halt mich ab von meinen Wegen!" —
Doch eine Stimme ruft: du musst — du musst!
So will ich einmal noch ins Auge blicken,
Die Hand zum Abschied reichen deinem Kind;
Mit leidenvoller Wonne mich erquicken —
Und dann, mein Rösslein, fliege wie der Wind!
Heran, du liebes Auge florumzogen,
Vom Regen war verhüllt dein Himmelsblau?
Nun glänzt ein Lächeln wie der Friedensbogen
Und wie der Sonnenstrahl im Morgenthau.
O glaube nicht, dass uns die Ferne scheide —
So lang' du meiner denkst, bin ich dir nah,
Und ich vergess' dich nicht in Lust und Leide:
In Herz und Haupt bist du mir immer da.
So lebet wohl! Nun soll mein Rösslein fliegen —
Der Abschied wie der Tod, sie seien schnell!
Auch Waldmann kommt und will sich zärtlich schmiegen?
Du treue Seele in dem schwarzen Fell!" —

Und vor dem Thore steht die Magd, die alte,
Die Judith einst an ihrer Brust gesäugt;
Auf ihrer Stirne thront so manche Falte —
Den Nacken hat das Leben ihr gebeugt.
Die fasst vertraulich an der Hand den Reiter,
Sie hält den Finger drohend vor ihn hin:
„Wend' um dein Rösslein, ziehe nimmer weiter!
Was kam dir in den träumevollen Sinn?
Willst du die Schönste einem andern lassen,
Und Knecht und Magd und all das reiche Gut?
Ein Fremder wird die Herrlichkeit umfassen,
Dir wird vom Leide sieden dann das Blut.
Was du dir ausgeheckt im Schwärmersinne,
Ist Wahngebilde, das dich arg betrügt:
Mit deiner mondeskalten Geistesminne
Hat nie sich noch ein Weibesherz genügt.
Wohl wird dich Judith ewiglich verehren,
Auch deiner lange denken noch mit Harm,
Doch will ein Mann sie warme Liebe lehren —
Sie ist ein Weib — sie sinkt in seinen Arm.
Des wollt' ich noch in Treuen dich gemahnen,
Wiewohl ich weiß, dass ich mein Wort verlor;
So geh denn hin auf deinen irren Bahnen,
Du edler, guter, liebewerter Thor!"

Das Rösslein scharrte oft mit seinen Hufen —
Solang' die Alte sprach — vor edler Hast;
Nun stürmt es hin — es klingt ein banges Rufen —
Der Reiter aber hält nun nimmer Rast.
Mit Muße lässt er erst das Rösslein traben,
Wo fremde Berge, neue Wälder stehn,
Dann steigt er ab, zu ruhn und sich zu laben,
Und ach, da muss er neuen Warner sehn.

Am Brunnen, in dem Schatten einer Buche
Ruht Hunolt aus von weiter Wanderschaft,
Er grüßt den Otfried mit dem Sängerspruche
Und reicht ihm von der Rebe rothem Saft:
„Nimm diesen Tropfen an im alten Becher,
Genieß ihn auf das Heil der schönsten Braut;
Ich bring ihn auf den weisen Lebenszecher —
Nur künd' mir eins: Wann werdet ihr getraut?
Erinnerst du dich noch des heitern Krieges,
Den Klugheit mit der Träumerei geführt?
Ich hoffe, dass am Tage meines Sieges
Auch meine Kehle Festeslust verspürt.
Zum Danke sing' ich euch die schönsten Lieder
Von eines Adlers himmelhohem Flug,
Den doch sein Flügel aus der Höhe wieder
Zum warmen Neste müdgeworden trug."

„Mich führt mein Weg zu Fuldas heilger Schwelle" —

„So mocht' dich nicht das wonnesame Kind?
Und du vergräbst den Gram in öder Zelle!
Für andre Tröstung ist dein Auge blind?
Wenn dir nicht da der Hochzeit Hörner schallen,
So ziehe ruhig weiter in die Welt:
Vor andern Augen findest du Gefallen
Und eine Judith noch, die dir gefällt."

„O solches ist es nicht," — so spricht der andre —
„Was mich zum Chor der Gotteskämpfer bringt;
Die Liebe wollte hindern, dass ich wandre —
Der Ruf des Himmels ist es, der mich zwingt."

„Wie? Hör' ich recht?" — so ruft der Wandersänger —
„Du ließest solche Maid im Schmerz zurück?
So fahre wohl! Ich rede nimmer länger
Mit einem Mörder an dem eignen Glück!
Es wird dich bald der trübe Sinn beschleichen,
Dir in die Ohren tönen ein „Zu spät!"
Es wird der Gram dir bittre Tränke reichen,
Weil du der Freude Feuerwein verschmäht.

Wo bist du Stab, wo bist du meine Leier?
Nicht lange ziehn wir mehr durch Glut und Wind —
Ihr Saiten tönet bald der schönsten Feier:
Wir gehn zu trösten ein verlassen Kind!“

Ende des siebenten Gesanges.

## Achter Gesang.

### Gekrönt.

Wie Rauschen klingt es hoher Meereswogen,
Doch ist es nur der Menge froher Drang,
Die zu dem Gotteshause kam gezogen
Zur Festesfeier unter Glockenklang.
Aus all des Buchenwaldes fernen Gauen,
Noch weiter wallten sie vom deutschen Land,
Der Fulda neugewählten Herrn zu schauen,
Den segnen will des Mainzerhirten Hand.

Das ist ein Lachen, Rufen, Reden, Fragen!
Gar oftmals tönt es „Eigil“ aus dem Chor —
Und immer wieder muss es einer sagen,
Warum der Ratgar seinen Stab verlor.
Des neuen Münsters hochgethürmte Massen,
Sie sprechen still des Volkes Klagen aus;
So ward aus Qual und Schweiß und bittrem Hassen
Im Buchenwalde manch ein stolzes Haus.
Da glänzten wohl die Höfe und die Ställe,
Doch frierend gieng der Arme von dem Thor;
Die Brüder quälten sich in Wald und Zelle —
Nur Mühe gieng aus ihrem Fleiß hervor.
So haben Mönch und Bauer gleich empfunden
Des stolzen Mannes schwere Eichenfaust —
Nun hat der König ihm den Arm gebunden,
Und „Eigil“ ist der Klang, der jubelnd braust.
Die Menge schweigt — es öffnen sich die Thore,
Da schreitet aus dem ernsten Brüderhaus,
Geleitet von der Schüler langem Chore,
Der Wähler und der Gäste Zug heraus.
Erst giengen da der Brüder schlichte Paare,
Dann kam der Mönche edelstolzer Zug;
Die Schöffen drauf, umwallt vom langen Haare,
Nun gieng der Vogt, der Schwert und Lanze trug.
Viel Grafen waren dort in Königs Namen,
Die Rechtes pflegten im Thüringerland —
Und nun nach manchem Abt und Bischof kamen
Der Aistulf und der Eigil Hand in Hand.

Wie reckte da, wie drängte sich die Menge,
Den Erzbischof zu schauen und den Abt —
Ein Weiblein nur stand ruhig im Gedränge,
Weil sie gesehn, was sie zu sehn gehabt
Im Chor der Schüler gieng er, doch im Kleide
Des Pater Benedict — so war es Brauch —;
Sie hatt' ihn angesehn mit Herzeleide,
Ihm fest die Hand gedrückt in Eile auch.
„Wie blass er ist von vielem tiefen Denken,
Erregt und kalt war seine liebe Hand;
Könnt' ich ihm doch die schwere Kunde schenken!" —
Sie blickt' ihm trübe nach, bis er verschwand.

Viel hundert waren in den Dom gegangen,
Noch außen stand der Eigenholde Schar:
Die Chöre sangen und die Harfen klangen,
Ein Meer von Licht umfloss den Hochaltar.

Nicht will ich all das Liebliche erzählen,
Was nach dem Opfer froh die Menge schaut:
Wie sich dem Stifte ließ der Abt vermählen,
Besitz ergriff vom Gute seiner Braut.
Die Inful auf dem Haupte, mit dem Stabe
Zog endlich er zum äbtlichen Palast,
Hier brachte man ihm reiche Festesgabe,
Er hielt indes auf hohem Stuhle Rast.

Der fromme Ludwig schenkt ihm durch den Grafen
Dorf Massenheim im Königs-Untergau;
Ein Reginolt, dem alle Erben schlafen,
Bringt, was ihm eigen unter Himmelsblau.
Graf Asis gibt ihm dreimal hundert Leute,
Ein Engelbrecht den Bifang und die Magd;
Auch Bleonswinda wirft den Halm ins Weite:
So wird dem Gute und der Welt entsagt.
Und Freie kommen her, das Haupt geschoren,
Sie tragen um den Hals den Glockenstrang,
Die Freiheit geben sie für Gott verloren,
Sie wollen Knechte sein ihr Leben lang.

Es hob sich nun der Abt von seinem Throne,
Den Dank, den Segen thut er allen kund:
„Dass eure Liebe reich der Himmel lohne,
Soll ewig flehn für euch der Brüder Mund.
Zur Ehre Gottes werden Psalmen schallen,
Vollendet soll erblühn des Münsters Pracht,
Und in der Bücherei geweihten Hallen,
Sei Gottes Wort gemehrt und treu bewacht.
Zur Wahrheit soll der Schule Banner führen

Der deutschen Jugend kampfbereites Heer;
Die Glut der Bruderliebe will ich schüren,
Euch helfend nahn in jeglicher Beschwer.
Wer hungert, komm an unsre Thür um Speise,
Wer dürstet, finde hier den Labetrank,
Ein Dach gewähren wir dem müden Greise,
Die Heilung dem, der an der Seele krank.
Und Gotteshäuser werden euch erstehen
In jedem Dorfe durch den Buchenwald,
Doch klug und milde soll das Werk geschehen,
Kein Opfer sei's, bei dem ein Seufzer hallt."

Nun schwieg er, und es gieng zum Festesmahle.
Wie wogte da der Gäste lauter Schwarm!
Es wurde fröhlich im bekränzten Saale
Auch mancher, den gedrückt ein langer Harm.
Und zwischen ihnen sitzen Fuldas Söhne,
Sie muntern jeden Gast mit Wort und Trank —
Der eine schwärmt vom schönen Reich der Töne,
Der andre redet einen heitren Schwank.
Dem fremden Gaste weist man jene Männer,
Von denen ferne klang der hohe Ruf:
Den Frekulf aller tiefen Dinge Kenner,
Den Racholf, der das stolze Münster schuf.
Vor allen Raban, der vom Kreuz gedichtet,
Die schönste deutsche Palme jener Zeit;
Den Usward, der den Blick zur Höhe richtet,
Er schrieb auf Königswunsch der Kirche Streit.
Hier sitzt des Raban Schreiber, der geschwinde,
Der hochgelehrte Strabo Walafried;
Dort sinnt ein Lintpert, wo den Thron er finde —
Ihm wohnt die Herrscherkraft im Augenlid.
Der Raban fängt von Runen an zu reden
Und von des Ulfilas erhabnem Buch;
Er spinnt die Geister ein in goldne Fäden —
Da hebt der Mainzer sich zum Festesspruch.
»Ad multos annos!« und die Becher klingen,
Zum Abte geht der Gäste langer Zug,
Der Mönche Reihen auch; das war ein Dringen!
Die Kellerknechte füllten manchen Krug.

Als jeder wieder seinen Platz genommen,
Da winkt' der Abt dem Rabanus: zum Rest
Lass aus der Innenschule Otfried kommen,
Mit seinem Lied verschön' er mir das Fest.

Der Sänger kam. Er sang von Seelenweide,
Vom Gottesberge, wo die Reinheit sprießt,

Von der Entsagung Glück, vom Wonneleide,
Das nur ein hochgesinntes Herz genießt.
Und alle lauschten, Stille war im Saale,
Zum Ende sparten sie den Beifall nicht.
Ihm reicht der Abt die weingefüllte Schale,
Indes er leise zu dem Schüler spricht:
„Die Worte stimmen nicht zu blassen Wangen,
Die Töne jubeln, das Gemüth ist schwer —"
„Ich sah ein trübes Aug', das macht mir Bangen:
Wenn gar der Tod im Blankenwalde wär'!
Des Blankenhofes Magd, der Judith Amme,
Stand an dem Weg, als man ins Münster gieng;
Ihr Blick war so, als gält er einem Lamme,
Das man zum Schlachten aus der Herde fieng.
Entlasst mich drum, es zieht mich nach dem Orte,
Wo mir von Judith öfters Kunde ward;
Schon lange blieb ich ohne Treueworte,
Nach Botschaft lechz' ich, lieblich oder hart."

Der Abt entließ ihn und er gieng zur Stelle,
Wo dunkle Bäume bauten eine Nacht.
Auf einem Stein, umschäumt von wilder Welle,
Saß jene Botin, wie zur Todtenwacht.
„Du bringst mir Trauermär'," so rief der Sänger.
„Ist Judith krank? der Vater? eines todt?"
„Nicht krank, nicht todt — doch weile hier nicht länger,
Bekämpf' das Unheil, das dir selber droht."
„Mir selber? — Eines wüsst ich nur zu nennen,
Dies denken, hieße schmäh'n das treuste Herz.
Du solltest besser deinen Liebling kennen,
Du irrest oder treibst mir deinen Scherz."
Doch jene traurig: „Wär' es eins von beiden!
Ein Jahr von meinem Leben gäb' ich drum —
Ich lieb euch beide, muss für beide leiden,
Drum ruf ich noch einmal: Kehr um, kehr um!"

Der Jüngling sieht in ihrem Auge Thränen,
„Du weinst! Was trieb dich Neues in die Angst?
Wird übermächtig so der Jungfrau Sehnen,
Dass du vielleicht gar um ihr Leben bangst?"
Doch jene schüttelt mit dem grauen Haupte:
„Ich fürchte nur, dass ihre Liebe stirbt:
Die Ranke, der man ihre Stütze raubte,
Fällt auf den kalten Boden und verdirbt.
Doch aus der Wurzel treibt die neue Ranke,
Und die gedeiht um einen andern Pfahl:
Wenn du nicht kommst — mich schüttelt der Gedanke —
Wird jener Hunolt Judiths Ehgemahl!"

„Du schwärmst!" so redet Otfried unter Zittern,
„Der Hunolt? — Nein! — Das glaube, wer es kann!
Verstehst dich schlecht, die Fährten aufzuwittern —
Ein Hunolt wird wohl keiner Judith Mann."

„Du täuschest dich," spricht ihm das Weib dawider,
„Er liebte Wein, jetzt liebt er nur die Maid,
Hieng auf die Harfe, ließ die Schelmenlieder,
Übt für den Herrn im Gau Gerichtbarkeit.
Er wohnt im Hofe schon seit vielen Tagen,
In ihm erkennt der Herr den künftgen Sohn —"
„Und Judith?" — „Diese läſst von ihren Klagen,
Dem Garne näher geht das Vöglein schon.
Man lehrt sie zweifeln an des Mannes Liebe,
Der andres träumt, was er geliebt, verläſst.
Man redet ihr vom Glück der Muttertriebe —
Dein Fernsein und die Zeit, sie thun den Rest.
Drum komm und rette deines Lebens Frieden!
Ich hatte keine Ruh bei Tag und Nacht,
Bis ich die trübe Kunde dir beschieden:
Du schliefſt, ich hielt an deinem Glücke Wacht."

Und jener spricht nach ernstlichem Bedenken:
„Ich sage deiner Treu den größten Dank;
Doch muſst du wohl allein nach Hause lenken:
Ich steh erschüttert, aber ohne Wank.
Die Ferne darf die Herzen nicht erkälten,
Sonst war die Liebe keine Himmelsglut;
Läſst sie den Sperling für den Adler gelten,
Dann ist ihr ja der Adler viel zu gut.
So mag sie denn sich einen Sperling wählen,
Sie baue sich mit ihm ein warmes Nest:
Ist mein sie wert — sie wird sich nicht vermählen —
Wenn unwert, gut dann, daſs sie mich verläſst.
Sie gab mir ja kein Wort; was sie versprochen
Durch ihrer Augen wonnesamen Blick,
Es sei wie dieser Zweig von mir gebrochen,
Der Freiheit Fülle geb ich ihr zurück.
Dies magst du wissen und auch ihr verkünden,
Doch sorge nicht zu viel um meinen Schmerz —
Zwei Flügel helfen mir aus dunklen Gründen:
Der hohe Stolz, die Liebe himmelwärts."

Er sprach's und gieng von ihr mit festem Schritte,
Indes die Botin stand wie blitzgerührt;
Sie rang nach Worten einer sanften Bitte,
Ihn hatte schon sein Schicksal fortgeführt.
Zum Münster gieng er. In der heilgen Stille,

Da wollt er R ft erflehen dem Gemüth.
Zum Chorgesteine trug ihn auch sein Wille,
Dran lehnt er nun die Stirn, die fieberglüht:
Da rührt es leis ihn an mit einem Finger,
Es ist der Abt, der aus dem Traum ihn scheucht
„Ich weiß, was dir geschehn, du armer Singer,
Dein Aug' verräth es, trübe, thränenfeucht.
Mit klarem Blicke sah ich dieses kommen —
Doch freue dich, nun winkt dir erst der Sieg,
Nicht Erdenminne kann dem Mönche frommen,
Getheilte Seele lebt in stetem Krieg.
Du wirst den Strom der Schmerzen überschreiten,
Dann wird sich öffnen dir ein neu Gefild,
Der Friede wird die Wege dir bereiten,
Verblassen wird in dir das theure Bild.
Dann wirst du erst die Geistesflügel regen,
Ein Herrscher werden im Gedankenreich;
Auf deinen Lippen wohnen wird der Segen,
Nicht wirst du Lieder singen süß und weich.
Dir werden Könige die Hände drücken,
Besiegt von deiner Töne Hochgewalt:
Dein frommer Sang wird eine Welt beglücken,
Die Sünde fliehn, wo deine Stimme schallt.
Die Liebe deiner Brüder wird umschweben,
Ein Sternenhimmel, deine schöne Welt:
Wer alles für das Gottesreich gegeben,
Dem wird darum viel tausendmal Entgelt.
Wohl war es hold, was du dir ausgesonnen,
Doch ist die Erde solcher Blüte rauh —
Kaum aufzuschließen hat sie sich begonnen,
Und schon verzehrte sie der kalte Thau.
Und könnte deine zarte Liebe leben,
Wer wollte schätzen deren edle Pracht?
Man höhnte dich und deiner Seele Streben,
Weil keiner so wie du gefühlt, gedacht.
Wer wollte deiner Größe trau'n und glauben,
Ihr niedrer Sinn allein scheint ihnen wahr.
Wer nicht wie sie verlangt nach vollen Trauben,
Die Beere wehrt man ihm, die Ranke gar.
Wenn du nicht gehst den breiten Weg der Menge,
Wenn du nicht thust den altgewohnten Brauch,
Macht man dir deine Pfade rauh und enge,
Man nimmt die letzte, reinste Lust dir auch.
Du musst zu ihnen stehn im Wollen, Handeln,
Wie sie musst du im Denken niedrig sein —
Sonst darfst du nimmer unter Menschen wandeln
Musst wunschlos werden wie ein Gott von Stein.

Die Größe mit dem Erdenglück vermählen,
Das wolltest du — du büßest nun die Schuld.
Du kannst der beiden eines nur erwählen,
Kein Phöbus findet Aphroditens Huld."

„Du redest wahr" — so spricht der junge Sänger —
„So hatt' ich nie den Lauf der Welt erkannt;
Nun will ich deiner Weisheit nimmer länger
Den Pfad verwehren, schließen den Verstand.
Doch dieses eine werd' ich nie mir reimen —
Den Widerspruch, der in der Welt besteht —
Dass so viel Blüten in der Jugend keimen,
Die doch ein Frost so bald zu Tode weht.
Einst wollt' ich mit den Vöglein aufwärts fliegen,
Einst wollt' ich mich auf hohen Wolken wiegen, —
Was feierlich in meiner Seele klang,
Die ganze Macht des Lieben und des Schönen,
Die wollt' ich wortlos, namenlos vertönen
In einen tausendfachen Jubelsang;
Doch heute möcht' ich mit den wilden Wettern
Die Blitze unaufhörlich niederschmettern
Zum nachterfüllten, todesbangen Thal,
Im Zorne, dass auf dieser falschen Erden
Nie will die Freude voll und dauernd werden,
Aus jedem Glück so frühe quillt die Qual!"

Mit Lächeln spricht der Abt: „Wie könnte tragen
Ein Baum die Last, wenn jede Blüte reift'?
Drum sollst du nicht die Hoffnungen beklagen,
Die dein Geschick barmherzig niederstreift.
Denn soll der Baum im Lenze schöner strahlen,
So müssen Blüten sprießen ohne Frucht:
Die Hoffnung kam, die Seele dir zu malen,
Du aber zürnest ihrer schnellen Flucht?
Du wirst noch manchen Fels gebrochen schauen,
Auf den dein Glück zu gründen du gedacht —
Den Herzensfrieden kannst du immer bauen
Auf jedem Grunde durch die Willensmacht.
Von dieser Erde nichts und nichts verlangen,
Das ist der Weisheit bestes, höchstes Ziel —
Auf solcher Höhe wirst du niemals bangen,
Da wirst du nie der eitlen Wünsche Spiel.
Dein Sinn ist hoch; doch höher musst du fliegen,
Sonst lockt dich noch die Thorheit in ihr Haus.
Was hülfe dir ein mattes Flügelwiegen —
Du wärst nur halb ein Vogel, halb die Maus.
Erst wenn du kannst von jedem Wunsche scheiden,

Dann wird dich nie der große Vorsatz reu'n
Zu leben einem Volk, so arm in Leiden,
So arm auch, wenn sie hoffen und sich freu'n."

Da hob der Jüngling an: „Ich will verschmerzen.
Was war es doch, um das ich mich gekränkt?
Ein schwach Geschöpf, mit einem armen Herzen,
Das neuem Manne neue Liebe schenkt!
Ein Ding, das lebt, zu schlafen und zu essen,
Den Leib zu schmücken mit dem Flitterstaat,
Im kühnen Arm des Freiers zu vergessen
Des wahren Freundes hochgesinnten Rath.
Hinweg mit ihr und ihrer ganzen Gilde!
Hinweg die Blätter, ihrem Ruhm geweiht!
Die Fulda trage sie durch manch Gefilde,
Sie mögen ruhn im Meer für alle Zeit.
Ich will nur mehr die frommen Töne locken
Aus meinen Saiten und aus meinem Geist:
Es kling' mein Sang wie Ruf der Kirchenglocken,
Der Sünder mahnt, der Gottes Liebe preist.
Ich wüſste nicht, was mir zu wünschen bliebe —
Es war ja Trug der beste, schönste Traum!
Nicht Lust und Lohn, kein Lob und keine Liebe
Will ich verlangen von dem Lebensbaum.
Nie soll die Wehmuth mir das Herz beschleichen!
Wie Friedensengel auf dem Schlachtfeld gehn,
So will ich Tröstung allen Müden reichen —
Doch lächeln bei der Menschen Lust und Wehn!"

Ende des achten Gesanges.

## Neunter Gesang.

### Zum Frieden.

Die Fichten auf des Blankenberges Gipfel,
Sie schütteln ungemuth ihr hohes Haupt,
Und leise rauscht es durch die Tannenwipfel:
„Wer hätte dieses End' vom Lied geglaubt?"

Im Blankenhofe wird zum Takt gesprungen,
Zu tollen Spielmannspossen viel gelacht,
Manch übermüthig Liedlein wird gesungen,
Die Feuerbrände hellen rings die Nacht.
Mit Wonne läſst der Hunolt sich beneiden
Um seinen Reichthum, um sein schönes Weib;
Den Singgenossen recht den Tag zu leiden,
Faſst er die Braut vertraulich um den Leib.
Da hat Erinnerung aus andern Tagen

Ihr einen Jüngling vor den Geist geführt,
Der tief im Herzen auch ihr Bild getragen,
Doch kaum die Hand mit leichtem Druck berührt.
Und leise Wehmuth fasst sie beim Gedenken,
Sie flüchtet aus dem menschenreichen Saal:
Noch eine Thräne will sie jenem schenken
Am heil'gen Ort zum allerletztenmal.

Zur trauten Kammer führt sie der Gedanke
An jene Lieder, die der Hehre sprach;
Sie holt das Pergament vom Eichenschranke
Der mächtig thront im magdlichen Gemach.
Und wie sie wandelt durch das Mägdezimmer,
Da lächelt sie ein blondes Köpflein an:
Um jenen fragt das Kind, so heut wie immer,
Der ihm so viel des Lieben angethan.
Und Judith küsst das Kind auf weiche Wangen,
Sie mildert tröstend des Verwaisten Harm.
Das Kind will hoffnungstrahlend nach ihr langen,
Da nimmt die Braut das Mägdlein auf den Arm.

Zum Walde geht sie, kommt zu jener Eiche,
Die mitgelebt den schönsten Frühlingstraum;
Da wird es ihr, als ob das Leben weiche —
Sie findet Otfried an dem breiten Baum.
Er sieht sie schweigend an und will sich wenden
Mit raschem Schritte nach dem dichten Hain,
Da weint das Kind mit ausgestreckten Händen,
Und Judith ruft voll Schmerz: „Verzeihn, verzeihn!“

„Verzeihn“ — spricht jener — „dem, der schuldbeladen!
Du logst mir nicht; du hast mich nicht beraubt:
Ich selber täuschte mich zu meinem Schaden,
Dieweil ich, was ich hoffte, auch geglaubt.
Ein Funken Liebe glomm dir in der Seele,
Ich sah die Flamme bis zum Himmel sprühn —
Ein Mädchen warst du ohne Arg und Fehle,
Ich aber sah den Cherub in dir glühn.
So muss ich denn die Frucht der Thorheit tragen,
Und glaube mir — sie lastet nicht so schwer!
Was ich in dir verlor, ist nicht zu klagen —
Denn was ich suchte, bist du ja nicht mehr.
Lägst du im lichten Kleide auf der Bahre
Und trügest um die Locken diesen Kranz,
Dann lebt' ich wohl dem Grame meine Jahre —
Doch wein' ich nicht bei deinem Hochzeitstanz.
Beweinen könnt' ich nur, was ich verloren —
Dich aber gab ich freien Muthes hin,

Als ich mir meinen stolzen Weg erkoren,
Mein Auge hob zu schönerem Gewinn.
Du konntest nicht erfassen solch ein Streben,
Auch dein Behüter hat es nicht erkannt —
Du wolltest nicht ein Engelskleid dir weben
Nur wandeln im alltäglichen Gewand.
So mögst du denn in deiner Hütte wohnen,
Da du als Priesterin nicht dienen magst.
Des Mannes Treu soll dir die Liebe lohnen,
Dass nie der Tag erscheine, dem du klagst."

Sie drückt ihr Tüchlein an die düstern Augen,
Die Stimme bebt, indem sie leise spricht:
„Der stärkste Mädchenwille mag nicht taugen,
Die Welt bestürmt ihn, bis er fällt und bricht.
Drum sollst du nicht mit Tadelrede scheiden,
Es kann dich reuen doch in andrer Zeit.
Es war ein Feind, der kämpfte mit uns beiden:
Die Welt und ihre Unverständigkeit."

Er sagt gerührt: „Ich nehm sie an, die Rede.
Nicht du, nicht ich, die Welt nur hat die Schuld —
Die kündet allem Hohen ihre Fehde,
Nur das Gemeine freut sich ihrer Huld.
Ich will dich auch nicht schmähen, dich nicht hassen;
Was du gethan, es war dein großes Recht.
Ganz ohne Bitterkeit will ich dich lassen,
Will segnen dich, will segnen dein Geschlecht
Nach langem Wallen mögest du im Kreise
Der besten Kinder finden deine Ruh' —
Doch beten sollst auch du, dass meine Reise
Mich immer höhern Sternen führe zu.
Nur eines fleh ich noch: in deinen Händen
Trägst du ein Büchlein, das ich dir geschenkt —
Die Lieder lass mich zu den Schwestern senden,
Die lange ruhn, in kühle Flut gesenkt.
Denn blieben diese Blätter dir zu eigen,
Wie könnt' ich hüten mich vor Schimpf und Schmach?
Dein Mann, der würde unter Lächeln zeigen
Dem Gaste, was ein heilig Fühlen sprach.
Zu seines Weibes Busen möcht' er senken
Sein Haupt — im Auge die gemeine Lust —
Und meiner spottend würd' er da gedenken
Der hohen Liebe in der Schwärmerbrust.
Nun mag ich leichten Herzens weiterziehen,
Da wir gelöst, was irgend noch uns band:
Um völlig meinem Traume zu entfliehen,
Lenk' ich die Schritte zum Nemeterland.

Nicht an der Fulda will ich weiter wohnen,
Sie rauscht mir ewig das versenkte Lied —
Man kämpft zu Weißenburg um gleiche Kronen,
Dort frag' ich um ein Schwert und tret' ins Glied."

Da sieht er ein Paar Kinderaugen leuchten
Voll Lieb' und Freude und doch voll der Scheu.
Er fühlt es, wie die Wimpern sich ihm feuchten;
„Du bist die Liebe," — ruft er — „bist die Treu!"
Von kleinen Armen läſst er sich umfassen,
Er nimmt den Kuſs von unschuldvollem Mund.
„Und muſs ich auch dich, kleiner Engel, lassen —
Mit deinesgleichen ewig steht mein Bund! —
Noch ein Gedenken nehm' ich in die Ferne:
Du sagtest einst in unſ'rer gold'nen Zeit:
»Den Gottessohn besungen hört ich gerne« —
Nun ist die Leier solchem Sang bereit.
Und danken muſs ich auch dafür in Treuen,
Daſs Gott in deine Nähe mich geführt:
Denn dieses große Freuen und Bereuen
Hat meinen Sang gekräftet und geziert.
So lebe wohl!" — Sie haucht ein leises Grüßen,
Indes er würdig schreitet nach dem Wald —
Wie zürnend auch des Hunolt Ruf erschallt:
Sie lehnt am Baum und läſst die Thränen fließen.

Ende.





# Rundschau.

**Ein neues Werk über die Sixtinische Kapelle.** Der weihevolle Raum der Palastkapelle des Vaticans mit seinem herrlichen Schmucke von der Hand hochberühmter Meister zieht immer wieder die Aufmerksamkeit und Forscherthätigkeit der Kunstgelehrten in seinen Bannkreis. Kaum dass uns Karl Justi in seinem „Michelangelo“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1900) mit den geistreichen Beiträgen zur Erklärung der Werke und des Menschen auch neue Gesichtspunkte für das Verständnis des großartigen Wölbungsschmuckes der Sixtina erschlossen und die Deutung auf eine bisher außeracht gelassene, aber sehr zuverlässige Grundlage gestellt hat, tritt Ernst Steinmann — wohlbekannt durch sehr verdienstvolle Beiträge zur italienischen Kunstgeschichte — mit seinem monumentalen Werke „Die Sixtinische Kapelle“ (Erster Band: Bau und Schmuck der Kapelle unter Sixtus IV. — München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, 1901, 100 M.) auf den Plan. Dasselbe ist in Anlage und vornehmer Ausführung seines einzigartigen Stoffes durchaus würdig und bietet die erste einheitlich geschlossene Behandlung des in seiner ganzen Bedeutung tief erfassten Gegenstandes.

Dass diese neue Sixtina-Publication in so überaus glänzender Ausstattung erscheinen kann, ist der Munificenz des Deutschen Reiches zu danken, welches die Mittel für die prächtige Herstellung des Werkes bewilligte. Alle amtlichen Factoren ließen sich die Förderung desselben wärmstens angelegen sein; eine vom Staatssecretär des Innern Grafen Posadowsky-Wehner eingesetzte Sondercommission, der auch der feinsinnige Rath des kunstverständigen Domcapitulars und päpstlichen Hausprälaten Dr. Friedrich Schneider in Mainz nicht fehlte, stand dem Bearbeiter mit reicher Erfahrung zur Seite. Die bekannte Münchener Verlagsanstalt F. Bruckmann, welcher der Zuschuss aus Reichsmitteln die in jeder Hinsicht gediegene Herstellung wesentlich erleichterte, hat auf Druck und illustrative Ausstattung die denkbar größte Sorgfalt verwendet und in dem ansehnlichen Textbande eine typographische Musterleistung erzielt; die Tafeln der Mappe, die zwei Chromolithographien und außer 25 Phototypien noch sieben Photolithographien bieten, beruhen wie alle Einzelheiten aus den Wandgemälden, der Architektur und Sculptur auf Neuaufnahmen und vermitteln eine Fülle neuer Anschauungen.

Der 710 Quartseiten umfassende erste Textband, dem 260 Abbildungen mit oft reizenden Details beigegeben sind, behandelt die Baugeschichte der Kapelle und ihre Ausschmückung unter Sixtus IV. Die Leo-Gesellschaft darf es mit besonderer Genugthuung erfüllen, dass der auch von ihr in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen geförderte Österreicher Dr. Heinrich Pogatscher in Rom die durchaus selbständige Bearbeitung der im Anhange mitgetheilten Documente geliefert hat. Die bis auf das Kleinste sich erstreckende Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, die der Unter-

zeichnete an seinem ehemaligen Schüler jederzeit überaus hochgeschätzt hat, berechtigt unbedingt zu der schon von Steinmann selbst ausgesprochenen Hoffnung, dass die einschlägigen Quellen nunmehr vollständig erschöpft sind. Durch Pogatscher's Mitarbeiterschaft hat auch Deutsch-Österreich einen gewissen Antheil an dem Zustandekommen der monumentalen Publication über die Sixtina.

Die neun Abschnitte des ersten Bandes, denen außer dem Documentenanhange Pogatscher's noch ein Anhang über die Biographen Sixtus IV. und ein anderer über Portraitdarstellungen und Medaillen dieses Papstes folgen, entrollen in Steinmann's anziehender Darstellung fesselnde Bilder aus einer großen Epoche italienischer Kunst. Für sie wird der Hintergrund des Zeitmilieus vortrefflich gezeichnet; alle Bestrebungen am Hofe des kunstsinnigen Kirchenfürsten und seiner Umgebung treten mit Hervorhebung der von Sixtus IV. beschäftigten Architekten, Bildhauer und Maler, von denen nur Melozzo da Forli, Benozzo Gozzoli, Pietro Perugino, Domenico Ghirlandajo genannt seien, in einer gewissen Geschlossenheit der Erscheinung vor uns. Ihnen schließt sich die alle Einzelheiten erschöpfende Baugeschichte des Kapellenraumes und die Würdigung seines Sculpturenschmuckes an, worauf auf die Malereien der Kapelle selbst in der gründlichsten, überaus viel Neues bietenden Bearbeitungsweise Schritt für Schritt eingegangen wird. Die Antheile der umbrischen und der florentinischen Meister, des Luca Signorelli oder des Bartolomeo della Gatta erfahren sichere Umgrenzung und feinfühligste, umsichtige Erklärung, welche Handzeichnungen der verschiedensten Sammlungen in Rom, Wien, Florenz, Venedig, Berlin, Paris u. a. a. O. sachgemäß heranzieht. Für die Charakteristik der beschäftigten Künstler strömt eine Fülle neuer, sehr interessanter Einzelheiten zu. Hier wird das scharf prägende Geschick des Bearbeiters, der ab und zu auch auf technische Fragen, die Arbeitstheilung in der umbrischen Werkstätte und die dadurch erforderliche strengere Scheidung der Künstlerhände näher eingeht, ganz offensichtlich. Schon die Art der Behandlung erhöht das Gefühl, dass man nahezu überall gesicherten Ergebnissen gegenübersteht. Wenn auch hie und da eine kleine Berichtigung oder eine andere Auffassung geltend gemacht werden sollte, was bei einem so gewaltigen Stoffe wahrscheinlich ist, so wird dadurch an den Hauptergebnissen der Darlegungen Steinmann's kaum etwas Wesentliches geändert werden. Sie dürfen in ihrer Bedachtnahme auf alle Einzelheiten des Denkmales und auf das mit ihnen in Beziehungen stehende, weit verstreute Belegmaterial vom heutigen Standpunkte der Kunstforschung als abschließend bezeichnet werden und lassen durchwegs erkennen, dass für die Lösung einer wirklich großen Aufgabe der richtige Mann gefunden wurde, dessen deutschem Forscherfleiße die ewige Stadt die würdigste Publication eines ihrer hervorragendsten Kunstdenkmale zu danken haben wird, wenn die hauptsächlich auf Michelangelo's Persönlichkeit und Kunst sich concentrierende Fortsetzung vorliegt.

Gerade im Zusammenhange mit der wohlverdienten Anerkennung, welche gewiss überall dem so Vortreffliches bietenden Bearbeiter und dem die Herausgabe ermöglichenden hochherzigen Beschlusse des Deutschen Reichstages gezollt werden wird, fällt es doppelt schwer, mit einem allerdings diese beiden Factoren durchaus nicht treffenden Tadel zu schließen. Es gilt den von der Verlagsanstalt zu Besprechungszwecken verschickten „Musterheften", die Vorwort, Inhaltsverzeichnis, drei oder vier (!) Textbogen des Ganzen (!!) und eine Probe des Registers bieten und mit den beigeschlossenen drei Tafeln die Grundlage eines Referates bilden sollen. Es liegt auf der Hand, dass von einer so prächtigen Publication, deren Preisansetzung mit 100 Mk.

wirklich mäßig genannt werden darf, nicht viele Recensionsexemplare vertheilt werden können. Wo man aber nach dem Charakter des Blattes mit einer — wenn auch beschränkten — Absatzmöglichkeit des Werkes rechnet, sollte nicht die Vertheilung der Recensionsexemplare in das ausgesprochene Gegentheil von dem verfallen, was bei der splendiden Ausstattung des Ganzen sonst so angenehm berührt. Eine gewissenhafte Besprechung, die dem Ganzen gelten soll, läst sich logischerweise nicht auf wenigen Bruchstücken aufbauen und zwingt den Referenten, sich auf einem andern, nicht an jedem Orte leichten Wege einen Einblick in das Werk selbst zu verschaffen. Appelliert „die außergewöhnliche Bedeutung des Unternehmens“ in höherem Grade an die Beachtung weiterer Kreise, dann muss für die Erweckung derselben von der Verlagsbuchhandlung auch ein größeres Opfer gebracht werden denn ein mehr als bescheidenes, an sich wertloses Musterheft, für welches die Beanspruchung der Zusendung eines Belegabzuges sich wirklich etwas sehr merkwürdig ausnimmt. Hätten uns der Publicationsgegenstand, die in jeder Beziehung anerkennenswerte Bearbeitung und die höchst würdige Ausstattung nicht dazu verpflichtet, gerade die Kreise der Leo-Gesellschaft auf das wirklich hervorragende Werk aufmerksam zu machen, das Musterheft als solches hätte hier sonst keine Zeile verdient. Möge dasselbe nicht für ähnliche Unternehmungen eine gewisse Mustergiltigkeit erlangen!

Joseph Neuwirth.

* * *

Kant und die Sternenbewohner. Dass Kant ein Anhänger der Lehre von den Sternenbewohnern war, ist ziemlich bekannt. Weniger bekannt sind die eigenartigen Vorstellungen, die er sich auf Grund von Analogieschlüssen über die denkenden Geschöpfe in unserem Planetensystem bildete. Pohle in seinen „Sternenwelten und ihre Bewohner“ (Köln 1899), dem einzigen neueren deutschen Werke, das die Frage systematisch behandelt, weist (S. 52) nun mit Nachdruck auf Kant als einen Vertreter der Pluralitätstheorie hin. Es wird deshalb von Interesse sein, wenn wir die phantasievollen Ableitungen Kant's hier mittheilen: wir geben seinen Gedankengang (Naturgeschichte des Himmels. Ausg. Kehrbach, S. 150—158) in abgekürzter Form, aber in möglichstem Anschluss an seine eigenen Worte wieder:

„Ich bin der Ansicht, dass es eben nicht nothwendig sei, zu behaupten, alle Planeten müssten bewohnt sein, ob es gleich eine Ungereimtheit wäre, dies in Ansehen aller oder auch nur der meisten zu leugnen: denn es wäre Verwegenheit des Menschen, sich von der Nothwendigkeit seines Daseins so zu schmeicheln, dass er die ganze übrige Schöpfung für vergeblich hält, die nicht eine genaue Abzielung auf sein Geschlecht als den Mittelpunkt ihrer Zwecke mit sich führt. Die meisten unter den Planeten sind gewiss bewohnt, und die es nicht sind, werden es dereinst werden. Was für Verhältnisse werden nun unter den verschiedenen Arten dieser Einwohner durch die Beziehung ihres Ortes in dem Weltgebäude zu dem Mittelpunkte, daraus sich die Wärme verbreitet, die alles belebt, verursacht werden? Der Mensch, der unter allen vernünftigen Wesen dasjenige ist, das wir am deutlichsten kennen, muss in dieser Vergleichung zum allgemeinen Beziehungspunkte dienen.

„Es ist gewiss, dass der Mensch sowohl in Ansehen der Deutlichkeit seiner Begriffe und Vorstellungen, als auch der Fertigkeit, dieselben zu verbinden und zu vergleichen, welche man das Vermögen zu denken nennt, von der Beschaffenheit der Materie völlig abhängt, an die der Schöpfer ihn gebunden hat. Wir schließen dies aus der Thatsache, dass nach dem Maße, als sein Körper im Laufe seines Lebens sich ausbildet,

die Fähigkeiten seiner denkenden Natur auch die gehörigen Grade der Vollkommenheit bekommen und erst ein gesetztes und männliches Vermögen erlangen, wenn die Fasern seiner Werkzeuge die Festigkeit und Dauerhaftigkeit überkommen haben, welche die Vollendung ihrer Ausbildung ist. Sieht man ferner das Leben der meisten Menschen an, so wird man bemerken, dass der Mensch unter allen Geschöpfen am wenigsten den Zweck seines Daseins erreicht, weil er seine vorzüglichen Fähigkeiten zu solchen Absichten verbraucht, die die übrigen Creaturen mit weit minderen Fähigkeiten und doch weit sicherer erreichen; und wenn man die Ursache der Hindernisse untersucht, welche die menschliche Natur in einer so tiefen Erniedrigung erhalten, so findet sie sich in der Grobheit der Materie, in die sein geistiger Theil versenkt ist. Die Grobheit des Stoffes und des Gewebes in dem Baue der menschlichen Natur ist die Ursache derjenigen Trägheit, welche die Fähigkeiten der Seele in einer beständigen Mattigkeit und Kraftlosigkeit erhält. *Es erhellt hieraus deutlich, dass die Kräfte der menschlichen Seele von den Hindernissen einer groben Materie, an die sie innigst verbunden werden, eingeschränkt und gehemmt werden.*

„Aber es ist etwas noch Merkwürdigeres, dass diese specifische Beschaffenheit des Stoffes eine wesentliche Beziehung zu dem Grade des Einflusses hat, womit die Sonne nach dem Maße ihres Abstandes sie belebt. Das Feuer verbreitet sich aus dem Mittelpunkte des Weltsystemes, um die Materie in der nöthigen Regung zu erhalten, und darum entspricht jedem Abstand von der Sonne sowohl bei den Planeten als bei ihren Bewohnern eine bestimmte Dichte ihrer Materie. Ein Bewohner der Erde würde in einer erhitzteren Sphäre gewaltsame Bewegungen und eine Zerrüttung seiner Natur erleiden, da sein Bildungsstoff für einen größeren Grad der Wärme zu leicht und flüchtig ist, während ein Bewohner der Venus in einer kühlen Himmelsgegend erstarren und in einer Leblosigkeit verderben würde. Ebenso müssen es weit dichtere und flüchtigere Materien sein, aus denen der Körper der Jupiterbewohner besteht, damit die geringe Regung, womit die Sonne in diesem Abstand wirken kann, diese Maschinen ebenso kräftig bewegen kann, als sie es in den unteren Gegenden verrichtet, und damit ich alles in einem allgemeinen Begriffe zusammenfasse: *der Stoff, woraus die Einwohner verschiedener Planeten gebildet sind, muss überhaupt von desto leichterer und feinerer Art und die Elasticität der Fasern sammt der vortheilhaften Anlage ihres Baues muss desto vollkommener sein nach dem Maße, als sie weiter von der Sonne abstehen.*

„Wir haben so eine Vergleichung zwischen der Beschaffenheit der Materie, womit die vernünftigen Geschöpfe auf den Planeten wesentlich vereinigt sind, ausgemacht. Nach der früheren Betrachtung müssen wir schließen, dass diese Verhältnisse eine Folge auch in Ansehen ihrer geistigen Fähigkeiten nach sich ziehen. Wenn nach diesen Betrachtungen die geistigen Fähigkeiten eine nothwendige Abhängigkeit von den Stoffen der Maschine haben, welche sie bewohnen, so werden wir mit mehr als wahrscheinlicher Vermuthung sagen können: *dass die Trefflichkeit der denkenden Naturen, die Hurtigkeit in ihren Vorstellungen, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit der Begriffe, die sie durch äußerliche Eindrücke bekommen, sammt dem Vermögen, sie zusammenzusetzen, endlich auch die Behendigkeit in der wirklichen Ausübung, kurz der ganze Umfang ihrer Vollkommenheit unter einer gewissen*

Regel stehen, nach welcher dieselben nach dem Verhältnis des Abstandes ihrer Wohnplätze von der Sonne immer trefflicher und vollkommener werden.

„Aus diesem Verhältnis ersehen wir, dass die menschliche Natur, welche in der Leiter der Wesen gleichsam die mittelste Sprosse inne hat, mitten zwischen den zwei äußersten Grenzen der Vollkommenheit steht, von deren beiden Enden sie gleichweit entfernt ist.*) Wenn die Vorstellung der erhabensten Classe vernünftiger Creaturen, die den Jupiter oder den Saturn bewohnen, ihre Eifersucht reizt und sie durch Erkenntnis ihrer eigenen Niedrigkeit demüthigt, so kann der Anblick der niedrigen Stufen sie wiederum zufrieden sprechen und beruhigen, die in den Planeten Venus und Merkur weit unter die Vollkommenheit der menschlichen Natur erniedrigt sind. Welch' ein bewunderungswürdiger Anblick! Von der einen Seite sehen wir denkende Geschöpfe, bei denen ein Grönländer oder Hottentotte ein Newton sein würde, und auf der anderen Seite andere, die diesen als einen Affen bewundern."

Soweit der „geistreiche und logisch wohlgeordnete Traum", wie Liebmann diese Deductionen einmal nennt (Zur Analyse der Wirklichkeit, 3. Aufl. S. 408). Übrigens entwickelten Kant's Zeitgenossen Bonnet, Lambert, Euler und Haller ganz ähnliche Anschauungen (vgl. Zöckler, Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. Gütersloh, 1879. II., 64 ff.)

Aloys Müller.

* * *

Die dritte Emission der classischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft läßt in ihrer Auswahl nahezu überall eine sachverständige, geschickte Hand erkennen, die im allgemeinen Nachbildungen hervorragender Werke anerkannter Meister bieten will. Der Gedanke, auf dem Wege des in breite Bevölkerungsschichten dringenden, oft zur Hand genommenen Andachtsbildes neben dem Erbauungszwecke gleichzeitig zwanglos etwas zur Vertiefung der noch recht zurückgebliebenen Kenntnis großer Schöpfungen kirchlicher Kunst beizutragen, ist nur zu billigen. Denn was bisher an solchen Andachtsbildern in die Hände der Christen kam, durfte zumeist als höhere Geschmacklosigkeit bezeichnet werden. Hier that Abhilfe dringend noth, die mit Auswahl des Guten wirklich auf große, zur Andacht stimmende Kunstwerke zurückgreift, mit Erschließung hoheitsvoller oder anmuthiger Gedanken die Erbauung hebt und nebenbei auch die Veredlung des Geschmackes nicht außeracht läßt. Die Mehrzahl der neuen Bildchen darf als gut bezeichnet werden. Eine noch sachgemäßere Anwendung der jetzt auf so ansehnlicher Höhe stehenden modernen Reproductionsmittel hätte in manchen Stücken zweifellos Besseres erzielen lassen. Die dankenswerten Ursprungsangaben auf der Rückseite sind durchaus zuverlässig bis auf jene für die Petrusstatue in Rom, für welche das Festhalten der auch von Franz Xav. Kraus acceptierten Zeitbestimmung (Geschichte der christlichen Kunst, I., S. 231) sich empfehlen dürfte.

J. N.

*) Als Kant dies schrieb (vor 1754), waren Uranus und Neptun noch nicht entdeckt.

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.





# Moderne Einwände gegen die christliche Moral.

Von Dr. Philipp Kneib.

Der sittliche Ernst des Christenthums war es, der vielfach seine Erfolge herbeiführte. Abgesehen von den Vorwürfen, denen es in seinen ersten Zeiten von Seiten der Heiden ausgesetzt war und die theilweise in Unkenntnis und Missverständnis, theilweise wohl auch in böswilliger Verläumdungssucht ihren Grund haben, wurde dieser sittliche Ernst lange Zeit hindurch nicht in Frage gestellt. Um so befremdlicher mag es auf den ersten Blick erscheinen, wenn in neuerer Zeit die Behauptung aufgestellt wird, an seiner Sittenlehre gerade müsse das Christenthum eines Tages scheitern. So besonders von Hartmann und Drews, von Hartmann in seinem Hauptwerke „Das sittliche Bewusstsein" (2. Aufl., Berlin, 1885), wo er alle seitherigen Moralsysteme, insbesondere das christliche als durchaus ungenügend darstellt, von Drews in seinem Buche „Die deutsche Speculation seit Kant" (Berlin, 1893, 2 Bände; s. das Vorwort des I. Bandes und die Darstellung des Hartmann'schen Systems, Band II). Allerdings leugnet man nicht den Heroismus und die Aufopferungsfreudigkeit vieler Christen, man stellt auch nicht in Abrede, dass das Christenthum thatsächlich das fordert, was sachlich oder objectiv als sittlich gut zu bezeichnen ist, nur das findet man tadelnswert, dass das Christenthum die Erhabenheit und Reinheit des Sittengesetzes selbst verunreinige. Die Erhabenheit des Sittengesetzes soll gefährdet sein durch die Aufstellung der sittlichen Vorschriften als positive Gebote und Verbote Gottes, als Befehle des Allerhöchsten, seine Reinheit durch die Rücksicht auf den Lohn*) in der Ewigkeit, welche das Christenthum in seinen Vorschriften nahelegt, oft auch ausschließlich empfiehlt. Die erste „Schattenseite" der christlichen Moral charakterisiert man mit dem Namen „Heteronomie" (Fremdgesetzlichkeit) und stellt ihr die „Autonomie" der Sittlichkeit als Forderung gegenüber, die zweite mit dem Merkwort „Lohnsucht", der gegenüber man die sogenannte „Uneigennützigkeit" der

*) Von der Strafe, für die im Allgemeinen ähnliche Grundsätze gelten wie für den Lohn, reden wir speciell nicht.

Moral proclamiert. Gutberlet („Ethik und Religion", Münster, 1892, Seite 102—114), Schanz („Apologie", I. Th., Freiburg, 1887, S. 217 bis 223), Schell („Gott und Geist", II. Th., Paderborn, 1896, S. 620 bis 638, 663—683, und „Religion und Offenbarung", Paderborn, 1901, S. 417—422), Didio („Die moderne Moral" in Straßb. Theol. Studien, hrsg. v. Ehrhard und Müller, Freiburg, 1896, S. 74—100, und „Der sittliche Gottesbeweis", Würzburg, 1899), Schneider („Göttliche Weltordnung und religionslose Sittlichkeit", Paderborn, 1900, S. 496—527), Mausbach (Acten des V. internat. Congresses kathol. Gelehrten, München, 1901, S. 190), Peters (Die christlichen Begriffe der Sittlichkeit und Seligkeit ꝛc. [Inauguraldiss., Münster, 1902, behandelt zunächst einige einleitende Gesichtspunkte, das Ganze wird später erscheinen]) haben theils mehr, theils minder ausführlich in vortrefflichster Weise die Sittlichkeit auch unter jenen Gesichtspunkten behandelt.*) Das Folgende steht vielfach unter dem Einfluss dieser Autoren; nur ist es in einigen Punkten etwas ausgebaut.

## I.

In dem Vorwurfe der Fremdgesetzlichkeit sind die Bedenken enthalten, dass der Wert des Sittlichen nur aus dem Willen Gottes, nicht aber aus seinem Gegenstand hergeleitet wird und dass eine Befolgung der göttlichen Gebote keine subjective, innere Sittlichkeit, sondern höchstens eine äußere Gesetzlichkeit erzeugen könne.

Das Moralprincip des göttlichen Willens besagt, dass etwas nur deshalb und aus keinem anderen Grunde sittlich oder unsittlich sei, als weil es Gott geboten oder verboten habe.**) Gott fordert Gehorsam gegen das Sittengesetz — nicht, weil es gut ist, sondern weil es sein Gebot ist; und das Sittengesetz selbst ist nicht an sich gut, sondern nur, weil es der Ausdruck des göttlichen Willens ist. Gott könnte auch das Gegentheil wollen und auch dann würde sein Wille gerecht und gut sein.

Mag sein, dass einzelne Theologen so weit giengen, dass sie statt Gottes Willen göttliche Willkür annahmen (Duns Scotus), durch die christliche Lehre ist eine derartige extreme Stellung nicht im geringsten gefordert. Hat man doch immer im Wesentlichen daran festgehalten, einiges sei von Gott befohlen, weil es gut sei, und anderes sei gut, weil es Gott befohlen habe. Vorausgesetzt, dass der Gehorsam gegen Gott als den Weisen und Heiligen gut ist, können wir gewiss nicht Anstoß nehmen an der Lehre,

*) Wenn nur die gegnerische Litteratur nicht achtlos an diesen bedeutenden Erscheinungen vorübergeht!

**) Hartmann, Sittliches Bewusstsein, 2. Aufl., S. 86.

dass manches, was an sich indifferent erscheint, eben durch den Befehl Gottes gut wird. Doch wir haben ja die Frage gestellt, ob es nur deswegen ein Sittliches gebe, weil Gott das oder jenes befohlen habe. St. Thomas (P. II, qu. 91, art. IV) verneint dies ganz ausdrücklich, wenn er sagt, dass außer und neben dem Naturgesetz auch ein positiv göttliches Gesetz sei, und wenn er die Nothwendigkeit des positiven Gesetzes aus der Setzung eines übernatürlichen Zieles und aus der Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntnis des Sittlich-Guten begründet. Die Vertreter der autonomen Sittlichkeit reden in herrlichen Worten von dem Gott, der in unsere Brust hinabgestiegen sei und dort als wir selber seiend zu uns spricht. „Aber nicht als wunderbares Orakel sitzt er da drinnen, wie man sonst wohl meinte, sondern in der natürlichen Entwicklungsgeschichte hat er uns diejenige Summe von Eigenschaften ausgebildet, mit denen unser sittliches Urtheil sich entfaltet, aus denen der warme Urtrieb entspringt, das für recht und gut Erkannte zu verwirklichen — es geht eben auch in der sittlichen Welt alles natürlich zu; und es ist darum auch nicht weniger der Pulsschlag göttlichen Lebens."*) Wären diese Worte nicht von einem Monisten gesprochen, der die Unterschiedenheit von Gott und Welt leugnet, wir könnten sie fast herübernehmen. Auch dem Theismus zufolge ist Gott in unsere Brust hinabgestiegen, nicht wie ein Orakel, nicht als wir selber seiend, aber das Gefühl und die Erkenntnis des Guten hat er unserer Seele eingeprägt, wenigstens der Anlage nach, und hat sie empfänglich gemacht für jenen milden, aber unerbittlichen Zug, den das Sittlich-Gute auf uns ausübt. Weil wir das Gute fühlen, weil wir das Gute erkennen, weil es uns als vollziehenswert sich darstellt, deswegen thun wir es. Stehen wir damit unter einem anderem Gesetze als dem der eigenen Erkenntnis des Guten und des inneren Triebes zum Guten, der tief in unserer Brust wohnt? „Es ist ein bestimmter und ursprünglicher Unterschied zwischen Gut und Böse; es gibt eine bestimmte Ordnung des Guten, das durch seine innere Liebenswürdigkeit und seinen inneren Adel die uneigennützige Liebe, das Wohlgefallen und die Achtung des Willens auf sich zieht . . ." „Die Thatsache der inneren Verpflichtung kann auf Grund der inneren Erfahrung anerkannt werden, ohne dass die Erkenntnis Gottes als der verpflichtenden Macht unmittelbar damit verbunden wird . . ."**) Erkennen wir aber an, dass auch ohne den ausdrücklichen Gedanken an Gott die innere Verpflichtung erkannt und erfüllt werden kann, was anders soll uns wohl ansprechen und bewegen als das Gute selbst?

*) Hartmann, a. a. O., S. 94.

**) Schell, a. a. O., S. 620.

Freilich ist es eine andere Frage, ob wir die Verpflichtung bei tieferem Nachdenken anerkennen mögen, ohne Gott als letzten und höchsten Grund derselben zu finden. Verpflichtung ist Willensmacht. Und Willensmacht übt nur eine Person aus; nicht das gegenständliche Gute, sondern die persönliche Güte ist hinreichender Verpflichtungsgrund. Autonom in dem Sinne, als ob jeder das Gesetz des Guten sich selber mache, das Gefühl und die Kraft des Guten selber sich gebe, kann doch kein Wesen in der Welt der Erscheinung sein. Nur das, was nicht geworden, nur das, was sich selbst begründet, nur das kann auch sich selbst Gesetz des Guten sein. Und Gott ist es. Er ist das ewige Sittengesetz selbst, er ist zugleich auch der ewige Vollzug des Sittengesetzes, er ist das Sittengesetz in Person oder das personificierte, selbstbewusste, wesenhafte Sittengesetz. Ob dieser Gott nun von innen durch unsere Natur, oder von außen durch eine positive Offenbarung die Erkenntnis des Guten und die Anregung dazu uns mittheilt, ist an und für sich gleichgiltig, obwohl wir ja sagen müssen, es entspreche der fühlenden und denkenden Natur des Menschen mehr, dass er durch das eigene Gefühl und das eigene Denken in die Bedeutung und den Wert des Guten eindringt. Auch wird dadurch eine größere Gottähnlichkeit hergestellt, da Gott auch aus sich heraus das Gute erkennt und vollzieht.

Gottes äußere Mittheilung nun, wie sie thatsächlich im positiven Gesetz (z. B. „Du sollst Vater und Mutter ehren") vorliegt, will nicht als bloßer Befehl der Willkür gelten — er will uns keineswegs nahe legen, dass er auch befehlen könnte: „Du sollst Vater und Mutter nicht ehren". Auch wird dieser Befehl nicht als bloße Willkür von uns empfunden, sondern wir wissen, dass eine ewige Weisheit und Heiligkeit nur das Gute befehlen kann. Wenn wir also Vater und Mutter ehren, weil Gott es geboten, so thun wir es auch, weil wir wissen, dass das etwas Gutes ist. Und woher wissen wir es? Wir wissen es einmal direct aus unserem Gefühl für das Gute und aus unserer Erkenntnis des Guten, wir wissen es aber auch indirect, weil eine höhere Weisheit es uns sagt, die höchste Heiligkeit es uns vorschreibt. Es gibt nun unstreitig Fälle, wo wir auf den ersten Blick das Handeln aus direkter Erkenntnis des Guten höher werten als das Handeln aus indirekter Erkenntnis. Wer einem Armen ein Almosen gibt, weil er sein Elend bedauert und seiner Noth ein Ende machen will, scheint höher zu stehen als der, welcher es thut, um dem Gebote Gottes zu gehorchen. Allein beides soll sich nicht ausschließen. Jeder Prediger und Katechet weiß, dass man neben dem Befehle Gottes auch hinweist auf die Noth des Armen und das Gefühl für seine Lage zu wecken sucht, damit seinem Elend abgeholfen werde. Der Inhalt einer Handlung wird also keineswegs unbeachtet

gelassen. Und dabei bietet das positive Gebot noch andere Lichtseiten. Wir achten in seiner Befolgung nicht allein den Urheber des Sittengesetzes, sondern das persönliche Sittengesetz selbst. Unsere Achtung steigt von dem gegenständlichen Guten hinauf zu der persönlichen Güte. Die Schätzung der Sittlichkeit, wie sie in einer Person uns entgegentritt, ist doch keineswegs wertlos. Übt denn nicht das Beispiel — und das Beispiel und sein Einfluss gründet sich doch auf die Schätzung des Sittlichen, wie es in einer Person uns entgegentritt — übt es nicht einen tiefen Nachdruck aus, wird es nicht von allen Sittenlehrern empfohlen? Ist nicht diese Concretisierung des Sittlichen, wenn ich so sagen darf, dem gegenständlichen Sittlichen gleichwertig? Man wird uns entgegenhalten, dass Befehl und Beispiel nur den Unmündigen nöthig sind, die eben noch nicht die Stufe der sittlichen Selbständigkeit erreicht haben. Nun, in dem Sinne mündig, dass wir uns selbst als Urheber des Sittengesetzes erkennen, werden wir niemals sein. Das Sittengesetz tritt an uns heran als etwas von uns Verschiedenes. Ob sein Gegenstand nun als gewollt durch einen höheren Willen oder als geübt durch ein Beispiel an uns herantritt, das ist, im Grunde genommen, nicht von der Bedeutung, die man ihm gerne beilegen möchte. Und ist außerdem der Vollzug des Sittlichen nicht mehr gesichert, wenn im Getümmel der Leidenschaften, wo das Gefühl für das Gute und die Erkenntnis des Guten verdunkelt werden, der klare göttliche Befehl zu uns spricht, der Vertreter der Sittlichkeit selbst an Stelle des Sittlichen und mit dem Sittlichen zu uns redet? Die Verfechter der extrem-autonomen Moral fassen die menschliche Natur idealer als sie ist. Was erst werden soll, denken sie sich schon als geworden. Der Mensch soll auf jene Stufe, wo er ohne äußere Mittheilung und unmittelbar erkennt und thut, erst gehoben werden. Und er wird sie erreicht haben in der ewigen Vereinigung mit Gott, wo er in Gott und aus Gott das Gute erkennt und will. Allerdings wird diese Vereinigung immer noch nicht eine so enge sein, wie sie der Monismus schon für das Erdenleben statuiert. Wir werden nicht sagen können: „Gott ist in unsere Brust hinabgestiegen und als wir selber seiend spricht er zu uns". Allein es ist doch die möglichst unmittelbare Erkenntnis, die wir vom Guten in und durch Gott haben, unmittelbarer als sie jetzt durch unsere inneren Kräfte vollzogen wird. Aber wie gesagt, diese Stufe soll erst erreicht werden. Das positive Gebot Gottes hindert uns nicht, auch hier schon immer mehr aus innerer und directer Erkenntnis des Guten zu handeln. Denn keines schließt das andere aus. Allein auch dem Mündigsten wird das Gebot hier immer eine Stütze sein, eine Stütze für die Erkenntnis, wenn sie dem Egoismus abgerungen werden muss, da wo er diese zu beeinflussen sucht, eine Stütze für

den Willen, wenn der Egoismus dem Sittengesetz Trotz bieten möchte. Als knechtische Furcht freilich soll die Rücksicht auf den Gesetzgeber niemals wirken, sondern nur als Ehrfurcht, d. h. als eine Furcht, die das Sittengesetz und den Sittengesetzgeber zugleich ehrt.

Hartmann meint: „Auf dem Standpunkt der Heteronomie wird die Achtung eigentlich nur dem Gesetzgeber gezollt, und dem Gesetz nur indirect als einem Ausfluss und Appendix des geachteten Gesetzgebers; auf dem Standpunkt der Autonomie wird im Gegentheil die Achtung dem unpersönlichen Gesetz als solchem ... nur um seines Inhaltes wegen gezollt und erst rückwärts fällt ein Widerschein dieser Achtung auf den Gesetzgeber als den Urheber eines so achtenswerten Gesetzes."*) Aus dem, was wir bisher festgestellt haben, ergibt sich, dass in diesen Worten Richtiges mit Unrichtigem sich mischt. Es kann sich nämlich eine directe Achtung des Gesetzgebers und eine directe Achtung des Gesetzes miteinander verbinden. Thatsächlich ist dies der Fall, insofern das positive Gesetz Gottes zu dem Naturgesetz hinzukommt, das wir in unserer Brust tragen. Ferner setzt die indirecte Achtung des Gesetzes voraus, dass ein weiser und heiliger Gesetzgeber es gegeben hat, der es durch und in sich als gut erkennt. Es ist also diese indirecte Achtung des Gesetzes keine bloß formale, sondern auch eine Schätzung wegen des Inhaltes, den wir — das positive Gesetz für sich allein betrachtet — mittelbar und indirect als gut erkennen. Ich setze ausdrücklich hinzu: „Das positive Gesetz für sich allein betrachtet," weil ja eine directe Erkenntnis der Güte des gebotenen Inhaltes theils schon vorhanden ist, theils auch folgt und zwar bei den einzelnen, nach Alter, Talent, Bildung u. s. w. Verschiedenen in verschiedener Weise.

Mehr Wert scheint gelegt werden zu müssen auf das andere Bedenken, ein Befolgen des göttlichen Gebotes sei subjectiv sittlich wertlos und erzeuge höchstens Legalität. Legalität ist das bloße Befolgen eines Gesetzes, eben weil es Gesetz ist, und zwar ein äußeres Befolgen ohne innere Wärme für das Gebotene. De internis non iudicat praetor. Hartmann ist der Ansicht, auch die Beobachtung des göttlichen Gebotes sei höchstens Legalität. „Die Ausführung eines in der Form des Gebotes kundgegebenen fremden Willens bleibt ein äußerlicher mechanischer Process, dessen Resultat höchstens eine äußerliche mechanische Legalität des Handelns, aber keine innerliche Moralität sein kann."**) „Der Versuch, durch Ausführung eines fremden Willens ein Handeln von subjectiv sittlichem Wert zu erzielen, ist ebenso verkehrt als

*) A. a. O., S. 93.

**) A. a. O., S. 89.

die Bemühung, durch das Essen eines anderen fett zu werden."*) Auf den letzten Einwand, der in der Form eines Vergleiches gegeben ist, antwortet Schneider ebenfalls in Vergleichsform, und die Antwort ist völlig ausreichend zu seiner Entkräftung: „Man kann aber durch Speisen satt und fett werden, die man nicht selbst beschafft oder zubereitet hat."**) Es liegt in dem Gebot eben die Anzeige eines wertvollen Inhaltes. Diesen erkenne ich durch das Gebot und vollziehe ihn in der Befolgung des Gebotes. Die Überzeugung, dass Gott nur Wertvolles gebiete, ist ja außer allem Zweifel. Haben wir denn das Naturgesetz, das in uns wohnt, selbst bereitet? Ist es nicht auch das Werk dessen, durch den wir sind und leben? Selbst Gott sind wir eben nicht, und wenn Hartmann von diesem Standpunkt aus argumentiert, so trennt uns nicht die Frage: Heteronomie oder Autonomie, sondern die Frage: Monismus oder Theismus? Selbstbestimmung ist freilich nöthig zur Erzielung von sittlichem Wert, aber nicht die absolute Selbstbestimmung des ens a se. Anderenfalls müsste jede geschöpfliche Sittlichkeit in Frage gestellt werden. Und warum kann denn durch Befolgung des göttlichen Gebotes nicht bloß Legalität, sondern auch Moralität erzeugt werden? Aus vielen Gründen. Erstens: Das göttliche Gebot schließt die Wertschätzung des Gebotenen nicht aus, sondern ein. Zweitens: Das göttliche Gebot hindert nicht die Freiheit der Selbstbestimmung. Drittens: Das göttliche Gebot als das Gebot des allwissenden Gottes, der Herz und Nieren durchforscht, kann sich auch auf die innere Gesinnung beziehen und nicht allein auf den äußeren Act. Viertens: Das göttliche Gebot bezieht sich auf Dinge, für die wir auch schon im Gefühl und im verstandesmäßigen Erkennen Sinn und Verständnis haben. Nehmen wir das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren. Schließt dieses Gebot die Schätzung des Inhaltes aus? Nein. Schließt es sie nicht vielmehr ein? Ja; denn derselbe Gott hat auch die Liebe zu den Eltern ins Gefühl und die Erkenntnis des Wertes und der Pflicht der Elternliebe in allen ihren Formen in das Denken gelegt. Dass Gott durch ein Gebot hinzutritt, verstärkt nur noch die Hoheit des Inhaltes und die Überzeugung von der Verbindlichkeit dieser Pflicht. So wurde das Gebot zu allen Zeiten im Christenthum aufgefasst. Wenn Hartmann also meint, nur äußerliche Legalität sei Zweck und Folge des Gebotes, so kennt er eben die Auffassung des Christenthums nicht ganz.

## II.

Es ist gewiss festzuhalten, dass es einen Unterschied zwischen Genuss und Sittlichkeit gibt. Beides wird als verschieden empfunden und als ver-

*) A. a. O., S. 89.

**) Schneider, a. a. O., S. 501.

schieden erkannt. Wenn der Begriff „sittlich“ nicht zusammenfallen soll mit dem Begriff „nützlich“ und wenn in keiner Weise das Sittliche als ein Ausfluss des Nützlichen oder als dem Nützlichen in irgend einer Weise untergeordnet betrachtet werden soll (es führt zum wahren eigenen oder fremden Glück, also ist es gut), so muss es möglich sein, den Begriff des Sittlichen zu bestimmen ohne Rücksicht auf das Nützliche. Es muss desgleichen möglich sein, das Sittliche in seinem Wert zu erkennen und zu vollziehen, ohne dabei noch an etwas anderes zu denken als nur an das Eine, dass das Sittliche in letzter Linie auch zu einem Glücke führen muss. Gerade in diesem Gedanken, der allein der menschlichen Natur entsprechend ist, da wir nicht allein die Anlage zum Sittlichen, sondern auch den Trieb zum Glück als fundamentale Strebungen in uns tragen, gerade in ihm will man die grundsätzliche Gefahr der Verunreinigung des Sittlichen erblicken. Und zwar in vielen Rücksichten. Geben wir zuerst die Ausstellungen unseres Hauptgegners Hartmann, um dann diese einzelnen Rücksichten klar und bestimmt herauszustellen. „Als Gegenmotiv gegen unsittliches Handeln stellt Jesus die Androhung von Strafen oder des Ausschlusses von Verheißungen ebenso durchgängig auf (Matth. 5, 20; 6, 15; 7, 1; 25, 41—46; Marc. 3, 38; 9, 42; Luc. 13, 3 und 5; 6, 25), wie er die Verheißung von Lohn als Motiv des sittlichen Handelns hinstellt. Er fordert auf zum Verzicht auf alle irdischen Güter und alles irdische Glück (einschließlich der Familienbande), indem er hundertfältigen Lohn dafür im Jenseits verheißt (Matth. 19, 29), er empfiehlt, die wohlwollenden Handlungen so einzurichten, dass man nicht etwa schon hienieden einen natürlichen Lohn dafür finde, da einem sonst der übernatürliche entschlüpfen könnte (Luc. 14, 12—14) und räth aus demselben Grunde, die Gutthaten im Verborgenen zu thun, aber nicht etwa, weil es an sich schöner ist, wenn eine gute That vom Thäter für immer verborgen gehalten wird, sondern damit ihm nicht irdische Anerkennung zu theil werde, welche ihm den großen öffentlichen Lohn im Himmel, auf welchen es eigentlich abgesehen ist, vorwegnähme (Matth. 6, 1—6). Es wird somit auch die Annahme des Evangeliums zu einem Acte der Klugheit, seine Abweisung für den Menschen zur Thorheit (Matth. 25, 2 und 4), da es nur die Erkaufung eines großen Gutes durch Preisgebung eines kleinen gilt (Matth. 13, 44—46); die verlangte Sinnesänderung ist demnach auch hier die Folge eines klug berechnenden Egoismus, der nur das irdische Ziel mit dem jenseitigen vertauscht, nachdem er eingesehen hat, dass er dabei sein Interesse am besten wahrnimmt.“ *)

*) Hartmann, Sittl. Bew., S. 38.

Ähnliche Anschauungen sind in der modernen und modernsten Litteratur weit verbreitet. „Den absoluten Verpflichtungsgrund zur Vollbringung des erkannten Rechten und Guten und die absolute Bürgschaft der Erreichbarkeit der sittlichen Zwecke kann die Sittlichkeit nur in der frommen Beziehung auf Gott, also in der Religion finden. Freilich nicht in der Weise, daſs die Religion eine rein äußerliche Stütze der Sittlichkeit abgebe und daſs Hoffnung auf Belohnung oder Furcht vor Strafe die Motive des sittlichen Handelns würden; denn das wäre der Würde der Sittlichkeit ebensowenig wie der Würde der Religion entsprechend."*)

Aus dem Angeführten ergeben sich für uns mehrere Fragen.

Ist das Gefühl und das Verlangen, das Christus in seinen Jüngern hervorrufen will, nur der Egoismus des berechneten Interesses, nur der Sinn für Lust und Glück oder ist es mehr als das?

Ist das, was Christus objectiv empfiehlt als Lohn, der erstrebt werden soll, nur Lohn, d. h. nur Mittel zum Genuſs oder ist es mehr als das?

Sind Vollkommenheit und Glück wirklich objectiv unvereinbar getrennt?

Schließt die Rücksicht auf den Lohn die Rücksicht auf die innere Güte und Schönheit der Handlung aus?

Wir beantworten diese Fragen in umgekehrter Reihenfolge. Schließt die Rücksicht auf den Lohn die Rücksicht auf die Liebenswürdigkeit der Handlung, in sich, in ihrem Gegenstand betrachtet, aus? Wir können den Lohn in einer dreifachen Beziehung betrachten, wenn wir eben unter Lohn alles verstehen, was infolge der betreffenden Handlung zu einer Befriedigung, einer Wohlseinsempfindung führt. In diesem Sinn ist Lohn zunächst die Befriedigung des Gewissens, das Hochgefühl der vollbrachten Handlung, das Lob, das man sich selbst spenden kann, die Gewissensruhe, die Harmonie zwischen Sein und Sollen. Ich halte es für ein verfehltes Beginnen, die Rücksicht auf diesen Lohn ausschließen zu wollen. Die Ausschließung erscheint mir als unnatürlich und als unmöglich. Wenn das Gewissen sich regt, will es, wie jede andere Kraft, eben befriedigt sein, und aus der Befriedigung folgt ein gewisses Wohlbehagen, dieses Wort in seinem reinsten Sinne gefaſst. Eine andere Art von Lohn wäre der Lohn, der nach der Ordnung der Natur, also ganz naturgemäß, wie von selbst, wie die Wirkung aus der Ursache folgt. Aus einem sittlichen Verhalten in Bezug auf den Genuſs, aus dem keuschen Leben, das ja in specie mit dem Namen „sittlich" belegt wird, folgt Gesundheit und Kraft des Geistes und Körpers, also eine wertvolle Wesensbeschaffenheit, es folgt naturgemäß daraus die Achtung von Seiten sittlicher Personen und

*) Richter, Die Emancipation der Schule von der Kirche, Leipzig, 1870, S. 63.



Anderes. Warum man beim sittlichen Handeln darauf keine Rücksicht nehmen soll und darf, ist meines Erachtens nicht einzusehen. Setzen wir nun als die allernaturgemäßeste Folge die Achtung und Liebe des heiligen Gottes, warum soll dieses Gut nicht erstrebt werden dürfen? Setzen wir ferner das Einwirken Gottes auf uns, das dieser Achtung und Liebe entspricht, so steht dies in so inniger Verbindung mit der Sittlichkeit selbst, dass nie und nimmer ein Streben darnach ausgeschlossen zu werden braucht aus dem Bereiche der Sittlichkeit. Lohn in einem dritten Sinne endlich ist jener Lohn, welcher äußerlich der sittlichen Handlung hinzugefügt ist, wie z. B. eine Belohnung in Geld, die der Staat dem Retter eines Unglücklichen in Aussicht stellt. Die Rücksicht auf diesen Lohn scheint mir, wenn man nur den Lohn und nicht auch in irgend einer Weise, wenigstens indirect, die Güte der Handlung im Auge hat, die Handlung sittlich wertlos zu machen; hat man aber theils die Güte der Handlung selbst, theils auch den Lohn im Auge, so erreicht die Handlung zweifelsohne nicht jenen sittlichen Wert, den das Guthandeln direct oder indirect um des Guten willen darstellt, ohne jedoch zur sittlich schlechten zu werden. Dabei ist noch zu beachten, dass die Verleihung eines äußeren Lohnes für das Gute schon durch die Rücksicht auf die Selbstungenügendheit der menschlichen Natur bedingt ist. Auch die modernsten Ethiker*), beziehungsweise Pädagogen, sind der Ansicht, aus Gründen der menschlichen Schwäche und namentlich vor vollendeter Geistesentwicklung könne man versuchen, den Willen, der sich ja direct auf das Gute an sich richten soll, wenigstens indirect auf das Gute zu richten durch den damit verbundenen Lohn. Nachher sei allerdings ein directer Wille zu erzielen. Denn man hält doch im Wesentlichen daran fest, dass „Belohnungen und Bestrafungen" nur als „künstliche und der reinen Sittlichkeit fremdartige Einwirkungen auf das Thun und Lassen der Menschen" zu betrachten seien.**) Es ist überdies nicht zu vergessen, dass Lohn und Strafe auch helfen können, einen directen Willen herbeizuführen, indem sie nämlich das Gute, bezw. das Böse nachdrücklicher zum Bewusstsein bringen. Vorausgesetzt ist dabei die Empfindung dafür und die Überzeugung davon, dass eben nur das Gute belohnt und nur das Böse bestraft wird.

Sind Vollkommenheit und Glücksgenuss unvereinbare Gegensätze? Das war die zweite Frage, die wir aufstellten. Ich glaube, dass die verneinende

*) Vgl. z. B. Baumann, Über Charakter und Willensbildung, Berlin 1897, in „Abhandlungen zur pädagogischen Psychologie und Physiologie" herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen, I. Bd., Heft 3. — Messer, Die Wirksamkeit der Apperception, Berlin 1897, a. a. O., II. Bd., Heft 8.

**) Dittes, Schule der Pädagogik, 3. Aufl., Leipzig und Wien, 1880, S. 132.

Antwort unanfechtbar ist. Objectiv betrachtet, ist es nicht mehr als selbstverständlich, dass ein sittliches Verhalten auch zu einem Zustand des Befriedigtseins führt. Gibt es eine Sittlichkeit und gibt es ein Glück, so muss sich beides zusammenfinden. Subjectiv betrachtet, können wir uns der Überzeugung nicht verschließen, dass die Anlage zur Sittlichkeit und der Trieb nach Glückseligkeit als gleichmäßige, fundamentale Strebungen ein gleiches Recht auf Vollendung in der Erreichung ihres Objectes besitzen. Das Eine oder das Andere für sich allein und ohne das Andere bestehend erschiene mir vom Standpunkt der menschlichen Natur aus als ein unnatürliches und zugleich unmögliches Auseinanderreißen des einen wollenden und fühlenden Menschenwesens in zwei getrennte Wesen. Die Forderung also, dass beim sittlichen Handeln die Rücksicht auf Glück vollständig auszuschließen sei, ist der Lage der Sache nach einfach eine unnatürliche Unmöglichkeit. „Der Mensch bleibt auch in seiner sittlichen Bethätigung an die ihm angeborene Naturbestimmtheit gebunden, infolge dessen er unwiderstehlich genöthigt ist, seine eigene Natur und Wesenheit zu bejahen und deren allseitige Vervollkommnung und Beseligung zu begehren. Er würde also den unbesieglichen Todfeind der Sittlichkeit beständig in sich herumtragen, wenn er ohne alle Rücksicht auf das eigene Selbst das Gute zu thun und seine Pflicht zu erfüllen hätte. Das wäre ein geheimnisvolles, furchtbares Verhängnis.“*)

Nach diesen Feststellungen gehen wir zur Beantwortung der Fragen über, die wir gestellt haben im Anschluss an die Darstellung der Sittenlehre Jesu, wie sie Hartmann (s. oben) gegeben und die Vorwürfe, die er erhebt, namentlich den einen Vorwurf, die Forderungen des Heilandes wandelten die Gebote der Sittlichkeit um in bloße Klugheitsregeln. Ist das, was Christus objectiv empfiehlt, nur Lohn, d. h. Mittel zum Genuss, oder ist es mehr als das? Es wurde von jeher festgehalten, dass das selige Leben des Jenseits Heiligkeit und Seligkeit zugleich ist, wie auch Gott selbst heilig und selig zugleich ist. Nicht, weil eine Ewigkeit in Seligkeit unser Ziel ist, ist das gut, was uns zur Seligkeit führt, sondern weil etwas gut ist, führt es uns zur Seligkeit. Was St. Thomas P. II qu. II, art. 7 — qu. 90 art. 2 feststellt, dass die beatitudo oder felicitas vitae humanae letztes Ziel des Menschen sei, könnte allerdings im Sinne unserer Gegner missverstanden werden. Die Glückseligkeit ist ja gewiss letztes Ziel des Menschen, aber die Glückseligkeit in der Heiligkeit. Beide fallen der Sache nach zusammen, aber wenn wir ihre Würde und die Priorität der einen oder der anderen betrachten, die

*) Schneider, a. a. O., S. 510.



Priorität in der göttlichen Zwecksetzung und die Priorität in der menschlichen Zielstrebung, so ist die Heiligkeit, die Vollkommenheit das erste und die Seligkeit das zweite. Hartmann meint, das Christenthum denke bei dem Ausdruck Seligkeit nur an den Glücksgenuss und nenne dann das gut, was nach dem Willen Gottes zu dieser Seligkeit führt und weil es dazu führt. Jene Worte des Katechismus: „Ich bin auf Erden, um Gott zu erkennen, Gott zu lieben, Gott zu dienen, und dadurch in den Himmel zu kommen," fasst er offenbar so auf: Gott hat einen Ort sinnlicher und geistiger Freuden bereitet (Himmel). In diesen Ort nun nimmt er nur die auf, die vorher sich den Bedingungen unterworfen haben, die er stellt. Diese Bedingungen aber sind enthalten in den Vorschriften, die er gegeben hat. Wie ein Arbeitgeber einen bestimmten Lohn festgesetzt hat für eine von ihm geforderte Arbeit, so müssen wir alle arbeiten im Sinne Gottes, um den Lohn des Himmels zu erlangen. Eine solche rein äußerliche Auffassung des Verhältnisses von Gottesdienst zu Gotteslohn, von Tugend zu Seligkeit, wonach das Leben auf Erden allerdings eine Speculation auf die Güter des Jenseits wäre, eine so äußerliche Auffassung des Begriffes „Dienst Gottes" ist durch die christliche Lehre nicht im entferntesten gefordert. Allerdings würde ein Zusatz im Katechismus, „um dadurch vollkommen und selig zu werden," jeden Zweifel heben, allein auch die gegenwärtige Fassung lässt eine so äußerliche Auslegung nicht zu. Es wurde niemals der Gedanke ausgeschlossen, dass zwischen der Gesinnung im Diesseits und dem Schicksal im Jenseits ein innerer Zusammenhang besteht und nicht bloß ein äußerer, der eben nur dadurch hergestellt wird, dass Gott gewisse Handlungen zur Bedingung der Seligkeit macht. Was in der Ewigkeit geschenkt wird, ist eine höhere sittliche Vollkommenheit, was dazu führt, ist ebenfalls ein gewisser Grad der Vollkommenheit, eine gewisse Stufe sittlicher Gesinnung, eine gewisse Leistung an sittlichen Handlungen.

Sittlichkeit aber ist Gottähnlichkeit; und Gottähnlichkeit hat zur Folge eine Gottnähe im Sinne der Vereinigung Gottes mit dem Menschen, die gewiss verschiedene Grade zulässt. Durch diese Gottnähe aber wird auch eine Theilnahme an der Seligkeit Gottes herbeigeführt. Wie diese Seligkeit nun auch die Sinne und die Sinnlichkeit ergreift, braucht nicht erörtert zu werden. In dieser Weise stellt sich die Seligkeit dar als mit der Heiligkeit innerlich verwandt, als ein Ausfluss der Heiligkeit und als in keiner Weise der Heiligkeit fremd. Wenn man sich demgegenüber fragt, warum diese beglückende Gottnähe nicht auch schon auf Erden dem Sittlichen geschenkt wird, so ist zu antworten, dass wir eben für unser Erdenleben in die diesseitige Welt mit allen ihren Mängeln und Fehlern eingezwängt sind. Schneider

(a. a. O., S. 519) weist darauf hin, dass die gottschauende Seele den höchsten Grad ihrer allseitigen Vollendung in der Entfaltung und Bethätigung aller ihrer Anlagen erreicht und eben dadurch beglückt wird. Die Entfaltung und Bethätigung der Anlagen (zum Erkennen und Lieben) ist Heiligkeit, der Glücksgenuss, der dadurch hergestellt wird, Seligkeit.

Sobald wir annehmen, dass Heiligkeit und Seligkeit innerlich verwandt sind, ist es der Sittlichkeit in keiner Weise entgegen, auch nach dieser Seligkeit als dem Lohn der Heiligkeit zu streben. Allerdings ist hier gefordert, dass unser Streben sich zunächst auf die Volkommenheit richte, dass zunächst und direct die Heiligkeit gewollt werde. Damit kann und soll sich aber auch die Überzeugung verbinden, dass eben die Heiligkeit zur Seligkeit führen muss, und auch dieser Gedanke kann uns mitbestimmen. Freilich ist auch hier wieder festzustellen, in welcher Weise dieser Gedanke mitwirkt. Es kann die innere Stimmung so sein, dass sich einer sagt: „Ich würde die sittliche Handlung nicht vollbringen, wenn nicht der Lohn damit verbunden wäre.“ Diese Gesinnung ist keine sittliche. Sodann können sich die Rücksichten auf Heiligkeit und Seligkeit so mischen, dass entweder die eine oder die andere im Vordergrund steht. Der Grad der Sittlichkeit ist darnach zu bestimmen. Am reinsten ist die Sittlichkeit dann, wenn der Gedanke an die Vollkommenheit im Vordergrund steht und nur eben die Überzeugung sich damit verbindet, dass die Vollkommenheit auch zum Glück führen muss. Dass dieser Grad nicht bei allen Menschen zu erreichen ist, zeigt ein Blick auf deren Verschiedenheit in Anlagen und Bildung. In starken Versuchungen zur bösen Lust muss der Gedanke an das Glück mitwirken, auch in Leid und Trübsal.

Wenn wir nun darnach die Sittenpredigten des Heilandes beurtheilen und die Frage aufwerfen, die wir zuerst gestellt haben, so wird der Vorwurf einer bloßen Speculation auf himmlische Güter sein Recht verlieren. Die Frage lautete: „Ist das Gefühl und das Verlangen, das Christus in seinen Zuhörern hervorrufen will, nur der Egoismus des berechnenden Interesses, nur der Sinn für Lust und Glück, oder ist es mehr als das?“ Es ist mehr als das. Allerdings weist Jesus in den von Hartmann (s. oben) angeführten Stellen nur auf den himmlischen Ersatz für die irdischen Opfer hin, allein er setzt eben in seinen Zuhörern das Gefühl und die Überzeugung voraus, dass nur das Gute so herrliche Früchte trägt. Dass der Heiland das gewiss nicht außer Acht ließ, geht hervor aus seiner anderen Forderung: „Ihr sollet vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Matth. 5, 48). Wenn der Heiland ferner von jenem Lohn in Bildern sprach, die ihn, wenigstens dem Wortlaute nach, als einen den guten Hand-

lungen rein äußerlich hinzugefügten erscheinen lassen könnten, so findet das seine Erklärung in dem Bildungsstande seiner Zuhörer. Die Offenbarung, das zeigt ein Blick auf ihre Geschichte, nimmt immer Rücksicht auf die Beschaffenheit und Fassungskraft der Empfänger der Offenbarung.

Aber Hartmann nimmt Anstoß an jeder Form des Beibehaltens von Lohn für das sittliche Streben. Er will das Glück von der Sittlichkeit, den Genuss von der Vollkommenheit völlig ausschließen. „Die Theologie, außer Stande, den klaren Wortlaut und Sinn der Evangelien abzuleugnen, sucht noch heute das transscendent-eudämonistische Moralprincip wenigstens als untergeordnetes, secundäres Princip aufrecht zu erhalten. Gibt es aber überhaupt ein unselbstsüchtiges Moralprincip, so sinken alle aus der Selbstsucht abgeleiteten Handlungen sofort zur moralischen Indifferenz herab; dann wird also das ethische Werk einer aus unselbstsüchtigen Motiven möglichen Handlung sofort dadurch vernichtet, dass selbstsüchtige Motive und Ziele sich in den Motivationsprocess mit eindrängen und die selbstlose Lauterkeit der sittlichen Gesinnung mit gemeinem Egoismus durchtränken. Dies erkennen die vernünftigeren Theologen auch an und fordern deshalb vom Menschen, er solle das Gute thun und das Böse lassen, nur deshalb, weil es Gott geboten habe, nicht um des Lohnes willen oder um dem Schaden der Seele zu entgehen; so wird das jüngste Gericht und der ganze Unsterblichkeitsglaube wirklich ausgeschieden und als Grundlage moralischer Wertbestimmung sowie als Motiv sittlichen Handelns endgiltig verworfen, d. h. das transscendent-eudämonistische Moralprincip der Evangelien und des gesammten christlichen Entwicklungsganges definitiv aufgegeben.“

„Aber selbst dieser kleinere Theil vernünftiger Theologen wagte zum größeren Theil doch wieder noch nicht, mit dem Wortlaut und unzweideutigen Geist der evangelischen Verheißungen zu brechen und möchte deswegen die jenseitige Vergeltung als accidentielle Folge des sittlichen oder unsittlichen Handelns conservieren, nachdem er sie als Grundlage eines Moralprincips verworfen; er verlangt, dass der Mensch zwar selig sein soll in der Hoffnung der ewigen Seligkeit (Röm. 8, 24) und sein ganzes Leben erfüllt und durchleuchtet lassen sein soll von dieser Freude über die ihn für seine Tugend erwartende himmlische Freude, dass er aber sich trotzdem von dieser accidentiellen Folge seines Handelns auf keine Weise beim Handeln beeinflussen lassen soll. Diese Forderung widerspricht aber den unabänderlichen Gesetzen der Motivation, indem sie verlangt, dass der Mensch eine Vorstellung von stärkster Motivationskraft beständig vor Augen haben und dabei diese Vorstellung nicht als Motiv auf sich wirken lassen solle, obgleich er eben das thut oder das thun soll, was aus jenem Motiv sich ergibt oder ergeben würde. Wird diese Forderung

trotz ihres psychologischen Widersinnes dennoch festgehalten, so ergibt sich aus ihr nothwendig die Selbsttäuschung, dass man die thatsächlich durch das transscendent-egoistische Motiv hervorgerufenen Handlungen als Ausfluss einer durch keinerlei Selbstsucht getrübten rein ethischen Gesinnung ansieht. Solche Selbsttäuschung führt aber unmittelbar zu pharisäischem Tugendstolz und bei der Unausbleiblichkeit richtigerer Einblicke in den wahren Motivationsprocess zu pharisäischer Heuchelei, zum Prunken mit einer durch die That erprobten ethischen Gesinnung, die in diesem Maße gar nicht vorhanden ist, da ihre angeblichen Früchte auf einem anderen Baume gewachsen sind."*)

Richtige Grundgedanken sind in den Worten Hartmann's unstreitig enthalten, aber auch unberechtigte Vorwürfe und falsche Anschauungen. Das ewige Leben, nur als Seligkeit gefasst, war nie Moralprincip d. h. es wurde nie die Lehre vertreten, es sei etwas gut und vollziehenswert, weil es zum ewigen Leben als zum Glücksgenuss allein führe. Vielmehr wurde bei dem Begriff „Ewiges Leben" auch an die Heiligkeit dieses Lebens gedacht, und diese Heiligkeit wurde als die Krone und Vollendung der diesseitigen Sittlichkeit aufgefasst. Das irdische Tugendleben (Keuschheit, Nächstenliebe u. s. w.) soll uns dieser Heiligkeit fähig und würdig machen. Hartmann meint ferner, die Glückseligkeit werde nur als „accidentielle Folge" der Sittlichkeit gedacht. Sie wird vielmehr als wesentliche Folge dargestellt. Die Sittlichkeit muss die Seligkeit im Gefolge haben als einen wesentlichen Ausfluss. Eine vernünftige Betrachtung der Menschennatur als einer wollenden und fühlenden, als einer der Vollkommenheit und des Glückes fähigen, als einer nach Heiligkeit und Seligkeit verlangenden zeigt dies unwiderleglich. Also ist der Egoismus sogar zu einem wesentlichen Bestandtheil der sittlichen Gesinnung gemacht? Egoismus als Selbstsucht gewiss nicht, aber Egoismus als geordnete Selbstliebe, wenn wir das Wort Egoismus in diesem reineren Sinne nehmen dürfen. Doch vergessen wir nicht die psychologische Schwierigkeit, die Hartmann im Anschluss daran erhebt. Er meint, der Gedanke an die Seligkeit ergreife so mächtig das Streben des Menschen, dass der Gedanke an die Sittlichkeit nicht mehr als wirksame Kraft auftreten könne. Allein das ist psychologisch nicht richtig. Der Mensch ist nicht eindeutig bestimmt, sondern er kann sich aus Motiven der verschiedensten Art bestimmen. Für das diesseitige Leben ist die Bestimmung sehr einfach zu denken. Da die Seligkeit, die zu erwarten ist, in der Zukunft liegt, so ergreift sie nicht mit aller Vehemenz das Erkennen und Wollen des Menschen, ja der Mensch kann sie gegenüber dem Gedanken an die sittliche Vollkommenheit durchaus in den Hintergrund treten lassen. Und das wird

*) Hartmann, a. a. O., S. 43.

er umsomehr thun, je mehr er geistig sittlich durchgebildet ist. Praktisch stellt sich die Sache so dar: Lust ist zu erwarten in der Ewigkeit, Lust bietet die unsittliche Handlung in der Gegenwart. Beide halten sich mehr oder weniger das Gleichgewicht, und der Gedanke an die Sittlichkeit kann um so eher von ausschlaggebender Bedeutung werden. Wie es in der Ewigkeit sein wird, davon reden wir hier nicht. Aber auch dort wird der Vollzug der Sittlichkeit nicht verdrängt durch den Genuss der Seligkeit. Beide werden so erkannt, dass die Heiligkeit im Vordergrund steht.

Wenn wir all dem gegenüber die modernen Anschauungen betrachten, wonach Lohn und Strafe nur künstliche und der Sittlichkeit fremdartige Mittel der Erziehung sind, wonach Lohn und Strafe nur eine relativ menschliche, nicht aber eine absolute Bedeutung haben,*) wonach durch Lohn und Strafe zunächst nur ein indirect auf die Sittlichkeit sich richtender Wille erzielt werden soll, der sich dann später in einen direct und ohne den Lohn und die Strafe auf das Sittlich-Gute gerichteten verwandeln muss,**) so gilt das allerdings theilweise von einem Lohn und einer Strafe, die der Sittlichkeit bezw. Unsittlichkeit äußerlich hinzugefügt sind, nicht aber von jenem Lohn, der eine naturgemäße und innere Folge der Sittlichkeit ist. Und auch bezüglich dieses Lohnes ist festzuhalten, dass die Sittlichkeit um so reiner ist, je mehr der Gedanke an die Sittlichkeit in den Vordergrund tritt und der Gedanke an das Glück in den Hintergrund, dass aber eine Mischung dieser Gedanken niemals eine unsittliche oder sittlich wertlose Handlung erzeugt. Dieser Anschauung gibt auch die Kirchenlehre Ausdruck, wenn sie zwischen einer unvollkommenen Gottesliebe und einer vollkommenen unterscheidet, zugleich aber jedem die Aufgabe stellt, sich zur vollkommenen Gottesliebe d. h. zur reinen Sittlichkeit hindurchzuarbeiten. Denn Gott lieben heißt seine Heiligkeit, das persönliche Sittengesetz achten und schätzen.

*) Dittes, a. a. O.
**) Baumann, a. a. O. und Messer, a. a. O.





# Zur Würdigung Friedrich Hebbel's nebst allerlei Excursen über Wiener Theater und Epigonen.

## Aus Anlass einer neuen Hebbel-Ausgabe.

### Von Richard von Muth.

Zu den stereotypen Wendungen der berufsmäßigen Litteraturgeschichts-schreibung gehört die Klage über die Sterilität des deutschen Theaters im 19. Jahrhundert, das Wort natürlich nicht auf die Menge, sondern auf den Wert angewandt. Nichts kann ungerechter sein. Käthchen von Heilbronn — König Ottokars Glück und Ende — Judith — Der Verschwender — Der Erbförster — Graf Essex — Corfiz Uhlfeldt — Die Karolinger — Der Meister von Palmyra — das sind Dramen immerhin zweiter Ordnung, aber auch nicht geringer: und wenn wir an Stelle der Titel die Namen der Autoren einsetzen: Kleist, Grillparzer, Hebbel, Raimund, Ludwig, Laube, Greif, Wildenbruch, Wilbrandt, so ist das eine chronologisch geschlossene Reihe, mit der kein anderes Volk sich messen kann; und wenn wir gar eine Reihe der Leistungen und Talente dritten Ranges aufstellen, so sind wir noch immer nicht tief gesunken; denn Die Schuld — Der Fechter von Ravenna — Zopf und Schwert — Bürgerlich und Romantisch — Die Journalisten — Graf Horn — Schach dem König — Das vierte Gebot — oder: Müllner, Halm, Gutzkow, Bauernfeld, Freytag, Weilen, Schauffert, Anzengruber, sind freilich zum Theile halb vergessen, können sich aber noch immer neben alledem, was Vorfahren und Nachbarn geleistet haben, ruhig sehen lassen. Ohne also in den Streit um den Wert oder Unwert dessen, was die drei letzten Lustren hervorgebracht haben, einzugehen, können wir behaupten, das ein solch glänzender Kreis von Epigonen, wie er sich um unsere Dichterfürsten gruppiert, zu keiner Zeit und bei keinem Volke bestanden hat. Dabei haben wir es nicht nöthig gehabt, auf beliebte Modeautoren, wie ihrer Zeit Kotzebue, Raupach, Nestroy, die Birch-Pfeiffer, Moser, Rosen u. v. a. waren, die wirklich eine ganze Stufe tiefer stehen, zu greifen. Nein, die dramatische Production des 19. Jahrhunderts enthält manchen Edelstein, der es verdient, nicht im wohlverwahrten Kästchen gehalten, sondern hervorgeholt zu werden an das helle Licht des Tages oder — der Bühne.

Es ist daher durchaus anzuerkennen, dass sich, angeregt zuerst durch Wilhelm Scherer († 1886), die wissenschaftliche Kritik mit Eifer, Ernst und Erfolg auf die Bearbeitung dieses Gebietes geworfen hat, und es wäre nur zu wünschen, dass die Theaterdirectoren die Einsicht und den Muth hätten, in den Archiven ihrer Bühnen zu stöbern und zu suchen: sie würden mancherlei finden, was die Mühe lohnte und dem auch der materielle Erfolg nicht versagt bliebe. So erinnere ich mich recht gut, was ich als Beispiel und Beweis anführen darf, vor ungefähr 20 Jahren auf einer ganz kleinen Provinzbühne, die einen greisen, wohl belesenen und wohl routinierten Regisseur besaß — längst deckt ihn das Grab —, zwei lang vergessene Dramen gesehen zu haben, deren mächtigem Eindruck ich mich so wenig wie das gesammte Publicum zu entziehen vermochte, — ein Publicum, das durch die Nähe der Hauptstadt verwöhnt, bei mäßigster Bildung durchaus nicht anspruchslos war.

Das eine dieser Dramen war überdies nach dem Urtheile der Litterarhistoriker ein „Rührstück gewöhnlichster Sorte". Es war Raupach's „Isidor und Olga", die Geschichte von der tragischen Liebe eines Leibeigenen zu einer Fürstentochter. Über Raupach achselzuckend abzuurtheilen, gehört in der litterarischen Welt zum guten Tone; seine „Flachheit" ist ein kritisches Dogma. „Es war kein Sohn Apolls, der dir die Worte lieh", sagt Hebbel im Prologe zu seinen Nibelungen von jenem Vorgänger. Aber in „Isidor und Olga" ist ein wirkungsvoller Stoff mit großem technischen Geschick verarbeitet, freilich mit den schlichten Mitteln jener „alten kriminellen Auffassung des Dramas", wie sie R. M. Werner (Hebbel's Werke, III., S. XL) nennt, der wir aber den Macbeth und den Wallenstein zu verdanken haben. Und so würde sich in der langen Reihe Raupach'scher Dramen selbst im Hohenstaufencyklus noch das eine oder andere finden, das auch heute den Erfolg nicht versagte. Er war eben ein Theaterpracticus, der sein Publicum kannte; und wenn sich dieses noch so gründlich geändert hat in sieben Decennien, so verfügte er zu Zeiten wenigstens über einige jener Töne, die nie versagen. Heinrich Laube hat ganz gut gewusst, dass er seiner Casse diente, wenn er trotz alles Spottes Jahr um Jahr den „Müller und sein Kind" auf die Bühne brachte.

Von Laube nämlich war das zweite jener vergessenen Stücke, das ich auf der kleinen Provinzbühne sah, „Montrose, der schwarze Markgraf", ein Trauerspiel, das wohl wenige unter den Stimmführern der modernen Kritik gesehen haben werden. Und wie anders wirkt es von der Bühne als bei der bloßen Lectüre! Laube war eben in noch viel höherem Maße Theaterpraktiker als Raupach und schrieb bekanntlich seine späteren Stücke den Hofschauspielern auf den Leib. So sind seine Gestalten im richtigen Sinne typisch und

charakteristisch zugleich. Dass sich die großen Charakterdarsteller der Gegenwart eine so dankbare Rolle wie die des Cromwell entgehen lassen, ist eben nur aus der vollkommenen Unbekanntheit des Stückes zu erklären: „Montrose“ verschwand aus politischen Gründen, an die heute nach 43 Jahren kein Mensch mehr denkt, trotz rauschenden Erfolges nach einer einzigen Aufführung für immer aus dem Repertoire des Burgtheaters. Es wäre Zeit, es wieder heraufzuholen, wenn nicht auf der Ringstraße, so doch an der Peripherie; und wenn Keim's „Spinnerin am Kreuz“ Beifall findet, kann man es selbst mit Laube's „Bernsteinhexe“ wiederum wagen, die gleich reich ist an stimmungsvollen Momenten und von gedrungenerem Bau. Da suchen unsere Theaterdirectoren nach guten Lustspielen, und ich kenne kaum ein unterhaltenderes als den „Statthalter von Bengalen“, das — es behandelt in altliberaler Altklugheit den Sturz eines Toryministeriums — im Jahre 1897 in Wien von actuellster Wirkung hätte sein müssen, aber auch heute von seiner komischen Kraft gewiss nichts eingebüßt hat.

Zu diesen Betrachtungen werden wir angeregt durch eine schöne und vornehme Ausgabe der Hebbel'schen Dramen von dem Lemberger Professor Richard Maria Werner,*) der seinen Beruf zu dieser Aufgabe durch die schöne Nachlese zum Briefwechsel in würdigster Weise nachgewiesen hat. Wenn irgend einer unter den Epigonen, so verdient Friedrich Hebbel die kritische Bemühung, die ihm der Gelehrte gewidmet, und die vornehme Ausstattung, in die die Verlagsbuchhandlung seine Werke gekleidet hat. Gerade hinsichtlich Hebbel's ist eine vollständige Umwertung des Urtheiles eingetreten. Heute lernt man in der Schule, was die Nation anerkannt hat, dass Kleist, Grillparzer, Hebbel zu den großen Tragikern des deutschen Volkes gehören; vor 50 Jahren behandelte man Kleist mit Grabbe zusammen als dramatische Unholde; Grillparzer kannte und nannte man kaum und Hebbel — ja da muss man in Julian Schmidt's Litteraturgeschichte selbst nachlesen. Heute würden solche pamphletistische Feuilletons nicht mehr Aufmerksamkeit finden als etwa die strategischen Kritiken Bleibtreu's oder das noch vereinzelt immer erklingende zöpfische Gebelfer gegen Richard Wagner; um 1860 aber gab Herr Julian Schmidt den Ton an, und Hebbel galt dieser hämischen Kritik gegenüber als ein verlorener Mann. Das ist nun freilich anders geworden. Und wenn kurz nach seinem Tode die Apologeten schweren Stand hatten, haben es heute die Panegyriker desto leichter, und es wird gerathen sein, der drohenden Überschätzung gegenüber, die so leicht an Autoren, die

*) R. M. Werner: Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe. Berlin, B. Behr (E. Bock), Band I—III. Dramen (1841—1858). Die vollständige Ausgabe ist auf zwölf Bände berechnet.

die Mitwelt links liegen ließ, kurzweg alles meisterhaft findet, die nöthige Unbefangenheit zu bewahren.

Von dem Vorwurfe der Überschätzung und Übertreibung muss der neueste Herausgeber allerdings freigesprochen werden. Wohl unterliegt auch er wie jeder, den seine Arbeit zwingt, sich vielleicht durch Jahre in die Werke eines gewaltigen Denkers zu versenken, dem Eindrucke der mächtigen Persönlichkeit, aber er wahrt sich doch durchaus die Eigenschaften, die ihn auch sonst auszeichnen: kritischen Blick und nüchternes Urtheil; in Anpreisung und Ablehnung ist er stets gleich maßvoll. Zu überschätzen scheint er uns nur die Komödien, denen gegenüber wir den allerdings alten und zum Schlagworte gewordenen Vorwurf, dass sie gekünstelt und bizarr seien, doch nicht für ungerechtfertigt halten. Und auch bezüglich der Bühnenwirksamkeit der Hebbel'schen Dramen kann man ihm nicht in allem beipflichten. Oben habe ich der Wiederaufnahme guter alter Stücke aus Kräften das Wort geredet, und so glaube ich auch, dass der „Rubin" so gut wie irgend eine phantastische Komödie von Fulda wohl auf die Bühne gebracht werden könnte;*) auch „Michel Angelo" erwiese sich sicher wirksam; warum „Gyges und sein Ring", bei dem der Herausgeber merkwürdigerweise die Theatereinrichtung und -Aufführung gar nicht erwähnt, so schnell vom Repertoire des Burgtheaters, das ihn vor fünf Jahren wieder aufnahm, verschwunden ist, ist mir nicht bekannt. Aber manche andere seiner Dramen, vor allem der „Diamant", „Das Trauerspiel in Sicilien", sind nach unseren Begriffen wohl unaufführbar; selbst von einer Wiederaufnahme der „Genoveva", die der Herausgeber mit einiger Bitterkeit verlangt, könnten wir uns nicht viel versprechen. Es ist eine Thatsache, dass auch jene Dramen Hebbel's, die sich auf der Bühne behauptet haben, wohl nur vier: „Judith", „Maria Magdalena", „Agnes Bernauer", „Die Nibelungen", nur selten über die Bretter gehen. Die volle Gunst des Publicums, wie sie heute Grillparzer entgegenkommt und selbst große Schwächen Kleist's erträgt, hat sich Hebbel noch nicht zu erobern vermocht. Ich sage noch nicht, weil es immerhin möglich ist, dass auch Hebbel's Zeit kommt, wenn ihn das Publicum erst recht kennen gelernt hat, wozu die schöne und stattliche Ausgabe das Ihre beitragen mag.

Den Wienern ist Hebbel zu herbe; und musste doch selbst für Grillparzer durch Heinrich Laube das Terrain Schritt für Schritt zurückerobert werden, denselben Laube, zu dem Hebbel in kein rechtes Verhältnis zu

*) Die Hofscenen dürften durchaus nicht gestrichen werden; sie sind des Contrastes halber, in dem sie zu den Bauernscenen stehen, nothwendig, überdies in der Schlussscene vorausgesetzt.



gelangen vermochte. Die Beziehungen Hebbel's zum Burgtheater bedürfen erst kritischer und unbefangener Untersuchung. Wir haben oben betont, dass Laube in erster Linie Theaterpraktiker war. Wir wollen weiter noch zeigen, dass der geringere Erfolg auch der größten Werke Hebbel's in technischen Fehlern seinen Grund hat. Schon das war ein trennendes Moment. Die Censurstriche, unter denen der Director gewiss nicht minder zu leiden hatte als der Autor, die er aber gegen diesen zu vertreten hatte, kamen nun zu den Anforderungen der Aptierung hinzu. Das musste das Verhältnis der norddeutschen Imigranten, die sich beide bärbeißig*) zu geben pflegten, noch verschärfen. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, dass Hebbel der Gatte einer Burgschauspielerin war, und zwar — es ist nöthig, das einmal nachdrücklich zu betonen — einer Schauspielerin durchaus zweiten Ranges.

Es muss mit aller Entschiedenheit darauf gesehen werden, dass sich nicht ein litterarhistorischer Mythus bildet, und das scheint bezüglich der Schauspielerin Frau Christine Hebbel im besten Zuge zu sein.**) Nichts könnte mir ferner liegen, als den Charakter Christinens anzugreifen; unmöglich ist es, den günstigen Eindruck zu verkennen, den sie auf den bis dahin unsteten Dichter nahm; aber sein Verhältnis zum Burgtheater wurde durch die Ehe mit einer Schauspielerin ungünstig beeinflusst. Um die Stellung Christinens auf der Bühne zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, dass sie zwei ganz verschiedenen Perioden der Burgtheaterentwicklung angehörte, der rein classischen, in der sie schon neben der überlegenen Rettich einen schweren Stand hatte, und der des Überganges zum Realismus, in der sie neben der gewaltigen Wolter und der geistreichen Gabillon, die sich erst in reifen Jahren zu voller Höhe entfaltete, vollständig zurückstehen musste. Frau Hebbel sprach klar und kalt, mit einer Deutlichkeit, die die heutige Schauspielergeneration nur zu sehr vermissen läßt; die Worte pflegte sie mit wohlgerundeten Bewegungen der schönen Arme zu begleiten, hierin dem Beispiele der Rettich folgend; nuanciertes Spiel im heutigen Sinne und die Kunst der Steigerung waren ihr fremd: demgemäß wären Sprechrollen ihre Sache gewesen; den Charakter-

*) Ich habe als Knabe Hebbel noch oft gesehen, da er in der Bräunerstraße wohnte, auf dem Graben oder Stock-im-Eisen, der damals kein Platz war, sondern eine kurze, enge Passage, in der sich zu gewissen Stunden des Tages die Menge beständig staute und drängte. Da schob sich der Mann durch, scheinbar ohne auf seine Umgebung zu achten und wie vor sich hinmurmelnd, das Haupt, über dem ein schmalkrämpiger hoher Hut saß, stets gesenkt, so dass man nur selten einen raschen Blick aus den blauen Augen, die das rothumbartete Antlitz merkwürdig verschönten, zu erhaschen vermochte.

**) Ich habe Frau Hebbel viele dutzendmale, namentlich häufig in den Jahren 1860—64 gesehen.

rollen aber, die sie zu spielen hatte, genügte sie gewöhnlich nicht: erträglich als Herzogin Friedland, war sie abstoßend als Imperiali. Und wenn Hebbel sagt, dass „Mariamne, wie in Marmor gemeißelt, das Wesen Christinens darstelle“ (II, XLIV), beweist das nur, wie sie ihm erschien, nicht wie sie war. Aus den Beziehungen des Hebbel'schen Hauses zum Burgtheater aber Waffen zu schmieden zu einer ungünstigen Beurtheilung Heinrich Laube's, wäre eine litterarhistorische Fälschung. Wenn die „Nibelungen“ in Wien nicht den vollen und nachhaltigen Erfolg hatten, den sie nach ihrer Bedeutung beanspruchen konnten, war nur die Besetzung schuld. Für den Dichter war es einfach indiscutabel, dass jemand anderer als seine Christine die Brunhild spiele. Aber gerade dieser Rolle war Frau Hebbel durchaus nicht gewachsen. Insbesondere in den mystischen Scenen des Anfanges versagte sie vollständig: die Vision, an sich lang und schwer verständlich, fiel ab, und die kühle Stimmung blieb herrschend im Hause.*) Jeder Nerv der Wolter forderte die Rolle der Brunhild; nein, sie musste — um des zweiten Theiles willen, also aus kritischer Pedanterie — die Kriemhild spielen, deren kindlicher Zartheit in den ersten Acten ihr ganzes Wesen widerstrebte. So kam es, dass die Aufführung der Nibelungen so kühl verlief, dass man sich erst viele Jahre nach des Dichters Tode an den zweiten Theil wagte.

Das Burgtheater hatte an Frau Wolter eine gewaltige Hebbel-Darstellerin gewonnen. Aber das Publicum blieb kühl. Aus den verschiedensten Gründen. „Judith“ hatte in Wien den Todesstoß bekommen durch — Nestroy. Auch das ist nur bei genauer Kenntnis der Persönlichkeiten verständlich. Ich habe nie ein mächtigeres schauspielerisches Temperament gesehen als Ludwig Löwe; in dem Manne war alles Glut und Leidenschaft; nichts erschien studiert und ausgearbeitet, alles schien aus dem Innersten herauszukommen; so ganz war er mit seiner Rolle verwachsen. Man musste sehen, was in Löwe's Händen aus einer Nebenfigur, wie sie etwa der Illo oder der Narr im „Lear“ ist, wurde. Der Holofernes**) nun lag Löwe ganz besonders; aber eine so ausgesprochene Individualität bot natürlich auch vielerlei Angriffspunkte, und für solche Schwächen hatte Nestroy ein scharfes Auge. Schon durch die Maske bezwang er das Publicum — „Judith“ war umgebracht. Es wäre zu wünschen gewesen, dass der Herausgeber diesem Punkte größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Ja, wir können den weiteren Wunsch nicht unterdrücken, dass die Parodie in einen der letzten Bände vollständig aufgenommen

*) Sollte aus gleichzeitigen Kritiken etwa anderes herausgelesen werden, was ich übrigens nicht glaube, so bin ich nicht in der Lage, deshalb auch nur das Geringste an meinen Behauptungen zu ändern.

**) Ich selbst habe Löwe als Holofernes nicht mehr gesehen.



werden möchte. Parodien beweisen an und für sich, dass das zum Objecte genommene Werk eine gewisse Bedeutung hat; sie decken technische Schwächen auf und lehren die Stimmung der Zeitgenossen kennen. Deshalb gehören sie in den kritischen Apparat. Wohl ärgern sie die Coterie und werden deswegen gerne todtgeschwiegen, wie es zum Beispiele im Vorjahre mit des pseudonymen Hermann Nordermann „Stiefzwillingen“ geschehen ist, einer schneidigen und unterhaltenden Parodie des „Johannisfeuer“ von Sudermann, auf die wir gerade aus diesem Grunde beiläufig aufmerksam machen wollen. Aber das kann, selbst wenn noch so viel Banalität, ja Gemeinheit in diesen Producten sich breit macht, die historische Kritik nicht der Verpflichtung überheben, von ihnen Kenntnis zu nehmen.

So haben Äußerlichkeiten bei „Judith“ und den „Nibelungen“ den Erfolg beeinträchtigt; anders bei „Maria Magdalena“, „Genofeva“, „Herodes und Mariamne“. In der Wolter war eine großartige Darstellerin für die Rolle der Klara gewonnen.*) Aber auch hier kein voller Erfolg. Man machte das Peinliche des Themas dafür verantwortlich, — der „Erbförster“ ist weit peinigender. Man stieß sich an der fortwährenden Besprechung des Zustandes der Heldin, — jede französische Ehebruchskomödie ist unanständiger; die Besetzung und Aufführung waren vorzüglich; man wird also wohl oder übel nach anderen Gründen suchen müssen. Nach meiner Überzeugung sind es technische Mängel, Schwächen der Peripetie und der Katastrophe. Friedrich, der Secretär, spielt in den letzten Acten eine so bedeutende Rolle, dass nach einem alten Erfahrungsgesetze seine Vorführung in der Exposition dringend wünschenswert wäre; so aber tritt er so spät in die Handlung, dass wir kein rechtes Interesse mehr an ihm gewinnen. Zudem ist die Scene, wie er mit der Pistole auf den feigen Nebenbuhler eindringt, eine wenig glückliche Nachahmung der gleichen Situation in „Kabale und Liebe“, das Ganze muthet an wie eine tragische Parodie des tragikomischen Originals. In dieser Scene ist Leonhard ein in den Wurm hineingearbeiteter Kalb. Dass dann alle ihr Ende finden und Friedrich noch einmal zu diesem Zwecke auf die Bühne gebracht wird, schwächt den Eindruck der gewaltig angelegten Katastrophe in ganz unverhältnismäßiger Weise. So kommt es, dass die letzten Acte abfallen.

„Genoveva“ hat Laube nicht wieder aufgenommen. Ich glaube mit Recht. Nicht als ob ich mich der Schönheit und Bedeutung dieser Tragödie verschlösse, aber sie bietet unüberwindliche innere und äußere Schwierigkeiten. Zunächst das mangelnde Ebenmaß ihrer Theile: der dritte Act zählt 1003,

*) Ich habe das Stück auf dem Burgtheater erst in den siebziger Jahren gesehen.

der vierte 936 Verse. Aus dem dritten Acte hat Hebbel selbst für die Aufführung 441 Verse gestrichen. — Das ist die Länge eines normalen Theateractes; denn 2500 Verse sind ungefähr das Maximum, das das Publicum einer großen, gutgeleiteten Bühne an einem Abend verträgt; an einer kleinen Bühne, wo der Decorationswechsel und der Mangel eigener Garderoben für die Hauptdarsteller lange Stell- und Umkleidepausen mit sich bringen, muss noch weit unter diese Zahl herabgegangen werden.*) Nun ist aber Hebbel kein Rhetor; seine Dramen vertragen Striche weit schwerer als etwa die Schiller'schen; seiner Dichtung geschieht durch starke Kürzung Unrecht. Dazu kommen in der „Genoveva" noch ganz besonders die langen Abseitsreden, die von den übrigen auf der Bühne Beschäftigten nicht vernommen werden sollen, einmal (IV. 6., V. 2612—2645) 33 Verse in einem Athem, für die Rolle des Golo hunderte von Versen. Sie machen die Rolle des stummen Zuhörers unsäglich schwierig; die ohnedies passive und deshalb dem Publicum weit hinein in die Handlung nicht verständliche Genoveva wird dadurch zu einer fast nicht zu bewältigenden Aufgabe. Eine besondere Schwierigkeit liegt auch in der Überraschungsscene (III. 15): unter dem Bette der halbentkleideten Heldin wird der angebliche Liebhaber, der durch Heftigkeit abstoßend wirken soll, hervorgezogen und auf der Stelle niedergestoßen. Wie muss jede der neun Personen, die in dieser Scene auftreten, gespielt werden, wie müssen diese Rollen besetzt sein, wenn der Auftritt nicht lächerlich wirken soll! Für kleine Bühnen die reine Unmöglichkeit, für große gleichfalls der wunde Punkt, an dem sie gewöhnlich scheitern. Es kommen noch andere Umstände dazu: die Entfernung einer Hauptperson aus der Peripetie, hier der Genoveva, die unseren Augen durch anderthalb Acte (1100 Verse) entzogen bleibt, ist immer bedenklich; die Reue des Golo (V. 2583) kommt viel zu rasch: wie kann ihn der Schmerz des Grafen so sehr erschüttern, wenn das der Anblick der Leiden des unschuldigen Weibes und Kindes nicht vermochte?!

Noch anders ist es mit „Herodes und Mariamne". Für Hebbel hat, wie „Judith", „Rubin", der Operntext „Steinwurf", die verzerrte Episode in der „Genoveva", endlich „Herodes" beweisen, die Judenfrage ganz besonderen Reiz. Aber nicht sein Gegensatz zu den Zeitströmungen hält das Stück ferne, sondern eine innere Schwäche. Das Localcolorit und die Verwertung des historischen Hintergrundes, die Kämpfe, die zur Schlacht von Actium führen, sind ihm nicht gelungen. Der einzige Centurio Titus ist

*) Mit dem Nachspiele hat „Genoveva" circa 3900 Verse. — Hebbel tröstete sich, dass das die Länge der „Maria Stuart" sei; aber eine Provinzbühne müsste mehr als ein Drittheil streichen.

ein römischer Typus; alle übrigen sind Menschen wie andere, aber nicht antike Menschen, weder Römer, noch Juden. Ganz und gar nicht klar erscheint in den Charakteren der oft betonte Gegensatz zwischen Juden und Galiläern. Dieses Unvermögen historischer Färbung, das sich auch in der „Agnes Bernauer" zeigt, schwächt den Eindruck; dazu, wie R. M. Werner richtig bemerkt, das getheilte Interesse. Nicht wenig, möchte ich hinzufügen, auch Mängel der Charakterzeichnung. Der Pharisäer, hochfahrend, werkheilig, erscheint uns als ein Heuchler, bis wir plötzlich erfahren, dass er ein Märtyrer ist; Salome, die feierliche Schwester und Schwägerin, erscheint zu Beginn kleinlich und unverständig, beschränkt, so dass ihr Antheil an der Führung der Katastrophe uns nicht behagen kann. Derlei rächt sich. Im Roman verzeihlich, sind auf der Bühne solche Inconsequenzen in der Charakterzeichnung fast ausnahmslos todbringend.

Es war mir darum zu thun darzulegen, dass wir bei aller Bewunderung für Hebbel doch zugeben müssen, dass es die eigenen Schwächen der Stücke sind, die vollen Erfolgen wenigstens in Wien im Wege standen; nur beim ersten Theil der Nibelungen mochte falsche Besetzung daran Schuld sein. Den reinsten Erfolg hatte der zweite Theil der Nibelungen und „Agnes Bernauer".*) Wenn also bei Hebbel nicht gelang, was bei Grillparzer durchgesetzt wurde, darf man die verschiedenen Burgtheaterleitungen nicht dafür verantwortlich machen. Bei Grillparzer traten locale und patriotische Motive hinzu, und wie man in seinen letzten Jahren gewetteifert hatte, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, so glaubte man nach seinem Tode alles gut machen zu müssen, was die vorhergehende Generation an ihm verschuldet hatte. Ich habe mich selbst mit dem ganzen Publicum in einer Festvorstellung gelangweilt, in der „Weh dem, der lügt" von lauter ersten Kräften glänzend gespielt wurde; aber Tableau zu Beginn, verklärte Büste zum Schlusse, alles, was Wien an Litteraturgrößen aller Confessionen besitzt, im Parquet, der maßgebende Kritiker der „Neuen Freien Presse" das Haus mit Strenge musternd — wie hätte es sich da geschickt, sich zu langweilen?! Jeder versicherte den Nachbar, wie köstlich das sei — und keiner kam zum zweitenmale wieder. Und auch von Grillparzer haben die Werke, die nach seinem Tode auf die Bühne gebracht wurden, so bedeutend sie sein mögen, nicht nur die „Jüdin von Toledo", selbst der weit höher stehende „Bruderzwist

*) Ich selbst habe „Agnes Bernauer", ich glaube unter Dingelstedt, in recht schlechter Aufführung gesehen. Neben einer reizenden Agnes war Krastel als Herzog Albrecht ganz ungenügend und polterte und tobte das Stück zugrunde. Dagegen schuf Ludwig Gabillon im Grafen Törring eine packende Gestalt, ein Beweis, was ein geistvoller Schauspieler aus der kleinsten Rolle zu machen weiß.

in Habsburg“ nur Achtungserfolge errungen. Die Erwähnung des „Bruderzwists“, in dessen Aufführung das Stadttheater, das damals über zwei Charakterspieler ersten Ranges, Lobe und Friedmann, verfügte, dem Burgtheater in überraschender Weise um eine Woche zuvorkam, bringt uns wieder auf Heinrich Laube, zu dessen gelungensten, freilich nie verziehenen Streichen dieser Wettkampf gehört.*) Mag man über Laube's Charakter urtheilen wie man will; mag seine sonstige Schriftstellerei noch so tief stehen, als Dramatiker ist er höchst achtbar, und seine Bedeutung für das Wiener Theaterleben kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Er hat erst die Resultate der Revolution sozusagen praktisch liquidiert; er hat zuerst die Classiker mit einer gewissen Vollständigkeit in stetem Kampfe mit der nachmärzlichen Censur auf die Bühne gebracht; er hat unter den schwierigsten Verhältnissen einer großen Zahl aufstrebender Talente den Weg geebnet, und wenn man ihm übertriebene Pflege des Franzosenthums vorwarf, darf man nicht vergessen, dass dieser Zusatz damals nothwendig war, um in den stockenden Kreislauf neues Leben zu bringen; er hat das Burgtheater aus den Banden jener steifen Manier gelöst, zu der in sorgsamer Pflege unverstandener Tradition der Weimarische Classicismus entartet war; er hat mit unvergleichlichem Blicke der deutschen Bühne eine Anzahl ihrer größten Talente, Lewinsky und die Wolter, eine Sandrock und eine Schratt zugeführt; er hat durch die Gründung des Stadttheaters schon als alternder Mann einen frischen Zug in das Wiener Theaterleben gebracht, der erst das Dasein jener Bühnen ermöglichte, die heute als Volks-, Raimund- und Jubiläumstheater hervorragende Pflegestätten deutscher Kunst in Wien darstellen. Als vor Jahresfrist die Reclameposaunen die Aufführung des „König Ödipus“ verkündeten, hatte man vergessen, dass Laube sein Stadttheater mit der „Antigone“ in Doppelbesetzung eröffnete, die Abend um Abend wechselte, jede Rolle, von der Heldin (die Wewerka und die Weiße) bis zur kleinsten, in anderen Händen — und das vor 30 Jahren, da doch Uhl und Speidel, die ihn so ganz vergessen konnten, längst im Parterre das Schwert der Kritik schwangen.

*) Ich habe Laube im Burgtheater oftmals gesehen, wo er, neben Iduna sitzend, in einer Loge des zweiten Ranges jede Vorstellung, das Opernglas in der Hand, mit größter Aufmerksamkeit verfolgte, indes das Publicum mit großem Interesse sein Verhalten beim Actschlusse beobachtete, denn es galt als ausgemacht, dass sein in der That ziemlich seltenes Verschwinden stets irgend einen acuten Tadel bedeutete. Er war ein kleines, untersetztes Männchen mit groben Zügen von echt slavischem Typus — er stammte bekanntlich aus dem Lausitzer Wendenlande —, das Gesicht von dichtem, struppigem Barte umrahmt.

Doch genug von Laube, dessen Lebenslauf noch einer umfassenden und unbefangenen Darstellung harrt. Es sollte nur bewiesen werden, dass die eigenartigen Wiener Verhältnisse der Fünfziger und Sechziger Jahre genauer Untersuchung bedürfen, ohne die man Litteraturgeschichte nicht schreiben kann, und dass es nicht angeht, einen Autor, der bewusst und unbewusst von diesem Getriebe beeinflusst wird, darzustellen ohne gründliche Kenntnis seiner Umgebung. In dieser Beziehung aber weist die neueste Hebbelausgabe eine doppelte Lücke auf, die Vernachlässigung der Theaterbeziehungen und den Mangel einer Biographie.

In den meisten Fällen erfahren wir zwar das Datum der ersten Aufführung und sind die Theaterbearbeitungen in den Lesarten berücksichtigt; aber das genügt nicht. Wir glauben, von einer kritischen Ausgabe in dieser Beziehung vier Momente fordern zu dürfen, von denen bei Werner aber nur eines erscheint. Er schickt den einzelnen Dramen geist- und gehaltvolle Analysen voraus, die auch das Technische einigermaßen berücksichtigen. In dieser Hinsicht sollte aber weit größere Gründlichkeit herrschen. Was man von einer kritischen Ausgabe fordern darf, ist die eingehendste Darstellung der verschiedenen Bearbeitungen: die Änderungen, die der Dichter selbst am abgeschlossenen Texte vornahm; die Kürzungen, zu denen er sich selbst entschloss; die Striche, die er den Theaterdirectionen und der Censur concedieren musste. Den größten Wert haben freilich jene Änderungen, die er spontan vornimmt; sie gestatten einen Einblick in die Werkstatt des Künstlers und eröffnen uns das Verständnis für jene Art des Schaffens, die man mit dem phantastischen Schlagworte Nietzsche's als die dionysische bezeichnet hat. Der Leser soll nicht gezwungen sein, die Abweichungen mühsam aus einem Wuste von Varianten, Druckfehlern und Schreiberschrullen zusammenzustoppeln; Umfang, Tendenz, Bedeutung der Änderungen ihm in geordneter und übersichtlicher Weise darzulegen, ist Sache des Herausgebers, Varianten mechanisch zusammenzustellen und drucken zu lassen, ist jeder Seminarzögling im dritten Semester imstande. Wer einen Classiker „kritisch" herausgeben will, muss sich höherer Anforderungen versehen. — Zum Dritten fordern wir, was dem Herausgeber bei seiner Vertrautheit mit dem Stoffe ein Leichtes sein muss, ein genaue Darstellung des Verhältnisses des Autors zum Theater mit Rücksicht auf das einzelne Stück. Mit welchen Bühnen hat er verkehrt? welche haben ihn, welche hat er gesucht? mit welchen Absichten ist er durchgedrungen, mit welchen gescheitert? Man wende nicht ein, dass das in die Darstellung des äußeren Lebenslaufes gehört, der vielmehr nur in Ausnahmsfällen, wenn sich ein Besuch, eine Reise oder gar eine Aufenthaltsveränderung daran knüpft, dadurch beeinflusst wird; es ist im Gegentheile eine Bloßlegung der innersten

Fäden, die sich vom Autor zum Kunstwerk, zu den Darstellern und zum Publicum schlingen. Daher denn auch die weiteren Fragen: wo und wie oft ist das Stück auf die Bühne gekommen? wie ist es aufgenommen worden, vom Publicum, von der Kritik? wie hat es sich behauptet? — Und mit der Beantwortung dieser letzten Frage gelangen wir zu unserer vierten Forderung, zur Darstellung der Würdigung des einzelnen Stückes in der Gegenwart: wird es noch gegeben? hat es Aussicht, verdient es überhaupt wieder aufgenommen zu werden? — Das sind aber Fragen, auf die uns die vorliegende Ausgabe die Antwort fast überall schuldig bleibt.

Damit ist aber auch der enge Zusammenhang zwischen kritischer Ausgabe und Biographie dargethan. R. M. Werner hat sich begnügt, in die einzelnen Einleitungen, die in elegantester Form gehalten und ebenso lesenswert als lesbar sind, jene biographischen Daten zu verflechten, die zur Beurtheilung der Bedeutung, die das Stück für die Entwicklung des Autors besitzt, unumgänglich nothwendig sind, und so kann sich der Leser allerdings aus den dreizehn Einleitungen ein skizzenhaftes Bild des Lebenslaufes Hebbel's zusammenstellen; aber der Stoff ist lückenhaft und zerrissen. Man kann sich nur denken, dass Werner die Biographie selbständig in größtem Maße zu bieten beabsichtigt oder etwa von anderer Seite erwartet; aber auch in diesem Falle hätte eine, wenn auch noch so knappe, doch in gewissem Maße vollständige Biographie an die Spitze des Werkes gehört. Was unbedingt nothwendig ist für die ersten Zeiten Hebbel's, das ist ein Itinerar und dann eine chronologische Übersicht der Werke, nach dem Erscheinen geordnet.

Die Anordnung der Ausgabe ist die übliche nach dem Muster des Weimarer Goethe: Einleitungen von bleibender Bedeutung, der Text in verschwenderischer Ausstattung, Lesarten mit jenem Bienenfleiß und jener ängstlichen Sorgfalt zusammengetragen, die der kritisch-philologische Stumpfsinn von seinen Bekennern fordert. Doch ist es ein Gebot der Ehrlichkeit zu bekennen, dass Werner weniger pedantisch ist als die meisten seiner Fachgenossen und dass seine Varianten zumeist wirkliche Abweichungen sind, die wir nur bedauern nicht von ihm selbst verarbeitet zu sehen. Die Folge davon ist, dass diese Ausgabe eine Menge von Einzeluntersuchungen, Erörterungen und Abhandlungen anregen wird, die in Zeitschriften, Akademien und Jahresberichten, Programmen &c. begraben, nicht nur dem großen Publicum, sondern sogar der eigentlich litterarischen Welt fremd bleiben und in ihrer Zersplitterung nirgends zu einem Abschlusse führen, den zu gewinnen dem Herausgeber, der den gesammten Stoff in großartiger Weise beherrscht, verhältnismäßig leicht gewesen sein müsste. Die Philologen werden achselzuckend erwidern, dass diese Forderung unverständig und jene

Anregung gerade das schönste Ziel und der höchste Lohn des Herausgebers sei; ich kann mich nicht zu der Anschauung entschließen, dass eine so umfangreiche (zwölfbändige) und demnach kostspielige Ausgabe eine bloße Materialiensammlung sein soll. Diesen Brauch der classischen Philologie als feste Methode auf moderne Autoren anzuwenden, würde ich gegenüber der Pietät der älteren Generation für einen Rückschritt und für einen bedenklichen Hemmschuh der weiteren Entwicklung halten. Mit einem Worte: Gödeke ist mir lieber als die Weimarer. Das letzte Wort wird mit sicherem Tacte das Publicum sprechen.

Der Text ist oben als verschwenderisch ausgestattet bezeichnet. Mit voller Überlegung. Es verdient die höchste Anerkennung, dass die Werke eines Dichters von der Bedeutung Hebbel's in vornehmer Ausstattung, auf gutem Papier, in reinem Drucke erscheinen. Aber es ist eine ungerechtfertigte Verschwendung, dass in den Versdramen die Namen der redenden Personen als Überschriften erscheinen. Wir möchten mit dieser verschwenderischen Gewohnheit ein- für allemal gebrochen sehen; bei Stichomythie ist sie hässlich, bei in der Mitte abgesetztem Verse störend; sie bei Prosa anzuwenden, fällt niemandem ein. Es geht dadurch der Raum für Tausende von Zeilen verloren.*) Wenn nach Bogen honoriert wird, gewinnen Buchdrucker und Autor und die Kosten tragen Verleger und Publicum. Die Regel aber ist eine ganz unnütze Vertheuerung des ohnehin kostspieligen Werkes, die ein wesentliches Hindernis seiner Verbreitung bildet. Somit sprechen ästhetische, praktische und ethische Gründe gegen dieses Verfahren.

Ich hoffe, dass alle Ausstellungen, die zu unterdrücken ich mich nicht entschließen konnte, den Eindruck gemacht haben, dass ihr Zweck einzig die Förderung des Unternehmens ist; das Streben, zur besseren Würdigung eines Dichters beizutragen, der noch immer nicht nach Gebür erkannt und geschätzt ist, und damit zum Verständnisse einer Zeit, die wir zum Theile noch selbst mitgelebt haben und deren Kenntnis wir im Lichte objectiver Wahrheit der Nachwelt überliefert sehen möchten. So scheiden wir denn von der neuen Hebbel-Ausgabe mit dem Wunsche, dass es dem gelehrten und umsichtigen Herausgeber vergönnt sein möge, das Werk, wie er es mit glücklichem Wurfe begonnen, mit sicherer Hand und in kurzer Frist zu vollenden.

*) Man wird das gerne glauben, wenn ich als Beispiel anführe, dass auf Seite 248 des ersten Bandes 13 Überschriften und 6 Verse stehen, S. 251, 12 Überschriften und $7^1/_2$ Verse, S. 252, 11 Überschriften und 11 Verse u. s. f.





# Joseph Freiherr von Helfert.

## Erlebnisse und Erinnerungen.

## IV.

## Die große Unterrichts-Reform.

### 4.

Es kam das Ministerium Felix Schwarzenberg, in welchem ich Unterstaats-Secretär für den Unterricht war; als solcher stand ich unter Stadion, welchem als Minister des Innern die Angelegenheiten des Unterrichts zugetheilt blieben, bis ich mich für die Annahme des Portefeuilles erklärt haben würde. Wie früher erwähnt, behandelte mich deshalb Stadion und behandelten mich seine Collegen als Minister in spe. Stadion drang jetzt nicht weiter in mich, er wartete auf die Zeit, wo wir bleibend in Wien sein und dort ungestört an unsere Arbeiten würden gehen können, dann müsse meine Ernennung erfolgen. Meine Antwort war stets: „Wenn Sie keinen andern finden."

Bis dahin war aber Stadion Unterrichts-Minister, nicht bloß dem Namen nach. Er schenkte mir zwar unbedingtes Vertrauen, er that nicht das geringste, ohne mich zu fragen, und er that alles, was ich vorschlug und wozu ich rieth. Es kam meines Erinnerns nicht vor, dass er mir etwas verweigert oder wesentliche Einwendungen erhoben hätte; wohl aber erinnere ich mich eines Falles, wo er, vielleicht gegen seine eigene Überzeugung, vorschnell auf meine Ideen eingegangen war. Es betraf die Gymnasien in Galizien, also dem Lande, das er als früherer Gouverneur so genau kannte, bezüglich deren ich eine einschneidende Maßregel, ich glaube in ruthenicis, vorgeschlagen hatte; darüber war in polnischen Kreisen heftiger Lärm entstanden und Stadion sagte mir eines Tages: „Lieber Helfert, mir scheint, in dieser Sache haben wir uns etwas zu weit vorgelassen!"

Wie aus diesem Beispiele zu ersehen, gieng alles durch mich, aber nichts bedeutsameres ohne ihn. In der Regel wurden solche Angelegenheiten zwischen ihm und mir besprochen; meist sehr kurz, da die Verständigung

schnell herbeigeführt war; das geschah in seinem Bureau, ebenso häufig aber auf unseren Abend-Spaziergängen. Wichtigere Actenstücke wurden von ihm approbiert, die Expeditionen von ihm unterschrieben, namentlich, wie sich von selbst versteht, alle Vorträge an den Kaiser.

Als ich die Leitung des Ministeriums übernahm, war es folgender Weise eingerichtet. Zuerst kamen die vier Facultäts-Referenten: Ministerialrath Domherr Zenner für die theologischen, und die Sectionsräthe Dr. Johann Heinrich Edler v. Kremer für die juridisch-politischen, Edler v. Well für die medicinisch-chirurgischen, P. Marian Koller für die philosophischen Studien. Für die Gymnasialstudien war Ministerialrath Theol. Dr. Andreas Gollmayer als gewesener „Director" derselben Referent. Das Studien- und Schulwesen der Militärgrenze besorgte der Ministerialrath im Kriegsministerium Karl Beck. Für das Volksschulwesen war niemand da; dasselbe blieb vorläufig den einzelnen Gubernien und Landesstellen Hand in Hand mit den Bischöfen überlassen. Da nun aber auch dieser Geschäftszweig vom Ministerium in die Hand genommen werden sollte, hatte man, ich denke schon unter Feuchtersleben, den niederösterreichischen Regierungs-Secretär Friedrich Ritter v. Hentl dem Ministerium einstweilen „zugetheilt". Er war eine poetisch-veranlagte Natur, Ästhetiker, Dichter, Musikkenner und zeigte ein warmes Herz für seine Schullehrer, deren ökonomische Stellung ja damals noch eine erbärmliche war. General-Referent und Kanzlei-Director war Joseph Albrecht Edler von Bergenstamm. Er war der Liebling und die Vertrauensperson Feuchtersleben's gewesen, der ihn, wie früher erwähnt, vom Ministerial-Secretär, der Bergenstamm noch im März 1848 gewesen, bis zum Ministerialrath erhoben hatte. Er war Bureaumann im ordinärsten Sinne des Wortes, von einer höheren Auffassung keine Spur, der alles that, was ihm aufgetragen wurde, aber auch nichts mehr. Gleichwohl war er nicht ohne alle Bildung, er hatte namentlich Sinn für die Geschichte seiner Vaterstadt und hat ein ganz nettes Büchlein geschrieben „Wien im Jahre 1725" (Strauß' Witwe, A. Sommer, 1847).

Die eigentliche Seele des Ministeriums war Exner. Er war, wie wir uns erinnern, bald nach Bildung des constitutionellen Unterrichts-Ministeriums aus Prag berufen worden, um demselben als „wissenschaftlicher Beirath" zu dienen, „eine Ironie auf die gewesene Studien-Hof-Commission", wie Exner selbst meinte, „der es etwas spät eingefallen ist, dass sie als Leiterin aller wissenschaftlichen Bildung auch wissenschaftlicher Kräfte bedarf". Sein Verhältnis zu mir war ein solches, wie ich mir es nicht besser wünschen konnte, obwohl es mein Gemüth zu Anfang etwas bedrückte: er, dessen Schüler ich in Prag gewesen war, zu dem ich noch immer mit einer gewissen Ehrerbietung

hinaufblickte, er, der sehr gereifte Mann, der jetzt unter einem so jungen Fant stand, wie ich war! Gleichwohl hat er diese seine jetzige Stellung mir gegenüber nie außeracht gelassen. So sehr er mir an Jahren, an Kenntnissen, an Erfahrung, an ruhigem Urtheil überlegen war, er hat sich in keiner Richtung etwas herausgenommen, was er nicht zuvor mir vorgetragen und wozu er nicht meine Zustimmung eingeholt hätte.

Gleich nach Constituierung des Ministeriums sandte mir Exner einen Concepts-Beamten, Baron Riefel, den er vom Ministerium des Innern „entlehnte, da wir keinen haben, den ich anständig producieren könnte", ein jüngeres „Kanzlei-Individium", Joseph Schönbach, „sehr verläßslich in der Manipulation, aber zum Concept nicht zu brauchen", und einen Amtsdiener, und ich hatte nun in Kremsier mein Präsidial-Bureau. Da übrigens alles in Wien ausgearbeitet wurde und dasjenige, was von Kremsier aus zu besorgen war, meist ich selbst unmittelbar verfügte, so hatte Riefel eigentlich wenig zu thun und ich beschäftigte ihn damit, dass ich ihm neue Bücher und Broschüren, die in das Unterrichtsfach einschlugen, zum lesen und excerpieren gab.

Zwischen mir und Exner war nun der Verkehr ein sehr reger. Täglich bekam ich einen Pack Acten aus Wien, meist von einem Schreiben Exner's begleitet, worin er mich über alle Vorgänge, Entwürfe, Vorbereitungen in Kenntnis erhielt; bei wichtigen Stücken machte mich Exner brieflich auf gewisse Punkte, die bei der Beurtheilung in's Auge zu fassen wären, in einem kurzen Votum aufmerksam. Täglich gieng von mir ein Paket nach Wien zurück, Acten, die ich approbiert oder zu denen ich meine Bemerkungen gemacht hatte.

Laufende Stücke, deren Erledigung nicht aufgeschoben werden konnte, besorgte Exner in Wien selbst und unterfertigte die betreffenden Expeditionen. Alle anderen Reinschriften wurden nach Kremsier geschickt, zu meiner oder Stadion's Unterfertigung. Ebenso sandte mir Exner alle von ihm erledigten Stücke zur nachträglichen Einsicht, in der ersten Zeit selbst einfache Currentien, um mich mit dem Gang der Geschäfte bekannt zu machen und mich in der Übersicht derselben zu erhalten.

Es war bewunderungswürdig, wie sich dieser Mann der Katheder, von Haus aus Gelehrter und Schriftsteller, in das Bureauwesen hineingefunden hatte. Er lebte jetzt ganz nur in diesem, vom Morgen bis in die Nacht; ich denke, es blieb ihm jetzt keine Zeit übrig, zu seinen geliebten Büchern zu greifen, in denen er bis noch vor wenigen Monaten fast ausschließend gelebt hatte. Dabei fand er sich in den Angelegenheiten der philosophischen Facultäten ebenso zurecht wie in denen der theologischen, juridischen und medicinischen, im Universitätswesen ebenso wie in den Gymnasial-

in den technischen, in den Volksschul-Angelegenheiten. Die Vielseitigkeit seines Wissens, eine Folge der Art und Weise, wie die Herbart'sche Philosophie ihre Aufgaben auffasste, kam ihm hierbei vorzüglich zustatten.

Eine etwas unbehagliche Stellung hatte ich meinem Vorgänger im Amte gegenüber. Was Feuchtersleben gewesen, das war jetzt ich, was er jetzt war, konnte ich wieder werden; er hatte weichen müssen, um mir Platz zu machen, auch mich konnte das Los treffen, einem Dritten Platz zu machen. Feuchtersleben war nicht viel über vierzig Jahre alt. Als er Unter-Staats-secretär im Ministerium geworden, hatte er die einträgliche Stelle als Vice-Director der medicinischen Studien zurückgelegt; jetzt kam diese Stelle nicht wieder zur Besetzung, da sie in das neue Studien-System nicht passte. Nachdem ihm meine Ernennung bekannt geworden, hatte er an mich ein ausführliches Schreiben gerichtet. „Ich habe die mir gewordene Aufgabe zu einer Zeit und unter Verhältnissen übernommen, wo ein energischer Angriff, ein entschiedenes Handeln unerlässlich war, wenn das Vertrauen aller, denen die Reform in diesem Zweige des Staatslebens am Herzen lag, nicht getäuscht werden sollte"; an mir als seinem Nachfolger werde es nun sein, die Schritte, die er unternommen, „entweder zurückzuthun oder unsicher weiter zu führen oder ans Ende zu treiben". Dabei bewarb er sich bei Stadion und bei mir um Verwendung in unserem Ministerium. „Eine untergeordnete Stelle in einem Ministerium, in welchem man eine leitende eingenommen hat, benimmt der Ehre und dem Wirken nach meinem Gefühle nichts; dieser bureaukratische Gesichtspunkt sollte mindestens aus einem constitutionellen Ministerium gewiesen sein". Er erbot sich, da ja bei der beabsichtigten Reform des öffentlichen Unterrichtes jeder Zweig desselben seinen Fachmann haben werde, das Referat über die medicinischen Studien zu übernehmen. Aber war es unserseits nicht zu bedenken, ob man einen Mann in diese Stellung bringen durfte, der durch seine, wenn auch durchaus gerechtfertigten Maßregeln so viel Leidenschaft erweckt, so viel Hass auf sich geladen hatte? Als es also daraus nichts wurde, bewarb er sich bei Stadion als Minister des Innern um eine Stelle in dem neu creierten Medicinal-Collegium; allein es wurden ihm andere, keineswegs durchaus tüchtigere, vorgezogen. So war der bedauernswerthe und gewiss vortreffliche Mann jetzt thatsächlich nichts als einfacher Doctor Medicinae, der sich eigentlich nie mit der Praxis abgegeben hatte.

* * *

Was nunmehr zuerst geschehen musste, war eine Regelung des Ministeriums, ganz besonders im Personalstande: für das viele und wichtige, was in allen Zweigen des öffentlichen Unterrichtes in Angriff genommen werden sollte, reichten die bisherigen Referate offenbar nicht aus.

Am 7. December setzte Bergenstamm einen Plan „zur Reform des Unterrichts-Ministeriums“ auf, welchen Exner mit seinen eigenen Vorschlägen begleitete und mir nach Kremsier sandte. Bei der früheren k. k. Studien-Hof-Commission hatten wöchentlich oder vierzehntägig gemeinschaftliche Sitzungen stattgefunden, was der Sache nicht viel nützte, da ja doch nur der Fachreferent das entscheidende Gutachten abgeben konnte; auch trug es gewiss nicht zur Beschleunigung der Geschäftsbehandlung bei. Stadion hatte bei den Gubernien und Landesstellen die Gremial-Berathung abgeschafft; jeder Referent sollte für sein besonderes Fach dem Statthalter verantwortlich sein; wichtigere Gegenstände sollte der Referent vor deren Bearbeitung dem Statthalter vortragen und mit diesem besprechen. Eine solche Einrichtung schlug nun Bergenstamm auch für das Unterrichts-Ministerium vor, was genehmigt wurde.

Nun die Referate. Die Chefs der einzelnen Bureaus sollten, wie Bergenstamm meinte, nur die laufenden Geschäfte besorgen, weil diese ihre Zeit so sehr in Anspruch nähmen, dass man von ihnen nicht fordern könne, sich auch mit der Reform ihres Zweiges zu beschäftigen; letztere sei Sache des eigens für die Reform-Frage berufenen Referenten. Exner hingegen meinte, die Hauptsache sei, dass für jeden Zweig des öffentlichen Unterrichtswesens ein tüchtiger Mann gefunden werde, weil hierin allein die Bürgschaft liege, „dass die Geschäfte nicht wie früher zu einer mechanischen Handhabung der bestehenden Vorschriften, ohne Eindringen in den Geist und ohne Streben, diesen Geist selbst zu verbessern, herabsinken“; habe dann jede Abtheilung einen bewährten Fachmann als Referenten, dann sei dieser und kein anderer berufen, die zeitgemäße Umgestaltung seines Gebietes in die Hand zu nehmen. Das war ganz richtig; wenn aber Exner weiter meinte, dann sei der bisherige Referent für die Reorganisation, also er selber, überflüssig, so war er im Unrecht. Denn es bedurfte über den Referenten in den einzelnen Unterrichtszweigen eines Mannes, der das Ganze der Studienreform in Händen hatte und dafür sorgte, dass die unerlässliche Harmonie, der gegenseitige Zusammenhang und die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Unterrichtszweige gewahrt blieben. Als Fach-Referenten sollten jene für die Universitäts-Facultäten bleiben; zu diesen kämen aber hinzu: einer für das Gymnasialwesen, einer für die Volksschulen, einer für die technischen Lehranstalten, Realschulen, Forst- und andere Specialschulen, also, mit Hinzurechnung des Generalien- und Kanzlei-Referenten, statt der bisherigen fünf Fach-Referenten nunmehr acht.

Für die Reorganisation der Gymnasien hatte Exner, wie wir wissen, seit langem Hermann Bonitz in Aussicht genommen, hatte auch mit ihm unter Feuchtersleben's Ägide bereits angeknüpft. Unter dem neuen Ministerium

kam Exner auf diesen Vorschlag zurück und schrieb, nachdem er die Ermächtigung dazu erhalten, gleich am 28. November an Bonitz mit der Aufforderung, sich nunmehr endgiltig zu erklären. Es war nicht geplant, ihn dem Ministerium einzuverleiben, sondern ihm eine Lehrkanzel an der Wiener Universität zu verleihen und ihn in dieser Stellung für die Umgestaltung der Gymnasien, wie sie im Organisations-Entwurfe geplant war, zu verwenden.

Für die Reorganisation der Universitäten, und insbesondere der juridisch-politischen Facultäten, brachte Exner den Professor am Theresianum Dr. Eduard Tomaschek in Vorschlag. Tomaschek war früher Professor an der Lemberger Universität gewesen und hatte dort ein gutes Andenken hinterlassen. Er war zugleich Mit-Herausgeber der von dem gefeierten Professor Franz Wagner begründeten „Österreichischen Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft", im Ganzen ein Mann, von dem sich zweckmäßige Vorschläge erwarten ließen. Neben Tomaschek war Stubenrauch, gleichfalls Professor am Theresianum, eine beachtenswerthe Kraft, sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller in seinem Fache; er sollte an die Wiener Universität gezogen werden. Für die Reorganisation der juridisch-politischen Wissenschaften war mir die Bekanntschaft von großem Nutzen, die ich im December in Kremsier mit Professor Dr. Joseph Pözl aus München machte. Er war zugleich Abgeordneter im Frankfurter Parlament und mit Adolf Paur aus Augsburg als Reichs-Commissär in Angelegenheit des Verfahrens mit Robert Blum nach Österreich geschickt worden. Er machte mich mit der Einrichtung der staatswissenschaftlichen oder cameralistischen Facultät bekannt, die an einigen deutschen Universitäten zwischen der juridischen und medicinischen bestand, und versprach mir, wenn er nach Frankfurt zurückgekehrt sein werde, näheres hierüber mitzutheilen. Er hielt seine Zusage und sandte mir einen Lectionskatalog der Münchener Universität, die eine solche Facultät besaß; es bestanden an ihr fünf ordentliche und zwei außerordentliche Professuren: für Finanzkunde, für Polizei-Wissenschaft, für Nationalökonomie, für Statistik, für Land- und Forstwirtschaft, für Handelswissenschaft, für Gewerbekunde, für Geographie und Petrefactenkunde 2c.

Die Durchführung der Reform des Unterrichtswesens konnte nicht allein vom Centrum ausgehen, namentlich was die Volksschule und die Mittelschulen betraf, und es war darum weiter nöthig, auch in den einzelnen Königreichen und Ländern Fachmänner zu bestellen, während diese Geschäfte bisher einfach in den Bureaus der Landesstelle erledigt wurden. Das führte zu der Schaffung der Landesschulräthe. Solche gab es bereits in Prag und in Lemberg, sie waren aber während der stürmischen Zeit in ganz ungehöriger Weise zustande gekommen; weniger der fachmännische Beruf als die politische

Richtung hatten bei der Wahl der einzelnen Männer den Ausschlag gegeben. „Der Landesschulrath“, wie Exner sich die Sache dachte, „muſs künftig eine Behörde sein, wie das Gubernium oder die Cameral-Verwaltung; er soll etwa aus drei Individuen bestehen, jedenfalls einem für die Volksschule, einem für die Gymnasien und andere Mittelschulen; es soll ihm gestattet sein, gelegenheitlich andere Fachmänner in verstärkter Anzahl beizuziehen.“

Endlich erschien es nothwendig, auch für die Publicistik zu sorgen. Das Unterrichtswesen sollte von unten bis hinauf auf neue Grundlagen gestellt werden, und das war ein so großartiges Werk, daſs man bedacht sein muſste, das Publicum in fortwährender Kenntnis dessen, was im Gange war, zu erhalten und das Interesse desselben dafür zu gewinnen. Es war das namentlich Stadion's Wunsch, und in diesem Sinne schrieb ich schon am 27. November an Exner: es sollte dafür ein eigener Mann gewonnen werden, „damit Sie durch die Masse minder wichtiger laufender Geschäfte nicht abgehalten werden, Ihre ganze Thätigkeit den größeren umfassenden Arbeiten und der Leitung des Ganzen zuzuwenden.“ In der That unternahm es Exner, einige jüngere Männer heranzuziehen, die sich bereits in der Journalistik versucht hatten oder von denen er voraussetzte, daſs sie, von ihm gehörig instruiert und informiert, den richtigen Ton treffen würden. Er dachte dabei an Dr. Robert Zimmermann, der damals an der Wiener Sternwarte verwendet wurde, aber als ausgesprochener Bolzanist mehr zu den philosophischen Studien hinneigte; an Professor Schmidt-Goebel, meinen früheren Collegen in Krakau, der nun durch die Entlassung der „deutschen“ Professoren um sein Brot gekommen war; an Herrn v. Gentz, einen natürlichen Sohn des berühmten Publicisten. Als ich diese Namen las, stieg in mir die Besorgnis auf, daſs sich in solchen Händen der Frankfurtianismus breit machen würde; doch Exner antwortete: „Meine Liberalen werden nicht ultra-deutsch schreiben, dafür werde ich sorgen; eher fürchte ich, sie schreiben gar nicht. Bis heute wenigstens habe ich keine Zeile gesehen. Fordere man von den Leuten Eingehen auf einen speciellen Gegenstand, nicht blos allgemeine Fragen, und sie haben weder Zeit noch Lust.“ So war es in der That; das, was wir im Unterrichtsministerium vorhatten, war den Leutchen fremd, und wenn Exner einen belehrenden Artikel haben wollte, wie er ihn dachte und wollte, muſste er ihn meist selbst schreiben.

Auch die Begründung einer Schulzeitung kam in Frage; ohne eine solche, meinte Exner, lassen sich nachhaltige Umgestaltungen nicht denken; die Zeitschrift müſste mit der Reform gleichen Schritt halten, sie einleiten, fördern und befestigen; die Frage sei nur, wie viel der Minister darauf verwenden wolle: „Einiges wird wohl durch Abonnenten eingehen, doch auf

viel ist nicht zu rechnen, eine Gymnasial-Zeitschrift hat ein kleines Publicum, eine Schulzeitung ein sehr armes."

In Kremsier stellte sich mir gegen Ende November Adolf Ritter von Wolfskron vor, der bis zum 4. December blieb und mit dem ich in dieser Zeit fast täglich beisammen war. Er war Amts-Controlor bei der Brünner k. k. Lotto-Direction, einem Posten, den er um des lieben Brotes willen versah. Denn er war ein Mann von schätzenswerten Kenntnissen, voll Liebe für Geschichte, Alterthum und Kunst, auch Schriftsteller auf diesem Gebiete. Unter anderm hatte er einen „offenen Brief" über die Zustände der Wiener Universitäts-Bibliothek geschrieben, wegen dessen ihn der Bibliothekar Franz Lechner der Denunciation beschuldigte, und nun lagen sich die beiden Gelehrten coram populo litterarisch in den Haaren. Wolfskron's Herzenswunsch war, im Unterrichtsministerium angestellt und dadurch, wie er mir schrieb, „von einer verfehlten Lebensbahn auf die rechte gebracht zu werden." Ich theilte dies Exner mit, der mir antwortete: „Ich habe über Wolfskron kein Urtheil, ich erlaube mir nur zu bemerken, dass wir Männer brauchen, die sogleich an den Arbeiten theilnehmen können, nicht solche, die erst Monate brauchen, um sich zu orientieren."

Für „Zeitungs- und Bücher-Vorstudien" schlug Exner den Joseph Mozart vor. Mozart war „Official" im Ministerium des Äußeren, hatte aber wenig zu thun, „Dank dem Schlendrian," wie mir Exner schrieb, „der dort ganz nichtige Incapacitäten hervorhebt und einen wahrhaft ausgezeichneten Kopf feiern läßt, weil er sich schlecht repräsentiert und nirgends vordrängt." Unter den „nichtigen Incapacitäten" meinte Exner den Legationsrath Hübner. Der verstand es allerdings trefflich, sich geltend und bemerkbar zu machen und war ganz der Mann der glatten Manieren und der glatten Rede, wie ihn die Diplomatie braucht; dabei war er aber nichts weniger als eine „Incapacität", sondern ein Mann von Geist, von Kenntnissen und einer nicht geringen Belesenheit. Mozart war in seiner Erscheinung und seinem äußeren Wesen das gerade Gegentheil von Hübner: linkisch und eckig, überhaupt ein Sonderling, der von Repräsentation keinen Dunst hatte. Dabei war Mozart von einer phänomenalen Häßlichkeit; über sein Lächeln, das ihn noch mehr entstellte, weil er die vorderen Zähne fast alle verloren hatte, erlaubte ich mir den Witz: er habe gleich der Zeit nur einen Zahn. Doch diese unschöne Schale barg einen kostbaren Kern. Mozart besaß reiche Sprachkenntnisse und war überhaupt ein Mann von allgemeiner und vorzüglich classischer Bildung, ein philosophischer Geist, der sich von Exner angezogen fühlte wie dieser von ihm. Im ganzen war Mozart mehr zum gelehrten Grübler als zum praktischen Geschäftsmann geschaffen; doch in

einem Ministerium, bei dem es wesentlich mit der Pflege und Förderung der Wissenschaften zu thun gab, hat er sich binnen kurzer Frist eingearbeitet und ist ein sehr brauchbarer Beamter geworden, der dem Staate treffliche Dienste leistete. Da Mozart mit der italienischen Sprache und Litteratur vertraut war, so ließ er sich für das Studium im lombardo-venetianischen Königreiche sehr gut brauchen. Vorläufig wurde er aber bloß in außerordentliche Verwendung genommen, so dass er neben seiner Beschäftigung im auswärtigen Amte eine Remuneration bezog.

* * *

An Bewerbungen um Verwendung im Unterrichtsfach fehlte es, wie sich begreifen lässt, durchaus nicht, und ich wurde vom ersten Augenblicke, da meine Ernennung bekannt geworden, mit Bitten, Anerbietungen, Vorschlägen bestürmt. Noch bevor diese förmlich ausgesprochen war, kam mir ein Schreiben Franz Isidor Proschko's zu, den ich aus meinen Studien her kannte. Er hatte früh begonnen, sich auf schriftstellerischem Gebiete zu versuchen, eines seiner Dramen, das in Sibirien spielte, war in Prag von Dilettanten gespielt worden. Er war jetzt Polizei-Commissär in Linz, doch seine Neigung zog ihn zum Lehrfache, er wünschte eine Stelle am Gymnasium, womöglich in den Humanitätsclassen. P. Adalbert Kuneš, Prämonstratenser von Tepl, am Prager Piaristen-Gymnasium mein Mitschüler, jetzt zweiter Assistent der Wiener Sternwarte, wünschte Versetzung nach Prag, „da der Bau der neuen Sternwarte bereits bewilligt" sei und daher die vermehrte Arbeit die Beistellung einer Hilfskraft nothwendig machen werde.*) Theol.-Dr. Johann Fabian, jetzt Professor in Salzburg, wünschte gleichfalls die Versetzung nach Prag, und das gleiche erbat sich Phil.-Dr. Lorenz Gabriel, Professor in Graz, „um den hoffnungsvollen Söhnen meines Vaterlandes als philosophischer Führer zu dienen." Professor Johann Chlupp in Lemberg bat um Gehaltsvorrückung: mein seliger Vater, sein „hochverehrter Freund und Gönner," habe ihm zur Lehrkanzel verholfen und er hoffe nun, der Sohn werde die Willfährigkeit des Vaters auf ihn übertragen. Einen herzzerreißenden Brief erhielt ich von Frau Mathilde Laukotzky: ihr Mann, mein Freund und Studiengenosse, an einem Gymnasium im Venetianischen angestellt, jetzt mit Urlaub in Prag, wolle nach Italien zurückkehren, „wo jetzt noch Krieg ist," und sie mit den Kindern in Prag zurücklassen; ihre Lage sei schrecklich, und sie beschwöre mich, ihm einen Posten außerhalb Italiens zu verschaffen. Manche der Bittsteller steckten sich hinter irgend einen mir nahestehenden Protector; wie mir Rudolf Brestel vom

*) Bekanntlich ist diese Bewilligung bis heute nicht realisiert worden; der projectierte Neubau sollte, wenn ich mich recht erinnere, auf die Marienschanze kommen.

Minister Kraus dringend empfohlen wurde, so empfahlen mir Bruck den Med.-Dr. Breuning, „den ausgezeichnetsten Zögling Diefenbach's“, mein Reichstags-Collega Dr. Feifalik einen französischen Sprachlehrer am Brünner Gymnasium, Mr. August Enard 2c. 2c. Und das alles in den ersten Wochen meiner Amtierung, in der ich mich selbst erst zurecht zu finden hatte!

Auch besungen wurde ich bereits! Der Olmützer Lehramts-Candidat St. Wolf war am 3. September vom Ministerium zum Supplenten der böhmischen Lehrkanzel an der dortigen philosophischen Facultät berufen worden. Die Professoren hatten ihn, wie er nachderhand erfahren, nicht vorgeschlagen, ja Hanus und Helcelet sogar eine Verwahrung gegen diese Ernennung, weil sie ohne Einvernehmung der Facultät erfolgt war, eingereicht. Wolf legte deshalb seine Ernennung zurück, da es nicht seine Absicht sein könne, sich in eine Körperschaft ohne deren Zustimmung einzudrängen „und ich eine Stellung zu erlangen strebe, in der ich in Frieden und Harmonie mit jedermann die Bildung der Jugend fördern kann“. Er bat um eine Humanitätslehrerstelle in Brünn und legte, um Proben seiner Befähigung zu geben, ein Gedicht in lateinischer und eines in griechischer Sprache vor, beide zu meinem Preis und Lob von ihm selbst verfasst.

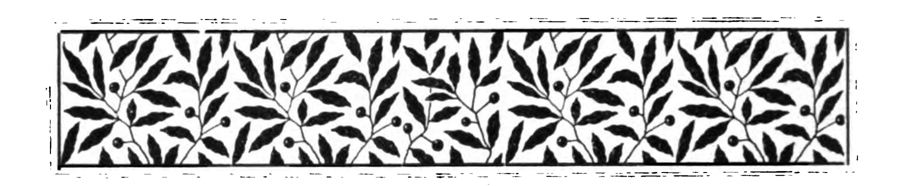
Es waren aber auch solche, die geradezu einen Posten im Unterrichtsministerium selbst anstrebten, und die wenigsten waren so ehrlich, einzugestehen, dass es ihnen nur darum zu thun sei, Brot oder besseres Brot zu bekommen; die meisten versicherten, sie thäten ihren Schritt aus reinem Interesse für die Sache. Denn das Unterrichtswesen und die Politik haben das miteinander gemein, dass jeder sein Wörtchen mitsprechen zu können glaubt. Wer nur selbst seine Schulen mit leidlichem Erfolge durchlaufen hat, meint darum die Befähigung zu haben, ans Ruder treten oder doch mitarbeiten zu können. Da verspürte der eine einen „unwiderstehlichen Drang zu wirken“ und glaubte diesen nirgends besser als im Unterrichts-Ministerium stillen zu können, „vorderhand unentgeltlich ohne allen Rang und Titel“. Ein anderer hatte längst „freiere Gedanken“ über Reorganisierung des Sanitätswesens, über Gegenstände der Landeskultur oder auf dem Gebiete der Kunst und meinte, diesen Gedanken am besten in der betreffenden Abtheilung des Unterrichts-Ministeriums Geltung verschaffen zu können. Ein dritter hatte „einen vollständigen Erziehungsplan von der Geburt des Kindes bis zu den Facultätsstudien, diese exclusive, nach allen seinen Verzweigungen entworfen“; wie könnte er diesen besser realisieren, als durch seine Verwendung im Unterrichts-Ministerium?! Und merkwürdigerweise, die meisten solcher weltverbessernder oder umwälzender Pläne hatten ganz junge Leute, die selbst kaum erst ein paar Schritte ins praktische Leben gemacht

hatten. Auch mein alter Freund P. Athanasius Bernhard meldete sich bei mir, aber nicht, um für sich oder für andere etwas zu erbitten. Der ministerielle Entwurf über die Reorganisation des Unterrichtswesens befriedigte ihn gar nicht. Multa sed non multum enthalte er und das «unicum necessarium» sei fast vergessen. Er besorgte, „dass unser Unterricht in ähnlicher Weise wie in Frankreich ausarte und auf diesem Wege einen ‚Geistersturm herauf-beschwören werde, der die edle und noch unverdorbene Kraft unserer Völker vernichten müsste. Glauben Sie mir," fuhr er fort, „nicht sowohl Wissen-schaft und allerlei Kenntnisse bedarf ein freies Volk als vielmehr ausgezeichnete Charaktere und Gerechtigkeitsliebe; diese aber wurzeln zuletzt immer nur in der Religiosität, im Glauben, und wer diese Grundsäulen aller politischen Freiheit auf den jetzt landläufigen vagen Humanismus, oder deutlicher, auf den modernen Indifferentismus gründen will, der bauet auf Sand und grabt der Freiheit, meiner Überzeugung nach, das Grab."

Auch aus Frankfurt a. M. erhielt ich ein Schreiben. Mein Freund Dr. Emil Rößler und mein ehemaliger Krakauer College Makowiczka waren Mitglieder der dortigen National-Versammlung. Makowiczka war, trotz seines urslavischen Namens, ein verbissener Deutscher, dem alles Slavische in die Seele zuwider war. Auch Rößler war von deutscher Gesinnung und den Tendenzen seiner slavischen Landsleute nichts weniger als gewogen: aber er kümmerte sich im Grunde nicht viel um Politik, er steckte auch in Frankfurt lieber in Büchern und Urkunden. So geriethen beide in die Netze der Kaiser-Preußen, aus denen sie sich nicht wieder losreißen konnten. Österreich war ihnen jetzt nur ein Anhängsel von Deutschland, nach diesem sollte es sich richten, von Frankfurt sollte es seine Weisungen erhalten und befolgen. Rößler hieng mit einer rührenden Zärtlichkeit an seiner Heimat — er war aus Brüx in Böhmen — und empfand dies jetzt in der Fremde nur um so tiefer. Er verfolgte alles, was sich in Österreich zutrug, mit warmem Interesse. „Mit welcher Spannung wir unserem Vaterlande fern-stehende Abgeordnete jeder Zeitungsnachricht entgegensehen, die uns aus unserer Heimat Kunde bringt, ist wohl erklärbar. Mit der Entfernung wächst die Liebe für den vaterländischen Boden und vergrößern sich die Sorgen um das Wohl und Wehe des Landes. Nur mit Bangen sehe ich der Zukunft entgegen." Es erfolgte die Hinrichtung Robert Blum's, womit Windischgrätz dem deutschen Parlamente den Frieden kündigte; es erschien das Programm Schwarzenberg-Stadion, das den Kaiserstaat unabhängig von Deutschland auf seine eigenen Beine stellt, und nun konnte sich Freund Rößler vor Be-stürzung nicht fassen: „Das sind Erscheinungen", schrieb er mir, „die alles übertreffen, was wir doch immer beklagten". Rößler sah mit der wieder ge-

wonnenen Kraft der Regierung die alte Finsternis über Österreich hereinbrechen und beschwor mich, dazu nicht die Hand zu bieten. „Kannst du mir ernstlich sagen, dass ein anderes geistiges Leben in Schule und Haus erstehen soll? Dass jene Kluft, die, angeblich nur durch Metternich geschaffen, unser Streben hemmte und es nicht zur Blüthe kommen ließ, ausgefüllt werden soll? Nach einer freieren Verfassung der Universität strebten wir ja im stillen alle mit süßer Inbrunst, wir selbst geknechteten, einer besseren Führung wert! Theurer Helfert, lebe ferner diesen Ideen, die du ja früher selbst gebilligt hast!" Er schilderte mir mit grellen Farben die Zeit, „wo wilde Fluten über den Acker hinbrausen, den der Sämann für künftige geistige Frucht bereiten soll; wo Sturm und Wetter den Rückblick und die Voraussicht trüben; wo der Boden schwankt, der Boden, auf dem man fest und unerschütterlich stehen sollte! Das soll eine Aufgabe sein für einen noch jungen Mann? Ein alter Staatsmann würde sie kaum zu erfüllen wagen! Ja, könnte ein Segenswunsch eines Deiner ältesten und treuesten Freunde Dir die Aufgabe erleichtern! Könnte der Wunsch glühendster Vaterlandsliebe eines für die Größe und Blüthe geistiger Kräfte tief begeisterten Österreichers das Ziel der Lösung Deines Berufes näher rücken! Von Schmeichlern, Schurken und Höflingen", so schloss Rößler seine Mahnung, „bist Du gewiss umgeben, aber eine Sprache, wie die meinige, ist zuweilen wie frisches Quellwasser, das für den Magen besonders am Morgen sehr gesund ist". Ich konnte nicht sogleich antworten; er schrieb mir ein zweites-, drittesmal: „Du hast kein Wort des Trostes für mich, Du, der Du mir gewiss offene Erklärungen geben könntest?!" Endlich fand ich Zeit zu einem längeren Briefe, aus welchem er ersehen konnte, dass meine Anschauungen sich nicht geändert hatten. Er dankte mir beglückt und erfreut. Seine Besorgnis, was die Gestaltung des Unterrichtes in Österreich betraf, sollte sich nicht erfüllen; im Gegentheil, als er einige Jahre später Wien besuchte, drückte er mir seine Bewunderung aus. Er wäre nun gern nach Österreich zurückgekommen; aber seine politische Haltung in Frankfurt hatte ihm den Weg dahin versperrt. Unser junge Kaiser wollte von den vier Österreichern, die für das preußische Erbkaiserthum gestimmt hatten, ein für allemal nichts wissen. Rößler fand in Deutschland eine bescheidene, aber anständige Stellung, er führte ein geliebtes Weib heim — aber das Heimweh überwand er nicht. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner immer mehr, und so verließ er eines Tages sein Haus und kehrte nicht mehr zurück; im nahen Walde fand man ihn erhängt.





# Bischof Wilhelm Ketteler.

Von Thomas Wehofer (†).

I.

Eine einzigdastehende Erscheinung in der Weltgeschichte ist es, wie die katholische Kirche es verstanden hat, nicht nur allen Kulturfactoren, auf die sie im Laufe der Jahrhunderte gestoßen ist, sich ohne Aufgabe des eigenen Wesens anzupassen und ihnen gerecht zu werden, sondern auch dieselben in sich aufzunehmen und sie zu veredeln. Die Kirche Christi ist nicht bei den Juden stehen geblieben, denen ja zuerst die Frohbotschaft galt; das Hellenenthum und das Römerthum, wie schließlich das Germanenthum haben eine neue Auferstehung durch Christus gefeiert, und auch die beiden größten geistigen Bewegungen des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, der Aristotelismus des dreizehnten und der Humanismus des sechzehnten Jahrhunderts fanden bei der Kirche wohlwollendes Verständnis und weitestes Entgegenkommen. Es ist also eigentlich selbstverständlich, dass auch die sociale Strömung des neunzehnten Jahrhunderts von der Kirche nicht übersehen werden konnte. Heute gilt dies schon als vollendete Thatsache, da die Kirche bereits durch Leo XIII. officiell die sociale Frage in ihren Bereich gezogen hat. Aber darum sind die einzelnen Schritte, durch die sich eine solche Annäherung allmählich vollzogen hat, doppelt interessant.

Principiell und in großem Maßstabe ist diese Annäherung zuerst durch einen deutschen Bischof erfolgt, durch den Mainzer Oberhirten Wilhelm Ketteler.

Wohl haben sich um einzelne Fragen socialer Natur schon vor ihm mehrere andere weitblickende Männer hohe Verdienste erworben; es sei hier nur an den wackeren Gesellenvater Kolping erinnert. Allein diese und ähnliche Versuche mussten naturgemäß auf ein engeres Gebiet beschränkt bleiben und wollten auch nichts anderes. Erst Ketteler hat mit eminent praktischem Blick und mit der Autorität des Bischofs diese einzelnen Vorarbeiten auf eine allumfassende großartige Basis gestellt, wenn er auch die Ausführung des Gebäudes, zu dem er den Grund gelegt, der Zukunft überlassen musste, weil eine solche Arbeit eben die Kraft eines einzelnen Menschen übersteigt.

Jedenfalls ist Ketteler's Werk ein so bedeutsames, dass vielleicht die Geschichte späterer Zeiten, wenn die sociale Frage unserer Tage ihre Antwort gefunden haben und jedermann von ihrer eminenten Bedeutung durchdrungen sein wird, den Mainzer Bischof als einen der für die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts bedeutendsten katholischen Oberhirten feiern wird.

Wenn es sich darum handelt, Ketteler's Bedeutung als socialer Bischof mit einigen wenigen Zügen zu schildern, so kommt das, was man sonst von ihm in der Öffentlichkeit weiß und woran heute jeder beim Aussprechen des Namens Ketteler zunächst denken dürfte, in keiner Weise in Betracht. Die Geschichtswissenschaft hat ja nicht die Aufgabe, die einzelnen Handlungen eines einzelnen Mannes der Reihe nach aufzuzählen, und wenn sie auch diese Einzelthaten pflichtgemäß registriert, so kommt für die historische Bedeutung einer Persönlichkeit doch bloß dasjenige in Frage, worin dieselbe der Mitwelt neue Bahnen gewiesen und auf die Nachwelt maßgebenden Einfluss gewonnen hat. Längst hinter uns liegt die Zeit, da man sich die Geschichte als eine Summe von auswendig zu lernenden Jahreszahlen sammt den zu diesen Zahlen gehörigen „Haupt- und Staatsactionen“ dachte. Wenn man sich daher in den Siebziger Jahren über Ketteler's Haltung auf dem vaticanischen Concil und über seine demüthige Unterwerfung unter dessen Beschlüsse lebhaft unterhielt oder wenn Ketteler eine Zeitlang eine wichtige politische Rolle spielte, so sind diese Etappen seines Lebens doch nur von recht ephemerer Bedeutung gegenüber seinen unsterblichen Verdiensten um die sociale Frage.

Für die Gesammtbeurtheilung Ketteler's ist dieser Gesichtspunkt von hervorragender Tragweite. Mit Recht legt die moderne Geschichtswissenschaft auf den Charakter eines Mannes den größten Nachdruck; denn nur auf genauer psychologischer Grundlage sind wir imstande, ein wirklich getreues und daher historisches Bild einer Persönlichkeit und ihres Wirkens zu gewinnen. Die kirchengeschichtliche Forschung hat am wenigsten Grund, in missverstandenem apologetischen Interesse dieses Fundament zu vernachlässigen, und wieviel gerade in dieser Richtung noch zu thun ist, hat Albert Ehrhard in seiner Aufsehen erregenden Antrittsvorlesung über die Kirchengeschichte mit allem Nachdruck betont. Aber eine solche psychologische Charakteristik wird wohl am allerersten missrathen, wenn ein im Parteidienst stehender politischer Journalist sie versucht. Gerade hinsichtlich Ketteler's kann die Presse nicht davon freigesprochen werden, das psychologische Bild des großen Bischofs bis zur Unkenntlichkeit entstellt zu haben, — und doch ist es eigentlich gar nicht so schwer, einen so offenen und geraden Charakter wie Ketteler in seinem Sinnen und Trachten nachzuempfinden und zu begreifen.

Der Grundfehler, der bisher zu allen abträglichen Beurtheilungen von Ketteler's Charakter Anlass gegeben hat, dürfte wohl der sein, dass man den ganz unwissenschaftlichen Weg eingeschlagen hat, irgend einen willkürlichen Maßstab anzunehmen und mit diesem dann Ketteler's Wirksamkeit zu messen. Auf diese Weise wird man aber überhaupt keiner einzigen historischen Persönlichkeit gerecht werden; und gerade solche Beurtheiler würden sich am allerersten sträuben, wenn man ihnen gegenüber das gleiche Verfahren zur Anwendung brächte. Wenn ein Choleriker — um die alten, aber noch populären Charakterkategorien hier der Anschaulichkeit wegen beizubehalten — einen Melancholiker nach seinem eigenen Empfinden beurtheilt, kann das Ergebnis nur ein unfreundliches sein, und das Gleiche wird eintreten, wenn ein Sanguiniker und ein Phlegmatiker von ihren eigenen subjectiven Voraussetzungen aus einander prüfen.

Ganz und gar unwissenschaftlich ist es ferner, jemandem zuzumuthen, er solle nicht bis zu einem gewissen Grade ein Kind seiner Zeit sein; jeder Mensch steht doch bewusst oder unbewusst unter der Herrschaft seiner Erziehung und des Einflusses seiner Umgebung und verhält sich diesen Factoren gegenüber je nach seinem Charakter mehr oder weniger zustimmend oder ablehnend.

Wenn jemand der Sprössling eines alten westphälischen Adelsgeschlechtes ist, einen Juristen und Verwaltungsbeamten zum Vater hat und selbst Jurist und Verwaltungsbeamter war, so wird niemand sich wundern, dass der Betreffende bei der Führung irgend eines Amtes unbewusst jene Eigenthümlichkeiten zum Ausdruck bringt, die den Aristokraten und den Juristen charakterisieren. So war es bei Ketteler, und es ist nicht einzusehen, wie es hätte anders sein mögen. Und wenn jemand vier Jahre in einem Erziehungsinstitut der Jesuiten zugebracht hat, so wird es leicht erklärlich sein, wenn dieser Zögling auch später noch eine ausgesprochene Anhänglichkeit an den Orden kundgibt, wie dies Ketteler thut, so wie auch anderseits begreiflich ist, dass gerade ein Mitglied der Gesellschaft Jesu es auf sich nahm, eine ausführliche Biographie des Bischofs zu schreiben, der in Wort und Schrift so warm für die Sache des Ordens eingetreten ist.*)

Ketteler hat zuerst Jus studiert und war dann einige Zeit untergeordneter Verwaltungsbeamter. Damit ist seine Geistesrichtung im allgemeinen zur Genüge gekennzeichnet. Wenn nun dieser junge Mann sich zum Priesterstande hingezogen fühlt, so bringt er an das Theologie-Studium bereits eine Reihe von Voraussetzungen mit, die es höchst unwahrscheinlich machen, er

*) Otto Pfülf S. J., Bischof von Ketteler. Drei Bände. Mainz, Franz Kirchheim, 1899.

werde sich jetzt auf einmal die theologische Wissenschaft zu seinem Lebensberuf erwählen. Man kann ja ein tüchtiger und frommer Priester und auch Bischof sein, ohne deshalb die theologische Wissenschaft durch Detailuntersuchungen gefördert zu haben. Und wer nicht selbst wissenschaftlich thätig gewesen ist, hat auch in der Regel nicht die Begeisterung für rein wissenschaftliches Streben, wie sie allen jenen eigen ist, die mitten im wissenschaftlichen Leben stehen und an demselben theilnehmend und selbstschaffend ihre Lebensfreude finden. Wenn also nicht einmal Döllinger's Einfluss — Ketteler hat ja in München und bei Döllinger Theologie studiert — hinreichte, aus dem jungen Juristen und Theologen einen Gelehrten zu machen, so brachte jedenfalls der weite Blick, den das theologische Studium für alle Erscheinungen des kirchlichen Lebens der Vergangenheit und Zukunft eröffnet, reichhaltigen Nutzen. Denn derselbe Mann, der auf dem vaticanischen Concil sich mit manchen seiner deutschen Amtsbrüder an theologischer Gelehrsamkeit nicht messen konnte, hat sie alle auf einem anderen Gebiete übertroffen, das zwar nicht in die theoretische, aber in die praktische Theologie einschlägt: auf dem Felde der socialen Frage, wo er bahnbrechend geworden ist.

Wäre Ketteler ein Mann der Wissenschaft gewesen, dann hätte er das Problem, auf dessen Bedeutung er nur kraft seines Amtes als Bischof und auf Grund von fremden Arbeiten hinweisen konnte, selbständig anzufassen versucht; er hätte dann die Geschichte der Beziehungen der Christusreligion zur Gesellschaftsordnung durch alle Jahrhunderte verfolgt, hätte die einzelnen Probleme schon im Urchristenthum, in der vorconstantinischen Kirche, in den Schriften der Väter, bei den bedeutenderen Scholastikern des Mittelalters, in der großen Litteratur aller Kulturvölker seit der Erfindung der Buchdruckerkunst längst angedeutet gefunden, und diese mannigfache Beziehung der socialen Fragen zur Dogmatik und Ethik, ja zur Exegese und Kirchenrecht hätte wohl ein Werk geboren, das für jeden späteren Socialpolitiker eine Fundgrube geworden wäre von unberechenbarem Einfluss und dauerndem Wert. So aber hat die Nachwelt von Ketteler, dem Schriftsteller, nur ein paar längst überholte Broschüren und Predigten überkommen, und was von seiner kräftigen Persönlichkeit übrig geblieben ist, das ist eigentlich nur der gewaltige Impuls, den er der Mitwelt gegeben hat und der sich auf die Nachwelt mächtig fortpflanzt.

Aber wir machen ja auch Columbus keinen Vorwurf daraus, dass er nicht gleich auf der ersten Weltfahrt das Festland Amerikas entdeckt hat; denn die Hauptsache war doch, einmal zu zeigen, dass der Weg nach Westindien keine Chimäre sei; und so sehr wir die weiteren Fahrten und

Forschungen der Pizarro's und Cortez' und wie sie alle heißen mögen, begrüßen, ebensowenig wird das Verdienst der Entdeckung einer neuen Welt dem kühnen Genuesen streitig gemacht.

So muss auch zugegeben werden, dass es über Ketteler hinaus noch überreiche Arbeit in Theorie und Praxis der Gesellschaftsordnung gibt: aber er ist und bleibt doch der erste katholische deutsche Bischof, der mit weiser Hand das Columbus-Ei der Socialreform auf die Spitze stellte — und siehe, es stand sofort und steht noch!

II.

Bei einer wesentlich impulsiven, schöpferischen Natur zeigen sich die Spuren dessen, was ihr später eine weltgeschichtliche Bedeutung erwirbt, in der Regel schon in Jünglingsjahren; die weitere Entwicklung dient dann mehr dazu, die dem frühreifen Aufbrausen stets anhaftenden Schlacken in langsamem Werdegange abzuschütteln und die ursprüngliche Idee den thatsächlichen Verhältnissen, für deren richtige Würdigung dem feurigen Jüngling natürlich die nöthige Erfahrung fehlt, anzupassen und so, wenn die Umstände es günstig fügen, wirklich Dauerndes zu schaffen. Bei einer so receptiven Natur wie Ketteler dagegen braucht man keine frühzeitigen Ansätze seiner socialpolitischen Thätigkeit zu suchen; die Grundlagen waren freilich, wie bei jedem katholischen Priester, in dem theologischen Hochschulunterricht gegeben, allein es bedurfte mächtig einwirkender äußerer Anlässe, um die Beziehung zu den neuen Richtungen in der erst erstehenden modernen Gesellschaftswissenschaft herzustellen.

Ketteler (geboren 1811) war bereits siebenunddreißig Jahre alt geworden und hatte schon längere Zeit als Landpfarrer in Hopsten gewirkt, als er, damals in seiner Eigenschaft als Mitglied der Reichsversammlung zu Frankfurt weilend, in der dort abgehaltenen „Ersten Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands" im Anschluss an eine vorhergehende Rede des Vorsitzenden Hofraths Buss die gewichtigen Worte sprach:

„Ihr Vorsitzender hat nachgewiesen, wie die religiösen Vereine ihre Aufgabe lösen sollen. Eine Aufgabe für die nächste Zukunft rege ich in Ihrem Herzen nochmals an, die Aufgabe der Religion bezüglich der socialen Verhältnisse. Die schwerste Frage, die bei allen gesetzlichen Bestimmungen, bei allen Staatsformen noch nicht gelöst ist, das ist die sociale Frage. Ich kann es mit aller Wahrheit aussprechen: die Schwierigkeit, die Größe, die Dringlichkeit dieser Aufgabe erfüllt mich mit der größten Freude. Nicht die Noth freut mich, die ich in Wahrheit im tiefsten Herzen mitfühle, nicht das Elend meiner Brüder, nein, sondern dass es jetzt sich zeigen wird und zeigen muss, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trage.

Es wird sich zeigen, dass der katholischen Kirche die endliche Lösung der socialen Frage vorbehalten ist; denn der Staat, mag er Bestimmungen treffen, welche er will, hat dazu nicht die Kraft. Einen ähnlichen Gedanken hat ein würdiger protestantischer Geistlicher in der Paulskirche ausgesprochen. Der Kampf zwischen protestantischem und katholischem Glauben auf dem Gebiete des Dogmas werde fortan ruhen, dagegen der Kampf entstehen auf dem Gebiete der socialen Frage . . ." *)

In diesen Worten spiegelt sich deutlich der Gesichtswinkel, unter welchem später auch dem Bischof die sociale Frage erschien. Das wild gährende Leben des Revolutionsjahres 1848 hat auf Ketteler nachhaltigen Eindruck gemacht, und die Betheiligung am Frankfurter Parlament konnte den aus seiner idyllischen Ruhe aufgescheuchten Landpfarrer nur in der Anschauung bestärken, dass eine neue Zeit angebrochen sei. Wenn ein so hervorragender Führer der Katholiken wie Buss so energisch die Bedeutung der socialen Frage betont und wenn auf protestantischer Seite gerade auf diesem Gebiete ein Wettkampf zwischen Katholicismus und Protestantismus angekündigt wird, muss doch wohl eine Feuernatur wie Ketteler der inneren Begeisterung Raum geben. Er blieb aber nicht bei Worten stehen, sondern ließ ihnen auch alsbald die That folgen.

Ein anderer hätte sich jetzt vielleicht in eine große Bibliothek gesetzt, um sich in die einschlägige Litteratur einzuarbeiten; das war aber nicht Ketteler's Weise. Als katholischer Priester glaubte er sich gerüstet genug, um sofort (November und December 1848) im Dom zu Mainz eine Reihe von Predigten zu halten, welche das alles behandelten, was sich Ketteler damals unter dem Begriff „sociale Frage" dachte, nämlich die Themata: Die sociale Frage, die wichtigste Frage der Gegenwart, Lehre vom Eigenthumsrecht, von der Freiheit und von der Bestimmung des Menschen, Ehe und Familie, Autorität der katholischen Kirche.

Ketteler ließ diese Predigten auch drucken, und so erschien sein erstes selbständiges Schriftchen unter dem Titel: „Die großen socialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten, gehalten im hohen Dom zu Mainz von Wilhelm von Ketteler, Pfarrer von Hopsten, Mitglied des deutschen Reichstages. Das Honorar zum Besten des wohlthätigen Vereines vom heiligen Vincenz von Paul zu Mainz".

Natürlich wurde das Thema von der socialen Frage in den Predigten Ketteler's forthin oft berührt; allein eine sociale Thätigkeit im größeren Maßstabe konnte er weder als Pfarrer in Hopsten noch als Probst von

*) Bei Pfülf, a. a. O, I, 164.



St. Hedwig in Berlin entwickeln, sondern sie war ihm erst gegönnt als Bischof von Mainz (1850 bis 1877).

Jetzt fand er die hochwillkommene Gelegenheit, hier Anstalten für verwahrloste Kinder, dort Krankenhäuser und ein Rettungshaus der Frauen vom guten Hirten ins Leben zu rufen, wohlthätige Vereine zu fördern oder neu zu organisieren u. dergl. Den Gesellenvereinen schenkte er seine ganz besondere Aufmerksamkeit, und es existiert noch der Entwurf eines dem deutschen Episcopat vorzulegenden Planes, wonach in jeder größeren katholischen Stadt Deutschlands ein Gesellenhaus mit eigenem Seelsorger zu gründen sei, an das die Pfarrer ihre den Wohnort wechselnden Handwerksburschen zu weisen hätten.*)

Selbstverständlich dehnte er sein Wirken auch auf die socialen und religiösen Verhältnisse des Bauernstandes aus.

Auf der XV. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, die vom 21. bis 24. September 1863 zu Frankfurt tagte und bei der sein Bruder Wilderich präsidierte, spielte er eine hervorragende Rolle, und hier nahm das katholische Deutschland zum erstenmale zu der socialen Frage in ihrer Gesammtheit Stellung, so dass diese Generalversammlung wie keine frühere den Stempel des Socialen trug. Die hervorragendsten katholischen Socialpolitiker jener Zeit traten als Redner auf: der jetzige Cardinal und Fürsterzbischof von Wien Dr. Gruscha für den Gesellenverein, Schorlemer-Alst für die verwahrlosten Kinder, Bosen für die Arbeiterfrage, Schüren für die Handwerkerfrage, Kapuzinerpater Theodosius für das Fabrikswesen. Allein es müssen sehr viele Unklarheiten zutage getreten sein, so dass man zur Einsicht gelangte, es bedürfe noch sehr eingehender Studien: daher wurde der Antrag des Mainzer Domcapitulars Heinrich als Resolution angenommen: „Die katholische Generalversammlung . . . empfiehlt den Katholiken dringend, sich mit dem Studium der großen socialen Zeitfrage zu beschäftigen . . .“

Einen Widerhall fand diese Resolution sofort auf der in München unmittelbar darnach tagenden Theologenversammlung (eröffnet 28. September 1863) in dem Döllinger einen Antrag auf „eingehendere Beschäftigung des Clerus mit der socialen Frage“ stellte.

Ketteler war der erste, der es mit diesem Studium sofort Ernst nahm.

Im Jänner 1864 setzte er sich durch einen anonymen Brief mit Lassalle in Verbindung, der damals in außerkirchlichen Kreisen wohl die erste Autorität auf socialem Gebiete war. Lassalle ließ sich zwar unter Ver-

*) Pfülf, a. a. O., II., 175 ff.

weis auf die Anonymität der Zuschrift nicht in Details ein, machte aber den Bischof auf einige seiner Schriften aufmerksam, in denen derselbe eine correctere Darstellung der Lassalle'schen Theorien finden könne, als sie in dem anonymen Brief, der sich nur auf Zeitungsartikel stützte, gegeben sei. Man ersieht aus Lassalle's Antwort, dass Ketteler offenbar bisher nicht einmal die bedeutendsten Schriften aus gegnerischem Lager eingesehen hatte, trotzdem er sich seit 1848 und schon früher mit den einschlägigen Problemen beschäftigt hatte; er war eben ein Mann der That und glaubte, dass Erfahrung und Beobachtung das meiste thue.*)

Dass Ketteler jetzt anfieng, Lassalle's Originalschriften eingehend zu studieren, steht außer Zweifel; es wäre eine wichtige und dankbare Untersuchung, festzustellen, was sich der katholische Bischof (in dem sofort zu besprechenden Buch und später) von dem berühmten Socialistenführer angeeignet hat, und wo er eigene Wege wandelt.**)

Da Lassalle sich auf eine anonyme Correspondenz nicht einließ und Ketteler seinen Namen nicht nennen mochte, so ließ letzterer — diesmal durch einen seiner Domcapitulare — an den durch socialpolitische Arbeiten bekannten Publicisten Victor Aimé Huber schreiben und erhielt auch eine sehr eingehende Antwort bezüglich der Arbeiterfrage. Schade, dass das umfangreiche Schreiben Huber's nicht vollständig vorliegt; es wäre sonst möglich, dessen Einfluss auf Ketteler festzustellen.***)

Jedenfalls gewinnen wir ein beiläufiges Bild davon, wie ernst Ketteler unter dem Eindruck der Frankfurter Generalversammlung von 1863 die *theoretische* Seite der socialen Frage zum Gegenstand seiner Beschäftigung machte. Als Frucht erschien schon im Frühjahr 1864 Ketteler's Hauptwerk: „*Die Arbeiterfrage und das Christenthum*".

Als Bischof interessiert ihn hier hauptsächlich die religiöse Seite der Sache: „Ich bin weit von der Anmaßung entfernt, diesen Gegenstand erschöpfen zu wollen; er ist überhaupt noch nicht spruchreif. Ich will vielmehr nur einen kleinen Beitrag dazu liefern und insbesondere eine Seite der Sache, nämlich ihr Verhältnis zum Christenthum, die bisher so wenig Berücksichtigung gefunden hat, mit allem Nachdruck hervorheben."

Das Werk wirkte „bahnbrechend", wie Windthorst in einem Vorwort zur vierten Auflage des Buches sechsundzwanzig Jahre später erklärte, indem er den längst verstorbenen Bischof als „von Allen verehrten Lehrer und Vorkämpfer katholisch-socialer Bestrebungen" feierte: „Es ist und bleibt

*) Den Brief Ketteler's und Lassalle's Antwort s. bei Pfülf, II., 183 ff.

**) Bei Pfülf findet sich hierüber leider gar nichts.

***) Die Einleitung, datiert vom 29. Jänner 1864, steht bei Pfülf, II., 168

unser Ruhm, dass ein katholischer Kirchenfürst es war, welcher zuerst den Muth hatte, zu einer Zeit, da das Manchesterthum die ganze öffentliche Meinung beherrschte, . . . die Fahne der christlichen Socialreform aufzupflanzen.*)

Es war wirklich eine That. Infolge des Aufsehens, das die Schrift bei Freund und Feind erregte, begann man sich allmählich für die Sache selbst mehr und mehr zu interessieren. Die Publicistik griff lebhaft in die Discussion ein; es entstanden, dem neugeweckten Bedürfnisse entsprechend, in Aachen die „Christlich-socialen Blätter“, redigiert von Schüren, der uns bereits auf der Frankfurter Katholikenversammlung an der Seite Cardinal Gruscha's als Redner begegnet ist, und von Caplan Schings; öfter hatten diese Blätter Anlass, sich auf Ketteler als den „beredten bischöflichen Arbeiterfreund, unser Vorbild auf dem christlich-socialem Gebiete,“ zu berufen.**)

Durch sein Werk über die Arbeiterfrage war Ketteler mit einem Schlage eine maßgebende Persönlichkeit auf dem Gebiete der socialen Frage geworden. Seine Mitbrüder im Episcopat consultierten ihn, Katholiken und Protestanten des In- und Auslandes thaten desgleichen. Man war sich eigentlich erst bewusst geworden, dass die Lösung der socialen Frage ohne Preisgebung des Christenthums möglich sei. Und, was nicht zu unterschätzen ist, Ketteler's Begeisterung wie nicht minder sein herrliches Beispiel riss empfängliche Gemüther fort.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir haben bisher Ketteler von den ersten Anfängen seiner socialen Bemühungen in Frankfurt 1848 bis zum Höhepunkt seiner Entwicklung begleitet. Wir haben das Werden und Reifen jener That verfolgt, die ihm mehr noch als seine praktisch-sociale und innerkirchliche Wirksamkeit einen bedeutenden Platz in der Geschichte der Menschheit sichert.

Später nahmen die mit dem Vaticanum verbundenen Wirren und der Kulturkampf seine Kraft und seine Feder nach einer andern Seite dergestalt in Anspruch, dass die sociale Frage ein wenig zurücktrat; allein er hörte nie auf, sie aufmerksam zu verfolgen, und in seinen Papieren finden sich

*) Pfülf, II., 188.

**) Pfülf, II., 190. Es dürfte mit dem Erscheinen dieser Blätter der Ausdruck „christlich-social“ zum erstenmal als principielle Bezeichnung einer bestimmten Richtung — aber nicht in Verbindung mit einem bestimmten politischen Programm — in der Oeffentlichkeit als terminus technicus verwendet worden sein.



noch zahlreiche Entwürfe zu Abhandlungen und Broschüren über sociale Gegenstände.*)

Wenn aber Ketteler durch den Erfolg seines Buches über die Arbeiterfrage unsterblich geworden ist, dann müssen wir anerkennen, dass gerade damit sein Charakter sich dem unbefangenen Beurtheiler im günstigsten Lichte darbietet. Mögen nur alle, die sich berufen glauben, an der Lösung der socialen Frage mitzuarbeiten, Ketteler's Mannesmuth mit Ketteler's Frömmigkeit und Ketteler's Wahrheitsliebe mit Ketteler's Selbstlosigkeit und aufopfernder Nächstenliebe vereinen! Dann wird die sociale Frage rascher gelöst werden, als es bisher den Anschein hat.

*) A. a. O., III, 288 ff.



## In der Academia dell arte zu Venedig.

Von Philipp Witkop.

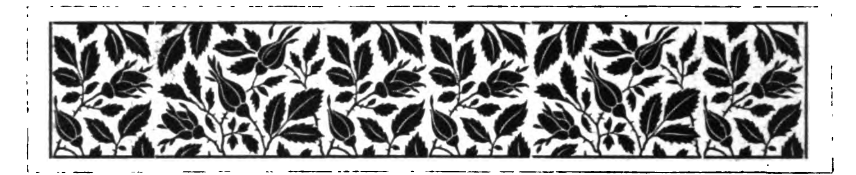
Hier atmet hohe, feierliche Ruh',
Breit liegt die Sonne in den stolzen Sälen.
Nur dann und wann ruft dir von den Canälen
Weich und verschlafen eine Welle zu.

Ich schreite zögernd durch die stolze Pracht.
Doch fass' ich's kaum, verwirrt und scheu verwundert,
Und staune, was Jahrhundert auf Jahrhundert
An Glanz und Liebreiz hier herbeigebracht.

Ein unermessner, bunter Segen quillt
Von allen Wänden strahlend auf mich nieder.
Und alles trifft sich doch in einem wieder:
Madonnenbild hängt an Madonnenbild.

In ihm eint sich die Sehnsucht aller Zeit
Harmonisch hier zur feierlichen Einheit,
Zum Hohenlied der Schönheit und der Reinheit,
Das triumphiert ob Staub und Niedrigkeit!





# Wiener Kunstleben (Jänner bis Mai 1902).

Von Joseph Neuwirth.

Der erste Schritt ins neue Jahrhundert hatte manch hoffnungsfrohen Ausblick in die Kunstbewegung der allernächsten Zukunft eröffnet; bereits der zweite löst manche Erwartung erfreulich ein und bringt eine ungewöhnlich große Fülle der mannigfachsten Anregungen, deren Aufnahme an die Verarbeitungsfähigkeit des Publicums bereits ganz außerordentlich hohe Anforderungen stellt. Neue Unternehmer und Gedanken gliedern sich dem ohnehin schon weitgezogenen Kreise des Wiener Kunstlebens erfolgreich an und führen sich mit viel Geschmack und Geschick auf dem so kunstfreundlichen Boden Wiens recht glücklich ein.

An ihrer Spitze steht der Künstlerbund „Hagen" mit seinen drei Ausstellungen, die im allgemeinen einen günstigen Eindruck machten. Der Architekt Joseph Urban hat ein Drittel der Markthalle in der Zedlitzgasse ansprechend für ein annehmbar beleuchtetes Ausstellungsgebäude zu adaptieren verstanden, dem ein Zug heiterer Festlichkeit eigen ist. In dem Façadenrelief führt Wilhelm Heyda die machtvolle Gestalt der Pallas Athene als Beschützerin der Künste vor, deren Segnungen das vor ihr harrende Volk erwartet. Zeichnung und Farbengebung des aus farbigen Kunststeinen hergestellten Werkes haben etwas Plakatartiges an sich, das an der die Aufmerksamkeit fesselnden Stirnseite eigentlich nicht unangenehm wirkt und realistischer Keckheit selbst das Wort lässt. Für die bei aller Bescheidenheit anheimelnde Raumgestaltung, deren Decoration Raimund Germela und Rudolf Konopa übertragen war, ist man bei der Secession in die Schule gegangen und hat sich die Möglichkeit wechselnder Eintheilung nach den jeweiligen Ausstellungsbedürfnissen gesichert. Es war nur ganz sachgemäß, dass gerade die erste Ausstellung des Hagenbundes den Schwerpunkt darauf legte, über die Richtung und Leistungsfähigkeit seiner Mitglieder selbst zu orientieren, sie musste eigentlich nach den Verhältnissen unserer Tage, die ein klares Farbebekennen fordern, einen programmatischen Charakter erhalten und dem Publicum die Augen öffnen darüber, was der Hagenbund will und anstrebt. Er ist keine zweite Secession, aber nicht frei von einem secessionistischen Einschlage, der in keine Übertreibungen verfällt, aber offenen Blick für die Bethätigung des Rechtes auf das Suchen nach neuen Formen und Ausdrucksmitteln bekundet. Sicheren Schrittes schüttelt man den erstickenden Staub veralteter Auffassung beim rüstigen Vorwärtsstreben von den Füßen, wo es noththut, ohne sich in himmelstürmende Experimente der Geschmacklosigkeit zu verlieren, und meidet mit viel Takt die nicht immer geschmackvoll markierte Pose selbstgefälligen Vorkämpferthums. Diese vornehme Zurückhaltung steht dem Hagenbunde gut an und hat ihm rasch manchen Freund erworben. Die Eröffnungsausstellung des Bundes vereinigte eine ansehnliche Anzahl

guter Arbeiten, in denen ausnahmslos ein sehr ernstes Streben nach innerer Sammlung und Ausreifung, ein Festhalten an anerkannt Gutem und ein zielbewusstes Ringen nach Neuem einsetzen. — Der Mehrzahl der Theilnehmer der Eröffnungsausstellung begegnete man in der anfangs März eröffneten zweiten Ausstellung wieder, bei welcher der Schwerpunkt auf Zeichnungen, Radierungen, Illustrationen und Werken der Kleinkunst lag. Der Gipsabguss des für Linz bestimmten Stifter-Denkmales von Rathausky, eine brave, aber etwas trockene und spießbürgerliche Schöpfung, bildete in diesem Rahmen eine Ausnahme; das Wesen des Meisters sinnigster Naturschilderung ist in diesem Werke fast nur nebenbei gestreift, aber auch nicht annähernd erschöpft. Fast ein Viertel aller Ausstellungsobjecte hatten der in Dresden lebende Karl Mediz und seine Frau Emilie Mediz-Pelikan beigesteuert: ersterer erweist sich als ein ganz hervorragender Charakterschilderer von schärfster Beobachtung, der das Individuelle mit sicherem Griffe hervorzuholen versteht. Ein Zug architectonischer Strenge geht durch die Bildanlage von Frau Mediz-Pelikan, der das landschaftliche Stillleben besonders zusagt. Den Zauber des deutschen Märchens suchten 12 vortrefflich ausgeführte Aquarelle zu erschließen, um deren figürliche Compositionen von Lefler's Hand der Geschmack Jos. Urban's elegante, sinngemäße Umrahmung zu schaffen verstand. Sie knüpfen den Stoff an den Gedanken des Monatswechsels in mitunter äußerst feinfühliger Weise an, so das im Glassarge ruhende Schneewittchen an den die Natur in Grabesruhe hüllenden Januar, das durch den Prinzenkuss zum Leben wieder erwachende Dornröschen an den neues Leben in die Gotteswelt zaubernden März. Überaus reizend wird das „Marienkind" behandelt. Es mag sein, dass ab und zu eine dem Wesen des Märchens nicht ganz entsprechende Verfeinerung einer über das Volksthümliche etwas hinausrückenden Auffassung durchschlägt; aber im Ganzen befriedigt das Gebotene im hohen Grade. Das Project für die Ausschmückung einer Universitäts-Aula von Alexander Goltz, das in der Hauptdarstellung der Wissenschaft die vier Facultäten beigesellt und ihnen Wahrheit und Phantasie zur Seite gibt, erscheint für seinen Zweck zu wenig großzügig und monumental; dagegen sind seine beiden Motive aus der Bretagne voll zarter Stimmung. In interessanter, obzwar durchaus nicht überall ansprechender Weise hat sich August Hoffmann von Vestenhof den Kampf des Minotaurus mit Theseus zurecht gelegt, bei welchem man die sich angstvoll drängende Mädchenschar nach ihrer Gewandbehandlung direct als eine fast ballettmäßige Zugabe nicht angenehm empfindet. Dagegen ist der protzig zum Angriff ansetzende Stiermensch und sein in gesammelter Kraft ihm unerschrocken entgegentretender Gegner sehr wirkungsvoll ins Mittel gestellt. — Mit der am 21. April eröffneten Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes" stellte sich der Hagenbund recht glücklich auf den Boden einer von viel Beifall begleiteten Gegenwartsbewegung. Die Unterrichtsverwaltung hatte sich von allem Anfange an des Gedankens, die von dem deutschen Buchgewerbevereine in Leipzig zusammengestellte Wanderausstellung, welche in Leipzig, Dresden, München, Nürnberg und Stuttgart so großen Anklang gefunden hatte, auch dem Wiener Publicum zugänglich zu machen, in freundlichster Förderung angenommen. Sehr treffend hob der Unterrichtsminister in der Eröffnungsansprache hervor, dass es eine der edelsten, von weiteren Bevölkerungskreisen unterstützungswerten Erziehungsaufgaben bleibe, „den Sinn des Kindes für das Schöne empfänglich zu machen, dadurch seine Phantasie zu bereichern und zu lenken, sein Gemüth zu beleben und zu veredeln und, indem für diesen Zweck geeignete Veranstaltungen in

Haus und Schule für die Kinder der Reichen und Armen ins Werk gesetzt werden, die große Masse des Volkes zu befähigen, an dem herrlichsten Schatze unserer Kultur, den uns die Kunst gegeben, genießend theilzunehmen." Um für eine solche Anregung eine möglichst breite Grundlage zu schaffen, der die Härte des Zwanges fernbleiben soll, werden Pädagogik und Kunst mit viel Überlegung und Zurückhaltung vorgehen müssen: denn das schüchtern sprossende Pflänzlein des allgemeineren Kunstinteresses, das die Kunst nicht als eine gern hervorgekehrte Nebensache des Luxus, sondern als menschenveredelnde Ergänzung des Lebens erfassen lehrt, verträgt nicht eine Treibhausentwicklung gewagter Experimente, sondern fordert rücksichtsvollste Pflege der Phantasie, des Gemüthes und Herzens. Schulmeisterliche Engherzigkeit wird dabei nicht auf ihre Kosten kommen, für diese Aufgabe thut weiter Blick doppelt noth. Ihn zeigten die Veranstalter der Ausstellung, Unterrichtsverwaltung, deutscher Buchgewerbeverein und Hagenbund, bei der reizvollen Form der Darbietung in hohem Grade. Ja, dass dem die Phantasie des Kindes so sehr beschäftigenden Spiele erhöhte Beachtung geschenkt wurde, hat den Ausstellungsrahmen mit Glück weitergezogen. Die beiden Kinderzimmer, welche Karl Hans Jaray nach Entwürfen des Architekten Urban ausführte, sind mit all ihrem lieben Tand der verschiedensten Spielzeugskategorien und mit den von Haßmann glücklich charakterisierten Thierbildern der Wände recht nett und enthalten in ihrer Ausstattung, ob man nun Puppen, Krippe, Jagd oder Bauerndorf ins Auge fasst, eine schier unabsehbare Fülle des Kindergenusses. Sie lassen sich aber höchstens als interessante, auch entbehrbare Beigaben betrachten, denen allgemeine Bedeutung nur in einem recht beschränkten Grade zukommt, weil nicht viele die Mittel haben werden, sich solche Zimmer anzuschaffen. Was jedoch auf die Weckung der Kunstanschauung und Kunstfreude in der Kindermenge, auf die Schaffung einer ertragreicheren und fruchtbareren Grundlage für die künstlerische Kultur des ganzen Volkes abzielt, muss mehr mit dem für breitere Bevölkerungsschichten Erreichbaren rechnen und nicht in erster Linie an den Besitz eines reich gefüllten Beutels gebunden erscheinen. Für die Kunstanregung des Kindes in weiten Kreisen wird das auch bescheidenen Mitteln wirklich Erreichbare sich an erster Stelle behaupten. Von großem Interesse war die Gruppe historischen Spielzeuges. Der stellenweise nach alten Lebzelterformen hergestellte Wandschmuck knüpfte glücklich in der Raumausstattung an Märcheneinzelheiten an, die immer wieder das Kinderherz ganz erfüllen. Im allgemeinen traten die Hauptzwecke der Ausstellung scharf hervor: Herstellung des künstlerischen Wandschmuckes für das Schulzimmer und die Kinderstube, um frühe Genussfähigkeit und Freude an der Kunst in den jungen Herzen zu wecken; eine mehr künstlerische Ausstattung des modernen Bilderbuches, in der ja die Gerlach'sche Jugendbücherei bereits ganz Hervorragendes leistet; Umgestaltung des Zeichenunterrichtes, der mehr an die Natur und die Anschauungswelt des Kindes anknüpfen soll. Dr. Volkmann aus Leipzig suchte durch einen Vortrag im österreichischen Museum die Gesichtspunkte zu beleuchten, welche für die Zusammenstellung des dem Leipziger Buchgewerbevereines gehörigen Ausstellungsgrundstockes maßgebend waren. Damit kann man sich einverstanden erklären, dass es sich nicht um Aufbürdung eines neuen Unterrichtsgegenstandes handle, sondern dass man das Kind in eine Umgebung bringe, in der es die Dinge von selbst künstlerisch sehen lernt. Auch Director Julius Leisching vom mährischen Gewerbemuseum in Brünn, der sich für die ganze Frage sehr lebhaft interessiert, unterstützte das Ausstellungsunternehmen mit einem Vortrage.

Eine andere Ausstellung der „Kunst im Leben des Kindes" wurde in der Ottakringer Bürgerschule veranstaltet. Hier hat der Zeichenlehrer Joseph Blachfelner den Versuch gemacht, mit der alten Methode des Zeichenunterrichtes nach direct gezeichneten Vorlagen, speciell nach geometrischen Figuren zu brechen und die Kinder unmittelbar nach der Natur, nach Blättern — auch in getrocknetem Zustande — und Blüten, nach verschiedenen anderen Gegenständen zeichnen zu lassen. Die Ausstellung dieser Schülerarbeiten überzeugt ganz augenfällig von dem Erspriesslichen dieses Vorganges, den nur umsichtigste Anleitung und sorgfältigste Lehrmittelauswahl so ungemein ertragfähig machten. Es ist in hohem Grade erfreulich zu sehen, welche Sicherheit der Auffassung und welche Gewandtheit der Reproduction die Kinder binnen einer verhältnismäßig kurzen Zeit erreichten. Hier handelt es sich thatsächlich um allgemein gangbare Pfade der Kunst im Leben des Kindes. Jedenfalls verdient das von Blachfelner Erreichte für die Lösung der Frage einer Reform des Zeichenunterrichtes volle Beachtung der maßgebenden Kreise.

Durch längere Zeit begegnete man in den Tagesblättern der Rubrik „Wiener Kunstwanderungen". Dieselben galten der Besichtigung der Kunstschätze der Wiener Paläste und Privatsammlungen und vermittelten außerdem Zutritt und Einblick in die Ateliers Wiener Künstler, deren Schaffensstätte kennen zu lernen für Viele keinen geringeren Reiz hat als das Schwelgen in Kunstschöpfungen der Vergangenheit und der Geschmack der Wohnraumausstattung der Gegenwart. Die Zuwendung des Kartenerlöses für wohlthätige Zwecke machte die Befriedigung des Kunstbedürfnisses der über die erforderliche Zeit verfügenden Kreise zugleich der Humanitätsförderung dienstbar. Vielleicht hat gerade die Rücksicht darauf in einzelnen Fällen die gewiss nicht ungerechtfertigten Bedenken zurückgedrängt, einer großen Besuchermenge die Pforten des kunstgeschmückten Heims zu öffnen. Welche Fülle der Schätze in Wiener Palästen, Privatsammlungen und Ateliers enthalten, zeigte die Reichhaltigkeit des Programmes für die vom 15. Februar bis 15. April reichenden Wanderungen, welche mit dem Palais Schönborn begannen. Außer demselben waren die k. k. Hofburg, das Finanzministerium (Stadtpalast des Prinzen Eugen), die Palais Lanckoronski, Kinsky, Auersperg, Hoyos-Amerling, Bourgoing, Schönburg, Paul v. Schöller, Mautner-Markhof, Pallavicini, Liechtenstein; die Interieurs bei Herrn v. Schenk, bei Frau Mankiewicz, Dr. August Heymann, die Galerien Czernin, Alfred Strasser, Ludwig Lobmayr; die Ateliers Ries, Kundmann, Zumbusch, Probst, Laszlo, Angeli, Schmid, Tautenhayn, Kauffungen, Tina Blau, Seib, Marschall, Horovitz, Charlemont, Kasparides, Fröschl, Waschmann u. a. zugänglich. Im Palais des Unterrichtsministeriums konnte man die Erwerbungen für die moderne Galerie besichtigen, unter welchen Rud. v. Alt am stärksten vertreten ist. Mit großem Danke begrüßten es die Kunstwanderer, dass ihnen die Liebenswürdigkeit der Frau Baronin Ferstel es ermöglichte, den in Wiens Baugeschichte eine so große Rolle spielenden Architekten auch als Sammler kennen zu lernen, dessen Kunstsinnbethätigung bestimmte Rückschlüsse auf die persönlichen Anschauungen des Meisters vermittelt. Bei dem Fabrikanten G. Taussig überraschte außer der Farbenpracht der Engelhardt'schen Wandgemälde namentlich die geschmackvolle Gediegenheit modernen Mobiliars. Von ganz besonderem Interesse war das mit auserlesenen Schätzen und einem wohl nur selten wiederbegegnenden Kunstverständnisse geschmückte Palais Lanckoronski, bei dessen Besichtigung die Besucherzahl so groß war, dass das Comité für einige Zeit die Thore sperren lassen musste Hier ist alles auf den persönlichen Geschmack des Be

sitzers, der die alte Kunst ebenso hoch schätzt, als er die Gegenwartsbestrebungen werkthätig fördert, in der feinfühligsten Weise gestimmt und bildet wirklich eine Sehenswürdigkeit Wiens. Es würde viel zu weit führen und eigentlich einen Sonderartikel beanspruchen, wollte man, selbst nur im Fluge, des Allerwichtigsten gedenken, was die Aufmerksamkeit der Kunstwanderer Wiens an jeder einzelnen Stätte ganz besonders erregte. Altberühmte Stücke, oft an glänzende Meisternamen anknüpfend, und manche Schöpfungen der Moderne wurden bei dieser Gelegenheit Ausgangspunkte einer über den näheren Bekanntenkreis der Besitzer hinausgreifenden Kunstfreude. Man darf die damit gegebene Anregung nicht unter-, aber auch nicht überschätzen. Denn im Verhältnis zur Gesammtbevölkerung Wiens war die Anzahl der Theilnehmer an den Kunstwanderungen durchaus nicht zu groß, weil gar Mancher, der sich sonst sehr gerne angeschlossen hätte, nicht über die freie Zeit für das so umfangreiche Programm verfügte. Wer übrigens einzelne Objecte näher und mit Genuss besichtigen will, wird nach wie vor an die liebenswürdige Sondererlaubnis der Besitzer appellieren, die ja meist sonst gern ertheilt wird. Im Zusammenhange mit den Kunstwanderungen war es nicht unwillkommen, dass der im Wiener Kunstbesitze so vortrefflich orientirte Kunstforscher Dr. Theodor v. Frimmel in mehreren Feuilletons über die Galerie Czernin, über die Galerie Schönborn-Buchheim, die Sammlung Ferstel, andere „verborgene Kunstwerke in Wien" und über die allerdings nach Amerika gewanderte Gemäldesammlung Preyer sehr fachgemäße Ausführungen brachte. Das Comité, welches dem wohlthätigen Zwecke ein Reinerträgnis von 26.356 Kronen zuwenden konnte, plant für den nächsten Winter eine Wiederholung der Kunstwanderungen mit gleicher Absicht der Ertragsverwendung.

Durch einen Bezeichnungsanklang fühlt man sich vielleicht gedrängt, den Kunstwanderungen unter den auf Wiener Boden neuen Erscheinungen das im Saale X des österreichischen Museums seit 24. April ausgestellte Wandermuseum des Ministeriums für Cultus und Unterricht anzureihen. Dasselbe soll in erster Linie den nicht über öffentliche Kunstwanderungen verfügenden Provinzstädten die Anregung zu künstlerischem Genießen und Verständnis vermitteln. Das ausgestellte Material umfasst meist vorzügliche einfarbige Reproductionen von Kunstwerken der Plastik und Malerei des 19. Jahrhundertes und legt das Hauptgewicht auf die Einführung in die Bestrebungen der Gegenwartskunst. Es hat ja gewiss viel für sich, gerade über diese weitere Kreise aufzuklären, denen der regelmäßige Besuch von Ausstellungen und Sammlungen nicht möglich ist. Das Bedürfnis nach einer fachmännischen Orientierung lässt sich nicht bestreiten. Ihre Vertiefung ist geplant durch die Veranstaltung von Vorträgen, welche an den für die Ausstellung gewählten Orten bei der Ausstellungseröffnung oder während der Ausstellungsdauer abgehalten und durch die Vorführung von Skioptikonbildern belebt werden sollen; letztere bietet die Möglichkeit, geschichtlich wichtige Entwicklungsmomente durch die Anschauung klar zu machen. Diese einleitenden Vorträge waren dem Custos des österr. Museums Dr. Moriz Dreger übertragen, der am 22., 24. und 26 April mit sehr fachgemäßen Erläuterungen die neue Unternehmung einführte. Sie hat für die mit Kunstsammlungen gesegnete Residenz weniger Bedeutung als für die kleine Provinzstadt, deren Bewohnern sie die Augen öffnen helfen will für das Erhebende der Kunst. In dieser Hinsicht kann sie mit der Zeit hoffentlich manchen Nutzen stiften und zur Veredelung des allgemeinen Kunstverständnisses wesentlich beitragen

Endlich sei unter den neuen Erscheinungen für die Hebung der Kunstpflege, die gleichfalls über den Wiener Boden hinaus fruchtbar zu werden versprechen, das Ergebnis der auf Anregung der Leo-Gesellschaft erfolgten Preisconcurrenzen verzeichnet, von welchen jene für eine einfache Pfarrkirche und für ein Reliquiar zur Aufbewahrung eines Craniums durch das Ministerium für Cultus und Unterricht, die für ein heiliges Grab und den Hochaltar einer Domkirche durch die Leo-Gesellschaft selbst eingeleitet und erledigt wurden. Am lebhaftesten war der Wettbewerb für eine einfache Pfarrkirche, für welchen nicht weniger als 44 Projecte eingereicht wurden. Die rege Betheiligung ließ in sehr erfreulicher Weise erkennen, dass es nur einer von maßgebenden Stellen ausgehenden Anregung bedarf, um die Architekten unserer Tage für die Lösung der Aufgaben kirchlicher Baukunst wirklich zu interessieren. Principielle Bedenken machten sich gegen irgend eine Formengebung als solche nicht geltend. Für die Zuerkennung der Preise, die zu je 1000 Kronen Leopold Bauer, Wunibald Deininger und J. Zasche zufielen, gab, abgesehen von der Berücksichtigung liturgischer Erfordernisse, der künstlerische Wert der Entwürfe den Ausschlag. Die in den sogenannten historischen Stilen gehaltenen Projecte boten nicht viel Berücksichtigenswertes und waren gegenüber den Anhängern der Moderne oder den der letzteren sich bald mehr, bald minder ausgesprochen nähernden Projectanten in der Minderzahl. Diese Thatsache gibt für die Möglichkeit dauernder Behauptung der traditionellen Stilformen ernstlich zu denken und ist nicht zu unterschätzen. Die Rührigkeit der Moderne hat sich mit unbestreitbarem Erfolge auch auf das Gebiet des Kirchenbaues gewagt und wird sich, wenn das heute noch oft anhaftende Absonderliche, Überladene und Missverstandene überwunden ist, vielleicht auf demselben zu behaupten wissen. Denn es steckt viel Ernst und zielbewusstes Wollen, eine frisch pulsierende Lebenskraft in diesem Einsetzen, dem die historischen Stile mit einer ausgesprochenen Morosität, matten Greisenhaftigkeit und sehr trockenen Nüchternheit gegenüberstehen. Mag auch der Kirchenbau heute nicht mehr die führende Rolle wie in den Tagen der Gothik haben, so bleibt er doch noch das künstlerisch weihevollste Problem der Baukunst. Für seine Lösung sich mit einer Anzahl neuer Gedanken eingesetzt zu haben und ernstlich in Betracht gekommen zu sein, bezeichnet für die Moderne ein Vordringen auf bisher verschlossenes Gebiet. Es wird von ihrem Takte abhängen, ob sie sich auf demselben behaupten und erhöhte Geltung zu erringen vermag, da hier das Zurückdrängen der Tradition schwerer als anderswo ist. In der Reliquiarconcurrenz, für welche nur sieben Entwürfe eingereicht waren, wurde der erste Preis von 500 Kronen dem Bildhauer Zelezny zuerkannt und von der Zuerkennung des zweiten Preises abgesehen, obzwar einige Entwürfe beachtenswerte künstlerische Einzelheiten boten. Die von der Leo-Gesellschaft selbst erledigten Concurrenzen für ein heiliges Grab und den Hochaltar einer Domkirche verliefen ergebnislos. Für ersteres waren von 9 Bewerbern 11 Projecte übergeben worden, deren verhältnismäßig bestes wegen wesentlicher liturgischer Bedenken betreffs der Ausgestaltung des Expositoriums einen Preis nicht erlangen konnte. Um aber ein billiges und würdiges heiliges Grab, das für den praktischen Gebrauch empfohlen werden könnte, in absehbarer Zeit zu erlangen, wurde dem Directorium der Leo-Gesellschaft empfohlen, bei gleichzeitiger Erhöhung der Preise, für welche bereits die Gesammtsumme von 2000 Kronen bewilligt erscheint, einen neuen beschränkten Wettbewerb einzuleiten. Von den zwei Hochaltarentwürfen errang keiner den Preis. Eine vom Ministerium in Aussicht genommene Publication wird über die vier Con-

currenzen und dabei auch über Vorzüge der nicht mit Preisen bedachten Entwürfe weitere Kreise orientieren. Die Ausstellung aller Entwürfe in der Akademie der bildenden Künste bot denselben ohnehin Gelegenheit, das Gesammtmaterial unmittelbar nebeneinander kennen zu lernen. Die zum Theil negativen Ergebnisse sind nicht minder lehrreich. Sie zeigen, dass die Bewältigung der gestellten Aufgaben den Künstlern unserer Zeit etwas seitab liegt und Schwierigkeiten macht, weil Aufträge dieser Art nicht alltäglich sind und Berücksichtigung von Gesichtspunkten fordern, mit welchen nur eine wirkliche Vertiefung in den kirchlichen Zweck sich erfolgreich abzufinden vermag. Dass für eine solche in unseren Tagen mit den in Rede stehenden Wettbewerbern die Vermittlungsbrücke geschlagen wurde und an ihnen sich das Interesse der Künstler für die Ausführung kirchlicher Arbeiten sich neubelebte, bleibt der unbestreitbare, in die Augen springende Erfolg der durch die Leo-Gesellschaft veranlassten Action.

Unter den ständigen Veranstaltungen unseres Kunstlebens behaupteten nach der Stärke des Besuches und nach der Lebhaftigkeit der Discussion wieder die Ausstellungen der Vereinigung bildender Künstler Österreichs „Secession" den ersten Platz. Jede derselben hatte ein besonderes Zugstück. Für die Februar- und Märzausstellung war es Böcklin's „Meeresidylle", welche bekanntlich das Unterrichtsministerium für die moderne Galerie erwarb. Sie zählt zu jenen Meeresdarstellungen des Meisters, die in das feuchtplätschernde Tritonenleben und seine von Seehunden und anderem Meergethier belebte Umgebung führen. Die Raumausnützung für die Composition, die Bewegungsmotive, Wellenschlag und Wolkenzug zeigen die volle Reife der Ausführung. An Leuchtkraft der Farbe die bei der keineswegs sehr glücklichen Aufstellung nicht recht zur Geltung kam, steht das Werk hinter anderen Böcklin-Schöpfungen etwas zurück, wird aber ein guter Vertreter des Meisters auf Wiener Boden bleiben. Die Ausstellung war auf österreichische und deutsche Künstler (aus München, Berlin, Breslau, Stuttgart, Dresden) beschränkt. Die Münchener Künstlervereinigung „Scholle" betheiligte sich corporativ; einzelne der ihr angehörigen Maler Gustav Bechler, Max Eichler, Erich Erler-Samaden und Fritz Erler, Walther Georgi, Adolf Münzer, Franz Voigt und Robert Weise waren sogar mit zwei bis drei Werken vertreten. Ein eigentlich packendes Bild von großer Gestaltungskraft befand sich nicht unter ihnen. Rudolf v. Alt ermöglichte an zwei aus den Jahren 1873 und 1901 stammenden Bildern („Pantheon in Rom" und „Goisern") den interessanten Vergleich seiner Arbeitsweise vor mehr als einem Vierteljahrhundert und in der Gegenwart. Einige Landschaften von Gust. Klimt zeigten bereits bekannte Vorzüge. Die Ausstellung eines von ihm noch nicht vollendeten Porträts war ein Missgriff. Ein solches Stück aus der Hand eines verstorbenen Künstlers begegnet pietätvoller Aufnahme, vom lebenden verlangt man — und das mit Recht — das Fertige. Vielleicht ließe man eine solche Extravaganz noch ruhig über sich ergehen, wenn das Werk ganz Außergewöhnliches zu sagen hätte, was hier gar nicht der Fall war. Denn auch ein halbes Jahr später hätte dies Bildnis kaum eine hochgehende Discussion erregt. Manchen Besucher verstimmten die in Farbe und Zeichnung zarten „Goldfische" Klimt's, in welchen gewisse Einzelnheiten des menschlichen Körpers zum Mindesten auf eine der größeren Menge nicht gerade sympathischen Weise etwas ostentativ in den Vordergrund gerückt wurden. Wenn auch das Übrige ganz brillant gemalt ist, thut es doch der Wirkung eines Gemäldes Eintrag, wenn das Gefühl mancher Besucher sich zu seiner näheren Besichtigung erst

durchkämpfen muss. Volle Beachtung fanden die von Emil Orlik ausgestellten Stücke, welche die Vielseitigkeit des jungen Künstlers recht günstig zur Geltung brachten. Ein fast einjähriger Aufenthalt in Japan selbst erklärt seine Meisterschaft in der Kunst des Farbenholzschnittes, in welcher Orlik nach Motiven und Formensprache fast Japaner geworden zu sein scheint. Aus Allem spricht eine kraftvolle Persönlichkeit von starkem Wollen und Können, die bei Zuverlässigkeit der Zeichnung geschmackvoll componiert und prächtig coloriert. Die zeichnenden Künste kamen abgesehen von Orlik auch in der Collection der Originale zu „Gerlach's Jugendbücherei" zum Worte, die in Berthold Leffler's Darstellungen zu „Des Knaben Wunderhorn", in den von Karl Fahringer, Ign. Taschner und A. Weißgärber gearbeiteten Bildern zu den Grimm'schen Märchen, in Czeschka's Illustrationen zu Hebel's „Schatzkästlein" oder in den an Eichendorff's Gedichte anschließenden Compositionen von Horst-Schultze sehr glücklich die nunmehrige Unabhängigkeit der deutschen Buchillustration — besonders des Märchens — von der Nachahmung Walther Crane's veranschaulichten. Das quillt wirklich in der Sprache deutscher Kunst aus den Tiefen des deutschen Gemüthes und greift mit seinem Humor, seiner sprudelnden Einbildungskraft und wieder mit der Schlichtheit des Tones an's Herz. Im Allgemeinen war der Eindruck der 13. Secessionsausstellung günstig, der Verlauf für die Künstler, welche mehr als ein Drittel der ausgestellten Werke verkauften, auch materiell befriedigend.

In einer bisher noch nicht dagewesenen Weise machte die 14. Ausstellung der Secession ein einziges bedeutendes Kunstwerk zum Hauptanziehungspunkte der Darbietungen, nämlich Max Klinger's nach 15jähr. Arbeit vollendeten „Beethoven". Für seine weihevolle Aufstellung, der ein kleinerer Raum und eine etwas andere Beleuchtung wahrscheinlich günstiger gewesen wären, suchten die Wiener Künstler einen eigenartigen Rahmen zu schaffen, einen der Wirkung der Klinger-Schöpfung sich unterordnenden und sie zugleich hebenden Raum, dessen möglichst unaufdringliche Ausschmückung der Malerei und Bildnerei zufallen sollten. Einem gemeinsam ausgearbeiteten Plane zufolge betheiligte sich fast jedes Secessionsmitglied an der Ausführung dieser Arbeit, welche an die Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit der Künstler insofern hohe Anforderungen stellte, als diese Ausschmückung nach Schluss der Ausstellung theilweise herabgeschlagen werden und der Vernichtung anheimfallen muss. Es läßt sich gar nicht bestreiten, dass etwas Großes in einer solchen zielbewussten Ausgestaltung des Innenraumes liegen kann, dass eine durch vieler Hände Arbeit entstandene Raumschöpfung dieser Art, die mit allen schönen Redensarten immer noch nicht zum Ansatze einer modernen Tempelkunst hinaufgeschraubt werden kann, schon eine gewisse Weihe an sich trage. Hier erschien sie als eine Huldigung für das Werk Klinger's, aber zugleich auch als Versuch einer einheitlich schaffenden Raumkunst, der ja manches recht Übertriebene geboten, jedoch nicht minder manch wertvollen Fingerzeig für neue Ziele gegeben hat. Nur empfiehlt es sich nicht, dass man die Sache der Öffentlichkeit gegenüber so darstellt, als ob überhaupt jetzt erst durch die Raumkunst die Secession und ihre Bestrebungen entdeckt worden wäre. Sie ist den großen Römerbauten, dem romanischen und gothischen Stile, der Renaissance- und Barockepoche bereits wohl bekannt gewesen. Man denke z. B. nur an das System romanischer Kirchenbemalung, an die allerdings seltenen Beispiele wohlerhaltener Wand- und Glasmalereien der gothischen Periode. Und es wird gewiss noch lange dauern, ehe die moderne Bewegung uns so vornehme Räume schenken und schmücken wird, wie sie in den österreichischen Klöstern St. Florian, Klosterneuburg, in den

Bibliotheksälen zu Admont und der Wiener Hofbibliothek in wirklich monumentaler Weise ausgeführt wurden.

Die künstlerische Gesammtleitung lag in den Händen Joseph Hoffmann's, der den Ausstellungsräumen den Charakter der Monumentalität sichern wollte und in der Anwendung durchaus echten Materiales sowie in der Formensprache größte Einfachheit anstrebte. Die architektonische Gliederung der Wände wurde durch den Wechsel rauhen Bewurfes und glatt verputzter Flächen versucht. „Alle stärker für sich selbst sprechenden Theile" des gemalten und plastischen Wandschmuckes blieben auf die Seitensäle beschränkt, um die Ruhe für den Genuss des Hauptwerkes zu wahren. Da letzteres durch Öffnungen der Seitensäle gegen den Mittelsaal von erhöhtem Standpunkte und aus der Entfernung sichtbar war, wurde der an einen vorgeschriebenen Rundgang gehaltene Besucher mit einer gewissen künstlerischen Absicht auf das Beethovendenkmal vorbereitet. Unstreitig lag in dem Ganzen trotz alles Strebens nach Einfachheit schon etwas zu viel künstlerisches Raffinement, das dem im Kunstgenusse bereits etwas verwöhnten Gaumen des Gegenwartsmenschen durch besonders gewürzte neue Leckerbissen zu reizen sucht. Auf das Gekünstelte wurde wiederholt stärkeres Gewicht gelegt als auf die Kunst. Am meisten besprochen wurden die an den oberen Wandhälften des linken Seitensaales friesartig hinlaufenden Wandgemälde, die Gustav Klimt in Kasaïnfarbe auf aufgetragenem Stuck ausgeführt hat. Sie schilderten in zusammenhängender Folge die Sehnsucht nach dem Glück und die Leiden der Menschheit, deren Bitten den wohlgerüsteten Starken zum Ringen nach dem Glücke bestimmen, die feindlichen Gewalten und die darüber hinwegfliegenden Wünsche der Menschen, die Stillung der Glückessehnsucht in der Poesie und das Hinüberführen durch die Kunst ins Reich des Idealen, reinster Freude und reinsten Glückes in dem der Chor der Paradiesesengel jubelt: „Freude, schöner Götterfunke! Diesen Kuss der ganzen Welt." Diese Bilderfolge als eine Schöpfung zu betrachten, die, wie manche glauben machen wollten, an Gestaltungskraft und Gedankeninhalt selbst einen Michelangelo in Schatten stelle, dürfte wohl nur einigen unbedingt Gläubigen des neuen Kunstevangeliums beschieden gewesen sein. Selbst ein aufrichtiger Freund der modernen Bestrebungen, der die guten Einzelheiten des Klimt'schen Werkes gern zugesteht, konnte sich kaum für die Anerkennung der Gesammtleistung erwärmen. In ihr stecken so viel aufdringliche Unflätigkeiten, dass man sich, ohne den Tugendbold spielen zu wollen, direct angewidert fühlen muss. Sie zum Schmucke eines auf möglichst zahlreichen Besuch rechnenden Ausstellungsunternehmens zu machen, das in erster Linie zur Veredlung des Geschmackes und zur Bildung des Herzens beitragen will, scheint zum mindesten ein Missgriff zu sein. Giulio Romano hat im Palazzo del Te in Mantua ja auch so manches dargestellt, das etwas sehr freie Scenen in ganz unzweideutiger Weise behandelt; aber die damit bedachten Räume waren vom Anfang an nicht allgemeinem Besuche zugänglich. Und wenn man sich darauf beruft, dass das Wahre das Wesen der Kunst ausmache und überall dort, wo es sich um ernste Kunstbestrebungen handle, ohne Einschränkung zum Worte kommen solle, so läßt sich dieser Grundsatz keineswegs ohne eine gewisse Rücksichtnahme auf Ort und Zeit derart anwenden, dass gerade das am meisten abstoßende am augenfälligsten enthüllt werden muss. In mündlicher Mittheilung läßt sich für das bitterste Wahre oft eine milde Form der Vermittlung finden; ja, man hält es sogar für eine Pflicht guten gesellschaftlichen Verkehres, nicht jede Wahrheit, die man kennt, weiteren Kreisen im vollen Umfange mitzutheilen. Die Form künstlerischer

Mittheilung wird daher wohl ebenso wenig in das Gebiet des brutal Wahren greifen dürfen, wenn sie sich an die große Menge wendet, die nicht abgestoßen, sondern angezogen werden soll. Auch in der zurückhaltenden Abmessung dessen, was in Fällen wie in dem vorliegenden vor ein großes Publicum gebracht werden darf, liegt eine Kunst. Wenn man sich zum Verbreiter einer neuen starken Kunst, des Wahren und des Geschmackvollen aufwirft und das Volk für die Anerkennung neuer Ideen erziehen will, dann soll man ihm nicht zur Einführung schlechte Kost vorsetzen, welche die Mehrheit unbedingt anwidert und abstößt, und sich keineswegs damit trösten, die Gesammtheit werde auch an solche Derbheiten sich gewöhnen. Die Art ihrer Auffassung und Darstellung mag immerhin viel Kunst zeigen, für deren ganz unbefangenen, von jeder sinnlichen Regung freibleibenden Genuss aber die Allgemeinheit nicht reif ist und nicht so leicht reif werden wird. Zurückweisung und Verspottung sonst förderungswerter Bestrebungen geradezu herausfordern und bisherige ausgesprochene Begünstigung in eine das Weitere vorsichtig abwartende oder bereits direct ablehnende Stellung hineindrängen, ist mindestens unklug. „Viel Feind, viel Ehr!" ist ein sehr beherzigenswerthes Wahrwort; es kann und soll auch zur künstlerischen Selbstzucht führen, deren Hochhaltung stets zur Hebung wahrer Kunst mehr beigetragen hat als irgend eine in eingebildeter Freiheit schwelgende Geschmacklosigkeit. Doch genug davon! — In der äußeren Anordnung wich man von der bisherigen Gepflogenheit der Nummernbeigabe insofern ab, als man den einzelnen Werken statt der Zahlen die mitunter recht hübschen Künstlermonogramme beigab. Dieselben wurden auch den Angaben des Kataloges beigesetzt, den Originalholzschnitte von Andri, Jettmar, Friedr. König, Kurzweil, Max Lenz, Wilhelm List, Elena Luksch-Makovsky, Moll, Koloman Moser, Fel. v. Myrbach, Orlik und Ernst Stöhr schmückten. Dass zumeist der Darstellungsgegenstand verschwiegen wurde, bei dem ja doch nicht ausschließlich der Aufschluss über die in jedem Einzelfalle gehandhabte Technik, sondern zugleich der Darstellungsinhalt interessiert, soll vielen Ausstellungsbesuchern abgegangen sein. Die Einschaltung der Ausführungen über Raumkunst aus Klinger's Schrift „Malerei und Zeichnung" galt gleich dem Vorworte von Ernst Stöhr der Erklärung der Gedanken, welche zu dieser neuen Ausstellungsform geführt hatten. Ein ausgesprochener Missgriff war das Ausstellungsplakat, dessen Selbstzweck mit dem Ausschnitte aus einem Ausstellungswerke gänzlich aufgegeben wurde.

Klinger's „Beethoven" selbst war bei vortrefflicher Beleuchtung in dem Mittelsaale aufgestellt und kam in einsamer Größe wirklich zu einer ergreifenden Wirkung. Denn die beiden im rückwärtigen Theile des Saales angeordneten Brunnennischen mit den von Rich. Luksch aus blauem Stampfbeton modellierten Figuren, deren gebundene Auffassung an manches Vorbild aus dem Alterthume gemahnt, drängten sich ebensowenig vor als die Kranzträgerinnen von Rud. Bacher auf den Pfeilern vor der Stirnwand; auch an ihnen sind Anklänge an die Kunst des Alterthums ganz unverkennbar. Die große Menge interessierte an dem Beethovendenkmale zunächst die so augenfällige Mannigfaltigkeit des Materiales; vier Marmorarten, Bronce, Elfenbein und Halbedelsteine vereinigen sich hier zur künstlerischen Verkörperung eines großen Gedankens. Aus den Pyrenäen stammt der wolkenartig sich vorschiebende Unterbau und der auf ihm kauernde Adler, aus Paros das kostbare Weiß der sichtbaren Fleischtheile; goldgelber, reichgeaderter Laaser Onyx ist für das die Beine verhüllende Gewand verwendet. Den mit Flachreliefs ringsum geschmückten Bronceſessel, eine hervorragende Leistung moderner Gießkunst, ziert ein

aus Onyx- und Opalstücken gebildeter Mosaikstreifen, von dem fünf Engelsköpfe in Elfenbeinschnitzerei sich prächtig abheben, obzwar dabei etwas von der monumentalen Ruhe des Ganzen verloren geht. Dass einer derselben mit dem Zeigefinger des vorwitzig neben dem rechten Flügel sich vorstreckenden Händchens nach dem Haupte Beethoven's hindeutet, ist recht naiv gedacht. Die Darstellung des Gewaltigen trägt den Stempel hoher Kunst an sich. In der etwas vorgeneigten, jeden Augenblick zu thatenfrischem Erheben und Losbrechen bereiten Haltung, in den gesammelte Kraft kündenden geballten Fäusten ist bei aller Weltverlorenheit und Abkehr von der Alltagsumgebung das große Wesen Beethoven's monumental verkörpert. Wie das Antlitz und der vorgebeugte Oberkörper mit dem kräftigen Hals und Nacken, sowie mit den tragfähigen Schultern ins geistige Mittel gestellt sind und ihnen alles Beiwerk sich in einer ganz bestimmten Abstufung unterordnet, erscheint feinfühlig abgewogen. Der symbolische flugbereite Adler, der sich wie der Componist von der Welt abkehrt und, schon auf dem Wolkenrande kauernd, noch in höhere Regionen sich erheben möchte, nimmt das Hauptmotiv der Compositionsinhaltes nochmals geradezu unauffällig auf und verstärkt das Mächtige seiner Wirkung. Bei dem Schöpfer des noch immer vielgenannten Gemäldes „Christus im Olymp", das die Gegenüberstellung des Höchsten zweier einander entgegengesetzten Welten behandeln will, befremdet uns in den Reliefs des Thronsessels keineswegs das Eingehen auf die gleichen Vorstellungskreise, auf antikes Heidenthum und Christenthum. Tantalusqual und Sündenfall schlagen verwandte Saiten menschlichen Hochmuthes und Frevels an. Und wenn der Meister das Golgathadrama an der Rückseite über die den Wellen entsteigende Schönheitsgöttin stellt, so wird darin unstreitig die künstlerische Hindeutung auf den Sieg des Christenthumes über die Ideale der Antike erblickt werden dürfen. Die Haltung des Gekreuzigten zeigt mehrere nicht gerade ansprechende Härten. Das Leuchten und Blinken der abgeschliffenen Seitenwangen beeinträchtigt die Ruhe des Eindruckes, während das von den Engelsköpfen durchbrochene blaue Opalband die Rücklehne wirkungsvoll abschließt. Ohne die Trompetenstöße verstärken zu wollen, dass man sich zum Vergleiche mit erstclassigen Meisterwerken des Phidias oder Michelangelo gedrängt fühle, wird man vorurtheilsfrei und gern zugeben, dass Klinger's „Beethoven" unstreitig die hervorragendste Schöpfung deutscher Plastik unseres jungen Jahrhundertes sei. Sie gerade in Wien zum erstenmale vor ein großes Kunstpublicum gebracht zu haben, bleibt ein großes Verdienst der Secession, für deren Ausstellung Klinger außerdem einen sehr anziehenden und feinen Mädchenkopf aus Marmor und einen kraftvollen Bronce-Athleten beigestellt hatte. Die hohe künstlerische Bedeutung des Werkes läßt es leicht begreiflich erscheinen, dass bald nach der Ausstellungseröffnung die Verwirklichung des Gedankens ins Auge gefasst wurde, das Beethovendenkmal bleibend für Wien zu erwerben, das damit zweifellos eine hervorragende Sehenswürdigkeit in der nicht unbeträchtlichen Zahl seiner ersten Kunstschätze hinzugewonnen hätte. — Trotz mancher direct abstoßender Einzelheiten war die 14. Secessionsausstellung in der Hauptsache immerhin eine eigenartige, über Gewohnheitsdarbietungen zielbewusst hinausgehende künstlerische Unternehmung, deren Theilnehmer den Segen einer Zweck und Bestimmung habenden Arbeit an sich erfahren und lernen wollten. Hoffentlich lernt man für die Zukunft geschmacklose Missgriffe meiden, die dem Fördernswerten der neuen Richtung nur abträglich sind und den zahlreichen Gegnern derselben Wasser auf die Ablehnungsmühle treiben. Denn dass alles, was die Ausstellung bot, schön und über jeden Tadel erhaben war, glauben doch die Secessionsmitglieder

selbst nicht; als Menschenwerk war sie ja von allem Anbeginne bestimmt, nur Stückwerk zu sein und trotz eines gewiss ganz seltenen Kunstgenusses den Stempel des nicht durchaus Befriedigenden, des in gewisser Beziehung Unvollendeten an sich zu tragen.

Die Secessionsausstellung mit dem Klinger'schen „Beethoven" als Mittelpunkt veranlasste den Univ.-Prof. Dr. Guido Adler, in seinen Vorlesungen sich über die äußere Erscheinung des Componisten und die Beethoven-Bildwerke näher auszusprechen und auf die Ebenbürtigkeit der Schöpfungen von Zumbusch und Klinger hinzuweisen, welche verschiedene Probleme zu lösen versuchen. In der Budget-Commission des Herrenhauses wurde mit hauptsächlicher Heranziehung der Werke Klimt's die „krankhafte Geschmacksentwicklung" der Zeit erörtert und verlangt, dass das Unterrichtsministerium eine solche Kunst nicht unterstützen, sondern alles aufbieten solle, um diese Richtung einzudämmen. Minister Dr. v. Hartel lehnte die directe Einflussnahme auf die Entwicklung einer Kunstrichtung mit Recht ab, da es weder in seiner Macht liege, noch er es für richtig halte, die freie Entwicklung der Kunst zu hemmen, selbst wenn er die Macht dazu hätte. In der Verwaltung des Kunstressorts habe er nicht seinen eigenen Geschmack durchzusetzen, sondern müsse sich den verschiedenen Kunstrichtungen gegenüber objectiv verhalten und alles unterlassen, was die Kunstentwicklung hemmen könnte. Gewiss darf jedermann über ein öffentlich ausgestelltes Kunstwerk sein Urtheil aussprechen; aber bei bevorzugter Stellung muss dies stets auch mit Rücksicht auf die Bedeutung des für die Erörterung gewählten Ortes geschehen.

Einen solchen ungewöhnlich starken Anziehungspunkt, wie ihn die rührige Secession in Klinger's „Beethoven" gewonnen hatte, besaßen die verschiedenen Veranstaltungen im Künstlerhause nicht. Ihre Reihe eröffnete die Ausstellung von Werken Eduards v. Lichtenfels und des künstlerischen Nachlasses von Eugen Jettel, welche den Unterschied der Auffassung und Behandlung beider Künstler in interessanter Weise veranschaulichte und die Gelegenheit zur Vergleichung der sogenannten alten Technik mit den modernen Darstellungsgrundsätzen bot. Gleichzeitig stellte Koppay im mittleren Parterresaale des Künstlerhauses Porträts mehrerer Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses aus, denen sich noch die Bildnisse verschiedener Persönlichkeiten der vornehmen Wiener Gesellschaftskreise, wie des ehemaligen Obersthofmeisters Ihrer Majestät der verstorbenen Kaiserin, Baron Nopcsa, der Erbprinzessinnen Karl und Johann Schwarzenberg, der Frau Käthe Dreher, anschlossen. Unter diesen Werken Koppay's wurde das Bildnis der neuvermählten Fürstin Elisabeth zu Windischgrätz als das anmuthigste gerühmt. Noch im Januar eröffnete der Aquarellistenclub seine 16. Ausstellung, deren Werke nicht gerade zu oft über Mittelmäßigkeit hinausgiengen. — Die am 22. März 1902 eröffnete Jahresausstellung der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens umfasste wieder weit über 500 Werke, worunter ja manches interessante, wenn auch nicht gerade viel hervorragendes war. Mit einiger Befriedigung konnte man feststellen, dass die einheimischen Maler, obzwar dieselben im Vergleiche zu früheren Ausstellungen an Zahl weniger brachten, gegen das besonders durch Berlin und Paris vertretene Ausland nicht zurückstanden. Denn der Localverein der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft hatte mehr Verfehltes als Gelungenes beigestellt. Die Franzosen wurden fast von den Pariser Amerikanern übertroffen, die freilich gleichfalls nicht durch besondere Darbietungen fesselten. Es gab im Ganzen manches Ansprechende, bei dem man auch länger als einen Augenblick gern verweilte. Aber man wurde beim Vergleiche mit den Unternehmungen des Hagenbundes oder Secession die Empfindung nicht los, dass ein gewisser Druck

des Müden auf der Veranstaltung laste und der Zug einer fröhlichen Darbietung fehle oder wenigstens stark zurücktrete. Mehrere recht tüchtige Leistungen umfasste die Gruppe der Bildnisse, für welche F. E. László das Porträt Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII. und jenes des Cardinals Rampolla beigestellt hat. Letzteres war vielleicht das beste Bildnis der Ausstellung, bedeutend in Auffassung und Ausführung. Auch in dem Lueger-Porträte von Pochwalski stecken gute Züge eines Repräsentationsbildes, das bei malerischer Schlichtheit lebenswahre Wirkung erreicht. Leopold Horovitz, dessen interessantes Selbstbildnis etwas geschleckt aussah, blieb in dem Bildnisse Sr. Majestät des Kaisers eigentlich von dem bestrickenden Zauber liebenswürdiger Persönlichkeit in innigster Fühlung mit menschlicher Hoheit sehr viel schuldig. Die Vertretung der religiösen und geschichtlichen Malerei konnte nicht befriedigen. Wenn Jehudo Epstein in seinem „Hiob" seine eindringliche Farbenbeherrschung mehr der virtuosen Behandlung des Rassentypischen als einer großen Herausbildung des erschütternden Motives zuwendet, so bleibt er uns eben die Hauptsache schuldig. Fast dasselbe begegnet bei „Pharao's Trübsinn" von Jean Lecomte de Nouy oder bei „Jesus ruht bei Martha und Maria aus" von Jos. Marius Avy. Was der Berliner Otto H. Engel als „Beweinung Christi" ausstellt, kommt mit einem unverkennbaren Schwanken zwischen älteren und jüngeren Vorbildern trotz guten Willens über gesuchte Pose nicht hinaus und rührt keineswegs an den Saiten herzbewegender Tragik gerade dieses Stoffes, bei dessen Betrachtung auch unsere Seele bis zu einem gewissen Grade schmerzerfüllt mitvibrieren muss. Ein derb zugreifendes Spektakelstück brachte der Münchener Ferdinand Göß in seiner „Versuchung des heil. Antonius", welche die Würde religiöser Erbauungsdarstellung eigentlich ganz preisgibt. Hitchcock erscheint in seinem „Heil. Genovefa" betitelten Werke für alles andere mehr interessiert als dafür, in der Hauptgestalt auch einen allgemeiner bekannten Hauptzug der Legende künstlerisch zu verkörpern; was sie als Beiwerk umgeben sollte, ist so zur Hauptsache geworden, dass die Heilige direct zur Staffage herabsinkt, wobei es ausgesprochene Geschmacklosigkeit bleibt, dies Werk auch nur dem Titel nach auf das Gebiet religiöser Darstellungen hinüberzurücken. Solche Beiläufigkeitsmotive verdienen entschiedenste Ablehnung; sie nützen der ernsten Kunst gar nichts und bringen das erzählende Kirchenbild nur in Misscredit. Das eigentliche Geschichtsbild vertraten am augenfälligsten, aber nicht am glücklichsten Eichstätt „Zwischen Ligny und Belle-Alliance", Messerschmitt „Tilly's Verwundung", Werner Schuh „Der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehrbellin" und Röber „Der letzte Staatsrath des großen Kurfürsten". Die Bedeutung der Darstellungsmomente lässt sich gar nicht bestreiten; umsomehr jene der Darstellung selbst, die in eine solche Plattheit eines wohlanstehenden Vortragstones verfällt, dass eher alles andere als eine politisch-patriotische Erhebung erzielt werden kann. Solange die Geschichtsmalerei solche Tendenzpfade wandelt, wird sie kaum höheren Credit erlangen. Es ist bei uns selbst nicht viel besser. Das lehrt uns „Die Gefangennahme Cola Rienzi's durch Karl IV. auf dem Hradschin in Prag" des jüngst verstorbenen tschechischen Malers W. Brožík. Sie ist ebenso voll hohler Phrase wie das bekannte Gemälde „Tu felix Austria nube"; ja aus letzterem und anderen Brožík-Werken sind manche Figuren und Darstellungseinzelheiten einfach herübergenommen und fast in der Art professionsmäßigen Abschreibens ganz geistlos verwertet. So entwürdigt sich die Geschichtsmalerei selbst, die nicht mit der Größe des Stoffes und der Behandlung als Führerin sich behauptet, sondern in Gefälligkeitsdiensten verflacht und

herabkommt. Einen frischeren Ton schlägt Ludwig Koch an in seinem Gouachebilde „Ein Oberstlieutenant des 2. Infanterie-Regiments überbringt am 22. Juni 1757, nach damaligem Gebrauche von 20 Postillonen gefolgt, an die Kaiserin Maria Theresia nach Schönbrunn die Nachricht vom Siege von Kolin."

Unter den plastischen Ausstellungsobjecten verdienten nähere Beachtung die tüchtigen Schöpfungen unserer einheimischen Medailleure Schwartz, Waschmann, Breithut, Pawlik und Marschall. Würdig präsentiert sich das in großzügiger Einfachheit gehaltene Denkmal für den Pfarrer Jos. Strauß von Theodor Charlemont, der nicht minder in den Marmorreliefs „Singende Mädchen" und „Zeichner" mit feiner Empfindung auf die Lebenswahrheit einer von Nebensächlichem freibleibenden Darstellung das Hauptgewicht legt. Während seine für ein Grabmal berechnete „Trauer", der Anklänge an das Christinengrabmal Canova's nicht ganz fremd sind, ihrem Zwecke entsprechend wird, stößt Zinsler's „Auferstehung" mit ihrem Missverhältnisse zwischen Figur und Raum geradezu ab. Ansprechender gelingt es dem Münchener Balthasar Schmitt in der Marmorbüste „St. Adalbero von Lambach" und im Gipsrelief „St. Maximilian" eine gewisse Wiederbelebung mittelalterlicher Darstellungsweise, welche von wirklicher Durchgeistigung erfüllt ist. Die Widerhofer-Büste von Kauffungen und die Kaiserbüste von Pendl sind immerhin achtenswerte Arbeiten. Weigl's „Beethoven" hatte gerade gegenüber dem in der Secession ausgestellten Klingerwerke einen schweren Stand; sein Porträtrelief der verstorbenen Kaiserin Elisabeth gehört zweifellos zu den besseren Darstellungen dieser Kategorie. Die Unterstützung der kunstsinnigen Herrscherin ermöglichte dem Bildhauer Karl Schwerzek die Vollendung der ausgestellten Reconstruction des öffentlichen Parthenongiebels, über welche der genannte Künstler im Repräsentationssaale des Künstlerhauses einen Vortrag hielt. Für letzteres wurde die Schaffung eines Präsidentensaales beschlossen, in welchem Büsten oder Bildnisse aller bisherigen Präsidenten der Genossenschaft dauernd zur Aufstellung gelangen sollen.

Das österreichische Museum für Kunst und Industrie veranstaltete in der Berichtsperiode keine Ausstellung im großen Stile. Aber einige kleinere Ausstellungen des rührigen Institutes, in welchem, wie bereits früher, Führungen durch die Sammlungen von den einzelnen Abtheilungsvorständen allwöchentlich zweimal seit dem 2. April wieder aufgenommen wurden, boten anregende Abwechslung. Den Zeitvertreib einer vornehmen Dame des 18. Jahrhundertes illustrierten die bunten Lichtdrucke von Leloir für das Werk »Une femme de qualité«. Keine Einzelheit des frivolen Lebens der erwähnten Epoche ist übersehen, manche mit einer behaglichen Schlüpfrigkeit, Vieles wirklich geistreich behandelt. Die Blumenmalerin Irma Komlosy, welche durch mehrere Jahre Lehrerin der Erzherzogin Maria Theresia war, stellte eine größere Anzahl von Arbeiten aus, denen sich liebevollstes Studium der Natur und größte Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Ausführung nicht absprechen ließen. Eine Zeit lang beherbergte das österreichische Museum auch die Collection des vom österreichischen Unterrichtsministerium begründeten Wandermuseums, von dem schon oben die Rede war. Das Ergebnis der Concurrenz für Entwürfe kunstgewerblicher Objecte aus dem Hoftiteltaxfond war keineswegs besonders günstig, da die Schreibzimmer eigentlich nichts Empfehlenswertes boten und selbst bei den etwas mehr ansprechenden Speisezimmereinrichtungen nur der zweite Preis dem Architekten Otto Wytrlik zuerkannt wurde. Für den Entwurf einer Plaque wurde eine mit 31. December 1902 befristete Concurrenz mit drei

Preisen aus dem Hoftiteltaxfond (2500, 1500 und 800 Kronen) ausgeschrieben, an welcher österreichische Staatsangehörige oder innerhalb des Gebietes der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ansässige Künstler sich betheiligen können. Nicht minder eifrig betheiligte sich das Museum an den Vorbereitungen für die Ausstellungen in Turin und London; an letzterem Orte will das österreichische Kunstgewerbe darauf ausgehen, den in eine Anzahl von Interieurs zerfallenden Ausstellungsräumen den künstlerisch vornehmen Charakter eines einheitlich geschlossenen Bildes zu geben und zugleich den Typus eleganter Gesellschaftsräume zu bieten, welcher den specifisch österreichischen Ton durchklingen lassen soll. Während der Wintermonate wurden auch mehrere Vortragscyklen, zum größten Theile in Verbindung mit Lichtbildervorführungen, veranstaltet; es sprachen Professor Neuwirth über „Mittelalterliche Kunst in Österreich", Professor Reisch über „Pompeji", Maler Seligmann über „Costüm- und Decorationswesen von einst und jetzt" und Prof. Julius v. Schlosser über „Kunstsammler und Kunstsammlungen in alter und neuer Zeit". Großen Beifall fanden die Vorträge des Malers Emil Orlik über „Leben und Kunst in Japan", deren lebensvolle Darlegungen überall auf Thatsachen basierten, welche der Künstler selbst während seines längeren Aufenthaltes in Japan an Land und Leuten, an Lebensführung und Kunstschöpfungen kennen gelernt hatte.

Die Ausstellung der Vereinigung österreichischer bildender Künstler und Künstlerinnen in der Riemergasse bot manches gut gemeinte, aber nicht immer gut gelungene Werk. Über Mittelmäßigkeit gieng eigentlich keines hinaus. Der österreichische Kunstverein, welcher infolge der Niederreißung des Schönbrunnerhauses durch längere Zeit seine Ausstellungsthätigkeit sistiert hatte, eröffnete am 19. April im neuen Rathhause seine Ausstellung: auch diese brachte nichts Erwähnenswertes.

Die Kunstsalons blieben in den Bahnen ihrer bekannten Rührigkeit. Vom rein künstlerischen Standpunkte begegnete großem Interesse die am 9. März im Salon Pisko eröffnete Ausstellung von Arbeiten des Deutschböhmen Emil Orlik, die zahlreiche Studien aus Böhmen, Holland, England und Japan umfassten und einen Künstler von wirklich ausgeprägtem Charakter erkennen lassen. Er beherrscht die verschiedenartigsten Techniken mit hoher Meisterschaft und stellt überall das thatsächlich Wirkungsvolle in den Vordergrund. In Holzschnitten, Steindruck und Radierungen beschäftigt ihn hauptsächlich die mit wenigen Strichen lebenswahr hingesetzte menschliche Figur. Seine Ex-libris zeigen zum Theil feine Erfindung. Selbst in den japanischen Motiven verleugnet Orlik nirgends seine eigene Natur und betont immer nur entschiedener das auch durch fremde Vorbilder und Studien im fremden Lande geläuterte Bestreben, stets das Wesentliche mit natürlicher Anmuth hervorzukehren. Beim Vergleiche mit den vor der Japanfahrt liegenden Stücken ist es augenfällig, dass Orlik herber geworden ist, aber in der Ferne ganz außerordentlich viel für seine Kunst gelernt hat. Und um dieselbe Zeit, in welcher diese Ausstellung Gelegenheit bot, die abwechslungsreiche Sprache der Kunst Orlik's kennen zu lernen, verstärkte der junge Meister den Eindruck durch die oben erwähnten Vorträge im Österreichischen Museum, die darauf abzielten, manche falsche Vorstellungen der Europäer über Japan und seine Verhältnisse richtig zu stellen; auch hier zeigte er seine volle Herrschaft über ungezwungenen, schlichten, aber wirksamen Ausdruck. — Der Kunstsalon Artaria lenkte in zweifacher Weise die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich. In den Pfingsttagen wurde der nach den Plänen des strebsamen Architekten Dr. Fabiani vollendete Neubau des Kunsthauses

eingeweiht, für dessen Verkaufsräume reiche Lichtzufuhr sehr gut vermittelt ist. Den schönen Ausstellungsraum schmücken drei große Originalbilder Tiepolo's, ein alter Familienbesitz aus der Villa Girola am Comersee, die im 18. Jahrhunderte Francesco Artaria, dem Großvater des derzeitigen Firmainhabers, gehörte. Vor 30 Jahren nach Wien gebracht und in den Depots bis zum October 1900 vergessen, feierten sie mit dem neu erstehenden Hause eine Art Auferstehung. Sie bieten mythologische Allegorien von Luft, Erde und Wasser mit der ganzen köstlichen Farbenfreude der Venezianer, ja im Meere mit einer Frische gemalt, die von selbst einen Vergleich mit Böcklin aufdrängt. Aber außer diesen Schöpfungen alter Kunst interessierte die Eröffnungsausstellung bei Artaria auch durch Werke von Gauermann, Uhde, Waldmüller, Moll, Radierungen von Ferdinand Schmutzer, durch Bilder und Lithographien von Myrbach, kleine Bronzearbeiten von Gurschner u. A. — Die Kunsträume des „Dorotheums" bezog zuerst die Collection der Weltreisebilder von Josef Hoffmann im Vereine mit anderen Werken desselben Meisters; diese Ausstellung hatte auch den Zweck, behufs Verkaufes dem Publikum eine bequeme Besichtigungsgelegenheit zu geben, für welche sich die Kolowrat- und Emminger-Säle gut eignen. — Eine Ausstellung eigener Art vereinigten das Eisenbahn- und Handelsministerium in der — Gepäckshalle des Westbahnhofes, nämlich jene besonders malerischen Städtebilder und Alpenlandschaften Oesterreichs, welche für die Ausschmückung des Concertsaales und eines als Reisebureau zu gestaltenden Raumes der Londoner Ausstellung bestimmt und darnach angethan sind, die hohe landschaftliche Schönheit unserer Heimat in ihrer entzückenden Mannigfaltigkeit vor einem Weltpublikum auch im Auslande zu Ehren zu bringen. — Einem kleinen Kreise von Kunstfreunden war die Besichtigung von Bildern Hans Gantner's ermöglicht, des einzigen Malers des Fürstenthums Liechtenstein, welcher sich vorwiegend der Behandlung von Stoffen dieses Gebietes mit viel Geschick und flotter Beherrschung der Farbe widmet. Die ihn beseelende Natürlichkeit klingt besonders aus seinen Porträtskizzen, Dorftypen und Thierstudien hervor, die durchwegs feine Empfindung erfüllt. — Die Repräsentationsräume des Ministerraths-Präsidiums öffneten sich für die Zeit vom 21. bis 24. Februar einer Ausstellung von Gemälden, Sculpturen und Nippes, an welcher sich nur Amateure aus dem Kaiserhause sowie aus den ersten Gesellschaftskreisen (aus dem Hochadel wie aus dem diplomatischen Corps) betheiligten. Das Erträgnis der Veranstaltung von mehr als 2000 Kronen wurde dem Kinderasyl in Breitensee zugewendet. Unter den Ausstellern befanden sich die Erzherzoge Otto und Karl Stephan, die Erzherzoginnen Marie Valerie, Marie Josepha, Maria Theresia, Elisabeth Clotilde und Clotilde Marie, die Herzogin von Württemberg, Herzogin und Prinzessin von Parma, Fürstin Alfred Windischgrätz, Fürstin von Thurn und Taxis, die Prinzessinnen Windischgrätz, Wrede, Auersperg, Marie Liechtenstein, Borghese, die Töchter des deutschen Botschafters Fürsten Eulenburg u. A. Manche der Arbeiten zeigten in erfreulichster Weise, mit welchem Ernste und Verständnisse Persönlichkeiten des Hofes und des Wiener Adels der Kunstübung selbst sich widmen; mehr als eine hätte auch in Ausstellungen von Berufskünstlern verdiente Beachtung gefunden. — Im Kunstgewerbevereine waren die Geschenke und Adressen ausgestellt, welche dem Erzherzoge Rainer und der Erzherzogin Marie anläßlich ihrer goldenen Hochzeit aus weiten Kreisen der Bevölkerung, von künstlerischen und gelehrten Körperschaften entgegengebracht wurden. Viele der Gegenstände zeichneten sich durch hohen Kunstwerth und geschmackvolle Ausführung aus. Die Zahl der Besucher dieser Ausstellung überstieg weit 30.000.

Für die Architektur kommt das schon früher besprochene Ergebnis der durch die Leo-Gesellschaft angeregten Kirchenbauconcurrenz in erster Linie in Betracht Es war mannigfachen Angriffen — auch in nicht immer taktvollen Sonderschriften — ausgesetzt, fand aber auch warme Vertheidiger. Schon die nächsten Jahre werden ja lehren müssen, was sich dauernd zu halten vermag, eventuell weitere Geltung erringen wird. Bloße Redensarten geben hier nicht den Ausschlag. Ein Artikel Joseph Bayer's behandelte „Die Moderne und die historischen Baustile". An einer anderen Stelle setzte sich derselbe Ästhetiker mit der Richtung Otto Wagner's und ihren Grundsätzen auseinander. Die Frage der Errichtung eines neuen Monumentalbaues für das Kriegsministerium hielt die Künstlerkreise immer noch in lebhafter Erregung und führte sogar zu einem gemeinsamen Schritte der sonst selten geeint vorgehenden Parteien. Am 3. April überreichte eine Deputation des Ingenieur- und Architekten vereines, der Genossenschaft bildender Künstler und der Secession Sr. Majestät dem Kaiser ein Gesuch, das damit schloss, es möge angeordnet werden, dass alle Künstler Österreichs und Ungarns zu einem öffentlichen Wettbewerbe für diesen Monumentalbau herangezogen würden. Die Berücksichtigung der Wünsche der Künstler wurde in huldvoller Weise in Aussicht gestellt, wenn die Thatsache spruchreif wäre. Man darf sich im Interesse der Kunst nur freuen, dass beim Bekanntwerden der Absicht des Kriegsministeriums, die Pläne für den Neubau durch seine eigene Bauabtheilung ausarbeiten zu lassen, die Künstlerkreise in einer gemeinsamen Interessenvertretung wieder zusammengeführt wurden. Mit Recht wurde in den Vorberathungen über den zu unternehmenden Schritt in der Künstlergenossenschaft darauf hingewiesen, dass dem künstlerischen Wettbewerbe bei der Ausführung von Staatsbauten ein so geringer Spielraum gegönnt sei; liegt doch gerade in ihm die Gelegenheit zu einer freieren Entfaltung der Kräfte.

Durch mehrere Wochen stand die Angelegenheit der Restaurierung des Riesenthores bei St. Stephan auf der Tagesordnung. Das Unterrichtsministerium lehnte nach Beschluss seiner Kunstcommission die Ausführung des noch von Friedrich von Schmidt herstammenden Projectes ab, welches bekanntlich vor nahezu zwei Jahrzehnten mit nahezu gleicher Lebhaftigkeit bekämpft und zurückgestellt worden war. Das größte Recht zur Einsprache vindicierte sich die „Secession", welche auch ein diese Angelegenheit behandelndes Schriftchen Sr. Excellenz des Herrn Präsidenten Freiherrn von Helfert mit einer scharfen Gegenerklärung beantwortete. Gelegenheit und Berechtigung zu einer Gegenvorstellung wird in einem solchen Falle kein Einsichtiger den wirklichen Kunstinteressenten bestreiten wollen, wenn sie dabei ihren Standpunkt mehr mit eigenen Ansichten und fachgemäßer Überzeugung als mit dem Schilde der Gegnerschaft Ruskin's gegen sogenannte Restaurierungen decken. Darüber hat sich ja auch Neumann in seinem Aufsatze „Ruskin und die Renovierung von St. Stephan in Wien" (Zeit, Heft 380) ausgesprochen. Mit ruhiger Sachlichkeit, die wohlthuend von anderen manchmal witzig sein sollenden, aber etwas albern gerathenen Bemerkungen abstach, erörterte Alois Riegel das Für und Wider. Se. Excellenz Freiherr von Helfert als Präsident der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale und Dombaumeister Hermann fanden in einer Privataudienz Gelegenheit, Sr. Majestät dem Kaiser die Pläne des gegenwärtigen und des projectierten Bestandes des Riesenthores vorzulegen und zu erklären. Im Gemeinderathe der Stadt Wien wurde der Antrag eingebracht, der Stadtrath möge sich mit Festhaltung des Gemeinderathsbeschlusses vom 9. Mai 1882 aus architektonischen, historischen und künstlerischen

Rücksichten gegen jede so einschneidende Änderung wie die in Vorschlag gebrachte des Riesenthores zu St. Stephan aussprechen. Professor Dr. W. A. Neumann, der bekanntlich seit langer Zeit schon an einer Geschichte von St. Stephan arbeitet und jede damit zusammenhängende Frage vertritt, hielt am 13. Mai im Stadtrathssitzungssaale für die Gemeinderatsmitglieder einen durch Lichtbilder erläuterten Vortrag über die Angelegenheit. Es geht wohl bei solchen wichtigen Actionen nicht gut an, die anderwärts — wie bei der Frage der Restaurierung und des Ausbaues des Heidelberger Schlosses — mit vollstem Rechte vorgebrachten Bedenken für jeden anderen Fall einfach zu generalisieren. Wie gar mancher der einst als mustergiltig gepriesenen Grundsätze Viollet le Duc's und anderer sich überlebt hat, so wird auch Ruskin gerade für Restaurierungsarbeiten gewiss nicht allzeit die höchste Offenbarung der Kunstgerechtigkeit bleiben. Man hat ja ohne Ruskin durch leider sehr beklagenswerte Restaurierungs-Missgriffe schon viel gelernt, wie man manches nicht machen soll. Und die seit einigen Jahren so lebhaft einsetzende Bewegung der Denkmalpflege wird uns gewiss über Ruskin hinaus den richtigen Weg finden lassen. Denn die Gegnerschaft gegen pietätloses oder stilwidriges Vorgehen bei Restaurierungen regt sich, wie z. B. die Krakauer Missbilligungskundgebung gegen die Renovierung der Wawelkirche zeigt, derzeit allgemein und wird uns vom Verfehlten zum Richtigen führen. Man darf gespannt sein, wofür man sich an maßgebender Stelle, nachdem bei der letzten commissionellen Besichtigung des Riesenthores alle Sachverständigen die Baugebrechen des derzeitigen Zustandes und die Unmöglichkeit ihrer Weiterbelassung festgestellt haben, nunmehr entscheiden wird. — Die Verhandlungen über die Restaurierung der Minoritenkirche sind eben im Zuge. Ihre Grundlage bildet das von Professor Luntz entworfene und vom Unterrichtsministerium angekaufte Project, das nach den Wünschen des Actionscomités noch einigen Umgestaltungen unterzogen werden muss. Der Anbau des Pfarrhauses an der Südfaçade dürfte wohl bald in Angriff genommen werden. Für Wiens Denkmälerbestand ist es von größter Wichtigkeit, dass endlich den wiederholten Anträgen der oben erwähnten Centralcommission betreffs der Restaurierung der Karlskirche stattgegeben werde, deren allernächste Umgebung soeben starken Änderungen unterworfen ist Es bleibt abzuwarten, ob auch alle der Wirkung des herrlichen Bauwerkes zustatten kommen werden. Dringende Abhilfe erheischen aber zahlreiche am Äußeren sichtbare und in Besorgnis erregender Weise wachsende Baugebrechen, deren Nichtbehebung für den Fortbestand eines berühmten Denkmales vaterländischer Kunst eine schwere Gefahr bedeuten würde; hier muss rasch, aber im vollem Umfange der Nothwendigkeit eingegriffen werden und läßt sich ohne irgendeine Preisgebung wesentlicher Theile der ganze ursprüngliche Bestand sichern. In Erwägung dieser Thatsachen hat der Stadtrath an die Statthalterei das Ansuchen gerichtet, die Renovierung der Karlskirche baldigst in Angriff nehmen und jedenfalls bis zu dem Zeitpunkte durchführen zu lassen, in welchem der Neubau des städtischen Museums abgeschlossen sein wird. Eine auf dem Boden der Denkmälererhaltung stehende Angelegenheit war der Antrag des Dombaumeisters Hermann, die aus drei Figuren bestehende Steingruppe des dem Abbruche verfallenen Winterbierhauses, welche als ein Wiener Wahrzeichen bekannt ist, an dem Neubaue wieder entsprechend anzubringen oder für das städtische Museum zu erwerben. In den Sitzungen des Budgetausschusses und des Parlamentes wurde die Frage der Denkmälererhaltung überhaupt öfter und eingehender als in früheren Jahren erörtert. In der Herrenhaussitzung vertrat Se. Excellenz Freiherr von Helfert neuerlich seinen Antrag auf

Erlassung eines Gesetzes betreffend den Schutz von Baudenkmalen mit wesentlicher Erweiterung der Begründung und erreichte die Zuweisung desselben an eine Specialcommission, der nebst anderen Freiherr v. Gautsch, Graf Lanckoroński, Ludwig Lobmeyr und Graf Friedrich Schönborn angehören. Damit wäre nach mehrjährigen vergeblichen Versuchen endlich der erste entscheidende Schritt gethan, von dem sich eine sachgemäßere und gesetzlich geregelte Erhaltung des vaterländischen Kunstbesitzes erhoffen läßt.

Neben den Werken der Plastik, die schon im Rahmen einzelner Ausstellungen besprochen wurden, lassen sich nicht gerade viel selbständig auftretende Sculpturschöpfungen verzeichnen. Vor dem Parlamentsgebäude werden eben die Vorbereitungen zur Aufstellung des Monumentalbrunnens getroffen; zur Versetzung der aus zwei Theilen bestehenden Hauptfigur, der Minerva und der anderen Figuren von großem Gewichte müssen eigene Krahne angefertigt werden, da die sonst gebräuchlichen nicht ausreichen. Kundmann hat die sechs Meter hohe Hauptfigur und die beiden Personificationen der Elbe und Save bereits vollendet, ebenso Hugo Haerdtl den Inn und die Donau, welche die Vorderseite des Brunnens schmücken sollen. Tautenhayn stellte nicht minder die allegorischen Gestalten der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt fertig. Viel besprochen wurde die zur Marmorausführung bestimmte Barbarastatue der Bildhauerin Theresa Feodorowna Ries; sie ist ein Auftrag des Unterrichtsministeriums. In dem Porträt des Grafen Hans Wilczek erreichte dieselbe Künstlerin eine allgemein anerkannte lebensvolle Ähnlichkeit. Auf Einladung des Comités für die Errichtung eines Brahmsdenkmales erklärten sich Max Klinger, Johann Benk, Karl Kundmann und Rudolf Weyr bereit, an der Bewerbung sich zu betheiligen. Für Cormons bei Görz vollendete Edmund Hoffmann von Aspernburg das Gipsmodell eines eben zur Gussausführung übergebenen Standbildes Maximilians I., dessen Aufstellung im Jahre 1900 anläslich der 400jährigen Vereinigung von Görz und Gradiska mit dem habsburgischen Hausbesitze beschlossen wurde. Dem Strauß-Lanner-Denkmalcomité stellte der Stadtrath, welcher dem Bildhauer Fritz Zerritsch die Bronceausführung einer von ihm modellierten Büste des Erzherzogs Rainer übertrug, eine Subvention von 6000 K zur Verfügung, sobald die für die Denkmalsherstellung nöthige Summe von 70.000 K gesichert sein würde. Als Schmuck für den vor der evangelischen Schule liegenden Theil des Karlsplatzes ist ein Monumentalbrunnen in Aussicht genommen, für welchen die im Gemeindebesitz befindliche Figur „Knabe mit Fisch" von Tilgner in Bronce ausgeführt werden soll. Vorzügliche Bildnistreue erreichte der Bildhauer Schroer in einem Gipsmodell für das Grabrelief des evangelischen Pfarrers Formey. Im Atelier Carlo Vanni konnte man die in Carraramarmor überlebensgroß hergestellte Gruppe „Das Sphinxgeheimnis" von Madame van der Hoeven, der Gemahlin des ehemaligen niederländischen Gesandten, sehen. Für Neutitschein vollendete Brenek ein würdiges Kaiser Josef-Denkmal. An dem Hause Nr. 72 der Hadikgasse in Penzing wurde am 22. Mai eine von Joh. Benk ausgeführte Richard Wagner-Gedenktafel enthüllt, deren Mitte ein Reliefbrustbildnis des berühmten Componisten schmückt; derselbe arbeitete hier 1863—1864 „während der trübsten Zeit seines Lebens" an seinem sonnigsten Werke „Die Meistersinger". Zwei Tage nach dieser Enthüllungsfeier fand in Linz die Enthüllung des schon erwähnten Stifterdenkmals von Rathausky statt. Betreffs der in der vorjährigen Sitzung des Kunstrathes erörterten Aufstellung von Büsten österreichischer Dichter im Volksgarten eröffnete das Obersthofmeisteramt, dass eine Entscheidung erst erfolgen könne, wenn

ein Sr. Majestät dem Kaiser zur Genehmigung vorlegbares bestimmtes Project ausgearbeitet sei. Jedenfalls ist ein Vorwärtskommen der Angelegenheit, deren Kostenfrage noch der Lösung harrt, nicht sobald zu erwarten. Für die künstlerische Belebung der dem Stephansplatze zugekehrten freien Wand der Peterskirche hat Rudolf Weyr drei Entwürfe angefertigt. Das Comité hat sich für einen entschieden, der Karl den Großen als Gründer der Peterskirche darstellt. Auch hier ist die für Ertheilung des definitiven Auftrages so wichtige Kostenbedeckung noch nicht vorhanden.

Mit Freude begrüßte man die Wiedereröffnung der Ausstellung der ephesischen Funde in dem Tempel des Volksgartens, in welcher neben den schon bewunderten Stücken (Ephebe, Knabe mit der Gans, junge Griechin, Lampenträger) eine Anzahl neuer Funde, besonders das Relief der sterbenden Amazone, interessierte. Auch die am 21. Mai abgehaltene Jahresversammlung des archäologischen Institutes lenkte mit der Veröffentlichung der dabei erstatteten Berichte die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Publicums auf die Ephesus-Unternehmung, die in Wien von allem Anfange an die größte Förderung fand. Der Verein „Carnuntum", der schon nahezu zwei Jahrzehnte die alte Römerniederlassung durchforscht, steht im Begriff, in Deutsch-Altenburg nach den von Ohmann und Kirstein ausgearbeiteten Plänen ein ansehnliches Sammlungsgebäude zu errichten, das zu Beginn des nächsten Jahres vollständig eingerichtet der staatlichen Verwaltung übergeben werden soll. Bei der Aufführung von Neubauten in der Bogner- und Rothenthurmstraße wurden Reste der alten Römeranlage gefunden. Außer Ziegelstempeln der 10., 13. und 14. Legion legte man an der Ecke der Rothenthurm- und Kohlmessergasse die runde Ecke der Umfassungsmauer des römischen Lagers bloß, die interessante Aufschlüsse über die Befestigungsart bot. Dem Heeresmuseum wurde von Sr. Majestät dem Kaiser Sochor's großes Gemälde „Das Cavalleriegefecht bei Strezetitz am 3. Juli 1866" geschenkt. Das Unterrichtsministerium wies derselben Sammlung die Gussformen zu dem Erzherzog Karl-Denkmal in Wien und zu der Laibacher Radetzkybüste, sowie das Originalmodell zu dem Löwen von Aspern — insgesammt von Fernkorn — zu. Nach dem Testamente des kürzlich verstorbenen Privatiers und eifrigen Kunstsammlers Karl Goldschmidt sollen beim Ableben seiner Gattin mehrere wertvolle Kunstwerke, darunter „Die Steinigung des heiligen Stephanus" von Gentile da Fabriano, eine Marmorbüste des Cosimo I. von Medici von Simone Bianco, in den Besitz des Hofmuseums übergehen. Für die städtischen Sammlungen wurde der Ankauf des Hlawacek'schen Kolossalgemäldes „Wien vom Kahlenberge aus" und der Huber'schen Gemälde Karl von Lothringen und Ernst Rüdiger von Starhemberg, sowie einer Wiener Type von Kupfer beschlossen.

Von der Organisation des Kunstamtes, die Oberbaurath Professor Otto Wagner vor einiger Zeit im Kunstrathe zur Sprache gebracht hat, ist eigentlich nur laut geworden, dass nunmehr auch der Ingenieur- und Architektenverein sowie die Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens die Erwägung der Verwirklichung dieser Frage ins Auge gefasst und besondere Comités dafür gewählt haben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass eine solche Institution, wenn sie von Bureaukratismus sich ebenso frei zu halten wüsste wie von einseitiger künstlerischer Bevormundung, für die Entwicklung der bildenden Kunst in Österreich manchen bestimmten Nutzen stiften würde. Allerdings dürfte die praktische Durchführung, wenn sie wirklich unvoreingenommen erfolgt, auf große Schwierigkeiten stoßen: denn mit radicalem und rücksichtslosem Vorgehen allein lässt sich noch nicht alles, vielleicht höchstens

noch größere Verbitterung einzelner Parteien erzielen. Aber eine mehr einheitliche Auffassung, eine gleichmäßigere Beachtung aller mit der Kunstpflege zusammenhängenden Fragen könnte nicht schaden. In weiteren Kreisen erregte es Befremden, dass der Kunstrath zu keiner Sitzung einberufen wurde, obzwar es an allgemein zu erörternden Angelegenheiten nicht fehlt.

Der Errichtung der modernen Gallerie wollen Staat, Land und Stadt sich vereint annehmen. Für die Unterbringung der Sammlung, welche Werke der Malerei, der graphischen Künste, der Plastik, des Kunstgewerbes, Pläne und Entwürfe für Bauten enthalten und die Entwicklung der Kunst in Österreich seit dem Regierungsantritte Sr. Majestät des Kaisers veranschaulichen, zugleich aber auch Meisterwerke des Auslandes enthalten soll, ist das neu zu errichtende historische Museum der Stadt Wien in Aussicht genommen. Von Seiten der oben genannten Erhaltungsfactoren sollen jährlich je 60.000, 30.000 und 20.000 K für neue Erwerbungen gewidmet werden; Staat und Stadt theilen sich in die Regiekosten, Ersterer trägt außerdem die Kosten für das vom Unterrichtsministerium zu bestellende Personal, dessen Director einem mit dreijähriger Functionsdauer zu ernennenden Curatorium die Vorschläge für Neuerwerbungen erstattet. In diesem Curatorium, für welches ein bestimmter Schlüssel der Vertretung aufgestellt wurde, wäre die Künstlerschaft selbst mit sechs Vertretern zu bedenken. Der Ankauf von Kunstwerken aus den Mitteln zweier oder aller vertragschließenden Theile müsste nach Thunlichkeit vermieden werden und dürfte nur erfolgen, wenn man sich vorher über das Eigenthumsrecht geeinigt hätte. Bei Widmungen ohne Zuweisung in ein bestimmtes Eigenthum erfolge letztere in einer von vornherein durch das Los festzustellenden Reihenfolge. Die Galeriebestände verbleiben selbst bei Auflösung des Vertrages für immerwährende Zeiten in Wien. Die Anlage des Ganzen muss als eine recht schwerfällige und complicierte bezeichnet werden. Die Erwerbungen wirklich bedeutender Werke dürften bei der Rücksicht auf die verschiedenen Fonds zu manchen Verwicklungen führen, die der vorschlagende Director bald als Bleigewichte guten Willens kennen lernen würde. Es wäre gewiss großer Tact erforderlich, um trotz all dieser Beschränkungen eine künstlerisch vornehme Sammlung zusammenzubringen, die jeden Augenblick wieder in drei Sammlungen zerfallen kann. Dieser Ausweg wird der Sache kaum zu jener Bedeutung verhelfen, die den Anregern vorschwebte. Auch das Provisorium einer Unterbringung in einem anderen Museumsbaue lässt sich nicht als glückliche Lösung, sondern nur als ein kaum empfehlenswerter Verlegenheitsausweg bezeichnen. Will man das Große, dann wolle man es ganz, ohne von allem Anfange das Stadium einer gewissen Versumpfung zu schaffen, in deren lähmender Atmosphäre die Entwicklungsfähigkeit langsam, aber sicher abstirbt. Ihm sollte ein der Gegenwartskunst so förderliches Project nicht in den ersten Ausführungsansätzen geopfert werden.

Ende Mai gelangten die ersten Exemplare der neuen 50 K-Noten zur Ausgabe, an welchen sich die technische Vervollkommnung der Ausführung auf den ersten Blick erkennen lässt. Die Zeichnung des Notenbildes, dessen figuralen Theil Rudolf Rößler besorgte, indes die ornamentalen Details nach Angaben des Bankdruckereidirectors Arthur Nadherny von Rudolf Berndt ausgeführt sind, steht unter dem Einflusse der Moderne. Man darf sich freuen, dass in unsere neuen Notenbilder im Vergleiche zu manchen älteren wenigstens der Ansatz zu einem mehr künstlerischen Zuge gekommen ist.

Der Kauflust des Publicums war bei den verschiedenen Ausstellungen und Auctionen mannigfach Gelegenheit geboten, den Kunstbesitz durch Ankäufe zu vergrößern. Das Unterrichtsministerium erwarb in sehr anerkennenswerter Weise manch wirklich hübsches Stück für den Bestand der modernen Gallerie, welche, wie die anläßlich der Kunstwanderungen im Unterrichtsministerium ausgestellte Collection zeigte, gerade von dieser Seite die Zuwendung einer nicht unbeträchtlichen Anzahl beachtenswerter Schöpfungen erwarten darf. Selbst Arbeiten einzelner Damen, z. B. eine im Salon Pisko erworbene Studie von Marie Müller, haben unter dieselbe bereits Aufnahme gefunden. Starken Absatzes erfreuten sich die abwechslungsreichen Leistungen Orlik's, deren eigenartige Formensprache im Herzen gar manches Kunstfreundes das Verlangen nach einzelnen Stücken aufsteigen ließ. In der Auction des reichhaltigen Kunstlagers S. Kende kamen unter Ölgemälden und Aquarellen alter und moderner Meister auch Werke von Lenbach, Schödl u. a. zur Versteigerung; die Abtheilung seltener Kupferstiche, Schabkunstblätter, Radierungen und Holzschnitte, Städteansichten, österreich-ungarischer Adelsporträts umfaßte auch die ebenso interessante als wertvolle Sammlung des Freiherrn v. Felder, welche allein 20.000 alte Porträts berühmter Persönlichkeiten aller Zeiten und Länder zählt. Eine Collection ähnlicher Art, nämlich die Hyrtl-Friedlowsky'sche Porträtsammlung berühmter Ärzte und Naturforscher (10.000 Blätter) wurde für das Kupferstichcabinet der k. k. Hofbibliothek erworben, das mit Hinzurechnung der erst jüngst erfolgten Einverleibung der 20.000 Nummern umfassenden Porträtsammlung der k. k. Hoftheaterintendanz in der Porträtabtheilung nunmehr rund 100.000 Blätter besitzt. Prosector Dr. A. Friedlowsky hatte den berühmten Anatomen zur Anlage einer solchen Sammlung angeregt, die Hyrtl Anregung und Zerstreuung in seiner Perchtoldsdorfer Einsamkeit bringen sollte, und ergänzte den Hyrtl'schen Bestand von 2000 Nummern seit 1885 mit viel Umsicht und großen Opfern bis auf 10.000. Die in ihrer Art einzige Sammlung, welche ganze Bildnisreihen einer und derselben Persönlichkeit in verschiedenen Lebensaltern bietet, hat wegen ihres wohl einzig dastehenden Reichthumes an Bildnissen Wiener Ärzte auch eine gewisse localgeschichtliche Bedeutung; die künstlerische liegt wohl nicht in letzter Linie in den für die Entwicklung der Lithographie interessanten Blättern, die ja während der Epoche Kriehuber's nicht bloß durch die Persönlichkeit des Dargestellten, sondern auch durch die Darstellungsart interessieren. Es war daher ein doppelt glücklicher Gedanke, gerade dieses für Wien besonders schätzenswerte Material durch bleibende Einreihung in den Bestand eines unserer größten öffentlichen Institute vor Zersplitterung zu bewahren und dem Wiener Boden in seiner auch durch die Person des ersten Besitzers interessanten Geschlossenheit zu erhalten. — Im Versteigerungsamte des Dorotheums, das durch Verschickung von Versteigerungslisten den Interessentenkreis über die Erwerbungsfähigkeit verschiedenartigster Objecte auf dem Laufenden erhält, hatten mehrere Kunstauctionen einen recht guten Erfolg; so wurden die Sammlungen von Rudolf Sattler und Raphael Kirchner von einem bekannten Kunstfreunde im Ganzen erworben. In dem an dieser Stelle auch allgemeiner Besichtigung zugänglichen Kunstbesitze der Familie Stadler verdienten nächst guten alten Profaneinrichtungsgegenständen mehrere gothische und byzantinische Stücke aus alten Kirchen und Klöstern, prächtige Reliquiare alle Beachtung. Vom 13. März an gelangten bei Gilhofer und Ranschburg zahlreiche Kupferstiche, Aquarelle und Handzeichnungen (gegen 1900 Nummern) zur Versteigerung, darunter der Theatersaal, das Feketin-

zimmer und das Vieux-Laque-Zimmer in Schönbrunn von Rud. Alt, Studien von Danhauser, R. Donner, Fr. Gauermann, zwei Porträtaquarelle von Kriehuber, verschiedene Miniaturporträts, zwei derselben aus der berühmten Kunstkammer Rudolf II. in Prag. Im Schönbrunnerhause kam Ende April die wertvolle Kupferstichsammlung aus dem Nachlasse des Professors Dr. J. J. Pohl zum Verkaufe; außer theilweise sehr seltenen alten englischen und französischen Kupfer- und Farbenstichen, Holzschnitten, Radierungen, Lithographien, Porträts, Städteansichten, historischen und besonders Wiener Blättern enthielt sie auch sehr hübsche Aquarelle von Opiz und manche gesuchte Autogramme, so drei sehr interessante Briefe von Richard Wagner. Unter dem Versteigerungsgute einer anderen Privatsammlung befanden sich vier Werke von Jan Griffier.

Unter den Publicationen seien an erster Stelle die von Hofrath v. Weckbecker besorgte dritte Auflage des Handbuches der Kunstpflege in Oesterreich genannt, welche gegen ihre Vorgängerin an Umfang sehr beträchtlich gewachsen ist. Was in den verschiedenen Gebieten unseres weiten Vaterlandes irgendwie mit Kunst sich beschäftigt, in ihre Pflege und Förderung berufsmäßig oder bloß vom Standpunkte der Kunstfreundlichkeit und des Sammelns eingreift, erscheint in diesem Handbuche sachgemäß und übersichtlich eingereiht. Die knappen, gut orientierenden Angaben zeigen uns erst den ganzen Reichthum unseres einheimischen Kunstgutes, die weit ausgreifende Organisation des Kunstunterrichtes, die vielseitige Interessenbethätigung kunstfördernder Körperschaften; man gewinnt hier eine zuverlässige Vorstellung davon, wie die öffentliche Kunstpflege und private Initiative einander die Hand reichen, um der Allgemeinheit in Ausübung und Wertschätzung der Kunst werkthätig zur Seite zu stehen. Das planmäßige Zusammenwirken von Behörden, Vereinen, öffentlichen und privaten Sammlungen, von Unterrichtsanstalten aller Art wird nach dem im Handbuche der Kunstpflege vereinigten Materiale erst in vollem Umfange verstanden und gewürdigt werden; es ist um manches besser, als man in Künstlerkreisen und in der Oeffentlichkeit vielfach gelten lassen will, statt sich vom Herzen des Vorhandenen zu freuen. Als eine Auslese der allerbedeutendsten Schöpfungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst im Jahre 1901 repräsentiert sich die von dem Wiener Verleger Max Herzig herausgegebene »Ars Nova«, deren 45 sorgfältig ausgeführte Heliogravüren großen Formates Baron Myrbach mit viel Geschmack und Tact ausgewählt hat. Oesterreicher, Magyaren, Deutsche, Franzosen, Russen, Spanier, Skandinavier und Schweizer fanden Aufnahme; den über die Jahresentwicklung orientierenden Text lieferte Julius Meier-Graefe, der Inhaber des Pariser »Maison moderne«, der zwar geistreich, aber auch recht oberflächlich schreibt. Auch die Heliogravüren, die ja plastische Werke so vortrefflich zur Geltung kommen lassen, erweisen sich für die Wiedergabe von Gemälden nicht überall als einwandfrei. Das vom Unterrichtsministerium herausgegebene Segantini-Werk darf als eine hervorragende Leistung einheimischer Buchausstattungskunst bezeichnet werden; die 63 Kunstbeilagen, theils in Heliogravüre, theils in Farbendruck ausgeführt, verdienen zumeist aufrichtiges Lob. Dasselbe kann man dem Texte, den Dr. Franz Servaes, der Kunstreferent der „Neuen Freien Presse“ geschrieben hat, nicht durchwegs zollen. So glücklich er auch dem Lebenswege des Meisters nachgegangen ist und mit viel Umsicht wiederholt neues Material einzuflechten verstand, ist das Buch doch nicht mit der auch für diesen Fall unerläßlichen Objectivität geschrieben. Begeisterung für den Darstellungsgegenstand steht jedem Biographen gut an; ohne sie ist eine wirklich gute Lebensbeschreibung überhaupt nicht denkbar. Aber sie darf nicht stellenweise zur Uebertreibung werden,

als ob es Ähnliches überhaupt noch nie gegeben hätte, geschweige denn je wieder geben könnte. Sonst ergeben die Lobesfanfaren unangenehmen Misklang, der hier ab und zu wirklich durchschlägt. Nach dieser Seite läſst sich die Darstellung des Lebensganges nicht mustergiltig nennen; sie ist nicht frei von Sünden gegen den guten Geschmack, den eine so vornehm auftretende Kunstpublication nie aus den Augen verlieren darf. Möge bei anderen ähnlichen Unternehmungen auch nie vergessen werden, daſs solche Veröffentlichungen, die gewiſs ein künstlerisches und litterarisches Ehrendenkmal für einen hervorragenden Meister bedeuten, um so größeren kunsterziehlichen Nutzen stiften, in je weitere Kreise sie kommen, daſs ihnen nach der Verkaufsmöglichkeit eine größere Verbreitung auch in dem Mittelstande gesichert sei; denn auf das wirklich Große soll nicht in erster Linie der Geldsack, sondern das Kunstbedürfnis der Allgemeinheit Anspruch haben. Daſs letzteres Segantini derzeit wirklich als einen ihm sympathischen Meister betrachtet, den man näher kennen lernen will, beweist am besten die zweite Auflage der im Wiener Verlage erschienenen Monographie über „Giovanni Segantini," deren Illustrationsschmuck Vieles recht gut veranschaulicht. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hat sich eine neue große Aufgabe gestellt, indem sie den Antrag annahm, die groß angelegte „Geschichte der graphischen Künste", von welcher die dem Abschlusse nahe „Vervielfältigende Kunst der Gegenwart" nur einen Theil bildet, weiterzuführen und dem bekannten Dresdener Specialforscher Professor Max Lehrs die Abfassung einer Geschichte des deutschen und niederländischen Kupferstiches des 15 Jahrhunderts zu übertragen. Die k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale hat beschlossen, alljährlich an Stelle ihrer vierteljährlich erscheinenden „Mittheilungen" zwei Publicationen herauszugeben. Die noch den Titel „Mittheilungen" festhaltenden Monatsblätter sollen Normalien und Personalien, Sitzungsreferate, Angaben über Vermehrung der Bibliothek und des Archivs der Centralcommission sowie kleine bisher als Notizen veröffentlichte Mittheilungen bringen; am Ende eines jeden Jahres soll ein Jahrbuch größere wissenschaftliche Abhandlungen und Mittheilungen, sowie eine systematisch geordnete Uebersicht der wissenschaftlichen Bewegung und Ergebnisse auf dem Arbeitsgebiete der k. k. Centralcommission veröffentlichen. Für beide Publicationen ist das gleiche Format und ein gemeinsames Register in Aussicht genommen. Die Redaction liegt bei den Universitätsprofessoren Dr. Wilhelm Kubitschek und Dr. Alois Riegl in guten Händen. Die Bearbeitung der Ergebnisse der von der Leo-Gesellschaft angeregten künstlerischen Wettbewerbe, über die oben berichtet wurde, in der vom Ministerium geplanten Publication hat Universitätsprofessor Dr. Heinrich Swoboda übernommen, der sich um das Zustandekommen der ganzen Action die meisten Verdienste erworben hat und der Fühlung der Kirche mit der Kunst der Zeit sehr entschieden das Wort redet. In wissenschaftlichen Kreisen erregte großes Aufsehen die von Hofrath Prof. Dr. Joseph Karabacek in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften gemachte Mittheilung über die Auffindung des Khalifenschlosses Kosseir Amra in der nordarabischen Wüste. Sie ist dem jungen Priester der Olmützer Erzdiöcese Dr. Alois Musil und dem Maler Alphons L. Mielich in Wien zu danken, der mit unsäglichen Mühen die dem 9. Jahrhunderte entstammenden Wandgemälde des alten, einst prächtig geschmückten Badeschlosses aufnahm. Ihre wissenschaftliche Bearbeitung wird uns neue Aufschlüsse über die mohammedanische Kunst und ihre Darstellungsformen bringen und voraussichtlich mit mancher bisher landläufigen Anschauung aufräumen.

Auch ohne einen neuen Vortrag des Kunstgewerbereformators Henri van de Velde ist die Frage der Reform der Frauenkleidung nicht zur Ruhe gekommen. In dem zum 1. März ausgegebenen Hefte der „Dokumente der Frauen" sind die Ergebnisse einer über diesen Punkt bei Künstlern, Ärzten, Ästhetikern, Schneidern und Frauen gehaltenen Umfrage mitgetheilt. Es hat viel für sich, wenn Professor Alfred Roller im Namen der männlichen Künstler die Mitverantwortung für die künftige Frauentracht ablehnt, da man als Frau gelebt haben müsse, um über Frauenkleidung auch von einem anderen als vom decorativen Standpunkte mitzureden. Als Wortführerin der Reformkleidbewegung hielt im Frauenclub am 24. März Baronesse Falke über „Das Reformkleid in ästhetisch-künstlerischer Beleuchtung" einen großen Vortrag, an dessen Spitze sie stellte, dass die Frauenkleidung keineswegs auf Kosten der Schönheit reformiert werden solle. Sie sieht in dem Künstler weniger einen Führer als einen anregenden Berather und will die immer gleichen Forderungen der Natur mit dem natürlichen Schönheitsgefühle in Einklang gebracht wissen. Die Rednerin schloss ihre von Begeisterung für die Sache getragenen Ausführungen: „Ich zweifle nicht, dass wir manches Schöne aufgeben müssen, wenn wir unsere Kleidung einschneidend verändern — Eingebildetes, aber auch wirklich Schönes. Wir verlieren aber nichts dabei; denn wir tauschen es nur gegen andere Schönheiten ein und gegen größere und werthvollere, vor Allem gegen die Schönheit der ungehemmmten frohen Kraft und Gesundheit". Ob ein solches Aufgeben und Eintauschen dort, wo die weibliche Eitelkeit ein so gewichtiges Wort mitzureden hat, so leicht und rasch durchgreifend wird, bleibt wohl mit Recht abzuwarten. Wo Wechsel und Gegensatz sich wie in dieser Frage bisher ausschließlich in die Führung theilten, wird ein allgemeines Einlenken in andere Bahnen voraussichtlich lange auf große Schwierigkeiten stoßen, die sich weder mit Enquêten noch mit Vorträgen beseitigen lassen. Manch lebhafte Entgegnung riefen die Ausführungen des Dr. Fritz Wolff hervor, der im Frauenclub am 28. Februar über „Die künstlerische Bewegung in Deutschland und die Frau" sprach und auf die Einseitigkeit der heutigen Frauenbewegung ziemlich scharf hinwies, da man stets nur von einer Frauenrechtsbewegung, niemals von einer Frauenpflichtbewegung höre. Er trat dafür ein, dass die Frau gewissermaßen die Pflicht habe, den Mann zur Kunst zu erziehen und erwartet nur von den unberührten Frauen eine Reorganisation der Kunst.

So dürfen die ersten Monate des Jahres 1902 in den Kunstdarbietungen und Kunstanregungen wirklich als abwechslungsreich und manches Gute bringend bezeichnet werden. Manche Thatsachen sprechen für eine Belebung und Vertiefung des Interesses an allgemeinen Kunstfragen, deren Erörterung nicht wenig zur stärkeren Geltendmachung des wirklich Berechtigten beitragen wird. Unsere Zeit ist viel weniger als eine andere darnach angethan, sich etwas als Kunst aufzwingen zu lassen, was das Wesen der Kunst verleugnet und in einem unbegreiflichen Cult verbohrtester Selbstherrlichkeit ausartet. Die Zukunft wird lehren, was davon als triebkräftiger Zweig am Baume der Kunst sich behauptet oder abstirbt.





# Das Rothkehlchen.

Von Selma Lagerlöf.

Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Es war zu der Zeit, als Unser Herr die Welt erschuf, als er nicht nur Himmel und Erde schuf, sondern auch alle Thiere und Pflanzen, und ihnen zugleich ihre Namen gab.

Es gibt viele Geschichten aus jener Zeit; und wüsste man sie alle, so wüsste man auch die Erklärung für alles in der Welt, das man jetzt nicht verstehen kann.

Damals war es, dass es sich eines Tages begab, als Unser Herr im Paradiese saß und die Vögel malte, dass die Farbe in Unseres Herrn Farbenschale ausgieng, so dass der Stieglitz ohne Farbe geblieben wäre, wenn Unser Herr nicht alle Pinsel an seinen Federn abgetrocknet hätte.

Und damals war es, dass der Esel seine langen Ohren bekam, weil er sich nicht merkte, welchen Namen er erhalten hatte. Er vergaß es, sowie er nur ein paar Schritte auf den Fluren des Paradieses gemacht hatte, und dreimal kam er zurück und fragte, wie er heiße, bis Unser Herr ein klein wenig ungeduldig wurde, ihn bei beiden Ohren nahm und sagte: „Dein Name ist Esel, Esel, Esel."

Und während er so sprach, zog er seine Ohren aus, damit er ein besseres Gehör bekam und sich merkte, was man ihm sagte.

Am selben Tage war es auch, dass die Biene gestraft wurde. Denn als die Biene erschaffen war, begann sie sogleich Honig zu sammeln, und Thiere und Menschen, die merkten, wie süß der Honig duftete, kamen und wollten ihn kosten. Aber die Biene wollte alles für sich behalten und jagte mit ihren giftigen Stichen alle fort, die sich der Honigwabe näherten. Dies sah Unser Herr und allsogleich rief er die Biene zu sich und strafte sie. „Ich verlieh dir die Gabe, Honig zu sammeln, der das Süßeste in der Schöpfung ist," sagte Unser Herr, „aber damit gab ich dir nicht das Recht, hart gegen deinen Nächsten zu sein. Merke dir nun, jedesmal, wenn du jemanden stichst, der deinen Honig kosten will, musst du sterben!"

Ach ja, damals war es, dass die Grille blind wurde und die Ameise ihre Flügel einbüßte; es begab sich so viel Wunderliches an diesem Tage.

Unser Herr saß groß und mild den ganzen Tag da und schuf und erweckte zum Leben, und gegen Abend kam es ihm in den Sinn, einen kleinen grauen Vogel zu erschaffen.

„Merke dir, dass dein Name Rothkehlchen ist!" sagte Unser Herr zu dem Vogel, als er fertig war. Und er setzte ihn auf seine flache Hand und ließ ihn fliegen.

Aber als der Vogel ein Weilchen umhergeflogen war und sich die schöne Erde besehen hatte, auf der er leben sollte, bekam er auch Lust, sich selbst zu betrachten. Da sah er, dass er ganz grau war, und seine Kehle war ebenso grau wie alles

andere. Das Rothkehlchen wendete und drehte sich und spiegelte sich im Wasser, aber es konnte keine einzige rothe Feder entdecken.

Da flog der Vogel zurück zu Unserem Herrn.

Unser Herr thronte gut und milde, aus seinen Händen giengen Schmetterlinge hervor, die um sein Haupt flatterten, Tauben gurrten auf seinen Schultern, und aus dem Boden rings um ihn sprofsten die Rose, die Lilie und das Tausendschönchen.

Das Herz des kleinen Vogels pochte heftig vor Bangigkeit, aber in leichten Bogen flog er doch immer näher und näher zu Unserem Herrn und schließlich ließ er sich auf seiner Hand nieder.

Da fragte Unser Herr, was sein Begehren wäre.

„Ich möchte dich nur um Eines fragen," sagte der kleine Vogel.

„Was ist es, das du wissen willst?" fragte Unser Herr.

„Warum soll ich Rothkehlchen heißen, wenn ich doch ganz grau bin vom Schnabel bis zum Schwanze? Warum werde ich Rothkehlchen genannt, wenn ich keine einzige rothe Feder mein Eigen nenne?"

Und der Vogel sah Unseren Herrn flehend mit seinen kleinen schwarzen Äuglein an und wendete das Köpfchen. Rings umher sah er Fasane, ganz roth unter einem leichten Goldstaub, Papageien mit reichen rothen Halskrägen, Hähne mit rothen Kämmen, gar nicht von den Schmetterlingen, Goldfischen und Rosen zu sprechen. Und natürlich dachte er, wie wenig nothwendig war, nur ein einziger kleiner Tropfen Farbe auf seine Brust, und er war ein schöner Vogel und sein Name schickte sich für ihn.

„Warum soll ich Rothkehlchen heißen, wenn ich ganz grau bin," fragte der Vogel abermals und wartete, dass Unser Herr sagen sollte:

„Ach, mein Freund, ich sehe, dass ich vergessen habe, deine Brustfedern roth zu malen, aber warte nur einen Augenblick, so wird es geschehen."

Aber Unser Herr lächelte nur still und sagte:

„Ich habe dich Rothkehlchen genannt, und Rothkehlchen sollst Du heißen, aber du musst selbst zusehen, dass du dir deine rothen Brustfedern verdienst."

Und damit erhob Unser Herr die Hand und ließ den Vogel auf's neue in die Welt hinausfliegen.

Der Vogel flog unter tiefen Grübeleien hinab ins Paradies. Was sollte wohl ein kleiner Vogel, wie er, thun können, um sich rothe Federn zu verschaffen?

Das Einzige, was ihm einfiel, war, sein Nest in einen Dornenbusch zu bauen. Er nistete zwischen den Stacheln in dem dichten Dornengestrüpp. Es war, als hätte er erwartet, dass ein Rosenblatt an seiner Kehle haften bleiben und ihr seine Farbe geben würde.

* * *

Eine unendliche Menge von Jahren war verflossen seit diesem Tage, der der froheste der Erde war. Seit dieser Zeit hatten sowohl Thiere als Menschen das Paradies verlassen und sich über die Erde verbreitet. Und die Menschen hatten es so weit gebracht, dass sie es erlernt hatten, den Boden zu bebauen und das Meer zu befahren, sie hatten sich Kleider und Zieraten verschafft, ja sie hatten schon längst gelernt, große Tempel und mächtige Städte zu bauen, wie Theben, Rom und Jerusalem.

So brach ein neuer Tag an, der auch in der Geschichte der Erde lange nicht vergessen werden sollte, und an dem Morgen dieses Tages saß das Rothkehlchen

auf einem kleinen nackten Hügel vor den Mauern Jerusalems und sang seinen Jungen vor, die in einem kleinen Nest in einem niedrigen Dornenbusch ruhten.

Das Rothkehlchen erzählte seinen Kleinen von dem wunderbaren Schöpfungstage und von der Benennung, sowie jedes Rothkehlchen es erzählt hat, von dem ersten an, das Gottes Wort gehört und aus Gottes Hand hervorgegangen war.

„Und seht nun,“ schloss es betrübt, „so viele Jahre sind verflossen, so viele Rosen haben geblüht, so viele junge Vögel sind aus ihren Eiern gekrochen, seit dem Schöpfungstage, so viele, dass keiner sie zählen kann, aber das Rothkehlchen ist noch immer ein kleiner, grauer Vogel, es ist ihm noch nicht gelungen, seine rothen Brustfedern zu erringen.“

Die kleinen Jungen rissen ihre Schnäbel weit auf und fragten, ob ihre Vorfahren nicht versucht hatten, irgend eine Großthat zu vollbringen, um die unschätzbare rothe Farbe zu erringen.

„Wir haben alles gethan, was wir konnten,“ sagte der kleine Vogel, „aber wir sind alle gescheitert. Schon das erste Rothkehlchen traf einmal einen anderen Vogel, der ihm völlig glich, und es begann sogleich, diesen mit so heftiger Liebe zu lieben, dass es seine Brust erglühen fühlte. Ach, dachte es da, nun verstehe ich, es ist Unseres Herrn Absicht, dass ich so heiß liebe, dass meine Brustfedern sich von der Liebesglut, die in meinem Herzen wohnt, roth färben. Aber es scheiterte, so wie alle nach ihm scheiterten, und so wie auch ihr scheitern werdet.“

Die kleinen Jungen zwitscherten missvergnügt, sie begannen schon darüber zu trauern, dass die rothe Farbe nicht ihre kleine flaumige Brust schmücken sollte.

„Wir hofften auch auf den Gesang,“ sagte der alte Vogel, in langgezogenen Tönen sprechend. „Schon das erste Rothkehlchen sang so, dass seine Brust vor Begeisterung schwoll, und es wagte wieder zu hoffen. Ach, dachte es, die Sangesglut, die in meiner Seele wohnt, wird meine Brustfedern roth färben. Aber es scheiterte, sowie alle nach ihm gescheitert sind, sowie auch ihr scheitern werdet.“

Wieder hörte man ein trübseliges Piepsen aus den halbnackten Kehlen der Jungen.

„Wir hofften auch auf unseren Muth und unsere Tapferkeit,“ sagte der Vogel „Schon das erste Rothkehlchen kämpfte tapfer mit anderen Vögeln, und seine Brust glühte von Kampfeslust. Ach, dachte es, meine Brustfedern werden sich roth färben von der Streitlust, die in meinem Herzen flammt. Aber es scheiterte, so wie alle nach ihm scheiterten, so wie auch ihr scheitern werdet.“

Die kleinen Jungen piepsten muthig, dass sie es doch versuchen wollten, den erstrebten Preis zu gewinnen, aber der alte Vogel antwortete ihnen betrübt, dass dies unmöglich sei. Was konnten sie hoffen, wenn so viele ausgezeichnete Vorfahren das Ziel nicht erreicht hatten? Was konnten sie mehr thun als lieben, singen und kämpfen? Was konnten — — —

Der Vogel hielt mitten im Satze inne, denn aus einem der Thore Jerusalems kam eine Menschenmenge gezogen, und die ganze Schar eilte den Hügel hinan, wo der Vogel sein Nest hatte.

Da waren Reiter auf stolzen Rossen, Krieger mit eisenbeschlagenen Sandalen, Henkersknechte mit Nägeln und Hämmern, da waren würdig einherschreitende Priester und Richter, weinende Frauen und allen voran eine Menge wildumherlaufenden Volkes, ein greuliches, heulendes Geleite von Landstreichern.

Der kleine graue Vogel saß zitternd auf dem Rande seines Nests. Er fürchtete eden Augenblick, dass der kleine Dornenbusch niedergetreten und seine kleinen Jungen

getödtet werden würden. „Nehmt euch in acht," rief er den kleinen schutzlosen Jungen zu, „kriecht zusammen und verhaltet euch still! Hier kommt ein Pferd, das gerade über uns dahingeht! Hier kommt ein Krieger mit eisenbeschlagenen Sandalen! Hier kommt die ganze wilde Schar herangestürmt!"

Mit einem Male hörte der Vogel mit seinen Warnungsrufen auf, er wurde still und stumm. Er vergaß beinahe die Gefahr, in der er schwebte.

Plötzlich hüpfte er hinab in das Nest und breitete die Flügel über seine Jungen.

„Nein, das ist zu entsetzlich," sagte er. „Ich will nicht, dass ihr diesen Anblick seht — da sind drei Missethäter, die gekreuzigt werden sollen."

Und er breitete ängstlich die Flügel aus, damit die Kleinen nicht sehen konnten. Sie vernahmen nur donnernde Hammerschläge, Jammerrufe und das wilde Geschrei des Volkes.

Das Rothkehlchen folgte dem ganzen Schauspiel mit Augen, die sich vor Entsetzen weiteten. Es konnte die Blicke nicht von den drei Unglücklichen wenden.

„Wie grausam diese Menschen sind!" sagte der Vogel nach einem Weilchen. „Es ist ihnen nicht genug, dass sie diese armen Wesen auf's Kreuz nageln, nein, auf dem Kopfe des einen haben sie noch eine Krone aus stechenden Dornen befestigt."

„Ich sehe, dass die Dornen seine Stirne verwundet haben, so dass Blut fließt," fuhr es fort. „Und dieser Mann ist so schön und sieht mit so milden Blicken um sich, dass Jeder ihn lieben müsste. Es ist mir, als gienge eine Pfeilspitze durch mein Herz, wenn ich ihn leiden sehe."

Der kleine Vogel begann ein immer stärkeres Mitleid mit dem Dornengekrönten zu fühlen. „Wenn ich mein Bruder, der Adler, wäre," dachte er, „würde ich die Nägel aus seinen Händen reißen und mit meinen starken Klauen all' diese verscheuchen, die ihn peinigen."

Es sah, wie das Blut auf die Stirne des Gekreuzigten tropfte, und da konnte es nicht mehr in seinem Neste stille bleiben.

„Wenn ich auch nur klein und schwach bin, muss ich doch etwas für diesen armen Gequälten thun können," dachte der Vogel, und er verließ sein Nest und flog hinaus in die Luft, weite Kreise um den Gekreuzigten beschreibend.

Er umkreiste ihn mehrere Male, ohne dass er sich getraute heranzukommen, denn er war ein scheuer kleiner Vogel, der es nie gewagt hatte, sich einem Menschen zu nähern. Aber so allgemach fasste er Muth, flog ganz nahe heran und zog mit seinem Schnabel einen Dorn aus, der in die Stirn des Gekreuzigten gedrungen war.

Aber während er dies that, fiel ein Tropfen von dem Blute des Gekreuzigten hinab auf die Brust des Vogels. Der verbreitete sich rasch und färbte all die kleinen zarten Brustfedern.

Wie der Vogel wieder in sein Nest kam, riefen ihm seine kleinen Jungen zu: „Deine Brust ist roth, deine Brustfedern sind röther als Rosen!"

„Es ist nur ein Blutstropfen von der Stirne des armen Mannes," sagte der Vogel. „Er verschwindet, so wie ich in einem Bach bade oder in einer klaren Quelle."

Aber wie der kleine Vogel auch badete, verschwand doch nicht die rothe Farbe von seiner Brust, und als seine kleinen Jungen herangewachsen waren, leuchtete die blutrothe Farbe auch von ihren Brustfedern, so wie sie auf jedes Rothkehlchens Brust und Kehle leuchtet, bis auf den heutigen Tag.

---

Redacteur: Dr. Franz Schnürer.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



